Jahresberichte

Philologischer Verein, Berlin

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

ACHTUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1902.

INHALT.

1.

Livius.

Von den in meinen früheren Jahresberichten besprochenen Livius-Ausgaben oder auf das Werk des Livius bezüglichen Schriften haben einige nachträglich auch anderswo eine Besprechung gefunden. Folgende Rezensionen sind mir bekannt geworden:

Livius B. 29—30, erklärt von Weifsenborn, 4. Auflage von H. J. Müller (R. Bitschofsky, Zeitschr. f. d. österr. G. 1900 S. 1082—1084). — Livius B. 42, herausgegeben von Zingerle (E. T., Rev. crit. 1901 S. 118f.; A. Schmidt, Zeitschr. f. d. österr. G. 1901 S. 312—313; F. Luterbacher, N. phil. Rdsch. 1901 S. 386—388). — Livius B. 45, erklärt von Pflüger (A. Funck, Gymnasium 1901 S. 565; F. Luterbacher, N. phil. Rdsch. 1900 S. 518—520; R. Bitschofsky, Zeitschr. f. d. österr. G. 1901 S. 313—316). — Curschmann, Zur Inversion der römischen Eigennamen I (Archiv f. lat. Lex. XII S. 143). — Hammelrath und Stephan, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische, Heft 1 (Weifsenberger, Bl. f. d. GSW. 1901 S. 121). — Jonas, Stoffe zum Übersetzen ins Lateinische (Zeitschr. f. d. österr. G. 1901 S. 456—457).

Aufserdem ist hinzuweisen auf die „Übersicht über die Livius betreffende Litteratur aus den Jahren 1897—1900“ von F. Fügner in dem Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 1901 S. 259—272.

I. Ausgaben.

1) T. Livi ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von E. Wölfflin. Fünfte Auflage. Mit einer Karte. Leipzig 1900, B. G. Teubner. IV u. 130 S. 8. 1,20 ℳ.

F. Luterbacher, der diese Ausgabe seit der dritten Auflage (1884) in seine Obhut genommen hat, ist gewissenhaft bemüht, die Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung für sie zu verwerten. In der vierten Auflage (1891) nahm er in Übereinstimmung mit der Ausgabe von Luchs 12 Änderungen im Texte vor; in der vorliegenden fünften Auflage hat er weitere 21 folgen lassen, indem er alle Klammern aus dem Texte entfernte und teils einzelne Wörter beseitigte, teils andere Lesarten aufnahm. Dementsprechend ist der Anhang (S. 120—126) etwas erweitert

worden; er enthält die Abweichungen von der Luchsschen Ausgabe. S. 127—130 erörtert der Herausgeber kurz die Frage, auf welchem Wege Hannibal die Alpen überschritten hat.

Von den im Text neu erscheinenden Lesarten mögen folgende zwei erwähnt werden: 6,8 *Tampilus* (statt *Tamphilus*, wie in CM überliefert ist) nach cod. Vat. saec. IX zu Cic. Phil. 5, 27; — 63, 3 *habuerat. invisus etiam patribus* ⟨*erat*⟩ nach dem Vorschlage von H. J. Müller.

In dem Kommentar sind einige Citate, namentlich griechische, und die historisch-kritischen Notizen gestrichen worden; andererseits haben einige Zusätze Aufnahme gefunden, die geeignet sind, dem jugendlichen Leser das Verständnis zu erleichtern.

Die beigegebene Karte ist klar und übersichtlich, die ganze Ausstattung des Buches vortrefflich.

2) T. Livi ab urbe condita liber XXIIII. Für den Schulgebrauch erklärt von H. J. Müller. Zweite Auflage. Mit einer Karte von Syrakus und Umgegend. Leipzig 1901, B. G. Teubner. IV u. 121 S. 8. 1,20 *M*.

Obgleich in den dreiundzwanzig Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Heftes die Kritik des Livius-Textes bedeutend gefördert worden ist und manche neue Lesart einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit gewonnen hat, dafs man sie unbedenklich aufnehmen könnte, so habe ich doch von wesentlichen Änderungen Abstand genommen. Für den Schüler ist es ja gleichgültig, ob es im Texte so oder so heifst, wenn das Gebotene nur lesbar ist und nicht gegen Sprachgesetze verstöfst. Der Lehrer aber findet in dem ausführlichen Anhange eine bis auf die neueste Zeit fortgeführte Übersicht über die Beiträge zur Kritik und Erklärung dieses 24. Buches, soweit sie dem Herausgeber von Bedeutung zu sein schienen.

Folgende Kleinigkeiten sind im Texte geändert worden. Es heifst jetzt 3, 3 *aberat* ⟨*ab*⟩ *urbe*, weil dies der Sprachgebrauch des Schriftstellers fordert. — 4, 3 und weiterhin hat der Name des Syrakusaners Adranodorus jetzt die ihm zukommende Form erhalten. — 7, 2 *profectus esset*, weil der Indikativ eine gezwungene Erklärung verlangt, die dem Schüler nicht einleuchten kann. — 8, 15 *quibus* ⟨*non egebat*⟩, weil die bisherige Ergänzung, an der selbst Mg. keinen Anstofs nahm, grammatisch unhaltbar war. — 9, 10 *in* ⟨*eam rem*⟩ *exemplum exquireret* („hierfür"); dies ist mir nachträglich richtiger erschienen als *in* ⟨*eo*⟩, was im Anhange an erster Stelle Erwähnung gefunden hat. — 15, 1 *primi omnium* ⟨*volones*⟩, weil man sonst nicht weifs, wer die ersten gewesen sind. — 22, 4 *reddat* als überlieferte La. wiederhergestellt, da sie sich erklären läfst. — 22, 13 ist *eam* vor *orsus* durchaus unverständlich; für *eãorsus* ist auf Fügners Vorschlag nach dem stehenden Sprachgebrauche des Livius, der

auch anderen Schriftstellern, wie z. B. Curtius, eigen ist, *exorsus* geschrieben worden. — 25, 2 ist nur das vor *Hieronymum* überlieferte *fecisse* gestrichen worden; es heifst also jetzt wie in anderen Ausgaben: *quid enim sua sponte Hieronymum, puerum ac vixdum pubescentem, facere potuisse?* — 30, 8 ⟨*in*⟩ *Leontinos*, weil Livius bei diesem Namen sonst stets die Präposition hinzugefügt hat. — 33, 6 *legesque* ⟨*suae*⟩, weil zur Bezeichnung der politischen Selbständigkeit das Pronomen unerläfslich ist. — 36, 7 *in Africam*; die Auslassung der Präposition beruhte auf einem Druckfehler. — 42, 8 *octo et octoginta*, weil sonst wenigstens *duodenonaginta*, wie es die Schüler lernen, zu schreiben wäre. — 43, 6 ⟨*et ex* . .⟩, um den Ausdruck gefälliger zu machen. — 44, 4 ⟨*P.*⟩ *Lentulo*, der Symmetrie wegen. — 45, 2 *traxisset*⟨*que*⟩ statt ⟨*et*⟩ *traxisset*. — 45, 3 ist das nicht notwendige ⟨*hoc*⟩ beseitigt worden. — 45, 5 ⟨*et*⟩ statt ⟨*aut*⟩, was der Sinn zu verlangen scheint. — 47, 14 nicht *sex*, sondern *septem* (*milia*); denn das ist in der handschriftlichen Überlieferung enthalten.

Der Kommentar ist genau revidiert worden und hat eine kleine Erweiterung erfahren. Es fanden sich einige Ausdrücke, die eine Erklärung nicht entbehren zu können schienen. Manches hat eine präzisere Form erhalten. Irrtümer und Ungenauigkeiten sind, glaube ich, nirgends vorhanden; auch Abkürzungen finden sich nicht mehr.

Der Anhang (30 Seiten) ist mit Rücksicht auf die neuere Litteratur erweitert worden.

Beigegeben ist eine neue Karte von Syrakus und Umgegend.

Die Ausstattung des Buches ist recht gut.

3) **W. Soltau, Präparation zu T. Livii ab urbe condita libri.** Krafft und Ranke's Präparationen für die Schullektüre. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel.
Heft 76: Livius Buch I, 24 S. gr. 8. 0,50 ℳ.
Heft 64: Livius Buch V—X in Auswahl, 46 S. gr. 8. 0,75 ℳ.
Heft 68: Livius Buch XXIII—XXVI in Auswahl, 33 S. gr. 8. 0,60 ℳ.
Heft 70: Livius Buch XXVII—XXX in Auswahl, 29 S. gr. 8. 0,55 ℳ[1]).
Vgl. WS. f. klass. Phil. 1901 Sp. 1180.

Diese vier Hefte schliefsen sich an zwei frühere an, welche die Präparation zu den Büchern 21 und 22 enthalten, und sind nach denselben Grundsätzen und in derselben Art gearbeitet wie diese; vgl. JB. 1900 S. 11 f.

Die einzelnen Abschnitte tragen eine Überschrift; von den ausgelassenen Partieen ist der Inhalt ganz kurz angegeben worden; in der Präparation begegnet manches, worüber ich anders denke.

[1]) Der Preis vermindert sich, wenn 10 Exemplare auf einmal bezogen werden, bei Heft 76 auf 3,50 ℳ, bei Heft 64 auf 6 ℳ, bei Heft 68 auf 4,50 ℳ und bei Heft 70 auf 4 ℳ.

Eine Schwierigkeit lag für den Verfasser darin, dafs er seine Präparation nicht an einen von ihm selbst im Wortlaut festgestellten Text anschliefsen konnte. Natürlich hat er seiner Arbeit eine bestimmte Ausgabe zu Grunde gelegt (wie es scheint, die Weifsenbornsche Textausgabe), und dieser hat er nun folgen müssen; aber in anderen Texten sind die Lesarten zum Teil verschieden. Zu diesen hat er hier und da Stellung genommen, weil die ihm vorliegende Lesart nicht erklärbar schien; aber er mufste von jenen ausgehen und selbst Inkonsequenzen äufserlicher Art beibehalten, die er in einem eigenen Texte zweifellos beseitigt haben würde. So begegnet *caeremonia* neben *cerimonia* und *ceremonia*, *coicio* neben *conicio*, *detracto* neben *detrecto*, *scaena* neben *scenicus*, *percontor* neben *percunctor*, *clipeus* neben *clypeus*; manche Schreibweisen sind veraltet; in den Komposita erscheint die Assimilation der Präposition bald vollzogen, bald nicht; *exsupero* neben *execror* u. a. m.

An mehreren Stellen hält, wie gesagt, der Verfasser den Wortlaut in seiner Textvorlage für unrichtig. Er giebt dann dem Schüler die Anweisung, eine andere Lesart in sein Buch einzutragen („lies:...“), und kommentiert diese.

Heft 76 enthält das ganze Buch I. Verfasser liest:

1, 21, 1 *pro timore legum ac poenarum metu* mit Kleine unter Hinweis auf Ovid Fast. 1, 251. — 52, 6 „binosque ex singulis ist Glossem“. — 59, 12 sei wohl *senioribus* zu schreiben.

Heft 64 enthält: V 19—22. 32, 5—55, 5. — VI 1, 1—6, 2. 34—42. — VII 1, 1—6, 6. 9, 7—15, 8. 23—26. — VIII 1—14. 22, 5—23, 17. 24. — VIIII 1—11. 17—19. 29—30. — X 24—31. 38—47. Verfasser bemerkt Folgendes:

V 39, 4 „*conplorati* — *mortuique* entweder ein Glossem oder in Parenthese zu setzen“; letzteres annehmbar. — 41, 5 *dilapsi ad praedandum* (st. *praedam*); allein derselbe Ausdruck findet sich 4, 55, 4; aufserdem hat sich Livius angewöhnt, zu *ire*, *abire*, *exire*, *proficisci*, *descendere*, *mittere* die Form *praedatum* hinzuzusetzen. — 46, 2 *Gabino cinctu* (st. *Gabino cinctu* ⟨*cinctus*⟩); doch ist diese Änderung nicht notwendig, da beide Ausdrucksweisen gebräuchlich sind. Aufserdem verdient Beachtung, dafs die Form *cinctus* in drei Handschriftenklassen erscheint, denen allein der Veronensis mit *cinctu* gegenübersteht. Ich halte es für sehr wohl möglich, dafs dies von dem gescheiten und sprachkundigen Redaktor aus *cinctus* hergestellt ist, und neige mehr zu der Annahme, dafs der Schreiber des Archetypus, als er *cinctu* zu schreiben begonnen hatte, zum folgenden Worte abgeirrt sei; aber ich würde *Gabino cinctu* ⟨*incinctus*⟩ vorziehen wegen 8, 9, 9 und 10, 7, 3.

VI 1, 3 fragt der Verfasser: „Sollte zu lesen sein *ante pedes eius et Iunonis?*“ Hierauf wird der Lehrer, an den diese Frage doch wohl gerichtet ist, vermutlich mit „nein“ antworten; denn

verständlich wird die Stelle dadurch nicht, und man verzichtet wohl besser auf Kombinationen und Konjekturen zur Erklärung des überlieferten Wortlautes. Neben *eius et Junonis* vermifst man durchaus *et Minervae*, da die drei Schalen augenscheinlich für diese drei Götter bestimmt waren, und dabei bleibt *in Jovis cella* doch unklar; es müfste etwa *in Jovis templo* heifsen. Hier also genügt es, den Schüler auf die Verkehrtheit dessen, was im Texte steht, aufmerksam zu machen.

VII 10, 13 empfiehlt er *inter carmina propemodum* . ., was sich hören läfst, da *carminum prope modum* nicht verbunden werden kann; aber mir scheint *propemodum* zu *incondita quaedam* nicht recht zu passen, und darum ziehe ich Madvigs Verbesserung vor.

VIII 3, 1 *pro clipeis gerere* (st. *fecere*); an *fecere* nehme auch ich Anstofs, jedenfalls ist dies nicht = „sie liefsen sich machen", wie Wfsb. erklärt. — 4, 3 liest er *secernere ab se consilia* mit Mg. und erklärt 8, 4 *ordo* — *habebat* für ein Glossem mit Wfsb., ebenso 8, 7 *earum* — *homines erant* mit Mms.

VIIII 17, 1 „mit den Worten *nihil minus* — *videri potest* entschuldigt Livius die spätere Einlage dieser Kapitel (Hermes 29, 611)". Diese Bemerkung wäre besser, wie alle nur für den Lehrer bestimmten, als Fufsnote unter den Strich gekommen.

X 29, 8 „man erwartet statt *equitum* etwa *peditum* oder *hostium*"; die meisten neueren Ausgaben haben *peditum* (Mg.) aufgenommen. — 40, 2 tritt er für *lustrum inde vicesimum fuit* ein, wie meist gelesen wird.

Heft 68 enthält: XXIII 1—10. 11, 1—15, 6. 32—41. — XXIIII 1—7. 21—42. — XXV 7, 10—11, 20. 23—41. — XXVI 4—20. 41—51. Der Verfasser schlägt vor zu lesen:

XXIII 41, 11 *aestu secundo* (ς).

XXV 24, 6 „*partium sensu* ist wohl verschrieben".

XXVI 6, 3 „es ist wohl *ad Volturnum* zum Flusse Volturnus zu lesen".

Heft 70 enthält: XXVII 15, 4—16, 16. 17, 1—20, 8. 25, 11—29, 8. 39—51. — XXVIII 12—37. — XXVIIII 1—9. 23, 1—36, 12. — XXX 3—17. 29—45. Der Verfasser schlägt vor zu lesen:

XXVII 39, 13 *spe sua celerioris* (Luchs), worin ihm beizustimmen ist.

XXVIII 16, 12 „der Text ist verderbt, namentlich fehlt ein Verbum, von dem der acc. c. inf. abhängig ist".

4) M. Kley, Präparation zu Livius. Buch XXI. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. 66 S. gr. 8. 0,60 *M*.

Seit einigen Jahren erscheint im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und W. Kohlhammer in Stuttgart eine Sammlung von Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schrift-

stellern, deren Verfasser bei der Ausarbeitung an bestimmte Grundsätze gebunden sind. In erster Linie soll den Schülern das zeitraubende Aufschlagen der Vokabeln erspart, sodann aber durch Erläuterungen und Winke so viel Hülfe gewährt werden, dafs sie bei der häuslichen Vorbereitung aus eigener Kraft ein Verständnis des Satzbaues gewinnen und eine wörtliche Übersetzung finden können. Sachliche Erklärungen sowie Angaben freierer Übersetzungen sind ausgeschlossen und bleiben dem Unterrichte vorbehalten. Es ist ein sehr grofses Format gewählt worden, damit ein ordnungswidriger Gebrauch in der Schule unmöglich sei.

Diesen Grundsätzen ist der Verfasser der vorliegenden Präparation streng gefolgt. Dabei zeugen seine Angaben durchweg von praktischer Erfahrung, pädagogischem Takt und grofser Sorgfalt in der Auswahl und Ausführung. Die ganze Arbeit macht einen wohlthuenden Eindruck und ist im Schulgebrauch jedenfalls mit Nutzen zu verwenden. Ich habe nichts gefunden, woran man ernstlich Anstofs nehmen könnte.

In einer gewissen Verlegenheit befand sich der Verfasser, weil er an die Lesarten des zu Grunde gelegten Textes (des Teubnerschen Schultextes von M. Müller) gebunden, aber mit diesen, wie es scheint, nicht überall einverstanden war; denn er fügt hier und da hinzu: andere Lesart so und so. Dies wird vermutlich dazu führen, dafs die abweichenden Lesarten mit den Schülern besprochen werden; hält das nicht den Unterricht auf, und ist es überhaupt für die Schüler von Nutzen? Wenn dabei (ich hebe nur diese zwei Stellen hervor) zu 31, 11 als andere Lesart *glareosa* erwähnt wird, so ist zu erwarten, dafs der Schüler mit „kieselreichen Felsblöcken" nichts anzufangen weifs; zu 62, 5 dagegen hätte ihm mit der „anderen Lesart" Rupertis der Weg sehr geebnet werden können.

Bei Aufführung der Vokabeln ist von der Grundbedeutung ausgegangen, gewöhnlich auch auf die Ableitung hingewiesen und aus den Bedeutungen, die das betreffende Wort namentlich bei Livius hat, die für die jedesmalige Stelle brauchbare entwickelt worden. Dazu treten, in anderem Druck, syntaktische und stilistische Bemerkungen, Erläuterungen des Zusammenhanges und Hinweise auf Konstruktionen und Sprachgebrauch (nicht sehr zahlreich). Am Schlufs sind in einem Verzeichnisse die Wörter und Redensarten, die in der Präparation vorkommen, alphabetisch „zur Repetition" zusammengestellt.

Nicht selten ist von der Frageform Gebrauch gemacht, im allgemeinen in recht zweckmäfsiger Weise; aber auch auf die Fragen: 19, 3 *censuisset*: Konjunktiv von welchem Tempus?; 41, 17 *fuerit*: was für ein Tempus?; 46, 17 *vidissent*: was für ein Konjunktiv?; 62, 10 *stetisset*: was für ein Tempus? werden die Antworten recht äufserlich ausfallen, und es wäre eine Belehrung vielleicht zweckmäfsiger gewesen.

16, 1 ist wohl *excidium* zu lesen und *excido* zu streichen; 19, 1 ist *derectus* „von *de-* oder *dirigo*“ für den Schüler irreführend.

5) Des Titus Livius Römische Geschichte seit Gründung der Stadt, im Auszuge herausgegeben von Franz Fügner. Hilfsheft. Mit einer Karte. Leipzig und Berlin 1901, B. G. Teubner. VIII u. 256 S. 8. geb. 2 *M*.

Mit diesem Hefte ist Fügners Livius-Schulausgabe abgeschlossen. Es reiht sich den beiden anderen Heften (Text und Kommentar; s. JB. 1898 S. 6 ff. und 1900 S. 8 ff.) würdig an und ist wohlgeeignet, den Schülern ein gründliches Wissen zu vermitteln, das sie bei der Lektüre unterstützt und ihr Verständnis fördert. Die Reichhaltigkeit des Buches erkennt man aus folgender Inhaltsübersicht (13 Hauptabschnitte):

1. Überleitung zur Liviuslektüre. — 2. Das Leben des Titus Livius. — 3. Livius' Wesen und Weltanschauung. — 4. Das Werk des Livius. — 5. Die Sprache des Livius. — 6. Der Schauplatz des 2. punischen Krieges. — 7. Der Gang des Krieges. — 8. Die führenden Männer im 2. punischen Kriege. — 9. Die Stadt Rom. — 10. Die Verfassung der römischen Republik. — 11. Die Verwaltung der römischen Republik. — 12 Die Religion der Römer. — 13. Metrologie. — Diese Hauptabschnitte zerfallen in viele Unterabteilungen, wie z. B. Nr. 7 in 29 kleine Kapitel von je 2—3 Seiten. Als besonders wichtig und mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet sind zu nennen: Nr. 5 a) allgemeine Beurteilung der Sprache des Livius; b) Eigentümlichkeiten: α) der Wortvorrat, lexikalische und semasiologische Bemerkungen; β) Wortverbindungen (Phraseologie); γ) zur Grammatik und Stilistik. — Nr. 10 a) das römische Volk, seine Gliederung und seine Rechte; b) der Senat; c) Staatsämter: α) die Magistrate im allgemeinen, β) die einzelnen Magistrate. — Nr. 11 a) die Finanzen; b) das Heerwesen: α) das Bürgerheer, β) die Bundesgenossen und Hülfstruppen, γ) Dienstverhältnisse (Sold, Zucht u. s. w.), δ) die Flotte. — Ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigeren Namen und Sachen (S. 250—256) ermöglicht es dem Schüler, das, worüber er sich orientieren will, schnell aufzufinden.

Hierzu kommen: 27 Abbildungen im Texte und eine Karte mit den Skizzen der Schlachtfelder 1) am Trebia, 2) am Trasimennus, 3) bei Kannä, 4) am Metaurus, 5) in Afrika (bei Zama).

Aus dieser Übersicht erkennt man, dafs in dem Buche viel enthalten ist, und doch möchte man kaum etwas für überflüssig erklären. Mit richtiger Unterscheidung des Notwendigen und minder Wichtigen hat der Verfasser, stets seinen eigenen Weg gehend, das eine ausführlich, das andere kurz behandelt, überall aber auf die Fassungskraft und das Bedürfnis der Schüler Rück-

sicht genommen. Dabei ist dem Ganzen eine so klare und anziehende Form der Darstellung gegeben worden, dafs der Schüler sich gefesselt fühlen und an der Lektüre des Buches seine Freude haben wird.

Natürlich hat der Verfasser die Abschnitte der dritten Dekade, die das Textheft enthält, zum Ausgangspunkt genommen und seine Belehrungen an alles hier der Aufklärung Bedürftige angeschlossen; aber mit Recht hat er sich die Grenzen nicht zu eng gezogen und auch die anderen Teile des Livianischen Geschichtswerkes in Betracht gezogen, damit dieses Hülfsheft zugleich denen dienen kann, die sich im Unterricht mit einer Auswahl aus der dritten Dekade nicht begnügen wollen. Er wollte „für jeden Livius-Leser die nötigsten sachlichen und sprachlichen Dinge behandeln“. Darum wird er in einer neuen Auflage, was man nur billigen kann, die sämtlichen Citate aus dem Text entfernen und als Fufsnoten unter dem Striche bringen.

Was den Stoff selbst betrifft, so hat sich der Verfasser an die besten Quellen gehalten und sie, wie er selbst sagt, ohne Furcht vor übler Nachrede ausgiebig benutzt. Die schulmäfsige Verarbeitung, d. h. die sachgemäfse Auswahl des Notwendigen und die für die jungen Leser passende Darstellung, ist sein Werk; ja alles, was über den Wortschatz, die Syntax und den Stil der Livianischen Sprache gesagt ist, rührt von ihm allein her. So ist das Ganze eine durchaus selbständige Leistung, und das Gebotene ist nicht nur zuverlässig, was sich bei einem Livius-Kenner, wie Fügner ist, von selbst versteht, sondern auch gründlich und gediegen, wie man es von einem so tüchtigen Schulmanne erwarten durfte.

Der Verfasser des Buches spricht den Wunsch aus, dafs, wo sich der verbindlichen Einführung Hindernisse in den Weg stellen sollten, wenigstens die Schülerbibliothek mit mehreren Exemplaren versehen und geeigneten Schülern die Erwerbung des Buches ans Herz gelegt werden möchte. Diesem Wunsche schliefse ich mich aus Überzeugung an.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung vortrefflich.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

a) Abhandlungen.

6) A. Zingerle, Zu Livius. Wiener Studien B. XXIII (1901) S. 106—108.

22, 15, 1 möchte Z. „*pariter* nach einem neueren Vorschlage doch nicht ohne weiteres streichen, sondern, wenn schon eine Änderung nötig, das Wort lieber noch mit Jac. Gronovius in *acriter* ändern“. Verstehe ich dies richtig, so will Z. in erster Linie *pariter* beibehalten, was ich mit Gr. nicht für angängig

halte, wenigstens scheint mir Weifsenborns Erklärungsversuch verfehlt zu sein, und dasselbe ist wohl von Gronovs Vorschlage zu sagen, der unter Abänderung der Interpunktion *ab utrisque* für *prius ab illis* schreiben wollte. Jakob Gronov hat für seine Konjektur *acriter*, ebenso wie Z. es thut, auf Praef. 9 hingewiesen; allein zu der Redensart *animum intendere* pafst das Adverbium besser als zu *intentus*, das Livius meines Wissens nicht mit einem solchen Adverbium verbunden, sondern kompariert hat (*intentior*, *intentissimus*). Für Z. ist auch hauptsächlich eine Äufserlichkeit bestimmend gewesen. „Denn wie sollte sonst hier die Entstehung des auffallenden *inter* mitten unter anderen *in* zu erklären sein, wenn nicht durch die Nähe eines anderen, mit *ter* ausklingenden Wortes?" Das „mitten unter" ist nicht genau zu nehmen und wohl bedeutungslos, und *pariter* geht ja voraus. Bei dem „neueren Vorschlage" ist keineswegs vorausgesetzt, dafs erst der Schreiber des P dieses Wort eingeschwärzt habe. — 39, 21 schlägt Z. vor: *nec ego, ut nihil agatur*, ⟨*auctor sum*⟩, *sed ut*.. Er sagt: „Der Ausfall dieser zwei Worte zwischen *agatur* und *sed ut* wäre nach den Überlieferungsverhältnissen wohl denkbar". Wem das einleuchtet, der folge ihm! Sucht man nach äufserer Ähnlichkeit der Buchstaben, so ist Nováks ⟨*hortor*⟩ näherliegend; andere fügen an dieser Stelle ⟨*moneo*⟩ oder ⟨*suadeo*⟩, Hertz ⟨*rogo*⟩ hinter *ego* ein.

23, 17, 4 billigt Z. die von mir vorgeschlagene Umstellung des *inde*, doch will er es lieber mit ς hinter *obsidere* stellen, wogegen sich nichts einwenden läfst. *inde* steht zwar hinter *videt* ebenso richtig (vgl. 8, 9, 12; 23, 23, 5); aber wenn man die von mir zu 4, 47, 2 citierten Stellen nachschlägt, findet man, dafs Livius ein solches den sog. Nachsatz beginnendes *inde* häufiger an die zweite Stelle gesetzt hat. Zingerle meint, das erste Wort sei dann ein betontes; aber das ist nicht stets der Fall, so auch an unserer Stelle nicht. — 17, 8 will Z. nach meinem Vorschlage (JB. 1893 S. 31) lesen: *ne quis tum*⟨*ultus tam*⟩ *propinquis hostium castris Capuae quoque oreretur*. Die Verschreibung *orerecurrunt* (P) erklärt er so, „dafs das *runt* einfach aus dem vorhergehenden *perfugerunt* herabdrang". Aber *perfugerunt* steht recht weit entfernt (in der Luchsschen Ausgabe drei Druckzeilen vorher).

7) R. Novák, Liviana. Ceské museum filologické. Band VII S. 28—56.

2, 4, 2 will N. lesen: *quorum memoria vetustate abiit*. Diese Umstellung sei nötig, weil sonst *quorum vetustate* zusammengenommen werde; aufserdem würde der Satz mit acht kurzen Silben schliefsen, 'qualis clausula in graviore sensus interstitio non usquam est apud hunc scriptorem'. Dafs Livius solche Satzschlüsse vermieden habe, zeigt er an einigen Beispielen

(5, 20, 6 *petere partem*; 5, 27, 6 *didicimus gerere*; 7, 34, 13 *potuerimus esse*). Die in den Hss. überlieferte Wortfolge ist in der That höchst auffallend. — 5, 4 verlangt er von neuem die Streichung von *que* hinter *firma*, da *esse* zu einem Dativ des Gerundivums bei Livius nur dann hinzutrete, wenn das zu dem Gerundivum gehörige Substantivum im Singular stehe und nicht noch mit einem zweiten Substantivum verbunden sei. Ich bin gleichfalls der Meinung, dafs *templis quoque ac porticibus sustinendis* zu *firma* gehört, meine aber, dafs *firmaque* beibehalten werden kann, wenn man vorher mit Gr. *tam* in *iam* verwandelt.

3, 51, 9 sieht N. in der Lesart des V.: . . . *entiaagmine* eine irrtümliche Voraufnahme von *īau*]*enti* und empfiehlt das attributlose *agmine*, mit dem sich bisher auch alle Ausgaben begnügt haben.

5, 36, 10 erklärt sich N. gegen die La. Madvigs und gegen die meine. Erstere hat allerdings gar keinen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit; die andere ist nicht einwandsfrei (für das überlieferte *cladis forte* . . *acceptae* habe ich ⟨*si*⟩ *clades forent* . . *acceptae* vorgeschlagen), weil *forem* (*fore*), wenn es vor dem Participium steht, von diesem nie durch andere Wörter getrennt erscheint (mit Ausnahme von 4, 11, 2!). Darum behält N. das Überlieferte bei, streicht aber *forte*, für das er keine probable Erklärung weifs. Darin liegt die Schwierigkeit. Ohne *forte* wäre in der That alles in Ordnung; aber womit soll man die Tilgung begründen?

21, 5, 3 meint er, dafs, wenn das Verbum *iungere* richtig überliefert sei, an *iungendisque* ⟨*imperio*⟩ gedacht werden könne, und vergleicht 21, 2, 7. Mir leuchtet das nicht ein. Ob ein Zusatz wie *imperio* (oder dann vielleicht besser *imperio suo*) durchaus notwendig ist, wage ich nicht zu entscheiden; brauchbar ist er natürlich sehr. Aber *iungendisque* mufs erst durch Änderung gewonnen werden, und pafst das überhaupt, wenn man es zu dem vorhergehenden *finitimis domitis gentibus* in Beziehung setzt? Die *domitae gentes* waren damit zugleich *imperio iunctae* aber durch das *iungere* anderer Völker, und zwar hier der Sguntiner, schien Hannibal zu diesem Kriege veranlafst worden zu sein. An *iungendo* wird man daher wohl festhalten müssen; aber für die Richtigkeit der Stelle verbürge ich mich nicht. — 39, 5 ist *iunxisset* in CM überliefert, und man vermifst die verbindende Partikel. Da *expugnarat* voraufgeht, schreiben einige mit Wfsb. ⟨*ac*⟩ *iunxisset*, andere mit Alschefski ⟨*et*⟩ *iunxisset*, wieder andere mit ς *iunxissetque*. Für letzteres hat sich Luchs entschieden, und dafs dies den Vorzug verdient, ist nach den Beispielen, die N. anführt, nicht zu bezweifeln. Livius hat *que* ganz deutlich bevorzugt, wenn in dem Satze oder Satzgliede das verbum finitum am Anfange steht. An drei Stellen hat er *atque*, was sich daraus erklärt, dafs ein *que* unmittelbar vorher-

geht oder nachfolgt. An 14 Stellen hat er *et*, weil *que* an ein Wort mit kurzem *e* am Ende oder an eine Form von *esse* hätte angefügt werden müssen, was Livius vermieden hat (vgl. weiter unten über 41, 28, 10). Endlich begegnen vier Stellen mit *et*, wo sich kein Grund für die Verschmähung des *que* anführen läfst; von dieser gehören aber drei der vierten Dekade an, eine der dritten und zwar dem 24. Buche, und es scheint ratsam, in einem früheren Buche diese Ausdrucksweise nicht durch Konjektur herzustellen.

22, 20, 7 liest man *praelecta est ora sed;* mit Recht hebt N. hervor, dafs *est* nicht nötig und mit Unrecht in der Überlieferung entdeckt worden sei. *oras,* wie P hat, sei dadurch entstanden, dafs der Schreiber das *s* von *sed* hinzunahm, *praelectas* dadurch, dafs es dem folgenden *oras* assimiliert wurde.

29, 23, 9 hält N. die La. *adnuenti* für nötig, schon wegen der Deutlichkeit; vgl. 21, 44, 8. — 28, 10 kann der Wortlaut nicht richtig sein. *speculatum* und *ad turbandos egredientis* wäre eine statthafte Verbindung (vgl. 34, 62, 5), nicht aber *ad mare turbandosque egredientis.* Nov ákändert *turbandosque* in *turbatumque,* wogegen sich nichts weiter einwenden läfst, als dafs die Änderung nicht leicht ist.

30, 15, 9 ist das Simplex *solatur* dichterisch und findet sich bei Livius nur hier; sonst gebraucht er stets *consolari* (vgl. die ähnlichen Stellen 26, 21, 17 und 26, 35, 8). Ob dies herzustellen sei, 'quo magis inclinat animus', läfst N. unentschieden. — 38, 3 empfiehlt N. von neuem die veränderte Wortfolge *usquam alio quam,* da es von Livius durchaus vermieden worden sei, zwei *quam* auf einander folgen zu lassen. Die angeführten Beispiele, welche beweisen sollen, dafs Livius hierauf geachtet habe, sind allerdings bemerkenswert, namentlich 4, 48, 13: *nec se ullam opem cernere aliam usquam praeterquam in tribunicio auxilio,* weil er nach *alius quisquam* (*umquam, usquam*) sonst nie *praeterquam* gesetzt hat.

35, 8, 7 schreibt N. *nunc videri amotum* (die Hss. haben *nunc videre se admonitum,* woraus die ältesten Ausgaben *nunc videri esse amotum* gemacht haben, was sich bis in die neuesten Ausgaben erhalten hat). *Se* habe der Schreiber hinzugesetzt, nachdem er *videre* statt *videri* gelesen und geschrieben habe, oder es stecke in *se* das *si,* das gleich nachher (hinter *qui*) fehle. Mit der Streichung des *se* wird N. das Richtige getroffen haben. Wenn von *videor* u. s. w. ein sog. Nominativ mit Infinitiv abhängt und dieser aus *esse* mit einem Participium besteht, so läfst Livius beim Infinitiv des Perfektums entweder *esse* aus (so gewöhnlich), oder er stellt *esse* hinter das Participium (mit alleiniger Ausnahme von 1, 51, 6).

38, 49, 6 wird nach M in den Ausgaben gelesen: *gloriandi de me*; diese Ausdrucksweise begegnet mehrmals bei Cicero, bei

Livius aber sonst nicht (Livius sagt blofs *gloriari*), und *de me* fehlt in den anderen Hss. und älteren Ausgaben. 'Haec altera scriptura non videtur neglegenda'.

39, 15, 8 ist die Entscheidung gleichfalls unsicher. M und Mog. haben *necesse est exterreamini*, die anderen Hss. und älteren Ausgaben *necesse est exterreri animos*. Für jenes spricht der Sinn, für dieses der Gebrauch des Schriftstellers, der nach *necesse est* immer die Infinitivkonstruktion anwendet (7, 35, 6 beweist nichts dagegen). — 22, 1 schlägt N. vor: *decem deinde ⟨dies continuos magno⟩ adparatu ludos . . fecit*, was allerdings dem Sinne wie der Diktion des Schriftstellers entspricht. Aber diese Emendation vollzieht sich nicht eben leicht, da aufser der Einfügung eine Wortveränderung und eine Umstellung notwendig ist. Aber was N. anführt, ist alles beherzigenswert. Bei *ludos facere* kann nicht *apparatos* oder *magnifice apparatos* stehen, sondern nur *apparate* oder *magno apparatu*. Das *deinde* kann nicht gut anderswo gestanden haben als zwischen *decem* und *dies*. Der gewöhnliche Ausdruck bei der Zeitangabe wäre *per decem dies*; aber im vorhergehenden Satze steht schon zweimal *per*; *decem dies continuos*, was N. gewählt hat, findet sich mehrmals bei Livius.

40, 13, 4 ist *in hostiam itineri nostro circumdatam intuens* verdächtig, wenigstens auffallend, da Livius sonst *intueri* immer mit dem Akkusativ verbunden hat (auch 3, 69, 3 kann so erklärt werden). — 51, 7 begründet N. von neuem seine Vermutung, dafs das vor *pecuniam* überlieferte *praetores* zu streichen sei.

41, 28, 10 sei an *atque* (statt des überlieferten *autque*) festzuhalten und nicht mit Hartel *erantque* zu schreiben. Gegen letzteres spreche die chiastische Stellung und der Umstand, dafs Livius an Formen von *esse* nur selten und nur dann *que* angefügt habe, wenn eine andere Form von *esse* und zwar von einem anderen Tempus vorhergehe, wie z. B. *est eritque* (dieselbe Weise hat L. auch bei anderen Verben häufig befolgt). Die einzige Ausnahme ist 23, 42, 3: *pacem necessariam accepimus fuimusque in ea*, wo ein anderes Verbum vorhergeht.

42, 2, 2 sei das vor *bellum* überlieferte *non* nicht abzuändern, sondern zu streichen, und wenn im zweiten Satzgliede *regem* eingeschoben werden solle, so finde dies am besten seine Stelle hinter *ultra*, da die Wörter *nec ultra* bei Livius nicht getrennt zu werden pflegten. — 3, 8 verteidigt N. seinen Vorschlag: *id eum ⟨in publicis templa deum⟩ immortalium demolientem facere*. Richtig ist, dafs *aedes* nicht ergänzt werden darf, da dies nicht mit *deorum* (*deum*), sondern nur mit einem Einzelnamen wie *Apollinis* verbunden wird. Unverkennbar aber ist der von N. hergestellte Wortlaut schwerfällig; denn wie die Participia *diruentem* und *nudantem* bei *vagari* ganz in der Ordnung sind, so auffallend ist *demolientem* neben *facere*, zumal *id* vorhergeht, wo-

mit gerade dieses *demoliri* gemeint ist. Darum ist auch vorher einfach *quod, si .. faceret, indignum videri posset* gesagt. Und ferner: verlangt der Gegensatz wirklich die Hinzufügung von *in publicis*? Sollen hier den Privathäusern der Bundesgenossen Staatsbauten gegenübergestellt werden? Mir ist der Gedanke trotz des vorhergehenden *sacris publicis* nicht einleuchtend, ich glaube vielmehr, dafs hier nur von Privathäusern (Menschenwohnungen) und Göttertempeln die Rede ist, und schlage vor zu schreiben: *id eum* ⟨*in templis deum*⟩ *immortalium facere* unter Streichung von *demolientem*. In diesem Worte sehe ich eine vom Schreiber herrührende Interpolation, der zu *id deum immortalium facere* aus dem vorhergehenden *aedificia* hinzudachte und dieses durch ein Participium stützen zu müssen glaubte. — 4, 3 beweist N., dafs das hinter *consultum* überlieferte *sit* richtiger ausgelassen als in *est* verändert werde. Da es aber fast immer *s. c. factum est* heifst, so ist N. geneigt, *est* hinter *factum* hinzuzufügen; 'facile certe librarius id omisit, cum ex sc. illud *sit* in oratione extitisset'. Er spricht sich zugleich dahin aus, dafs man am richtigsten lese: 9, 28, 8 *senatus consultum factum est* (die Verschreibung *senati* finde sich auch 45, 10, 9); 31, 5, 17 *senatus consultum inde factum est* (wie 42, 31, 1); 39, 19, 4 *senatus consultum factum est, ut* (nicht *uti*). — 6, 7 sei an *afferre* festzuhalten. — 11, 5 sei *haec secum volutantem in animo* nicht zu verwerfen; aber häufiger fehle der Zusatz *mecum, tecum* u. s. w., und darum will N. lieber das zwischen *haec* und *volutantem* überlieferte *cum* streichen. — Ebendaselbst sei an dem überlieferten *hereditarium* natürlich festzuhalten. — 14, 10 werde das hinter *donaque* überlieferte *cui* am besten gestrichen; stecke *sunt* darin, so könne dieses hier nicht stehen und müsse etwa vor *donaque* gestellt werden. — 23, 10 ergänzt N. ⟨*invidiam conciliarunt*⟩ nach 39, 53, 9; in der hier vorliegenden Verbindung mit dem Dativ der Person habe Livius weder *excitare* noch *concitare* angewandt. — 25, 8 erweist er die Lesart *legati venirent speculatum dicta factaque sua* als allein richtig. — 28, 6 glaubt N. nicht, dafs Livius *iure .. dicendo* geschrieben habe (vgl. 22, 35, 5); ebenso verwirft er 31, 13, 5 *solvendo aere alieno* und 42, 66, 6 *abs trepido nuntio*; das seien alles nur Schreibfehler. — 29, 9 sei Kreyssigs von Wfsb. angenommene Ergänzung *mansuras* ⟨*res es*⟩*se* zu verwerfen, da *suas* und *res* nicht so weit von einander getrennt werden dürften; *res* sei hinter *quoque* einzufügen. Er schreibt also: *suas quoque* ⟨*res*⟩ . . . *mansuras* ⟨*es*⟩*se*, und dies ziehe ich wegen des überlieferten *suas* der anscheinend leichteren Verbesserung Madvigs: *sua quoque . . . mansura* ⟨*e*⟩*sse* vor. — 38, 7 ist am Anfange des Satzes überliefert: *aut mutua*, wofür man gewöhnlich *hac mutua* liest. Zingerle schreibt ⟨*ea*⟩ *aut*⟨*em*⟩ *mutua* (nach Hartel); N. will blofs *mutua* lesen; 'fortasse subest dittographia *ut mutua*, unde *aut mutua* prodiit'. So wenig

passend *autem* ist, so ungern wird man auf das zurückweisende Pronomen verzichten wollen; ich vermute *QUA* statt *AUT: qua mutua commemoratione meritorum accensi animi.* — 41, 2 spricht er sich von neuem gegen andere Ergänzungen als *verbo negare* ⟨*satis*⟩ *sit* aus; desgleichen 43, 2 für die seit Grynaeus gangbare La. *gravate et in magnam gratiam.* — 45, 6 für die Hinzufügung von *in* vor *paranda classe* spreche 44, 38, 11 und 44, 40, 2; aber dann müsse auch 34, 14, 6 dieser Zusatz gemacht werden. Es ist mir zweifelhaft, ob nicht beide Ausdrucksweisen zuzulassen sind; vgl. 28, 14, 11; Wfsb. zu 25, 6, 22. — 57, 7 verwirft N. mit Recht die La. *ac Cretenses*; müsse geändert werden, so sei vielmehr *at*⟨*que*⟩ *Cretenses* zu schreiben. Aber *aut* sei richtig, sagt er; 'Livius in medio relinquere videtur, utrum is militum numerus Mysorum fuerit an Cretensium; item explicare licet ,partim Mysi partim Cretenses'. Dies ist als möglich zuzugeben; aber die Erklärung ist gesucht. Ich vermute: *Mysi et Cretenses*; vgl. 65, 2. — 59, 7 vermutet N.: *opportune ad hortan*⟨*dum tergiversan*⟩*ti supervenit phalanx.* Ein Dativ, namentlich der eines Participiums, findet sich öfter bei *supervenire*, ebenso *ad* mit dem Gerundium, beides zusammen aber nicht; ja mitunter steht *supervenire* ganz allein, wo der Zusammenhang dann die richtige Auffassung dieses Kompositums an die Hand giebt. — 62, 13 Livius sagt stets *mos Romanus* (*Tuscus, Etruscus* u. s. w.), niemals *Romanus mos.* — 66, 7 würde ⟨*ut*⟩ *utcumque* eine Kakophonie sein, die bei Livius nicht durch Konjektur in den Text gebracht werden dürfe; ⟨*dum*⟩ *utrumque* werde so wie so durch den Sprachgebrauch mehr empfohlen.

44, 24, 2 sei aus *indignus* nicht *indignius*, sondern *indignum* herzustellen.

45, 21, 4 sei der Konjunktiv auffallend, da hierin nicht eine Ansicht der Bürger, sondern ein Urteil des Schriftstellers enthalten sei; aufserdem stehe im Codex *ferrent* hinter *vellent.* Daher vermutet er: *rogationem* ⟨*promulgavit*⟩, *vellent* [*ferrent*] *iuberentne Rhodiis bellum indici* und weist auf § 1 hin; '*ferrent* ex *iuberent* videtur ortum'. — 31, 8 genüge das blofse *partium* nicht; N. vermutet: ⟨*infestarum Romanis*⟩ *partium.*

8) F. Fügner, Berliner philologische Wochenschrift 1901 Sp. 1196 — 1201.

Fügner bespricht an dieser Stelle Zingerles kritische Ausgabe des 42. Buches des Livius. Aus dem, was er teils zur Bestätigung, teils zur Anfechtung der von Zingerle in den Text gesetzten Lesarten anführt, erwähne ich Folgendes.

6, 8 hält Fg. die Hinzufügung einer Präposition vor *nullo* für unnötig; denn *cessare re* „sich von etwas fernhalten" sei gut bezeugt durch 45, 24, 8 *uno bello cessavimus*, während 1, 46, 6 *muliebri cessaret audacia* mit Crévier und Wesenberg dem Sinne

gemäfs in ⟨*a*⟩ *muliebri cessaret audacia* geändert werden müsse. Ich glaube, dafs an der angeführten Stelle *uno bello* ein ablativus temporis ist und *cessavimus* absolut steht (*uno bello cessavimus* . . ., *duobus bellis pro vobis pugnavimus*). — 18, 6 billigt Fg. Zingerles Konjektur *legiones* ⟨*legere*⟩, meint aber, dafs besser ⟨*legere*⟩ *legiones* oder *leg*⟨*ere leg*⟩*iones* geschrieben werde. Ich neige mehr zu Création Ergänzung *legiones* ⟨*scribere*⟩; denn an den zum Vergleich citierten Stellen (24, 44, 7; 42. 31, 7; 43, 12, 5) heifst es: *supplementum legere* oder *in supplementum legere.* — 20, 4 verwirft Fg. die Form *diiecisset* und verlangt entweder *disiecisset* oder *deiecisset.* Ersteres sei vielleicht weniger passend, weil es sich um eine eherne Säule handele, die, wenn auch gespalten (§ 1), deshalb noch nicht zersplittert oder zerstückelt zu sein brauche; bei der 38, 56, 3 erwähnten Säule könne dies eher der Fall gewesen sein. Ich kann die Änderung *deiecisset* nur billigen; vgl, 40, 2, 1. — 23, 5 sei an *missos esse* ⟨*se*⟩ wegen der complosio syllabarum Anstofs zu nehmen; besser werde ⟨*se*⟩ *esse* (Wfsb.) geschrieben. Möglich, doch unsicher (z. B. 41, 6, 9 steht in allen Ausgaben *fuisse* ⟨*se*⟩); kann *se* nicht auf *esse* folgen, dann ist es wohl am einfachsten, es vor *missos* einzufügen. — 23, 7 bevorzugt Fg. unter Hinweis auf Lex. Liv. 1274, 48 die Lesung: *ipsum nullam* ⟨*rem*⟩ *praeterquam suae libidinis arbitrio facturum* (oder *acturum*), und dazu hat er Grund, da nicht nur der Abblativ *arbitrio* beibehalten wird, der sich bei *facere* und *agere* oft findet, sondern auch das überlieferte *nullam.* Der Gedanke ist passend: Masinissa werde nur nach Willkür handeln. Dies sollte aber auch durch die La. ausgedrückt sein, die Zingerle im Text hat. Was gegen diese angeführt wird, dafs *suae libidinis* subjektiver Genetiv sei und der Zusammenhang den Gedanken erfordere: „er wird sich nur nach seiner Laune richten, nur von seinen Leidenschaften Rat annehmen“, spricht wohl ebenso sehr für sie; Zingerles Hinweis auf 24, 45, 4 und 44, 15, 5 verfolgte keinen anderen Zweck, als die Redensart *arbitria agere* = ‚Entscheidungen treffen“ zu belegen. Nun mag es gewagt sein anzunehmen, dafs, wie man *istud tuae libidinis arbitrium est* sagen kann, auch *tuae libidinis arbitrium egisti* gut lateinisch sei; jedenfalls sollte aber auch in der Fassung bei Zingerle *suae libidinis* subjektiver Genetiv und der Gedanke genau der sein, den „der Zusammenhang erfordert“. Es kommt ja nicht so sehr darauf an, dafs Masinissa nach Willkür handeln, sondern, wenn ihm das römische Volk dazu die Befugnis erteilt, nach Willkür Entscheidungen treffen wird. Übrigens findet sich ein solcher Genetiv auch beim Ablativ *arbitrio* nicht. Andererseits ist *nulla* . . *arbitriā* oder *nullum* . . *arbitriū* statt *nullam* . . *arbitrio* immerhin eine zwiefache Änderung. Endgültig geheilt scheint mir die Stelle noch nicht zu sein. — 26, 5 nimmt Fg. an dem Asyndeton *sciretur* Anstofs, weil *sciretur* erst die Folge von *acciperent*

sei, nicht ihm logisch gleichstehe, und schlägt ⟨*ut*⟩ *sciretur* vor, um der Härte abzuhelfen. Eine Härte liegt vor, wie meist bei einem zweigliedrigen Asyndeton; aber sie wird, glaube ich, nicht erst dann besonders fühlbar, wenn man den Satz *sciretur* .. *venissent* als Folge des *acciperent* auffafst. Mir scheint *ut* = „damit" zu sein und demgemäfs der zweite Satz mit dem ersten auf gleicher Stufe zu stehen (in *denique* liegt dann eine gradatio in minus). Ich würde also auch *acciperent* ⟨*aut*⟩ *sciretur denique* für statthaft und für ebenso passend halten (vgl. 4, 56, 11; 5, 6, 12; 8, 21, 6; 23, 13, 1) und bin nun doch zweifelhaft, ob das Asyndeton nicht bestehen bleiben kann. — 33, 3 schlägt Fg. vor, in den Worten *corpora et aetate et adsiduis laboribus confecta* das *et* vor *aetate* zu streichen. Das *et* ist weder nötig noch gefällig, da kurz zuvor zweimal *et* steht; sonst aber ist gegen dieses *et* wohl nichts einzuwenden. Es heifst z. B. 3, 70, 10: *Agrippa aetate viribusque ferox*, dagegen 1, 48, 3: *Tarquinius et aetate et viribus validior* (1, 24, 1: *fratres nec aetate nec viribus dispares*); 10, 28, 6: *ferocior Decius et aetate et vigore animi*; 29, 1, 2: *iuvenes florentes aetate et virium robore*, dagegen 26, 49, 13: *et aetate et forma florentes filiae*. — Ebendaselbst § 5 will Fg. die überlieferte Präposition festhalten (mit Recht); er schlägt vor zu schreiben: *nec* ⟨*in*⟩ *novo bello*, versehentlich statt ⟨*nec*⟩ *in novo bello*. — 36, 6 ist, wie ich meine, nur *nemini* statt *neminē* zu schreiben; an *nemini iam* (Fg.) ist wohl ebensowenig zu denken, wie an *nemini enim* (Duker). — 37, 7 schlägt Fg. *fremitum* .. *movebant* vor; das sei einfacher und sinngemäfser als *fremitum* .. *sentiebant*. Ich finde augenblicklich kein Beispiel für jene Verbindung bei Livius; daher könnte vielleicht auch an *fremitum* .. *faciebant* gedacht werden (vgl. 40, 3, 5), zumal *faciebant* dem überlieferten *fremebant* etwas näher liegt. Sinngemäfser als *sentiebant* sind jedenfalls beide Verba; aber einfacher sind die Änderungen doch wohl nicht. Der Abschreiber hat das Wort *fremitum* wiederholen wollen und hat, ein zweiter Irrtum von ihm, an die erste Hälfte dieses Wortes die zweite Hälfte des folgenden Wortes angeschlossen (*frem—ebant*). Es ist ja möglich, dafs sein Auge hierbei durch ähnlich aussehende Buchstaben getäuscht wurde; aber dies anzunehmen ist nicht nötig; es genügt, wenn wir die Endung *ebant* an den Stamm irgend eines in den Zusammenhang passenden Verbums anfügen, und darum braucht vielleicht *fremitum* .. *audiebant* nicht verworfen zu werden (vgl. 40, 31, 8). Ob die Gesandten in den Volksversammlungen jedesmal Murren hervorriefen oder zu hören bekamen, macht wohl keinen Unterschied. — 40, 3 glaubt Fg. der Stelle durch folgende Ergänzung aufhelfen zu können: *orationis acerbitatem adversus hospitem, utcumque est, subibo, sicut medi*⟨*cus in ami*⟩*cum salutis causa tristiora remedia adhibens*. Auf diese Konjektur ist, wie es scheint, der Vorschlag Harants von Einflufs

gewesen, der *sicut medicu⟨s in⟩ eum . . adhibens* schreiben will, und doch ist gerade diesem Gelehrten gegenüber grofse Vorsicht geboten. Er ist zwar ein scharfer Denker und macht feinsinnige Kombinationen, er ist auch mit der Paläographie wohlvertraut; aber er scheut sich nicht, Lesarten zu konstruieren, die sich sonst nicht belegen lassen, geschweige dafs er der Livianischen Diktion die ihr gebührende Aufmerksamkeit zugewandt hätte. So wird sich die Verbindung *in aegrotum remedia adhibere* (statt *aegroto*) schwerlich finden. Andererseits ist sein *in eum* wohl besser als *in amicum*, das zu dem behandelnden Arzte nicht recht pafst; trotz des vorhergehenden *hospitem* erwartete man wohl nur *in aegrotum* oder *in aegrum*. Novák sieht in *cum* eine Wiederholung des *cum* in *utcumque*, was sich hören läfst; aber soll man wirklich glauben, dafs Livius geschrieben habe: . . *subibo, sicut medici salutis causa tristiora remedia adhibens*, wo *sicut medici* = *sicut medici faciunt* sein müfste? Helfen dazu die Hinweise auf Liv. 22, 18, 9 und Curt. 5, 9, 3 etwas? Natürlich wird der Plural gebraucht, wenn „der Arzt“ generalisiert wird, wenn von der Thätigkeit des Arztes im allgemeinen die Rede ist; aber hier weist doch *adhibens* darauf hin, dafs er selbst die unangenehmen Heilmittel anwendet, und zwar *sicut m e d i c u s*. Kann man es wagen, dies einzusetzen (*sicut medicus . . adhibens*)? Es wäre dann anzunehmen, dafs die Wiederholung des *cum*, die an sich schon auf eine gewisse Unachtsamkeit des Abschreibers hinweist, die Korrumpierung des Ausgangs des vorhergehenden Wortes veranlafst habe. So würde der Ausdruck am besten lauten. Aber auch gegen *sicut medici . . adhibent* wäre wohl nichts einzuwenden; nur dafs aufser der Streichung des *cum* noch ein zweiter Buchstabe geändert werden mufs, und es könnte dann auch an eine Lücke gedacht werden: *sicut medici ⟨inter⟩dum . . adhibent*. Da fragt es sich nun, ob die alleinige Änderung von *adhibens* in *adhibent* nicht ausreicht: *sicut medici, cum . . adhibent*, wie seit Grynaeus in den Ausgaben gelesen wird. Nun würde wohl der Plural *medici* ohne Anstofs sein, da auch das Verbum des folgenden Satzes im Plural steht (= *adhibentes*); man müfste dann freilich zu *medici* aus dem Vorhergehenden etwa den allgemeinen Gedanken *acerbitatem officii subeunt* ergänzen, was nicht ohne weiteres einleuchtet. Ich für meine Person glaube, dafs *adhibens* ursprünglich ist, und neige zu dem ersten von meinen beiden obigen Vorschlägen. — 41, 2 wird von Fg. an der Lesart bei Zingerle beanstandet, dafs darin dreierlei Vorwürfe enthalten seien, während der Sinn der Stelle nur auf zweierlei Vorwürfe hinweise (mit Recht), und getadelt, dafs Hartels ⟨*par*⟩ *sit* Aufnahme gefunden habe statt Hearnes ⟨*satis*⟩ *sit* (mit Recht); aber wie soll nun gelesen werden? Ist Vahlens Vorschlag *neque quae fateri erubescam* sicher, da doch die Handschrift *ea quae* statt *neque quae* hat? Besser scheint es mir, trotz des harten Aus-

drucks, *eaquae* in *neque* zu verwandeln, noch besser, ⟨*certe non*⟩ *ea, quae fateri erubescam* zu schreiben. — 47, 5 vermutet Fg. *denuntiare etiam interdum* ⟨*et*⟩ *finire, in quo* ⟨*loco*⟩ *dimicaturi essent,* womit die grofse Zahl unwahrscheinlicher Konjekturen um eine vermehrt worden ist. Bemerkenswert ist die Angabe: „von Orten gebraucht Livius *finire* 'bestimmen' nur mit Ablativ des Mafses oder einem indirekten Fragesatze". Die Stelle ist schwer zu ergänzen, da nur *in quo* einen Fingerzeig bietet. Ist aber das Verbum *finire* bei dem obigen Fragesatz richtig, dann dürfte auch ⟨*locum*⟩ *finire, in quo dimicaturi essent* statthaft sein. Den obigen Fragesatz ferner von zwei Verben abhängig zu lassen, ist doch auch nicht ansprechend. Mir scheint Kreyfsigs Ergänzung, mit der sich auch Mg. zufrieden gegeben hat, zwar keine sichere Emendation, aber der beste Notbehelf zu sein. Vielleicht ist die Richtigkeit des Verbums *finire* anzuzweifeln. — 47, 10 hält Fg. es für nötig, dafs *in Thessaliam* geschrieben wird, mit Beziehung auf *miserunt.* Es läfst sich indes nicht verkennen, dafs nun diese beiden Wörter eine auffallende Stellung haben. Vgl. auch Plin. 6, 216: *Heraclea in Ponto.* Sollte *in Thessalia* ein Glossem sein, durch das jemand Larisa näher bestimmen wollte? Kurz vorher (42, 1) ist das phthiotische Larisa erwähnt. Auch wegen des folgenden *caput Thessaliae* sähe ich es lieber beseitigt. — 52, 6 scheint es Fg. nötig, *in patrem* ⟨*et in*⟩ *se* zu lesen; ich halte *in patrem* ⟨*et*⟩ *se* für ausreichend und ziehe dieses der Vulgata nur vor, weil *seque* meinem Ohre nicht klingt (andere haben vielleicht eine andere Empfindung). An der Richtigkeit von *seque* hat man wahrscheinlich deshalb nicht gezweifelt, weil man glaubte, dafs so im Codex stehe. Hertz, Wfsb., Mg. und Zingerle pflegen sonst Hinzufügungen durch Kursivschrift oder Klammern kenntlich zu machen, haben es aber hier bei *que* versäumt. — 56, 6 erklärt Fg. das *tum* vor dem letzten Gliede einer asyndetischen Aufzählung für unstatthaft (mit Recht) und streicht es. Die Handschrift hat *amotum*, und ich kann mir vorstellen, dafs nach Auslassung des *s* von *samo* dem Abschreiber diese böse Verwässerung in die Feder gekommen ist. Vielleicht aber steckt in *amotum* doch etwas anderes. Man könnte an *admodum* denken, welches Livius häufig vor Zahlwörter setzt, um zu bezeichnen, dafs seine Angabe dem wirklichen Thatbestande ungefähr entspreche (s. Wfsb. zu 43, 11, 9), und etwa vermuten: *totidem* ⟨*Samo*⟩, *admodum quinque Rhodiae quadriremes.* Dies soll aber nur ein Fingerzeig sein und zum Nachdenken über den Wortlaut anregen. — 56, 10 ist Fg. geneigt, eine Lücke anzunehmen und etwa zu schreiben: *praedam quidem . . . dimisit,* ⟨*cibos vinumque divisit*⟩ *ad epulandum militibus.* „Der Einschub wiese dann zurück auf *frumento . . convecto*". Die Beibehaltung von *praedam quidem . . dimisit* (diese drei Wörter stehen so im Codex) ist an sich zu billigen; aber wie steht es mit dem hierdurch erzielten Sinn? Perseus, der in

sein Standlager bei Sykorium von allen Seiten hat Getreide bringen lassen, soll dem im Gebiete der Pheräer erbeuteten Vieh die Freiheit gegeben und nur die gefangenen Menschen zurückbehalten haben? Das wäre doch ein recht ungewöhnliches Verfahren, und ist nicht *ad epulandum* bei *cibos vinumque divisit militibus* ein merkwürdiger Zusatz? Die Stelle ist sehr kurz im Ausdruck und vielleicht an mehr als einer Stelle lückenhaft. Zingerle schreibt mit Gr. *praedae quod erat* für *praedam quidem*, was als viel zu starke Änderung abzulehnen ist (*praedae quod egerat*, meint Fg., würde sich mehr empfehlen). Wenn wir annehmen, dafs das, was zu *quidem* den Gegensatz bildet, ausgefallen ist (Mg. vermutet vor *praedam* eine Lücke [etwa: *suos in castra revocavit*] und schreibt *praedamque*, Wfsb. hinter *militibus*, Rühl vor *divisit*), dann kann alles so bleiben, wie es überliefert ist, nur mufs *dimisit* in *divisit* geändert werden, was auf alle Fälle nötig scheint. Ich habe früher die Echtheit der Wörter *ad epulandum* angezweifelt und meine noch jetzt, dafs ein ernsthafter Schriftsteller die Beute, die nur zum Teil, wenn auch zum grofsen Teil, aus Vieh bestand, nicht „zum Speisen" verteilen lassen kann. Ein gedankenloser Interpolator aber konnte wohl einen solchen Zusatz machen. — 57, 11 hält Fg. eine Änderung des überlieferten *quiessent* nicht für geboten; „höchstens könnte man daran denken, *quiescerent* herzustellen". — 58, 4 weist Fg. darauf hin, dafs *tum solis ortus erat* Bedenken errege, da *ortus* im Nominativ als Zeitbestimmung so allgemeiner Art wenigstens bei Livius keine Parallele habe (mit Recht). Er vermutet: *tum sol vix ortus erat*; ich halte die Wörter für ein Glossem; sie sind im Ausdruck anstöfsig, stören die Beziehung zwischen *primo* und *deinde* und sind überflüssig und matt, da die Zeitangabe *luce prima* vorhergeht. — 60, 2. Fg. sucht durch Annahme einer Lücke zu helfen und will lesen: *cum cantu enim super⟨bo in rumpiis⟩ fixa capita hostium portantes redierunt*; statt *in rumpiis fixa* würde ich *rumpiis infixa* vorziehen nach 10, 26, 11. Mir will das Attribut *superbo* nicht recht geeignet scheinen, da es sich doch um einen Freuden- und Jubelgesang handelt. Der Begriff „Lanzen" kann nicht fehlen, und dafs die Lanzen der Thraker *rumpiae* hiefsen, hat schon Drak. gesehen (vgl. 31, 39, 11). Ich nehme daran, dafs *superfigere* kein sonst gebräuchliches Kompositum ist, keinen Anstofs (bei *superscandere*, wie 1, 32, 8 herzustellen ist, findet das Gleiche statt) und glaube, dafs ⟨*rumpiis*⟩ *superfixa*, wie Drak. vorgeschlagen hat, genügt. Vgl. 1, 34, 9. — 62, 15 lasse sich, meint Fg., ein Subjektswort im Vordersatze schwerlich entbehren; er schlägt vor, *ille* hinter *nihil* einzufügen. Ohne eine solche Hinzufügung ist die Stelle in der That kaum zu verstehen; aber ist *ille* das richtige Pronomen? Wäre hier nicht *is* oder *hic* besser am Platze? Mir scheint am besten entweder ⟨*qui*⟩ *postquam* oder ⟨*ille*⟩ *desperata pace*.

Bei der abermaligen Durchsicht dieser kritischen Ausgabe des 42. Buches (vgl. JB. 1901 S. 6 ff.) ist es mir klar geworden, dafs noch manche Stellen der Heilung harren. Auf ein paar Kleinigkeiten will ich kurz hinweisen.

42, 5, 4 ist das Asyndeton bei *Apellem* anstöfsig, weil man die ganze Periode bis zu Ende gelesen haben mufs, ehe man erkennt, dafs *Apellem* der Objektsakkusativ zu *interfecisse* ist. Vor *quaesitum* steht ferner ein unerklärliches *et*. Sollte dieses *et* durch Versehen des Abschreibers hierher verschlagen sein? Ich möchte es vor *Apellem* stellen. Und ebenso streiche ich im Folgenden die hinter *accersitum* überlieferten Wörter *post patris mortem*, die aus dem Vorhergehenden wiederholt worden sind. Sie stören die Übersichtlichkeit der so wie so schon überladenen Periode, trennen in höchst unpassender Weise die zusammengehörenden Wörter *accersitum ingentibus praemiis* und sind selbst mindestens überflüssig. Nach ihrer Streichung kommt nun ein klarer Periodenbau zu stande: *Persea fama erat post patris mortem uxorem . . occidisse et Apellem . . clam interfecisse.* — 6, 8 halte ich *regi* für ein Glossem. *socius* und *amicus* stehen ja oft attributiv neben *rex* (z. B. 40, 17, 5); aber sie dürfen wohl nicht selbst mit einem Attribut bekleidet sein. *regi* wird schon deswegen besser gestrichen, weil die Gesandten im Namen des Königs sprechen (*petere regem*), für den es angemessener ist, wenn er sich nur als *bonus fidelisque socius* bezeichnet. — 7, 4 ist doch wohl *aciem instruxerunt* zu schreiben; hier wäre diese Änderung, scheint mir, mindestens ebenso angezeigt gewesen wie 51, 3 (*omnesque armatos in campo instruxit*; der Codex hat *struxit*), weil hier ein *m* vorhergeht, das öfter ein folgendes *in* verschlungen hat, und *aciem instruere* eine feststehende Verbindung ist. Höchstens in der 1. Dekade, wo Livius unter dem Einflusse Vergils steht, könnte man zweifeln, ob er nicht zuweilen auch das Simplex angewandt habe. Soviel ich weifs, handelt es sich hier nur um die drei Stellen: 1, 23, 6; 8, 8, 3; 9, 31, 9. An der ersten von diesen schreibt Mg. *instructi*, wie schon die editio princeps hat. Dazu kommen zwei Stellen der 3. Dekade; an diesen aber wird längst das Kompositum im Texte gelesen: 24, 7, 4 *instructi armatique* (stehende Verbindung) und 29, 2, 6 *exercitum cum instruxissent* (nach Σ). Hätte nicht Vergil einmal *struere aciem* gesagt (Aen. 9, 42), so würde man wohl nicht zaudern, bei Livius überall *instruere* herzustellen. — 42, 8 mufs *hac* im Sinne von „die mir soeben widerfahrene" genommen werden, und das läfst sich hören, obwohl mir für den Gedanken das blofse *castigatione* passender zu sein scheint. Aber an der Wortfolge ist Anstofs zu nehmen; ich würde *hac* vor *castigatione* stellen. — 43, 2 vermute ich ⟨*in*⟩ *conloquio*. — Dafs 44, 5 *et his* ⟨*et*⟩ *separatim singulis* richtig sei, kann ich nicht glauben; ich weifs auch gar nicht, wie man sich zwischen *hi* und *separatim singuli* einen

Gegensatz denken soll. Ein solcher wird durch die Einfügung von *universis* (Novák) gewonnen; aber man sieht nicht recht ein, weshalb erst die versammelten Thebaner und dann noch die einzelnen aufgefordert werden, nach Rom Gesandte zu schicken (aufserdem mufs Novák noch eine Wortumstellung vornehmen). Es genügt wohl, wenn *et* vor *his* als aus dem Vorhergehenden wiederholt gestrichen wird. Dann haben die Römer in der Versammlung ganz allgemein sich für befriedigt erklärt, aber heimlich auf die Thebaner eingewirkt (*auctoresque his separatim singulis fuerunt ad renovandam amicitiam mittendi Romam legatos*). — Zum Schlufs noch zwei schwierige Stellen. 26, 7 ist *in ea* merkwürdig; ich nehme denselben Anstofs daran wie Weifsenborn, der in diesen Buchstaben (überliefert ist blofs *ine*; aber es folgt ein mit *a* beginnendes Wort) einen Ortsnamen versteckt glaubte. Denn dafs die *ex Asia* zurückgekehrten Gesandten (die *circa socios reges missi erant* und bis nach Alexandria gekommen waren) gesagt haben, sie hätten den König Eumenes *in Asia* getroffen, in dem umfassenden Sinne des Wortes (denn damals gab es noch keine Provinz Asien), ist doch kaum glaublich, noch viel weniger, dafs er mit dem farblosen *in ea* (wofür man wenigstens *ibi* erwartete) auf Asien zurückgewiesen habe neben den beiden folgenden bestimmten Ausdrücken. Dafs sich die Herausgeber mit *in ea* begnügt haben, ist wohl durch Madvig veranlafst worden, der Em. Liv. 634 das Bedenken Wfsb.s mit den Worten zu entkräften glaubt: ‘nam ex Asia ea, quae proprie et praecipue appellabatur, redisse dicuntur (legati) Eumene ibi convento’, was sich offenbar nicht halten läfst. Fragen wir nun, wo die Gesandten mit Eumenes zusammengetroffen sein können, so ergiebt sich die Antwort nicht ohne weiteres. Die aus Asien zurückgekehrten Gesandten sind vermutlich die 6, 5 (*Alexandriam . . iussi*) erwähnten, nicht die 19, 7 genannten oder die, von denen es 18, 5 heifst: *legati eo* (= *Pergamum*) *ab Roma gratulantes, quod e tanto periculo evasisset, venerunt.* Man könnte annehmen, dafs jene Gesandten die Zusammenkunft in derselben Stadt gehabt haben; aber *Pergami* wird man, weil allzu unsicher und ohne alle paläographische Unterstützung, nicht in den Text setzen dürfen. Ich weifs nicht zu helfen, will aber einen Einfall nicht unterdrücken, der äufserlich einige Wahrscheinlichkeit hat. Vielleicht ist *EUMENEN INE* zu *EUMENEN ⟨EG⟩INE* zu vervollständigen, d. h. zu *Eumenen Aeginae.* Dorthin war Eumenes nach dem Mordanschlage bei Delphi gebracht worden (16, 7), und von dort begab er sich nach einer *periculosa et difficilis curatio* nach Pergamus. Diese seine *curatio* war zwar *adeo secreta, admittentibus neminem, ut fama mortuum in Asiam perferret* (§ 9: *Romam quoque fama de morte Eumenis perlata est*); aber das schliefst die Möglichkeit nicht aus, dafs die römischen Gesandten von dem Aufenthalt des Königs auf Ägina Kunde erhielten und, weil sie nicht wissen konnten, wann

und wo sie ihn später zu sprechen Gelegenheit haben würden, sich dorthin begaben. Die Geheimhaltung erfolgte ja mit Rücksicht auf Perseus. Die Gesandten werden bei ihrem Besuche auf Ägina zur Verschwiegenheit angehalten worden sein; nach ihrer Heimkehr brauchten sie den wahren Sachverhalt nicht zu verheimlichen.

59, 7 ist eine vielbehandelte Stelle. An eine sichere Herstellung des ursprünglichen Wortlautes ist wegen der Verderbnis in der Überlieferung nicht zu denken, nicht einmal der Sinn läfst sich mit einiger Sicherheit ermitteln; aber etwas Klarheit zeigt sich, wenn wir *opportune adhortanti supervenit phalanx*, wie im Codex steht, als unverfälscht ansehen und daraus einen Rückschlufs auf das Vorhergehende machen. Hiernach hätte Perseus seine Truppen zum Vordringen angefeuert, und das wäre seinem Charakter durchaus entsprechend. Er, der mitten in die Feinde hineingesprengt war (§ 3), mufste nicht wenig erstaunt und erzürnt sein, als er sah, dafs seine Leute trotz des Sieges über die feindlichen Reiter es nicht wagten, mit dem geordnet heranrückenden Fufsvolk handgemein zu werden (§ 6). Er wird es also wohl versucht haben, den Mut seiner Leute zu entfachen, und kann sich recht wohl des übertreibenden Ausdruckes bedient haben: „wenn ihr nur noch ein bifschen aushaltet (oder: euch anstrengt oder drgl.), dann ist der Kampf (oder: der Krieg) entschieden". Dies würde für Madvigs Ergänzung *debellatum esse ⟨clamar⟩et* sprechen. Nicht ganz scheint hierzu *fluctuanti regi inter spem metumque tantae rei conandae* (§ 8) zu passen. Dieses Schwanken des Königs würde sich nur so erklären lassen, dafs er auf seine Leute den Eindruck verfehlt hatte, obwohl gerade zu rechter Zeit die Phalanx herbeigekommen war, um seine Ermahnung zu unterstützen und ihn selbst noch mutiger zu machen, als er schon war, dafs also diese Wahrnehmung ihn in seinem Entschlusse wankend gemacht hatte. Wenn diese Erklärung genügt (mich selbst befriedigt sie nicht ganz), dann würde wohl das überlieferte *adiuvisset* mit Walch in *adiuvissent* zu ändern sein (Mg. hat in seiner Ausgabe eine fehlerhafte Angabe gemacht; im Codex steht *adiuvisset*, Walch schreibt *adiuvissent*). Mg. und Hertz, wie schon früher Kreyfsig, billigen dies, und so steht bei ihnen folgender Wortlaut im Texte: *cum victor equestri proelio rex, parvo momento si adiuvissent, debellatum esse ⟨clamar⟩et, opportune* .. Der Bedingungssatz wäre natürlich nicht irreal aufzufassen, sondern es wäre der direkte Ausdruck *si adiuveritis, debellatum est* vorauszusetzen. Ich bin zweifelhaft, ob in dieser Zusammenstellung mit einem Futurum exactum das *est* statt *erit* erträglich ist; nach einem *si adiuvabitis*, das hier überhaupt besser am Platze wäre, scheint es mir eher statthaft zu sein. Und ist das blofse *adiuvissent* ausreichend? Dieses Verbum steht ja häufig absolut, wenn der Zusammenhang deutlich zeigt, wem eine Unterstützung zu teil wird; aber ist das hier der

Fall? Müfste es nicht wenigstens *si ⟨se⟩ adiuvissent* heifsen? Ist endlich das *adiuvare* hier ein geeigneter Begriff? Stehen Feldherr und Truppen in dem Verhältnis zu einander, dafs jene von diesen unterstützt werden (wie man sagen hört: „die Truppen liefsen den Feldherrn im Stich", wenn sie seinen Erwartungen nicht entsprechen)? Kurz, hier zeigen sich solche Schwierigkeiten, dafs man an dieser La. nicht festhalten darf.

Einen anderen Weg haben Sigonius, Gronov, Crévier u. s. w. eingeschlagen, deren Vorschläge bei Zingerle verzeichnet stehen. Diese machen aus *debellatum esseet* das Futurum *debellaturus esset*, und im Anschlufs an sie schlägt Fügner *debellaturum se ⟨censer⟩et* vor. Auch hierbei würde, wie es mir vorkommt, am besten *si adiuvissent* gelesen; aber alle behalten *si adiuvisset* bei. Nur Fügner weifs mit der Bedeutung dieses Verbums nichts anzufangen und weist auf den in der That weit geeigneteren Begriff *adniti* hin. Für mich wird aber auch so die Schwierigkeit nicht gehoben, abgesehen davon, dafs eine starke Änderung vorgenommen werden mufs. Wenigstens scheint mir diese Erwägung des Königs als ein zu ruhiger Akt; seine impulsive Natur, die in dem unmittelbar folgenden *adhorhanti* zu erkennen ist, hätte ihn wohl zu einem lebhafteren Thun veranlafst.

So hat denn Harant in den Anfangsworten des § 7 ein Urteil des Schriftstellers zu erkennen geglaubt und vorgeschlagen: *tum victor . . . si adiuvisset, debellatum esset . et opportune . .*, was Novák billigt. Ich würde das *et* vor *opportune* trotz 36, 12, 8 nicht beibehalten haben (vgl. 1, 42, 2; 40, 57, 2). Aber nun steht das *si* ganz verkehrt, man erwartete es vorn (vor *tum*), und das eigentümliche *adiuvisset* bildet nach wie vor einen Stein des Anstofses.

Am unglücklichsten ist Hartel verfahren, und doch hat sich Zingerle gerade an ihn angeschlossen[1]). Er schreibt *debellatur⟨us⟩ esse ⟨vider⟩et⟨ur⟩*, was Fügner mit Recht als „Flickarbeit" bezeichnet und Novák schon aus dem Grunde für unbrauchbar erklärt, weil Livius, wenn er den Infinitiv der coniugatio periphrastica mit *videri* verbindet, regelmäfsig *esse* fortläfst. Auch *adhortans ei* ist in der unmittelbaren Beziehung auf *phalanx* unpassend; dafür würde man etwa *ad hortandum* erwarten.

Hiernach kann die Stelle nicht als geheilt gelten. Allenfalls denkbar scheint mir: *cum victor equestri proelio rex, parvo momento si adni⟨ti vol⟩uissent, debellaturum sese ⟨clamar⟩et, opportune adhortanti supervenit phalanx.* Vgl. 23, 13, 6.

§ 8 behält Zingerle den Dativ *fluctuanti regi* bei und streicht im Folgenden *ad regem* (nach Hartel). Ich glaube, dafs *ad regem* unbedingt beibehalten werden mufs. Daneben kann

---

[1]) Über Hartels kritische Beiträge habe ich mich ausführlich ausgesprochen JB. 1889 S. 26—47.

der absolute Ablativ *fluctuante rege* (so Grynaeus) sehr wohl stehen bleiben. Wird dagegen *fluctuanti regi* gelesen, so müfste wohl hinter *usus erat* mit Vahlen eine Lücke angenommen und mit *postquam* oder besser ⟨*qui*⟩ *postquam* ein neuer Satz begonnen werden. Aber eine plausible Ausfüllung der Lücke liegt nicht nahe.

b. !Zerstreute Beiträge.

4, 13, 10 nimmt K. Buck, Zeitschr. f. d. GW. 1901 S. 662, die überlieferte La. in Schutz und giebt für den Konjunktiv nach *postquam* eine Erklärung.

10, 2, 10 wird statt des überlieferten *parvis* gewöhnlich *paucis* gelesen (nach Wfsb.), das sowohl dem Sinne wie dem Ausdrucke nach brauchbar ist (vgl. 4, 55, 4). Ansprechend ist der Vorschlag von W. Heraeus in der WS. f. klass. Phil. 1901 Sp. 376, *raris* zu schreiben, da sich die Entstehung des sinnlosen *parvis* so leichter erklären läfst.

21, 44, 7 tritt P. Cauer (Grammatica militans S. 135) für die Überlieferung *et inde cessero* ein. „Die enge Beziehung der beiden Sätze (*cessero-transcendes*) ist durch das Tempus ausgedrückt; die Art und der Sinn dieser Beziehung mag der Lehrer hinzuempfinden. Dafs ihm darin etwas zugemutet wird, ist nur natürlich; die Worte sind ja gesprochen zu denken, gesprochen in der Absicht, die Hörenden zu packen". Schon Fabri hatte diese Ausdrucksweise für „nachdrücklicher und rednerischer als die gewöhnliche mit *si*" erklärt. — 58, 8 hat E. Wolff zu lesen vorgeschlagen: *nivis ac grandinis,* was ich in der neuesten Auflage der Weifsenbornschen Ausgabe in den Text gesetzt habe. Ich glaube noch heute, dafs Wolff mit dieser Vermutung das Richtige getroffen hat, wenigstens weifs ich das überlieferte *nivosae grandinis* nicht zu erklären, und es springt in die Augen, dafs die Änderung leicht ist, dafs, nachdem *ac* zu *ae* verlesen oder verschrieben worden war, aus *nivisae* sich das sinngemäfsere *nivosae* für einen nachdenkenden Abschreiber eigentlich von selbst ergab. Indessen *ac* erweckt Bedenken, das ist keine Frage; ich habe selbst früher ausgesprochen (JB. 1888 S. 104), dafs in den Büchern 21—45 aus Konjektur kein *ac* vor einer Gutturalis hergestellt werden dürfe. Denn, wie dort gezeigt worden ist, es findet sich zwar ein so gestelltes *ac* bei Livius in der 1. Dekade ziemlich häufig; weiterhin aber schwindet es mehr und mehr, und es stellt sich bei schärferem Zusehen heraus, dafs es an allen Stellen der 5. Dekade, wo es die Ausgaben noch jetzt bieten, unberechtigt ist[1]). Augenscheinlich hat der Schriftsteller sein Augenmerk hierauf gerichtet und ein solches Zusammentreffen vermeiden wollen; er ist aber doch noch einige Male in seinen

[1]) 45, 7, 3 ist mit Hartel *et genere* zu lesen, nicht mit Grynaeus *ac genere* (der Codex hat *at genere*).

alten Fehler verfallen (nicht anfechtbar ist das *ac*: 21, 30, 8; 22, 12, 4; 22, 30, 4; 22, 38, 11; 22, 47, 3; auch 31, 24, 8 wird die La. von B beizubehalten sein). Darum kann für Wolffs Konjektur der Umstand sprechen, dafs es sich um eine Stelle im Anfange der 3. Dekade handelt, dafs Livius gleich danach ein zweites Mal *ac* vor *g* gesetzt hat (22, 12, 4) und besonders dafs es sich bei *tantum nivis ac grandinis deiecit* um eine Reminiscenz handelt; vgl. Hor. Carm. 1, 2, 1: *iam satis terris nivis atque dirae grandinis misit.*

29, 32, 10 vermutet R. Bitschofsky, Zeitschr. f. d. österr. G. 1900 S. 1083, den Ausfall von *quae* vor *varie animos adfecit.* Die Ergänzung von *ea* hinter *repleta* ist wohl paläographisch leichter.

III. Schriften gemischten Inhaltes.

(Quellen u. s. w.).

9) P. Moczyński, De T. Livi in libris ab urbe condita propria elocutione quaestiones. Pars I. Progr. Gymn. Deutsch-Krone 1901. 25 S. 4.

Die Einleitung enthält eine allgemeine Charakterisierung der Sprache des Livius unter Darlegung ihres Verhältnisses zu der Sprache der älteren Annalisten und der der Zeitgenossen. Livius hat sich seine Sprache selbst geschaffen, und zwar hat er sie dem Stoffe, den er darzustellen unternahm, angepafst: er erhebt sich zu rhetorischem Schwung in den Reden und ist nüchtern, klar und etwas umständlich in der Geschichtserzählung.

Die vorliegende Abhandlung erstreckt sich auf die Reden und zerfällt in vier Kapitel:

I. De verborum supellectile, S. 6—16. Archaismen; Gräcismen; Neubildungen; Eigentümlichkeiten im Gebrauch einzelner Wörter; Verbindungen, deren Gedanke bei anderen Schriftstellern in gleicher oder ähnlicher Fassung begegnet (zahlreiche hübsche Parallelen, auch aus dem Deutschen).

II. De poetico orationum colore, S. 16—21. Metapher; Personifikation; Enallage und Hypallage; Pleonasmus.

III. De rhetoricis quibusdam figuris, S. 21—24. Litotes; Exaggeratio; Prolepsis; Gradatio und Prägnanz; Zeugma; Repetitio; Contrapositum; Paronomasie und Allitteration; Asyndeton und Polysyndeton.

IV. De periodorum structura, S. 24—25. Wortstellung einschl. Chiasmus; Periodenbau einschl. Anakoluth.

Der Verfasser hat mit grofsem Fleifse und unter sorgfältiger Benutzung der einschlägigen Litteratur ein reiches Material zusammengetragen und dieses in übersichtlicher Anordnung zusammengestellt. Auf Vollständigkeit hatte er es vernünftigerweise nicht abgesehen. Was er bietet, reicht aus, den Leser über Sprache und Stil des behandelten Schriftstellers zu orientieren.

10) F. **Drescher**, Beiträge zur Liviusepitome. Diss. Erlangen 1900. 50 S. 8.

Im Archiv f. lat. Lexikographie und Grammatik XII S. 146 heifst es über diese Schrift: „Wenn Valerius Maximus, Florus, Anonymus de viris illustribus, Augustin, Orosius u. ä. Autoren von Livius abweichen und unter sich übereinstimmen, dann haben wir den Wortlaut der Epitome. Die Bruchstücke derselben vermehrt Drescher in willkommener Weise, indem er Frontin, den Vergilkommentar des Servius, die Juvenalscholien u. s. w. zur Untersuchung heranzieht. Dafs auch griechische Historiker, wie Plutarch, eine Ausbeute versprechen, bestätigt er, ohne dieselben freilich in seinen Bereich zu ziehen". — „Das Merkwürdigste ist, dafs, wie auch Drescher erkannt hat, die Epitome eine Kontamination des Livius mit einer zweiten, wohl älteren Quelle darstellt; diese auch nur vermutungsweise darzustellen, ist ihm freilich nicht gelungen". — „Mit Recht sagt der Verfasser: die Erschliefsung der Epitome ist ein wichtiger Schritt zu einem besseren Verständnis der späteren Überlieferung".

11) C. **Pascal**, Studi sugli scrittori Latini. Torino 1900, Loescher. 148 S. 8.

Das Buch enthält eine Anzahl von Aufsätzen, die schon früher veröffentlicht sind. Über die auf Livius bezüglichen Artikel sagt R. Helm in der Berl. phil. WS. 1901 Sp. 71: „Der Aufsatz über Livius hat den Zweck, Livius zu rechtfertigen gegen den Vorwurf, er habe den Valerius Antias trotz des harten Tadels, den er ihm zu teil werden läfst, doch kritiklos benutzt. Er ist eine berechtigte Reaktion gegen die Auffassung, die in Valerius eine Hauptquelle des Livianischen Geschichtswerkes sieht und alle Stellen, in denen übertriebene Zahlen oder das Lob der gens Valeria vorkommen, auf ihn schiebt, obwohl diese letztere Eigenart, dafs er seine eigene Familie besonders herausstreicht, von Valerius überhaupt nicht nachgewiesen ist. Richtig ist auch die Bemerkung des Verfassers, dafs man aus der Nennung des Valerius bei Livius keinesfalls schliefsen darf, dafs er für den ganzen Abschnitt Quelle ist, wie ja auch niemand daran denkt, ihn für die Quelle der Schlacht bei Zama zu halten, obwohl er dort genannt wird. Richtig scheint mir auch die Beobachtung, dafs Livius seine Quelle nicht citiert, wenn eine Nachricht unbestritten ist oder kein Bedenken bei ihm erregt, sondern nur dann, wenn er nicht selber die Verantwortung für eine Nachricht übernehmen will".

„Historisch ist auch die Abhandlung über die Schlacht bei Zama nach Livius, Polybius und Appian. Pascal erklärt die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten zwischen Polybius und Livius aus einer gemeinsamen Quelle beider; er denkt an den Brief Scipios (Pol. 10, 9, 3) und an die Geschichte des Sohnes des Africanus (Cic. Brut. 77)".

Berlin. H. J. Müller.

2.
Horatius.

I. Ausgaben und Kommentare.

1) Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von G. T. A. Krüger. Zweites Bändchen. Episteln. Vierzehnte Auflage, besorgt von Gustav Krüger. Leipzig 1901, B. G. Teubner. XVII u. 233 S. 8. 1,80 *M*.

Nach siebenjährigem Zeitraume ist der vorigen Auflage der Episteln (angezeigt von Wartenberg JB. XXI S. 206 ff.) diese neue gefolgt. Die Anlage und Einrichtung der Krügerschen Ausgaben können wir bei der weiten Verbreitung und wohlbegründeten Beliebtheit derselben als allgemein bekannt voraussetzen. Als einen ganz besonderen Vorzug, den auch das vorliegende Bändchen wieder aufweist, empfindet man die verhältnismäfsige Vollständigkeit, mit der namentlich im Anhange die verschiedenen im Laufe der Zeit von den Erklärern vorgetragenen Ansichten zusammengestellt oder wenigstens durch bibliographische Nachweisungen zugänglich gemacht worden sind. Mit grofser Sorgfalt ist dieser Stoff, auch was daran minderwertig erscheint und vom Herausgeber verworfen wird, bis auf die neueste Zeit herab registriert worden, so dafs in dieser Hinsicht die Krügersche Ausgabe als das beste zur Zeit vorhandene Repertorium für die Horazinterpretation anerkannt werden mufs.

Die Abweichungen von der dreizehnten Auflage sind zwar sehr zahlreich, aber gröfstenteils nicht gerade tief umgestaltend. Einzelnes ist deutlicher und ausführlicher gegeben, auch unter dem Einflusse neuerer Erörterungen, wie derjenigen von Heinze und Friedrich; Fragen, die bisher an den Schüler gestellt wurden, sind mitunter durch Erläuterungen ersetzt; und was dergleichen Änderungen mehr sind, die zu immer weiterer Vervollkommnung der Ausgabe beitragen. Äufserlich ist der Umfang des Buches um 13 Seiten gestiegen. Wir werden uns mit Anführung weniger Stellen begnügen können, namentlich auch solcher, die zu Bedenken Anlafs geben.

Epist. I 2, 5. Die gekünstelte Erklärung von *nisi quid te distinet* ist mit Fug durch die einfache Bemerkung ersetzt, dafs dies nur eine höfliche Gesprächsformel sei. — Epist. I 2, 35.

Jetzt lautet zu *ante diem* die Anmerkung: „Hieraus der entgegengesetzte Begriff *post diem* (zu Beginn der Nacht) zu dem Nachsatze (V. 37) zu ergänzen". Eine derartige Ergänzung des Gegensatzes dürfte sprachlich nicht angehen; und dann: rauben etwa solche Affekte wirklich gerade nur zu Beginn der Nacht den Schlaf? Der schlichte Text bedarf keiner absonderlichen Deutung: das peinliche Wachen (*vigil torquebere*) bezieht sich eben auf die Nachtzeit schlechthin oder irgendwelchen Teil derselben. — Epist. I 2, 65. Gut ist, dafs Krüger die bei Orelli-Mewes und Kiefsling zu findende Deutung von der Gangart aufgegeben hat; er trifft nunmehr den richtigen Sinn. Aber die Konstruktion verfehlt er meines Erachtens noch, wenn er sagt: „*qua* auf *via* zu beziehen"; es wird vielmehr adverbial zu fassen sein, so dafs zu lesen ist: *ire, viam qua monstret eques.* Ich bedaure jetzt, in meiner eigenen Schulausgabe nicht so interpungiert zu haben; inzwischen haben mich Bentleys Belegstellen, namentlich Liv. XXXII 11, überzeugt. — Epist. I 5, 2. Wenn *olus omne* jetzt gedeutet wird „die ganze Mahlzeit", „alles, was ich dir vorsetze", so ist das — fürchte ich — ein Rückschritt. *Olus* heifst „Gemüse" und kann freilich in manchen Verbindungen die ganze Mahlzeit bezeichnen, so wie wir in durchsichtiger Selbstverkleinerung sagen: „ich lade Sie zu einem Löffel Suppe ein" oder „es wird ein Butterbrot geben". Aber würde es möglich sein, im Deutschen zu sagen: „die ganze Suppe wird von irdenen Tellern gegessen werden", wenn der Sinn sein soll, dafs sämtliche Speisen so werden aufgetragen werden? Mir scheint zweifellos, dafs Horaz in dem Verse Epist. I 5, 2 zweierlei mitteilt: erstens dafs die Qualität des Geschirrs eine geringe sein wird, und zweitens (dies in noch höherem Grade scherzhaft als das erstere) dafs die Mahlzeit aus Gemüse bestehen wird, gerade wie in Od. I 20, 1 sowohl von *modicis cantharis* als auch von *vile Sabinum* die Rede ist. Zu überlegen wäre aber noch, ob man hier *omne* mit „allerhand" oder mit „lauter" zu übersetzen hat. — Zu Epist. I 5, 28 bemerkt jetzt der Herausgeber, bei *plures* schwebe dem Dichter vor: „als du hoffentlich (aus dem V. 29 angedeuteten Grunde) mitbringst". Eine solche Erklärung des komparativisch aufgefafsten *plures* kann, meine ich, aus dem, was bei Horaz folgt (*sed nimis arta premunt olidae convivia caprae*), nicht entnommen werden; nach einem komparativischen *plures* müfste die Fortsetzung etwa lauten: „aber bringe höchstens zwei mit". Übrigens bietet ja der Text nicht den geringsten Anstofs, wenn man *plures* mit „mehrere" übersetzt. — Epist. I 8, 2. Für *refer* war in der vorigen Auflage zwischen zwei Deutungen, „bring zurück" und „überbringe", die Wahl gelassen; jetzt ist die erstere, der zufolge der Brief ein Antwortschreiben sein würde, gestrichen. Das halte auch ich für richtig. Zu einem Antwortschreiben scheint mir schon *si quaeret* nicht zu passen; wäre ein Schreiben des Celsus

vorhergegangen, so hätte dies doch wohl eine Erkundigung nach Horazens Befinden enthalten, und man würde dann in der Erwiderung nicht *si quaeret,* sondern *quod quaerit* erwarten. — Epist. I 14, 6. Den Genetivus *Lamiae* faſst nunmehr auch Krüger nicht als subiectivus, sondern als obiectivus, was den Vorzug verdienen wird. — Epist. I 16, 5. Krüger ist jetzt zu der Schreibung *si* übergegangen; aber man sehe dagegen die Bedenken von Schütz. — Epist. I 17, 21. Bei der schwierigen Wahl zwischen *verum* und *rerum* hat sich der Herausgeber in der neuen Auflage für letzteres entschieden, vielleicht mit Recht, da der Satzbau in V. 21 und 22 dadurch glatter und gefälliger wird. — Epist. I 17, 22. *Nullius* erklärt Krüger jetzt (mit Kieſsling und L. Müller, gegen Orelli-Mewes und Schütz) für das Neutrum. Hier vermag ich ihm nicht zuzustimmen. Was findet denn der Cyniker an Aristipps Verhalten unwürdig? Doch, daſs dieser sich von Königen abhängig macht; und demgegenüber rühmt er selbst sich, daſs er niemanden nötig habe. Also im Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein patronisierender Wohlthäter liegt der Unterschied; er kann nicht liegen in dem Vorhandensein groſser oder garkeiner Lebensbedürfnisse. Denn darüber, daſs auch er etwas zum Leben braucht, kann sich dieser Cyniker garnicht täuschen; er weiſs, daſs er ohne *olus* nicht leben kann. Aber weil er nur geringe, für die Geber so wertlose Dinge fordert, daſs die Geber keinen Anspruch auf Dankbarkeit erheben, und weil er diese geringen Dinge bald von diesem bald von jenem Manne aus dem Volke sich kann geben lassen, täuscht er sich über das Vorhandensein eines Abhängigkeitsverhältnisses und fühlt sich wie jeder Bettler frei, nicht weil er gar nichts zu bedürfen wähnte, sondern weil er sich von niemand (hier liegt der Irrtum; richtig: von keinem Bestimmten, Einzelnen) abhängig glaubt. In diesem Punkte bedarf der Cyniker der ihm nun in V. 21. 22 zu teil werdenden Belehrung, daſs jedes Empfangen ein Sich-Unterordnen in sich schlieſst. So stehen also in V. 22 *dante minor, quamvis fers te nullius egentem* die Worte *dante minor* und *nullius egentem* im Gegensatz (vgl. Orelli-Mewes), und *nullius* ist Maskulinum. — Epist. I 17, 31 *chlanidem* statt *chlamydem.* Ob die Römer χλαμύς und χλανίς auseinandergehalten und das letztere Fremdwort überhaupt benutzt haben, scheint doch zweifelhaft und zunächst des Beweises bedürftig. Ein Fremdwort, das seinen Lesern nicht geläufig war, durfte Horaz nicht anwenden. — Epist. I 20, 23. Anmerkungen und Anhang vertragen sich jetzt nicht recht: „*belli . . . domique* zu verbinden mit *primis urbis,* nicht mit *placuisse*"; „doch macht die Wortstellung wahrscheinlich, daſs *placuisse* mit *belli domique* zu verbinden ist". Letztere Ansicht teilt auch Referent, sowohl wegen der Wortstellung als auch weil, wenn es sich nicht um militärische Thätigkeit des Horaz handelt, die Scheidung seiner

Gönner in Militärs und Civilisten unmotiviert erscheint. Dagegen kann ich nicht zustimmen, wenn Krüger[14] bei *belli* auch an eine Anwesenheit des Horaz bei Aktium denken will. Wäre Horaz bei diesem Siege Oktavians zugegen gewesen, so hätte das gewifs viele und starke Spuren in seiner Poesie hinterlassen; vgl. auch Cartaults Ausführungen in der Revue de philologie XXIII S. 249ff. — Epist. II 1, 182. Dafs Krüger *etiam* nicht mehr mit *audacem*, sondern mit *hoc* verbindet, ist entschieden eine Besserung; das Richtige hatten unter andern schon L. Müller, Kiefsling, Weber-Teuffel. — Epist. II 3, 157. Jetzt mit Bentley *maturis*. Das ist ja eine geistvolle Konjektur; aber die von verschiedenen Herausgebern vorgetragenen Skrupel sind doch nicht ganz grundlos und lassen eine volle, reine Freude an jener Änderung nicht aufkommen.

2) Le Liriche di Orazio commentate da Vincenzo Ussani. Volume II; il 2° e il 3° libro delle odi, il carmen saeculare, il 4° libro delle odi. Torino 1901, Loescher. 204 S. 8.

Der erste Band dieser Ausgabe ist bereits im JB. XXVII S. 48ff. angezeigt worden, so dafs hier im ganzen auf das verwiesen werden darf, was dort zur allgemeinen Charakteristik des Buches gesagt worden ist. Auch dieser Band weist einige kühne Neuerungen in der Erklärung auf; andererseits geht der Herausgeber oft in der Vorsicht gar zu weit, indem er widerstreitende Deutungen vorträgt, ohne dem Leser zu einer Entscheidung behilflich zu sein. Es erübrigt, auch diesmal einige Stellen auszuwählen, die Zweifel zu erregen geeignet sind.

Od. II 7, 14. *Denso paventem sustulit aere* „levò dentro una nuvola paurosa"; es liegt ein Versehen vor. — Od. II 7, 25. *Curatve.* L'enclitica che in prosa si sarebbe accompagnata con *myrto* è qui accompagnata con *curat,* ben rispondendo il disordine, direi quasi, delle parole all' *insania* ed al *furor* da cui pel ritorno del amico è assalito il poeta. Die Häufigkeit dieser Wortstellung bei den Dichtern beweist, dafs eine so individuelle Erklärung unzulässig ist. — Od. II 8, 22f. *Miseraeque, nuper virgines, nuptae.* So interpungiert auch Weifsenfels in der fünfzehnten, noch nicht in der vierzehnten Auflage. Ussani erklärt: e le infelici spose, testè fanciulle. Il *nuper virgines* è aggiunto con grande efficacia a indicare il malefico potere dell' incantratrice da un lato, e a crescere dall' altro la pietà delle abbandonate nelle quali è vivo ancora il ricordo delle cure e della casa materna. Aber es wird doch wohl *virgo* in dem nicht seltenen Sinne „junge Frau" zu nehmen und *nuper* mit *nuptae* zu verbinden sein. Denn für den Zusammenhang der Ode kommt es darauf an, dafs diese Gattinnen neuvermählt sind, also in einer Zeit stehen, in welcher meist die Gattin auf den Mann die gröfste Anziehungskraft ausübt; nicht aber kommt es — worauf bei der Weifsenfels - Ussanischen Lesung schliefslich doch der Nachdruck

fallen würde — darauf an, dafs soeben erst mit diesen Frauen bei der Heirat durch den Verlust der Jungfräulichkeit eine grofse Veränderung vorgegangen ist. — Od. II 13. Che intorno all' albero si lavorasse per atterrarlo e che soltanto esso sia caduto troppo prima che il poeta lo prevedesse, minacciando di schiacciarlo, è ipotesi contradetta dall' *immerentis* del v. 12. Di qual altra colpa verso l'albero poteva macchiarsi il poeta, più grave di questa di volerlo abbattere? Weshalb man an ein Fällen des Baumes zu denken hat, ist schon im JB. XXVII S. 60 gesagt. *Immerentis* aber beweist natürlich nichts dagegen. Der Dichter ist sich gegen Götter und Menschen keiner Schuld bewufst, für die er ein solches Strafgericht verdient hätte; und für das Fällen eines Baumes wird doch wohl niemand den Tod durch den Sturz desselben zu verdienen glauben. — Od. III 4, 1 ff. Poichè è la dea stessa che suona la tibia, il primo invito che il poeta le muove è quello di una musica senza parole; mentre al v. 3 le chiederà un canto senza nessun accompagnamento strumentale. Poesia invece e musica insieme saranno quelle domandate al v. 4. Wo ist für die letztere Behauptung, die übrigens auch in einigen anderen Ausgaben sich findet, eine Grundlage im lateinischen Texte? Wenn ich sage: „Blase doch Flöte, oder wenn du es vorziehst zu singen oder Klavier zu spielen —“ oder: „Nehmen Sie doch ein Stückchen Schinken, oder wenn Sie lieber eine Scheibe Wurst oder etwas Käse mögen —“, so wird kein Hörer es so auffassen, als ob an dritter Stelle von Gesang mit Klavierbegleitung bezw. von Wurst mit Käse geredet werde. Der Dichter läfst in diesen poetischen Floskeln der Muse zwischen einem Blasinstrumente, dem Gesange und einem Saiteninstrumente die Wahl; natürlich wird sie sich für das zweite entscheiden. Schlicht ausgedrückt: Horaz kündigt an, dafs das folgende Gedicht besonders lang sein werde, und sucht ihm Aufmerksamkeit und freundliche Aufnahme zu sichern, indem er es als eine Leistung (genauer würde er sagen: als eine Eingebung) der Muse selbst hinstellt. — Od. III 4, 41 f. Non intendere „del consiglio datogli“, ma „del consiglio che egli vi porge“. Cosi il poeta ci mette dinanzi agli occhi nell' antro delle Pieridi l'affettuosa dimestichezza tra le fanciulle immortali e l'eroe. Dieselbe merkwürdige Auffassung schon bei Gow, vgl. JB. XXIV S. 65 f. — Od. III 5, 1—4. Questi primi quattro versi formano, secondo me, una specie di subiectio, di *ὑποφορά*. È un anonimo interlocutore che li pronunzia, prendendo le mosse dalla chiusa dell' ode antecedente e porgendo il destro ad Orazio di difendere per conto di Augusto il partito della pace per qualche tempo coi Parti etc. Ähnliches ist schon früher einmal jemandem in Bezug auf die Verse 1—12 in den Sinn gekommen (vgl. JB. XVI S. 274); aber ein Wechsel des Redenden müfste notwendigerweise klar bezeichnet sein. Die Ode verfolgt den Zweck, das Programm des Augustus populär zu machen,

der zwar einen Partherkrieg in Aussicht genommen hat, aber als Ziel desselben nicht die Wiedergewinnung der Renegaten. — Od. III 6, 47. *Daturos*: non *qui daturi sumus*, ma *qui daturi fuimus*, se non fosse intervenuta la provvidenziale missione d'Augusto. Altrimente questa strofe sarebbe una vera dissonanza alla fine del canto augurale che non può chiudersi con la visione malinconica di un decadimento fatale. Indessen wäre, scheint es, die irreale Auffassung nur dann möglich, wenn der Bedingungssatz irgendwie zum Ausdruck käme; auch würde sie dem an der Spitze stehenden allgemeinen Satze *damnosa quid non imminuit dies* widerstreiten. — Od. III 9, 11 *metuam*. Ravviserei e qui e nel *patiar* del v. 15 piuttostochè un congiuntivo ottativo un futuro. Il futuro indica meglio, mi pare, la certezza della risoluzione ormai presa. Da indes der Satz „ich werde zweimal für ihn den Tod erleiden" doch sehr bedenklich klingt (vgl. Kiefsling), so wird es geraten sein, beide Verbalformen, *metuam* und *patiar*, als Konjunktive aufzufassen. — Od. III 19. Telefo nel quale non mi par improbabile . . . possa nascondersi qui Murena stesso, che si chiamava Lucio (cf. *lux*), se il greco *Τήλεφος* fu interpretato da Orazio, come accennai a Carm. I 13, per „lungi splendente". Das ist doch wohl ein gar zu gekünstelter Zusammenhang. — Ganz verwunderlich ist auch folgende Deutung zu Od. III 19, 13 *Musas . . . imparis*: Non intenderei „le Muse di numero dispari" chè dispari, come il nove, è anche il tre. Ripenserei invece a un luogo dell' Arte poetica (v. 75. 76): *Versibus impariter iunctis querimonia primum . . . inclusa est*, dove quell' *impariter* (= *ita ut alter alteri impar sit*) è inteso, nè diversamente si potrebbe, della differente lunghezza dei due versi che entrano nella composizione del distico elegiaco, e vorrei per analogia intendere qui *Musas . . . imparis* come detto per metonimia della „poesia in metri diseguali" divenuta per brachilogia poetica „poesia diseguale". „Poesia diseguale" è naturalmente, per eccellenza, la lirica. — Od. III 19, 17. Ussani setzt hinter *sororibus* ein Fragezeichen und merkt an: La nuova interrogazione ci avverte che si è levata la voce di un interruttore: „Bada, poeta: le Grazie paurose dell' eccesso che le offende non permettono più di tre ciati". Über die Deutung, die ich der Stelle glaube geben zu sollen, mufs ich auf JB. XXIV S. 66 und meinen Kommentar verweisen; hier sei nur eines hinzugefügt: für das Verständnis der Stelle ist wesentlich die Entscheidung, ob die Worte *tres supra* zu übersetzen sind: „drei darüber hinaus" oder: „über drei". Die erstere Bedeutung ist ja zweifellos möglich; vgl. Od. II 18, 11 *nihil supra* „nichts darüber hinaus", Ov. Fast. III 813 *altera tresque super*; aber für die zweite habe ich bisher wirklich gleichartige Beispiele, nämlich von einem Zahlbegriffe mit nachgesetztem *supra* oder *super*, nicht beigebracht gefunden. — Od. III 26, 12. *Semel*: da riferirsi naturalmente a *tange*; ma posto non senza malizia vicino

ad *arrogantem*. Weder liegt eine solche Zweideutigkeit im Wesen des Horaz, noch macht irgend etwas in dem Gedichte sie wahrscheinlich. — Od. III 27, 53 f. *Turpis . . . malas*: „le deformi mascelle“ delle tigri. *Macies decentis*: „la macilenza della leggiadra“ cioè di lei stessa morente di fame su la spiaggia deserta. Ein wunderliches Mifsverständnis! — Od. III 29, 3. *Flore . . . rosarum*: „il fiore delle rose“ cioè „le elette tra le rose“. Dafs in der Verbindung *flos rosarum* das Wort *flos* eine übertragene Bedeutung haben sollte, ist an sich kaum glaublich und wird widerlegt durch *flores rosae* Od. II 3, 14 und *flos purpureus rosae* Od. III 15, 15. — Od. III 29, 12. *Fumum*: che si svolge dalle case, dalle terme, dagli opifici. O forse meglio *fumum et opes* è una endiadi per „la potenza che è fumo“. Dafs das letztere irrig ist, zeigt der ganze Gedankengang und die Verbindung mit *strepitus*. — Über Ussanis Behandlung der Stelle Od. III 30, 10 ff. vgl. schon JB. XXVII S. 77. — Carm. saec. 26. Ussani schreibt: *quod simul dictum est*, *stabilis deorum terminus servat* und erklärt *deorum terminus* so: „la pietra terminale che gli dei posero“. *Simul* rührt bekanntlich von Bentley her, aber die Stellung der Götter in diesem Gedanken wird nicht recht verständlich. — Od. IV 2, 1 und 2. Ussani läfst Vers 1 mit *aemulari I-* schliefsen und Vers 2 mit *ulle* beginnen: cosi diviso tra i due versi, giacchè l'*I* di *Iulus* o *Iullus* è constantemente vocale etc. Wo ist ein Beweis für vokalische Aussprache des *I* in der Form *Iullus*? Man sollte meinen, dafs seit Mommsens Darlegung im Hermes 1889 S. 155 die Lesung V. 2 *Iulle* völlig gesichert sei. — Od. IV 2, 49. Der italienische Herausgeber liest mit Gow: „*Io*“*que, dum procedis*; siehe dagegen JB. XXIV S. 65. — Od. IV 8, 17. *Incendia Carthaginis* sei dasselbe wie *incendia Poenorum*; siehe JB. XXVII S. 78. Ebendort über Od. IV 9, 33 und 34 *carpere lividas obliviones* = prender le livide (cioè gelose) vie dell' oblio. Ebendort über Od. IV 15, 2 *increpuit lyra* = vietommi la lira.

3) Q. Horatius Flaccus, erklärt von Adolf Kiefsling. Erster Teil: Oden und Epoden. Vierte Auflage, besorgt von Richard Heinze. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. 466 S. 8. 3,60 *M*.

In der dritten Auflage (vgl. JB. XXV S. 51 f.) hatte der neue Herausgeber nur beim Carmen saeculare eine gröfsere Umarbeitung vorgenommen; mehr Abweichungen gegen die Kiefslingsche Arbeit weist die vorliegende vierte Auflage auf, die gegen die dritte um 28 Seiten gewachsen ist. Ein wenig trägt allerdings zu diesem Wachstum auch der minder kompresse Druck bei.

Der einleitende Abschnitt über die metrische Kunst des Horaz ist im ganzen unverändert geblieben; doch ist auf S. 2 ein Passus anläfslich des in Oxyrhynchos gefundenen metrischen Traktates hinzugekommen, und die Darstellung der Synizese S. 11 ist nach Leos Bemerkungen (vgl. JB. XXVII S. 89) modifiziert.

In den Anmerkungen zu den Gedichten begegnet eine Anzahl von Umänderungen und seltener von Streichungen; namentlich aber hat eine grofse Menge von Zusätzen Aufnahme gefunden, verschiedenster Art: klarere Fassung Kiefslingscher Erklärungen; Interpretation bisher übergangener Stellen; Hinweise auf die Vorgeschichte eines philosophischen Gedankens, eines rhetorischen Schemas, einer dichterischen Anschauung; Bemerkungen über den Aufbau der einzelnen Oden; weitere Citate, z. B. auch aus den Fragmenten des Bacchylides, Archilochus, u. s. w. Mag man auch hier und da über eine Einzelheit mit dem neuen Herausgeber rechten, so kann doch meines Erachtens das Gesamturteil nicht zweifelhaft sein: dafs nämlich Kiefslings Arbeit sich in sehr guten Händen befindet. Sie hat die ihr eigentümlichen glänzenden Vorzüge bewahrt und ist dazu noch von einigen kleinen Flecken befreit worden. Insonderheit ist nicht selten an Stellen, wo Kiefsling, durch seine Eigenart verleitet, sich zum Schaden von der üblichen Auffassung entfernt hatte, letzterer wieder zu ihrem Rechte verholfen worden. Es kann hier nur einzelnes Wenige, das zu besonderer Besprechung auffordert, hervorgehoben werden.

Od. I 7, 17. *Finire* deutet Heinze als „eingrenzen, beschränken", nicht „beendigen". Indes wird es hier keinen andern Sinn haben können als Od. III 4, 39 *finire labores* und Sat. II 3, 263 *finire dolores*, also allerdings „beendigen", wenngleich — wie L. Müller richtig bemerkt — es sich hier natürlich nur um ein zeitweiliges Ende handelt. — Od. I 12, 16. Dankenswert ist der Hinweis darauf, dafs Horaz wohl zuerst *horae* im Sinne von *ὧραι* zu brauchen wagte. — Od. I 14, 1. Mit Recht bekämpft Heinze Bentleys von Dillenburger und L. Müller acceptierte Ansicht, das Schiff liege im Hafen. Die Gründe hätten sich noch vermehren lassen; vgl. JB. XXVII S. 58. — Od. I 16, 3. Kiefslings gekünstelte Deutung von *pones* „du wirst bereiten wollen und darfst es" ist getilgt; der Herausgeber billigt durch Schweigen anscheinend die übliche imperativische Auffassung. — Od. I 17, 9. Die von Kiefsling noch freigestellte Deutung von *haediliae* als Ortsbezeichnung wird jetzt abgelehnt; vgl. JB. XXVI S. 61. — Od. I 18, 10. Im Gegensatze zu Kiefsling hält Heinze die Verbindung *libidinum avidi* für unmöglich; er bemerkt dann aber: „*libidinum* gen. obj." und giebt den Sinn so: „eine schmale Scheide, die ihr Lustverlangen im Nu überspringt". Hiernach ist mir nicht hinreichend klar, wie er die Stelle konstruiert wissen will. — Od. I 19, 16. *Hostia* wird nun doch, und mit Fug, gegen Kiefsling als „Opfertier" gefafst, wohl im Anschlufs an Orelli-Hirschfelder; vgl. jetzt auch L. Müller. — Od. I 20, 10. Heinze meint, dafs *bibes* nur mit Kiefsling im Sinne von „du wirst trinken wollen" gedeutet werden könne (aber gerade dies wesentliche „wollen" einzusetzen ist man durch nichts berechtigt, auch nicht durch die angeblichen Parallelstellen), zweifelt aber an der Richtigkeit der Überlieferung

(vgl. JB. XXVII S. 93). — Od. I 32. Gestrichen ist erfreulicherweise die Behauptung, dafs diese Ode um des Anklanges von V. 1 *poscimus* an Od. I 31, 1 *poscit* willen hier ihren Platz erhalten habe. Unter *latinum carmen* ist nach Heinze nicht ein ernstes politisches Lied zu verstehen. — Od. I 35, 28. Die von manchen beanstandete Verbindung *ferre dolosi* schützt Heinze, indem er sie auflöst in *non fidi ferre*. Vgl. JB. XXV S. 42; auch *piger ferre* Sat. I 4, 12 scheint mir herangezogen werden zu können. — Od. II 3, 6. In seiner Anmerkung über den hier vorliegenden Gegensatz zeigt Heinze genau dieselbe Auffassung des Gedankenganges, wie sie der Referent im JB. XXVII S. 60 gegen L. Müller vorgetragen hat. — Od. II 7, 3. Heinze: „Augustus braucht damit nicht gemeint zu sein“. Ebenso Orelli-Hirschfelder, der Referent in seinem Kommentare, L. Müller und andere. — Od. II 9, 21. *Medum flumen* wird jetzt richtig auf den Euphrat bezogen. — Od. II 11, 2f. Wegen *obiecto* urteilt Heinze, dafs die Worte *Hadria divisus* nicht im Sinne des Quinctius gemeint sind, sondern dessen Bedenken beseitigen sollen. — Od. II 15, 17. *Caespitem* wird jetzt nicht mehr auf Altäre, sondern auf Häuser gedeutet. Auch ich habe mich gerade gegen die Beziehung auf Altäre (JB. XXIII S. 50) und für die auf Häuser (in meinem Kommentare) ausgesprochen. — Od. II 17, 10. Als Subjekt zu *ibimus* wird von Heinze „ich“ bezeichnet, was zweifellos ist. — Od. II 19, 24. Die Konjektur Trendelenburgs (oder vielmehr Stiers, JB. XXV S. 60. 61) *horribilemque* bezeichnet Heinze als sehr wahrscheinlich; sie hätte verdient in den Text gesetzt zu werden, wie das auch von Krüger geschehen ist. — Od. III 5. Hinsichtlich des Anlasses der Ode schliefst sich Heinze mehr an Mommsen an. — Od. III 5, 37. Kiefslings Note, in der die Beziehung von *hic* auf den Sprechenden als möglich zugelassen wurde, ist gestrichen; vgl. JB. XXVI S. 46. — Od. III 7, 28. *Denatat* iefs Kiefsling unerklärt; Heinze bemerkt: „selbstverständlich schwimmt man im Tiber nur stromabwärts, durchquert ihn höchstens in schräger Richtung“. Sehr zuversichtlich; aber sollte man nicht wie in andern Flüssen so auch im Tiber am seichteren Rande haben stromauf schwimmen können? Und gegen den von Heinze verlangten Sinn siehe Nauck-Weifsenfels und L. Müller. — Od. III 9. Die Auffassung von *reiectae* V. 20 als Genetiv war wohl das bedauerlichste Mifsverständnis in der ganzen Kiefslingschen Odenausgabe; es ist jetzt gehoben: *reiectae* ist wieder Dativ. Möchten nun auch andere Herausgeber, die sich durch Kiefslings Autorität haben in diesen allerdings schon früher bestandenen Irrtum hineinleiten lassen, von ihrer Ansicht zurückkommen! Auch die Meinung, dafs das Gedicht ein Ständchen sei, bei dem das Mädchen vom Fenster antworte, ist konsequenter Weise von Heinze aufgegeben. — Od. III 11, 52. Heinze mit der besseren Überlieferung *scalpe*. — Od. III 14, 6. „*Operata* ohne perfektische

Bedeutung"; vgl. u. a. Orelli-Hirschfelder. — Od. III 14, 11. Kiefsling: *iam virum expertes*; Heinze: *iam virum expertae*. Über diese böse Stelle ist in den Jahresberichten schon oft zu reden gewesen, so XXI S. 215, XXIII S. 35, XXIV S. 64, XXV S. 48, 54, 56, XXVI S. 51; mir erscheint als die glücklichste Lösung der Schwierigkeit die Konjektur *carminum expertae*. — Od. III 14, 15. Die neue erklärende Bemerkung zu *nec mori metuam* ist wohl durch L. Müllers Angriff auf diese Stelle hervorgerufen; sie ist inzwischen namentlich von Rasi hinreichend verteidigt worden, vgl. JB. XXIV S. 82, XXVI S. 54. — Od. III 16, 30. Über diese Stelle schlüpfen manche Herausgeber hinweg, als ob keine Schwierigkeit vorläge. Bei Nauck-Weifsenfels findet sich eine absonderliche Erklärung: „das *certa fides* ist natürlich bedingt gesagt: *si certa est fides*". Mit welchem Rechte kann ein Leser dies bedingungsweise auffassen? ist auch *purae* ebenso zu verstehen? Und alle Kraft der Behauptung schwindet ja, wenn die Existenz des wirkenden Momentes als unsicher bezeichnet wird. Kiefsling hatte zugegeben, dafs der Ausdruck schief sei; aber Heinze sucht eine neue Verteidigung: „*segetis certa fides* steht hier nicht als eine *spem nunquam mentita seges* . . ., sondern besagt, dafs sich Horaz im Besitze seines kleinen Ackerguts vor Not geborgen weifs". Leider aber besagt offenbar der lateinische Ausdruck dies letztere eben nicht, sondern nur das erstere; er enthält eine Zuversichtlichkeit, die Horaz naturgemäfs nicht hegen konnte. „So lobt", fährt Heinze fort, „Cato r. r. praef. den Ackerbau als *quaestus stabilissimus* gegenüber dem *mercator periculosus et calamitosus*". Dieser Gedanke hilft uns hier nichts; denn in dieser Hinsicht wäre kein Unterschied zwischen dem Kleinbauern und dem Grofsgrundbesitzer. „Dafs Horazens Landbesitz nicht grofs ist, bedarf in diesem Zusammenhang nicht der Erwähnung". Doch wohl; denn gerade darauf kommt es an, dafs Horaz sich glücklich fühlt, obgleich oder weil er angenehme Erdengüter wie Wasser, Wald, Feld nur in kleiner Quantität besitzt. Ich habe in meiner Ausgabe deshalb *curta* geschrieben; *segetis curta fides meae* steht mit poetischer Verteilung der Attribute für *fides meae curtae segetis* „das Vertrauen auf mein beschränktes Saatfeld". — Od. III 16, 33 ff. Den Gedankengang anlangend, hatte Kiefsling *nodum in scirpo* gefunden; die betreffende Anmerkung ist bei Heinze umgestaltet und die Interpunktion in die gewöhnliche geändert. — Od. III 17, 12 Anm. Der Accentfehler ὑετομάντις statt ὑετόμαντις findet sich wie in der ersten so noch in dieser vierten Auflage. — Od. III 17. Kiefslings Meinung, dafs es sich um eine Geburtstagsfeier handle, hat Heinze aufgegeben; vgl. auch Friedrich, Untersuchungen S. 39 f. — Od. III 23, 17. Heinze giebt den Gedankengang so: „Es bedarf nicht einmal der Opfer, die du bringst; selbst wer ohne Gaben an den Altar tritt u. s. w." In der Interpretation dieser Stelle, sowie in der Ansicht über die

Tendenz der Ode, entfernt er sich sowohl von Kiefslings Auffassung als auch von der neuerdings durch v. Wilamowitz in Aufnahme gebrachten; vgl. JB. XXVI S. 62. — Od. III 25, 9. Die Lesung *exsomnis* verwarf Kiefsling und verwirft Heinze als „völlig verkehrt" (siehe dagegen die Verteidigung durch Friedrich, Untersuchungen S. 120); aber jener setzte Vahlens *ex somnis*, dieser setzt Bentleys *Edonis* in den Text. Erträglich dürfte schliefslich von Seiten der Bedeutung sowohl *ex somnis* als *exsomnis* sein; einigermafsen bedenklich aber erscheint bei beiden Lesungen die von Bentley hervorgehobene Nacktheit des Wortes *iugis*. — Od. III 29, 27. Cyrus wird jetzt nicht mehr als ein damaliger Scythenkhan, sondern in Übereinstimmung mit den meisten Erklärern als der alte Gründer des Perserreiches gedeutet. — Od. III 29, 43. *Vixi* übersetzte Kiefsling in einer dem Zusammenhange widerstrebenden Weise: „ich habe mit dem Genusse des Lebens abgeschlossen", Heinze richtig: „ich habe ein volles Leben genossen". Es heifst hier eben nicht: „ich h a b e gelebt", sondern: ich habe g e l e b t". — Od. III 30, 8ff. Heinze hat gut daran gethan, zur üblichen Interpunktion zurückzukehren. — Carm. saec. 37. Wie *vestrum* auf die nicht genannten Gottheiten Juppiter und Juno gehen könne, sucht der jetzige Herausgeber auf eine neue Weise zu erklären, die aber zu gekünstelt sein dürfte, um Zustimmung zu erzwingen: „Es ging nicht an in einem Apollo und Diana gewidmeten Hymnus . . . Juppiter und Juno als Nebenpersonen auftreten zu lassen . . .; Horaz hat sich so geholfen, dafs er der Opfer auf dem Kapitol zwar gedenkt, aber ihre Empfänger, Juppiter und Juno, als Vertreter sämtlicher Götter auffafst, der *dei cuncti*". — Od. IV 3, 24. *Quod* ist jetzt nicht mehr inneres Objekt, sondern wie bei vielen andern Herausgebern Konjunktion. — Epod. 2, 60. Es ist erstaunlich, was für seltsame, dem Zusammenhange widerstrebende Interpretationen der Stelle *haedus ereptus lupo* (obwohl ihr Sinn ganz klar scheint, wie denn auch viele Herausgeber wohl deshalb schweigen) von manchen vorgebracht sind. So war auch Kiefsling fehlgegangen; aber richtig jetzt Heinze: „weil dann nichts übrig bleibt als ihn zu schlachten"; genau ebenso der Referent in seinem Kommentar und L. Müller in der grofsen Ausgabe. — Ähnlich steht es mit Epod. 3, 19. Was ist in dem Satze *si quid unquam tale concupiveris* mit dem Worte *tale* gemeint? Kiefsling gab die Stelle offenbar sinnwidrig so wieder: „solltest du mir damit haben einen Possen spielen wollen". L. Müller: *tales nugas*. Rosenberg: „*tale* erhält durch das Folgende seine Erklärung"; ob er unter *tale* den Beischlaf verstanden wissen will? Richtig dagegen Orelli-Hirschfelder: *tam detestabilis cibus*; Heinze: „solche Speise"; desgleichen viele Übersetzer. — Epod. 5, 49. Kiefsling hatte bei *quid tacuit* an ein „in Gedanken beten" gedacht; Heinze aber meint, die Antwort auf diese Frage solle lauten: „Nichts, obwohl alles, was sie sagte,

tacenda waren" (so schon andere, z. B. Nauck-Weifsenfels: „Welches Gräfsliche liefs sie unausgesprochen"). Es scheint doch nicht unbedenklich, dafs von den beiden äufserlich so gleichartigen Fragen *quid dixit aut quid tacuit* die erste als wirkliche, die zweite als rhetorische Frage aufgefafst werden und die nachfolgende direkte Rede die Antwort nur auf die erste der beiden Fragen sein soll. — Epod. 8, 17. An dieser vielumstrittenen Stelle ist Heinze nun von *minus* zu *magis* übergegangen. Für geheilt kann ich den Vers aber auch dadurch nicht halten; vielmehr scheint mir etwa folgender Gedanke erforderlich: *in litterata num magis nervi rigent* (vgl. JB. XXVII S. 49); das *in* wie bei *peccare*. — Epod. 11, 26, zu *contumeliae*; Kiefsling: „nicht *amicorum*"; Heinze: „wenn die *consilia* nicht anschlagen". Also ist Heinze zu der namentlich von Orelli-Hirschfelder und L. Müller vertretenen Interpretation übergegangen. — Epod. 13, 3. *Amici* ist bei Heinze wieder Vokativ geworden, was gewifs natürlicher ist.

Eine äufserliche, aber dankenswerte Besserung ist, dafs den Jahreszahlen ab urbe condita die der christlichen Ära beigefügt worden sind.

4) Q. Horati Flacci opera, recognovit brevique adnotatione critica instruxit Eduardus C. Wickham. Oxonii 1901, e typographeo Clarendoniano. XII u. 268 S. 8.

In der Vorrede spricht Wickham kurz über die Textüberlieferung und über sein kritisches Verfahren in dieser Ausgabe. Er ist überaus konservativ zu Werke gegangen und hat sich von den Handschriften nur da entfernt, wo dies unbedingt notwendig ist und so gut wie allgemein geschieht. Die Anmerkungen bieten die wichtigsten Lesarten und einige wenige Konjekturen.

5) Auteurs chrétiens et païens. Collection de classiques latins comparés publiée sous la direction de M. l'abbé Guillaume, ancien Curé-Doyen de Beauraing. Deuxième série. Proses d'Adam de Saint-Victor à l'usage de la Seconde par M. l'abbé Legrain, docteur en Philosophie et Lettres, professeur de Seconde au Collège Notre-Dame de Bellevue à Dinant. XII u. 184 S. 8. 1899. — Odes choisies d'Horace à l'usage de la Seconde par B. Baelde, préfet des Études au Collège St. Joseph, à Virton, et M. Legrain, professeur etc. XXXI u. 188 S. 8. 1900. — Société de Saint-Augustin. Desclée, de Brouwer et Cie. Bruxelles, Paris, Rome.

In diesem Bande sind, der Einrichtung dieser Ausgaben entsprechend, ein christlicher und ein heidnischer Lyriker zusammengestellt. Uns kann hier nur der letztere beschäftigen.

Die Einleitung bietet das Notwendigste über den Dichter und seine Werke, einige metrische Beobachtungen, grammatische Zusammenstellungen, endlich ein Räsonnement über Stil, Lyrik und Moral. In dem ganzen Buche tritt der christ-katholische Standpunkt oft stark hervor; dagegen heifst es ablehnend: notre but n'a pas été de donner un texte critique ni une édition savante.

Die Ausgabe bietet folgende Oden: I 1. 2. 3. 4. 7. 12. 14. 15. 21. 24. 31. 34. 37. II 1. 3. 6. 7. 10. 13. 14. 16. 18. 19. III 1. 2. 3. 4. 5. 6. 8. 17. 21. 24. 30. IV 2. 3. 4. 7 und Epod. 2. 7. Bei so strenger Auswahl waren innerhalb der Gedichte nur noch geringe Verkürzungen aus Gründen der Sittlichkeit erforderlich; es fehlen die Verse I 4, 19—20, durch deren Auslassung freilich das Gedicht verstümmelt wird, ferner III 6, 21—32.

Jedem Gedichte sind vorausgeschickt: 1) Bemerkungen über die Situation (Historique), 2) eine Darlegung des Gedankenganges (Plan), 3) eine Angabe des Metrums; dem Texte sind für Schüler angemessene Anmerkungen in hinreichender Menge beigegeben. Deutlich spürbar ist oft eine ziemlich enge Anlehnung an die Ausgabe von Kiefsling; doch sind auch andre Ausgaben zu Rate gezogen, so unter den deutschen die von Dillenburger, von Schütz, von Nauck und anderen.

Für den unterrichtlichen Zweck, den die Herausgeber im Auge gehabt haben, erscheint das Buch im ganzen recht wohl geeignet. Einige Flüchtigkeiten hätten vermieden werden sollen. S. 1. Von der Ode I 1 heifst es: sorte de dédicace aux deux premiers livres des Odes; dagegen ist auf S. III und auf S. 153 richtig von der Veröffentlichung der drei ersten Bücher die Rede. — S. 1. Mécène honora spécialement de son amitié Virgile et Horace, et, sur son lit de mort, les recommanda tous les deux à l'empereur; aber Vergil war damals schon längst tot. — S. 3. La Lybie. — S. 24. Plancus menait dans sa campagne de Tibur une vie triste et chagrine. Pour le consoler etc. Das stimmt nicht zu der Bemerkung auf S. 26: Plancus est retenu dans les camps, loin de Tibur. — S. 42. La date de la composition de cette Ode (I 21) est incertaine. Est-ce l'an 24, qui fut marqué à Rome par de grandes calamités? Est-ce 4 ans plus tard, lorsque Octave inaugura le temple d'Apollon et célébra pour la première fois les jeux qui devaient se renouveler tous les cinq ans en souvenir de la bataille d'Actium? Statt der Worte plus tard mufs es offenbar heifsen „vorher". — S. 43 *δακρυοέντα*. — S. 48. *Myla* und ebenso S. 127 und S. 133 *Carrha*. Andere Franzosen schreiben doch pluralisch *Carrhes*. — S. 76. L'ode (II 10) a dû être écrite avant 723. Gemeint ist das Jahr 731 = 23. — S. 81. *Mirsyle* statt *Myrsile*.

Schliefslich mögen hier noch eine Deutung und zwei Konjekturen erwähnt werden, mehr weil sie auffallen, als weil sie besonders glaublich wären. Od. II 3, 19; *exstructis in altum* pour *exstructis in aedes altas*, et non pas pour *coacervatis*. Irgendwelche Begründung der befremdlichen Behauptung fehlt. — Od. II 10, 6; *tutus cavet obsoleti sordibus tecti*. Kein Druckfehler, wie aus der Anmerkung hervorgeht. — Od. IV 2, 49; *tuque dum praedicis* „tandis que tu donneras le signal de l'*io triumphe*". Denselben Sinn erzielt in besserem Einklange mit dem Sprach-

gebrauche das von Schütz im kritischen Anhange erwähnte *praeibis*.

6) Blackwoods Classical Texts. Horace, Odes; books I. II by John Sargeaunt. Edinburgh and London 1901, William Blackwood and Sons. XXVIII u. 153 S. 8.

Die Introduction, S. XI—XXVIII, bietet vier Kapitel: Life of Horace, The Odes, On Translating the Odes, The Metres of the Odes. Sie ist flott geschrieben, nicht sowohl vom philologischen als vom ästhetischen Standpunkt, mit vielen Hinblicken auf englische Poesie. Interessant sind für den Ausländer namentlich die Bemerkungen des dritten Kapitels über die Schwierigkeit, den Horaz treffend ins Englische zu übersetzen; so wird z. B. Conington dafür gelobt, dafs er in der Ode I 28 das Pronomen *thou* für die Anrede an Archytas, dagegen das Pronomen *you* für die Anrede an den Seemann verwendet hat. — Auf S. 2 ist *Varus* Versehen oder Druckfehler für *Varius*.

Der Wortlaut des Textes bietet nicht viel Auffälliges. Gern sei notiert, dafs Sargeaunt Od. II 5, 14 f. Bentleys *quod . . . annus* aufgenommen hat, wozu sich von den Neueren nur wenige (so L. Müller und der Referent) haben entschliefsen können; und doch wird nur durch jene Schreibung ein völlig glatter Sinn erzielt: „Was dir, der du aus dem leidenschaftlichen Alter bereits in das ruhigere übergehst, die Zeit an Feuer des Gefühls rauben wird, das wird sie dem Mädchen verleihen, welches aus unreifer Kindheit erst in jenes Alter der lebhafteren Empfindung einzutreten sich anschickt". Dagegen läfst sich der Überlieferung mit all den gekünstelten Erklärungen, die man bei den Herausgebern nachlesen mag, kein befriedigender Gedanke abzwingen. Minder erheblich ist, dafs Sargeaunt Od. I 24, 15 mit Meineke, Fritsch, Shorey *non* statt *num* schreibt. Od. II 10, 18 hat er sich mit Meineke, Kiefsling, Gow für *citharae* entschieden, Od. II 11, 21 Palmers *devia scitam* (vgl. JB. XXIV S. 64), Od. I 20, 10 Munros *tu vides* in den Text gesetzt. Zu der letztgenannten Stelle vergleiche JB. XXVII S. 93, wo unter mehreren sinngemäfsen Konjekturen der Schreibung *non bibes* wegen Epist. I 5, 4 der Vorzug gegeben wurde.

Mehrfach weicht die Interpunktion von der üblichen ab. Od. I 10, 1 *Mercuri facunde, nepos Atlantis*, mit Peerlkamp und L. Müller; aber (wie schon JB. XXV S. 36 bemerkt ist) es fällt nun zwischen den geistigen Eigenschaften des Merkur das äufserliche *nepos Atlantis* auf. — Od. I 32, 15 *dulce lenimen mihi cumque, salve rite vocanti*. In anderer Weise hatten schon Ussani und Städler *mihi* zum Vorhergehenden gezogen; gegen Sargeaunts Auffassung wird, wenn man überhaupt *cumque* schützt, nichts Sonderliches einzuwenden sein, andrerseits aber hat sie vor der üblichen Verbindung von *mihi cumque* mit *rite vocanti* kaum et-

was Entscheidendes voraus. — Od. I 37, 26 *regiam, voltu sereno fortis, et asperas etc.* Die Herausgeber disputieren ja über die Frage, wie hier zu konstruieren sei, in utramque partem; einfacher und näherliegend dürfte aber die von Sargeaunt und der Minorität vertretene Ansicht sein als die gegenteilige. — Od. II 8, 22f. *miseraeque, nuper virgines, nuptae*; hierüber ist schon oben (S. 30f.) in der Anzeige der Ussanischen Ausgabe gesprochen.

Athetiert sind die Verse Od. I 31, 13—16. Das Gleiche that schon Gow; vergleiche dagegen JB. XXIII S. 28. Als Sargeaunts Grund geben die Noten, wie zu erwarten war, den anscheinenden sachlichen Widerspruch an: either Syra is corrupt or the next stanza is interpolated. Dafs dieses Bedenken hinfällig ist, habe ich schon aus Anlafs der L. Müllerschen Konjektur *sua* dargelegt; vgl. JB. XXVII S. 59.

Am Rande des Textes giebt Sargeaunt meist bei jeder einzelnen Strophe eine kurze englische Inhaltsangabe. Ähnliches begegnet auch in einzelnen deutschen Ausgaben, z. B. bei Weidner, wenn auch nicht so konsequent. Ich kann nur finden, dafs Auge und Geist des Lesers dadurch in recht störender Weise abgelenkt werden. Mitunter sind auch diese Sargeauntschen Randglossen nicht zutreffend. So wird zu Od. I 27, 9ff. bemerkt: you say I do not drink my share etc.; danach scheint der Herausgeber zu meinen, Horaz habe bis dahin trocken dabei gesessen — eine nicht glaubliche Voraussetzung. Vielmehr kommt der Dichter eben erst zu dem bereits im Gange befindlichen Gelage und wird zum Mittrinken aufgefordert. Und wenn es zu Od. II 1, 9ff. heifst: but return soon to tragedy, so ist auch damit der Sinn ganz verfehlt. Die Ode ist ohne Zweifel in poetischer Form lediglich eine vorgängige litterarische Anzeige, die die Aufmerksamkeit des Lesepublikums auf Pollios demnächst erscheinendes Geschichtswerk lenken soll. Und zwar giebt Horaz zuerst den Inhalt dieses Werkes an und weist auf die Kühnheit des Unternehmens hin (V. 1—8); dann thut er dem Publikum in mannigfachen Wendungen zu wissen, man könne sich einer hervorragenden Leistung versehen, da der Verfasser sich bereits als Tragiker, als Rechtsanwalt, als Senator, als Feldherr ausgezeichnet habe (V. 9—16). Also von irgend welcher Mahnung (injunction, wie es in den Anmerkungen heifst) an Pollio ist in V. 9. 10 nicht die Rede; der Satz enthält keine Aufforderung, sondern ein Zugeständnis („so mag denn . . .“), und *paulum* bedeutet nicht etwa „nur kurze Zeit“, sondern „eine Weile“. Aber auch das Zugeständnis ist weiter nichts als eine künstliche Form für die einfache Mitteilung an die Leser, dafs Pollio bereits gute Tragödien geschrieben habe.

Einen schönen Schmuck der Ausgabe bilden acht sehr gut ausgeführte Bilder: eine Büste Mäcens, eine Marsstatue, eine Merkurstatue, Tivoli (doch giebt dieses Bild wie die meisten Pho-

tographieen von Tivoli keine klare Vorstellung von der Landschaft), eine Apollostatue, der Triumphbogen des Augustus in Aosta (zu Od. II 9, 19; vgl. JB. XXVII S. 71), eine Satyrstatue, ein Bacchuskopf.

Aus den ziemlich knapp gehaltenen Notes (S. 63—146) heben wir weniges hervor. Od. I 1, 28 *teretis,* properly „thin", used of the string; hence „weak". Ähnlich Schütz und Gow; das Wort hat den Herausgebern schon viel Not gemacht; die Etymologie führt aber doch wohl mehr auf die Bedeutung „festgedreht". — Od. I 5. Überaus realistisch ist die Auffassung der Situation: Pyrrha . . . dwells in a wine-shop partly or wholly hollowed in the volcanic rock of that coast (nämlich at Baiae, Cumae or Puteoli). There are still shops in the rock near Puteoli. — Od. I 7, 22. Apparently the garlands were steeped in wine; so schon Gow und Ussani, ohne dafs bisher Belege beigebracht wären; denn Od. II 7, 23 ist offenbar für diesen Zweck wertlos. Vgl. JB. XXVII S. 50, wo der Ausdruck *διασειόμενοι τοὺς κροτάφους ὑπὸ τοῦ ἀκράτου* zum Vergleiche herangezogen ist. — Od. I 9, 20. *Conposita hora*; the uses of *diem componere* (Aen. I 374) and *aetas composita* (Tac. Ann. XIII I) suggest, that it may mean „the quiet hour" of evening. Wider den Sprachgebrauch und auch für den Zusammenhang weit weniger passend als die geläufige Auffassung, — Od. I 24, 1—4. A dull stanza, better away. Is it spurious? Ein sehr subjektives Urteil, welches man nicht eher zu bekämpfen Anlafs hat, ehe nicht Gründe dafür vorgebracht werden; übrigens scheint ja die Strophe schon in alter Zeit bekannt gewesen und nachgebildet zu sein. — Od. I 26, 5. *Unice* i. e. no others were indifferent. So von den Engländern auch Gow, während Smith „perfectly" übersetzt. Die erstere Bedeutung — falls überhaupt im Sprachgebrauche nachweislich — pafst hier jedenfalls nicht; wie könnte Horaz behaupten, dafs er der einzige Sorglose sei? — Od. I 27, 16f. *Ingenuo amore* love for a lady, not for a slave. Ich wiederhole das schon JB. XXVII S. 51 Gesagte: Liebe, über die man erröten mufs, und Liebe zu einer Freigeborenen wäre kein richtiger Gegensatz, da ja einerseits man sich der Liebe zu einer verheirateten oder sittenlosen Freigeborenen allerdings zu schämen hätte und andererseits nicht jede Liebe zu einer Freigelassenen (denn auch dies kann der Gegensatz von *ingenua* sein, nicht etwa nur *ancilla*) Scham zu erregen brauchte. — Die Ode II 6 hält Sargeaunt mit Gow für scherzhaft; diese wunderliche Ansicht ist schon JB. XXIV S. 65 abgelehnt. — Od. II 17, 29. *Levasset,* not „lightened" but „averted". Entsprechend deuten dieses Wort Orelli, Georges, Nauck-Weifsenfels, Smith; mit welchem Rechte? *Levare* heifst „leichter machen", und diese Bedeutung trifft hier durchaus zu, da der Baum den Kopf des Dichters wirklich getroffen, aber durch Eingreifen der Gottheit eben nur unschädlich gestreift hatte. —

Einige griechische Wörter in diesen Anmerkungen tragen falsche Accente.

Ein Anhang enthält im wesentlichen grammatische und stilistische Zusammenstellungen.

Das Gesamturteil über diese neue Ausgabe kann nicht ungünstig sein: sie erfüllt gewifs ihren Zweck, jungen Leuten zum Verständnis des Textes zu verhelfen. Ihr Charakter ist im ganzen dem der Ausgaben von Gow, Smith und Shorey ähnlich, nur bietet Sargeaunt etwas weniger zur Erklärung dar.

7) Q. Horati Flacci Saturarum liber I, edited with introduction and notes by James Gow. Cambridge 1901. University Press. XXVIII u. 120 S. 8.

Nachdem von Gows Ausgabe das erste Buch der Oden im Jahre 1895 (vgl. JB. XXIII S. 28), das zweite, dritte, vierte und die Epoden im Jahre 1896 (vgl. JB. XXIV S. 64) erschienen sind, liegt jetzt nach längerem Zwischenraume ein das erste Buch der Satiren enthaltendes Bändchen vor. Auch dieses Bändchen zeigt meist ruhig und verständig abwägendes Urteil und klaren Ausdruck; nur ist der Herausgeber gegen Meinungen seiner Landsleute mitunter etwas zu nachgiebig.

Diesem Teile ist dieselbe Horazbiographie vorausgeschickt wie den früheren; nur hat in einer Anmerkung die Vermutung Sonnenscheins über Horazens samnitische Abstammung (vgl. JB. XXVII S. 21 f.) Erwähnung gefunden. Dann folgt § 2 Satire, § 3 Chronology of the Satires, § 4 The Use of Proper Names in the Satires; das Resultat ist hier im wesentlichen dies: it is probable, that Horace, following the example of Lucilius, introduced into his satires the real names of known persons (vgl. den Bericht über Cartaults Behandlung derselben Frage: JB. XXVII S. 86). Weiter § 5 Latinity of the Satires, § 6 The Text, nämlich über die Handschriften und Scholien.

Nun einige Bemerkungen zum Text und zu den Erläuterungen. Sat. I 1, 90. Dieser difficilen, vielleicht dem Dichter selbst mifsglückten Stelle sucht Gow so beizukomen: *operam perdere* is not „to attempt the impossible“, but „to do what is not worth doing“. Höchstens dürfte doch gesagt werden, dafs der lateinische Ausdruck beides bedeuten könne; denn freilich kann eine Mühe weggeworfen sein, sowohl weil man das selbstgesteckte Ziel nicht erreicht, als auch weil man es zwar erreicht, seine Erreichung aber wertlos ist. Die erstere Bedeutung ist naturgemäfs die häufigere, und dafs sie auch in dieser Horazstelle vorliegt, darauf weist anscheinend *retinere velis* hin, für das im andern Falle *retineas* näher gelegen hätte. Für welche der beiden Bedeutungen der nachfolgende Vergleich mit dem Einreiten des Esels spricht, ob nämlich dies als unmöglich oder zwar als möglich, aber wertlos bezeichnet wird, bleibe dahingestellt. Gow allerdings meint: of

course a donkey can gallop, but he cannot win against a horse; the Campus Martius was used for horse-riding. — Sat. I 1, 108 Zu loben ist, dafs Gow nicht wähnt diese Stelle ins Reine gebracht zu haben. — Sat. I 1, 113f. *Ut* und *sic* stellt Gow mit Postgate um. — Sat. I 2, 25—134 sind weggelassen; dsgl. Sat. I 5, 82—85, Sat. I 8, 5 und 37—39 Aus entsprechendem Grunde ist der Vers Sat. I 1, 105 nur oberflächlich erklärt und Sat. I 3, 107 *mulier* für *cunnus* eingesetzt. — Sat. I 3, 10; *si* mit Postgate für *qui*. Der Grund zu der Änderung ist wohl aus dem zur Erklärung des Modus von *ferret* Gesagten ersichtlich: the reason for the change of mood in *ferret* is, as Dr. Postgate acutely suggests, that a man could not carry *sacra Iunonis* which were always borne by women. Doch wird dadurch *qui* wohl nicht als schlechterdings unmöglich erwiesen. — Sat. I 3, 103f. Gow schreibt mit Housman: *donec verba, quibus sensus, vocesque, notarent nominaque invenere* = *donec verba vocesque nominaque invenere quibus sensus notarent*. Die Interpretation der Überlieferung will allerdings noch nicht recht befriedigen; aber andererseits ergiebt Housmans Umstellung eine für die ruhige Diktion der Satiren zu gekünstelte Wortfolge, und die Verweisung auf die andersartige Stelle Sat. I 5, 72 hilft nicht viel. — Sat. I 4, 102. Mit Housman interpungiert Gow nicht hinter, sondern vor *prius* und verbindet *prius ut* = as heretofore. Gegen die gewöhnliche Auffassung wird erstens die Seltsamkeit der Konstruktion in *ut si quid* angeführt; aber diese wird von den Herausgebern (so von Orelli-Mewes, Kiefsling und Krüger) einigermafsen erklärt. Zweitens fügt Housman einen auf den Inhalt bezüglichen Grund hinzu: if Horace promises that this fault shall be absent from his pages and from his mind first, this is a confession that the fault has hitherto existed both in his mind and in his writings. Dies mufs nun durchaus bestritten werden. Wer da erklärt, eine bestimmte Sünde werde ihm immer fern sein, gesteht sie damit nicht für die Vergangenheit zu; das kurze *atque animo prius* aber bedeutet: und dafs sie sich nicht auf dem Papiere zeigen wird, kann ich deshalb bestimmt versprechen, weil sie meinem innersten Herzen fremd ist; in diesem aber müfste sie doch vorher vorhanden sein, ehe sie auf dem Papiere sichtbar werden könnte. Dieser letztere schöne Gedanke geht bei Housmans Interpunktion verloren, andrerseits kommt durch sie die Schwierigkeit der Konstruktion von *ut si quid* in Wegfall. Die Entscheidung fällt schwer, solange nicht für dieses *ut si quid* geeignete Parallelstellen beigebracht sind. — Sat. I 4, 139. Der Herausgeber konjiziert *haec ludo*; ich selbst habe im Programm des Domgymnasiums zu Halberstadt 1897 S. 11 f. für *includo* plädiert und erachte dies auch jetzt noch für das Wahrscheinlichste. — Sat. I 5, 15. Hier befinde ich mich mit Gow in erfreulicher Übereinstimmung: wir haben beide das *ut* weggelassen, wozu auch Schütz im Anhang neigte; gethan haben es in neuerer Zeit wenige,

so noch Lechatellier (vgl. JB. XXIII S. 34). Nur so wird eine unanstöfsige Darstellung erzielt. — Sat. I 6, 6. Gow setzt Palmers Konjektur in den Text: *ignoto aut ut me;* indes ist offenbar kein triftiger Anlafs vorhanden, das überlieferte *ignotos* anzutasten. — Sat. I 6, 14. Über diese crux ist der Herausgeber nicht zu sicherer Entscheidung gelangt: I am convinced that *notante* is wrong, . . . I suggest *quid autem?* as a temporary expedient. — Sat. I 6, 102. Gow schreibt mit Housman: *uti ne rus solusve peregre.* — Dsgl. Sat. I 6, 111 mit Postgate: *milibus et quantis*; indes die Erklärung des handschriftlichen Textes durch Kiefsling, Krüger und andere kann befriedigen. — Dsgl. Sat. I 6, 126 mit Munro: *pulsumque trigonem.* — Dsgl. Sat. I 8, 15 mit Apitz: *qui modo,* eine Konjektur, die in Deutschland nicht mehr registriert zu werden pflegt und auch, falls überhaupt zu ändern wäre, dem Bentleyschen *qua modo* nachstehen müfste.

II. Übersetzungen.

8) S. Englert, Horazübersetzungen. In den Blättern für das Gymnasialschulwesen XXXVI (1900) S. 25—29.

Es werden freie Übersetzungen der Oden I 24, I 31, II 6, II 7, II 8, III 1 in gereimten iambischen und trochäischen Mafsen dargeboten. Der Verfasser trifft fast stets den Sinn des Textes und besitzt eine hübsche Fertigkeit im Reime; aber der horazische feinere Duft geht verloren in einer prosaisch gemütlichen Darstellungsweise; z. B. III 1, 33 ff.:

Die Fische schaun verwundert neue Gäste,
Sind nicht mehr frei in ihrem Element,
Der Reiche baut sich in dem Meer Paläste
Auf stein'ger Riesendämme Fundament.

Bei der Übersetzung von Od. II 8 ist an einer Stelle mit dem Metrum ein Unglück passiert. Denn die zweite und die dritte Zeile jeder Strophe sollen akatalektische iambische Fünffüfsler sein; aber trotzdem heifst in der zweiten Strophe die zweite Zeile:

Gebirge, einmal schweigt der Sturm im Walde;

sie hat also eine Silbe zuviel. Und die folgende Zeile lautet:

Um Gárganús Berghöhn, und bálde;

hier sind also Fufszahl und Versausgang in Unordnung, überdies verstöfst noch die Betonung des Eigennamens gegen die antike Messung. — In Od. I 31, 6 wird *Calabriae armenta* mit „des Calabresen Ackerbreiten“ gegeben: unrichtig und in übler Konkurrenz mit dem dann folgenden „Ackerland an des Liris Strand“. — Wenn in Od. II 7, 19 für *sub lauru mea* eingesetzt wird „in dem stillen Thale“, so schwindet ein wesentlicher Teil des horazischen Gedankens.

9) Karl Städler, Die Oden des Horaz in Reimstrophen verdeutscht und zu einem Lebensbilde des Dichters geordnet. Berlin 1901, G. Reimer. XXXVI u. 126 S. 8. 2 *M*.

Das vorliegende Buch ist im wesentlichen eine Zusammenfassung und Erweiterung der Arbeiten, die der Verfasser in den Beilagen zu den Jahresberichten der Margarethenschule zu Berlin in den Jahren 1897—1900 (vgl. JB. XXIV S. 77ff., XXV S. 55f., XXVI S. 50ff., XXVII S. 69) veröffentlicht hat.

Vorausgeschickt ist zunächst eine Erörterung der Frage: „Kennen wir Horaz?" und dann eine Biographie (S. X—XXXVI) unter dem Titel: „Des Dichters Erdenwallen". Diese mufs leider als der am wenigsten gelungene Teil des im übrigen so aufserordentlich hübschen Werkchens bezeichnet werden. Unerheblich ist dabei, dafs Städler die Odenpoesie schon im Jahre 42 beginnen läfst; das ist eine Thatfrage, bei deren Beantwortung Gründe hin- und hergewogen werden mögen. Schlimmer ist es schon, wenn der Verfasser den Satz aufstellt: „Jedes seiner Gedichte ward gelebt, ehe es geschrieben wurde"; haben doch nicht wenige Lyriker aus erfundenen Situationen heraus anempfundene Gefühle vorgetragen, und gerade bei Horaz machen manche Gedichte — und nicht etwa nur erotische — durchaus den Eindruck von poetischen Übungsstücken. Das Bedenklichste aber ist die ganze idyllische, freundlich-wehmütige Färbung dieser Biographie. Von Horazens weltmännischer Gewandtheit und Urbanität, von den Opfern, die ihm sein Verkehr mit Vornehmen und seine Stellung als Hofdichter auferlegten, von dem Zwiste mit Mäcenas, von der Mühsamkeit seiner Lyrik: von all dem ist hier nicht die Rede. Hohe Tugend der Hauptpersonen, reine Liebe, quellender Dichterdrang, damit wird die Motivierung in dieser Lebensbeschreibung bestritten, ähnlich wie in manchen Erzählungen für die Jugend die Leser über allerlei rauhe Realitäten hinweggetäuscht werden. Hier einige Belege. S. XXIIf.: „Da führte ihm der Zufall, vielleicht durch Mäcens Veranstaltung, die Gesuchte zu. Es war die reizende Cinara, die Mäcen als blutjunges Mädchen entdeckt hatte (O. II 5) und zuerst sich selbst vorbehalten wollte, die er aber dann, inzwischen in die bildschöne Terentia verliebt und mit dieser vermählt, . . . an seinen geliebten Dichter wies; und die junge Cinara wandte Horaz Gunst und Herz wie keinem andren zu". S. XXIV: „Die junge Blüte seiner schönsten Hoffnungen welkte und fiel: Cinara starb (722), und es scheint, dafs der Erschütterte diesen Verlust des kaum besessenen Glückes nicht habe überleben wollen. Es giebt von ihm ein merkwürdiges Gedicht (O. II 20), offenbar tief erregt geschrieben, im Angesicht des Todes und wie zu einer Rechtfertigung desselben, die er seinem Mäcen glaubte schuldig zu sein, dem Förderer und Bürgen seines dichterischen Berufes". S. XXVIII: „Zu diesem ungesuchten Glücke fand sich nun auch ein längst innigst

gewünschtes: die Gefährtin seines stillen ländlichen Lebens. Die schon früh, vor Cinara, ernstlich begehrte Lydia (O. I 13), die er jetzt von neuem in einer hochberühmten Ode (III 9) zu dauerndem Bunde aufforderte, für die er vielleicht auch das liebliche Bild von Gyges' und Asteriens treuer Liebe (O. III 7) gedichtet, lehnte allerdings aus Scheu vor der Einsamkeit, wo ihrem Geiste, ihrer Schönheit keine Triumphe winkten, seinen Antrag ab, obwohl er eine jüngste Bekanntschaft, die blonde, sangeskundige Chloë, ihr zum Opfer bringen wollte, und beharrte auf ihrem Sinne auch, nachdem Horaz ihr in ergreifenden Worten (O. I 25) das Los der Alleingebliebenen vor Augen gestellt; statt Lydias folgte ihm, auf sein Gut die stille, vornehme Lyde, um die er in einer glänzenden Ode (III 11) geworben". S. XXXf.: „Lyde, die ihn mit einem Kinde beschenkt hatte in schwerer, doch glücklicher Geburt, für deren Erhaltung er der hilfreichen Göttin den schönen Baum weihte zunächst seinem Hause, zu jeder Wiederkehr des Geburtstages ein Dankopfer verheifsend (O. III 22), Lyde ward ihm, vielleicht noch vor der ersten Wiederkehr des Jahrestages, geraubt. In einem seiner gröfsten und empfundensten Lieder (O. III 27) nimmt Horaz zerrissenen Herzens, geteilt zwischen verlangender und aufopfernder Liebe, Abschied für immer von „Galatea" — zweifelsohne Lyde, die, von den Ihrigen aufgefunden und zurückgefordert, unter ihrem wahren Namen zu glänzendem Lose in die griechische Heimat zurückkehrte". S. XXXVI: „Im September 746 erlosch Mäcens Leben, nachdem es etwa 66 Jahre gewährt, Horaz aber, von den heimlichen Sorgen und Qualen entkräftet, überlebte diesen Tag nur um zwei Monate; die Sympathie der Seelen, vor länger als zwanzig Jahren behauptet (O. II 17), bewährte ihre Kraft". Einige dieser Stellen zeigen auch, wie phantasievoll sich Städler Situationen für die Oden konstruiert; ebendahin gehört die Annahme (S. XVI und 2), dafs die Ode I 28 ein namenloses Grablied für Brutus sei.

Zwingt die Einleitung mehrfach zu Widerspruch und Ablehnung, so gereicht es dem Referenten zu um so gröfserer Freude, dem Hauptteile des Buches, den Übersetzungen hohes Lob spenden zu dürfen, wie dies schon bei den Teilpublikationen geschehen ist. Die dort veröffentlichten Oden hat Städler nochmals revidiert und überarbeitet und die fehlenden (wenn ich richtig zähle: 25) Oden hinzugefügt; so ist eine Odenübersetzung entstanden, die zu dem Besten gehört, was je auf diesem Gebiete geleistet ist, oder wohl geradezu den höchsten bisher erreichten Gipfel darstellt. Ich will nun zwar auch diesmal zwei Proben, und zwar aus den neu hinzugekommenen Gedichten, hersetzen, bin mir aber der Unzulänglichkeit dieses Verfahrens bewufst; eine oder zwei einzelne Blüten können eben keine Vorstellung von dem ganzen Straufse erwecken, dessen Reiz gerade in der Mannigfaltigkeit der Formen und Farben liegt. Denn die Be-

herrschung der verschiedensten modernen Versarten, die geschickte Wahl der für den jedesmaligen Inhalt passenden, ein feiner Geschmack für den sprachlichen Ausdruck: das sind Vorzüge, die dieser Übersetzer in hohem Grade besitzt.

Od. III 12, S. 4.

  Ach, der Liebe holdem Triebe
Wer sich doch ergeben dürft'!
Wer hinunter froh und munter
Alles Leid im Weine schlürft'!
  Doch verzichte, arme Nichte,
Waise du in Ohmes Hut,
Dessen Zunge dich im Schwunge
Träf' mit Worten bis aufs Blut.

Od. III 7, S. 63.

  Deinem fernen Gyges thör'ge
Thränen höre auf zu weinen;
Erster Lenzhauch wird, Asterie,
Reich und froh ihn dir vereinen.
  In Epirus' Bucht gefangen
Liegt sein Schiff von Winters Schauern,
Und er mufs die kalten, langen
Nächte ohne dich vertrauern.
  Schlaflos unter fremdem Dache
Seufzt er hin zum Morgengrauen . . .
Schickt die Frau, die liebewache,
Einen Boten, einen schlauen.

III. Abhandlungen.

10) P. H. Damsté, Ad Horatii carmina III 21 et 26. In der Mnemosyne N. S. XXVII (1899) S. 75—77.

Od. III 21, 13. Dieses Bild bezog Nauck noch in der dreizehnten Auflage nicht auf die Folter, sondern auf das *torcularium*, eine Auffassung, die der neue Herausgeber Weifsenfels sogleich in der vierzehnten Auflage aufgegeben hat. Aber Damsté glaubt sie als richtig erweisen zu können durch Vergleichung mit der längst schon von anderen herangezogenen Diphilusstelle, aus der er den Vers *τὸν τὰς ὀφρῦς αἴροντα συμπείϑεις γελᾶν* durch Sperrdruck hervorhebt. Inwiefern Naucks Ansicht durch diesen Vers eine Stütze erhält, ist mir nicht recht klar geworden. — Od. III 26, 1 ff. Mit Recht kekämpft Damsté die von L. Müller in der Ausgabe von 1882 ausgesprochene Meinung, nach welcher unter Acceptierung der Konjektur *duellis* an wirkliche Kriege zu denken sei; neuerdings hat übrigens L. Müller selbst in der Ausgabe von 1900 sich von diesem Irrtum abgewandt. — Od. III 26, 3. *Arma* will Damsté mit Peerlkamp (und L. Müller in der neuen Ausgabe) nur auf die Leier beziehen und führt Verg. Aen. III 288 als Beleg dafür an, dafs *arma* von einem einzelnen Stücke gesagt werden

könne. Hierin dürfte keine Schwierigkeit liegen; aber wenn man *arma* nur auf die Leier deutet, so scheint es wunderlich, dafs Horaz die in V. 7 genannten *funalia vectes arcus*, Dinge, die doch gerade waffenartig sind und geeignet wären, unter den Begriff *arma* subsumiert zu werden, diesem Begriffe sollte koordiniert haben.

11) C. M. Francken, De nomine Iulo. In der Mnemosyne N. S. XXVII 1899, S. 151—154.

Was den Horaz (Od. IV 2, 2) anlangt, so spricht der Verfasser seine Ansicht in folgendem Satze aus: Horatio et Tacito placere potuit *Iulus* pro legitimo *Iullus* memoribus *Iuli* Vergiliani, quod divinus poeta paene sanxerat. Indessen ist es doch wohl ratsamer, die Abschreiber eines sehr erklärlichen Versehens als die Schriftsteller einer solchen orthographischen Willkür in einem Eigennamen zu zeihen.

12) Herbert Richards, Propertiana and other notes. In: Classical review XIII 1899, S. 15—20. Auf Horaz bezüglich: S. 18 und 19.

Sat. I 10, 8. Richards möchte *haec* für *hic* setzen; aber die Überlieferung ist ja ohne Anstofs. — Sat. II 6, 59. *Truditur* für *perditur*, vgl. Od. II 18, 5 und Petron. Sat. 45 *sic vita truditur*. Beachtenswert, obwohl natürlich nicht zwingend. — Epist. I 2, 31. *Cessantes* (oder *cessantem*) *ducere cenam*. Diese Konjektur ist nicht neu; vgl. JB. XVIII S. 206. — Epist. I 11, 16. *Vendes* für *vendas*. Aber vergleiche über Horazens Streben nach Abwechselung die Note Kiefslings. — Epist. II 2, 80. *Non trita* für *contacta*. Die Vermutung klingt an Mitscherlichs Erklärung von *contracta* an: *nondum* . . *protrita*, entfernt sich aber ziemlich weit von der Überlieferung. So wird man wohl bei dem gemeinhin aufgenommenen *contracta* bleiben müssen. — Epist. II 3, 53. *Prisco* für *Graeco*; indes weisen die Herausgeber, scheint es, hinreichend nach, wie letzteres zu verstehen sei und in den Zusammenhang hineinpasse. — Epist. II 3, 203. *Parco* für *pauco*; das wird Billigung verdienen, wenn man wirklich *pauco* bei Horaz für schlechthin unmöglich hält.

13) T. Nicklin, On Horace, Satires II 2, 89—93. In: Classical review XIII 1899, S. 273.

Das Eigenartige von Nicklins Auffassung dieser Stelle liegt namentlich in der Deutung von *tardius*. Er sagt: *tardius*; there is no question of „arriving late for dinner“; and the whole point of the passage is that „the household“ had been obliged to „leave the boar untouched so long“ — not „on the chance of a guest arriving“, but because they could only consume it at once by gluttonous over-eating. A pig-killing would be an event to send word of to all the neighbours, who would drop in for

some days after. Diese Interpretation ist nicht einwandsfrei. Zunächst ist unter *aper* ein Wildschwein zu verstehen. Ferner konnte auch bei einem Schweineschlachten der Wunsch, die Nachbarschaft an dem Schmause teilnehmen zu lassen, nicht die Veranlassung dazu werden, dafs man das Fleisch ranzig afs; denn auf die Mitteilung: „heute ist geschlachtet“ oder noch besser: „übermorgen wird geschlachtet“ hätten sich die Nachbarn rechtzeitig eingefunden. Der Sinn der Stelle, die von manchen Herausgebern nur obenhin, von manchen auch unzutreffend behandelt wird, dürfte folgender sein. Es handelt sich bei Horaz um Erklärung der merkwürdigen gastronomischen Thatsache, dafs die Alten eine Vorliebe für ranziges Wildschwein hatten, und es wird dafür eine Erklärung dargeboten, die dem Charakter der Alten Ehre macht: Nämlich: sie hätten das Interesse eines etwaigen Gastes im Auge gehabt, der so spät abends käme, dafs es nicht möglich wäre, ein Herdentier für ihn zu schlachten und zuzubereiten. Zu dessen Verpflegung hätten sie Teile von dem Fleische eines erlegten Ebers aufgehoben, in der Anschauung, dafs es richtiger und zweckmäfsiger (*commodius*, vgl. Od. III 19, 12) sei, wenn der hungrige Gast das Fleisch ranzig, als wenn der efsgierige Hausherr es frisch äfse. So sei man als Gast oder auch als Hausherr (denn beim Ausbleiben eines Gastes verspeiste das Fleisch schliefslich der Hausherr) oft in die Lage gekommen, ranziges Schwarzwild zu essen, habe sich an den Geschmack gewöhnt und ihn liebgewonnen. Das Ganze ist bei Horaz nur kurz angedeutet; man möchte meinen, diese Erklärung sei die landläufige gewesen, so dafs ein knapp gehaltener Hinweis genügte.

14) I. A. Nairn, On Horace, Epodes 9, 17. In: Classical review XIII 1899, S. 461.

Nairn schlägt zu dieser vielmifshandelten Stelle vor: *at huil* The interjection *hui* . . . is so rare in poetry that it would easily occasion error. Diese Empfehlung der Konjektur hat doch ihre äufserst bedenkliche Seite. Dem Referenten sagt am meisten die Erklärung von Ussani zu (vgl. JB. XXVII S. 50), der *ad hunc frementes* auf ein Anwiehern der Sonne deutet.

15) John C. Rolfe, On the construction *sanus ab*. In: Classical eviewr XIII 1899, S. 303—305 und XIV 1900, S. 127.

Zu *sanus ab* (Sat. I 4, 129) werden von den Herausgebern zwei Auffassungen vorgetragen: „gesund im Hinblick auf“ und „rein von“. Rolfe hält diese beiden Bedeutungen von *ab* sauber auseinander und entscheidet sich — worin er Zustimmung verdient — für die letztere. Von seinen Parallelstellen erscheinen als die passendsten: Plaut. Poen. 1186 *ut decet nos esse a culpa castas*, Liv. I 44, 4 *ut puri aliquid ab humano cultu pateret soli*, Cic. Phil. 13, 8 *res familiaris cum ampla tum casta a cruore civili*.

— Diese Erörterung führt auf die Frage, welche Konstruktion bei Horaz Sat. I 6, 82f. in dem Satze (*me*) *pudicum servavit ab omni non solum facto, verum opprobrio quoque turpi* anzunehmen sei, und Rolfe macht es wahrscheinlich, dafs auch hier *ab* zu *pudicum* und nicht zu *servavit* zu konstruieren sei.

16) Wilhelm Schwarz, Zur Erklärung horazischer Oden. In: Fries und Menge, Lehrproben und Lehrgänge, Heft LXVI S. 59—67.

Der Verfasser handelt zunächst über die Ode I 7. Seine Ansicht über Anlafs und Bau dieses Gedichtes wird am deutlichsten aus der Disposition ersehen werden können, die er an den Schlufs seiner Darlegung stellt:

„I. Tibur ist das schönste Fleckchen Erde (Vers 1—14):

1. Der eine preist diese, der andre jene Stadt (1—9),
2. mir geht über alle Orte der Welt Tibur (10—14).

II. Der Wein ist ein Tröster, wenn man den Lieblingsort lassen mufs (Vers 15—32):

1. für dich, Plancus, da du das (auch) von dir so geliebte Tibur für einige Zeit mit dem Lager vertauschen mufst (15—21),
2. sogar für Teucer, als er für immer aus der Heimat verbannt ward (21—32).“

Das Vorstehende erscheint nicht unvereinbar mit dem, was ich selbst über diese Ode kürzlich in diesen Jahresberichten (XXVII S. 72) geäufsert habe.

Die Pointe der Ode I 8 findet Schwarz in den Andeutungen, die der Schlufsgedanke enthalte: „Wozu hält Lydia in ihrer Besorgnis ihren Sybaris verborgen? Nur, um ihn zu verlieren, wenn er sich wieder auf sich selbst besinnt.“ „Das bessere Ich wird schliefslich in ihm wie in Achill siegen, und er wird wieder das aufsuchen, was er jetzt meidet.“ Die Ode sei etwa zu überschreiben: „Die bessere Natur des Mannes siegt auch über die Macht der Liebe.“ — Indessen dürfte man doch den Kern des Gedichtes lieber in dem suchen, was Horaz wirklich geschrieben hat, als in dem, was man sich möglicherweise hinzudenken kann. Und da giebt das Gedicht sich denn einfach als eine Neckerei gegen den durch eine Liebschaft umgewandelten Kameraden. Auf ihn ist das Gedicht gemünzt; die ganze Adressierung an Lydia hat nur den Zweck, den jungen Mann zu necken durch die Fiktion, als müsse man, wenn man über ihn etwas erfahren wolle, sich jetzt um Auskunft an die Dame wenden, da man ihn garnicht mehr zu sehen bekomme.

17) Richard Thiele, Horaz und sein Säkulargedicht. Ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Dichtweise in Rom. In den Jahrbüchern der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Neue Folge, Heft XXVI. Erfurt 1900, Villaret. 29 S. 8.

Diese Monographie hat, was Inhalt, Umfang und populäre

Darstellung anlangt, einige Ähnlichkeit mit der Schrift von Vollbrecht, die in diesen Jahresberichten XXVII S. 96f. angezeigt ist.

Nach einem Rückblick auf die frühere römische Poesie und auf den Entwickelungsgang des Horaz von demjenigen Gesichtspunkte aus, den schon der Titel angiebt, spricht Thiele von dem Anlafs der ludi saeculares des Jahres 17 und giebt eine Übersetzung der betreffenden Stelle aus Zosimus und eine metrische Übertragung des sibyllinischen Orakels. So nützlich diese für den nicht-philologischen Leser sein mögen, so sind sie doch nicht ganz ohne Anstofs. Denn in der ersteren ist ein Passus übersprungen: *ἐντεῦθέν τε ἐπὶ τὸ κατεσκευασμένον θέατρον ἐλθόντες*; auch läuft ein störender Druckfehler mit unter: vornehme Freie, statt: vornehme Frauen, *γυναῖκες ἐπίσημοι*. In der zweiten wird V. 10 *θυέεσσι* übersetzt: „mit Weihrauchopfer"; aber die Inschrift zeigt ja, dafs Backwerk geopfert ist. — Das Lied selbst ist nach dem Kiefslingschen Texte abgedruckt, mit der Steinerschen Verteilung der Strophen an den Jünglings- und Jungfrauenchor; eine Erörterung des betreffenden vielbehandelten Streitpunktes liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit. Es folgt eine prosaische Übersetzung des Carmen saeculare, zu welcher Folgendes anzumerken gestattet sei. V. 15 f. *Ilithyia . . . sive tu Lucina probas vocari seu Genitalis* „o Geburtsgöttin, . . . magst du nun Lucina oder Genitalis dich nennen wollen"; richtiger doch wohl: „o Ilithyia, . . . oder wenn du dich Lucina magst nennen lassen oder Genitalis", vgl. u. a. den Kommentar von Weifsenfels, sowie den meinigen. V. 26 f. *quod semel dictum est stabilisque rerum terminus servet* „weil die für immer feststehende Bestimmung einmal Gesagtes bewahrt"; um von anderen Bedenken zu schweigen, stimmt die Übersetzung nicht zu dem von Thiele gebilligten Texte. V. 46, die Worte *senectuti placidae quietem* sind versehentlich unübersetzt geblieben. — In betreff der Vortragsart des Liedes schliefst sich der Verfasser an die Prozessionshypothese an und legt ausführlich dar, wie er sich den Hergang denkt, ohne jedoch die Gründe und Gegengründe in dieser schwierigen Frage nochmals vorzuführen.

Von kleinen Unebenheiten abgesehen, kann das Büchlein als eine allgemeinverständliche Einführung in das Verständnis des Säkularliedes gute Dienste leisten.

18) P. Rasi, Contributo alla esegesi di due passi controversi in Orazio e Tibullo. In: Biblioteca delle scuole italiane, Nr. 10. 11. 12, Ottobre-Novembre-Dicembre 1900. 9 S.

Die behandelte Horazstelle ist Sat. I 10, 66. Der Kern von Rasis Erklärung liegt in folgenden Sätzen: Credo ci si possa riuscire dando al *auctor* un valore non specifico, ma generico o, meglio, generico e specifico ad un tempo. Mi spiego: Orazio, a mio giudizio, dice di ammettere essere stato Lucilio più forbito

poeta che non il creatore (o „un creatore“), qualunque esso sia, di un carme rozzo etc. Das kommt unter den bisher vorliegenden Auffassungen am nächsten der Kiefslingschen. Aber wer der Ansicht ist, dafs die Zusammenstellung mit *poetarum seniorum turba* (V. 67) auf einen solchen Sinn nicht hinführt, und dafs für diesen Sinn auch der Ausdruck in V. 66 ein überaus gezwungener und gekünstelter sein würde, der wird in der hier vorliegenden Auseinandersetzung kaum Anlafs finden, seine Bedenken fahren zu lassen.

19) A. d'Alès, Horace, Ép. II 1, 102. In: Revue de philologie XXIV 1900, S. 132–134.

Gewöhnlich fafst man in dem Verse Epist. II 1, 102 *hoc paces habuere bonae ventique secundi* das Wort *hoc* = „diese Neigung zu allerlei friedlichen Künsten“, *habere* = „mit sich bringen“, *venti secundi* in übertragenem Sinne. Dann will dieser Vers aber nicht wohl zu der Frage des vorhergehenden Verses 101 *quid placet aut odio est, quod non mutabile credas,* passen, so dafs manche den Vers 101 umstellen zwischen 107 und 108.

Eine wesentlich andere Auffassung bietet jetzt d'Alès. *Hoc habere* deutet er: „diese Eigenschaft an sich haben“, hier also die Eigenschaft, nach einiger Zeit Überdrufs zu erwecken; er verweist auf Hor. Sat. I 3, 3f. und Cic. Phil. II 32, 78; das Perfektum *habuere* hat dann gnomischen Sinn; *venti secundi* nimmt er in der eigentlichen Bedeutung. Dann passen die Verse 101 und 102 vortrefflich zu einander und der Gedanke ist: Quelle sympathie ou quelle aversion est à l'abri de l'inconstance humaine? Tout fatigue à la longue: même les douceurs de la paix, même les vents favorables. Ich mufs gestehen, dafs mich diese Erklärung überzeugt hat. In diesen beiden Versen ist jetzt alles glatt und verständlich, während bei der alten Interpretation auch nach der Umstellung des Verses 101 noch Bedenken blieben. Namentlich lag es nach dem Vorhergehenden nahe, bei *hoc* nicht sowohl an die Neigung zu allerlei friedlichen Künsten zu denken als vielmehr an das Hin- und Herspringen von einer solchen Neigung zur andern; dafs aber ein solcher Wankelmut die Folge gerade des Friedens ist, will doch Horaz nicht sagen.

Also: d'Alès scheint mir als der erste den Sinn des Verses 102 richtig erfafst zu haben. Aber ob nicht eine Umstellung auch dann noch erforderlich ist, möchte ich zur Erwägung anheimgeben. Denn die Verse 101 und 102 sind viel weniger passend in Bezug auf die Unbeständigkeit der Athener, die gleichsam bald dies bald jenes Spielzeug wegwarfen und dafür nach einem andern von ähnlicher Art griffen, als in Bezug auf den Gesinnungswechsel des römischen Volkes, das von allerlei ernsten Beschäftigungen zu litterarischer Thätigkeit überging. Dies führt auf folgende Ordnung:

Ut primum positis nugari Graecia bellis
Coepit et in vitium fortuna labier aequa,
95 *Nunc athletarum studiis, nunc arsit equorum,*
Marmoris aut eboris fabros aut aeris amavit,
Suspendit picta voltum mentemque tabella,
Nunc tibicinibus, nunc est gavisa tragoedis;
Sub nutrice puella velut si luderet infans,
100 *Quod cupide petiit, mature plena reliquit.*
103 *Romae dulce diu fuit et sollemne reclusa*
104 *Mane domo vigilare, clienti promere iura,*
105 *Cautos nominibus rectis expendere nummos,*
106 *Maiores audire, minori dicere per quae*
107 *Crescere res posset, minui damnosa libido.*
101 *Quid placet aut odio est, quod non mutabile credas?*
102 *Hoc paces habuere bonae ventique secundi.*
108 *Mutavit mentem populus levis, et calet uno*
109 *Scribendi studio etc.*

20) C. Weyman, Zu den Oden und Epoden des Horaz. In den Blättern für das Gymnasialschulwesen XXXVI 1900, S. 224—238.

Dieser Aufsatz besteht aus zwei Teilen. Im ersten giebt der Verfasser auf zwölf Seiten eine Fülle von Nachträgen zu den loci similes der neuen Odenausgabe von Keller. Der zweite Teil, S. 237 f., enthält zu carm. saec. 2 f. eine reiche Sammlung von Stellen, an denen das participium futuri passivi in Verbindung mit dem participium perfecti passivi eines und desselben Verbums vorkommt.

21) W. Kalb, Zu Hor. Sat. II 1, 86. In den Blättern für das Gymnasialschulwesen XXXVI 1900, S. 415—418.

In einer Versammlung der pfälzischen Gymnasiallehrer im Sommer 1898 war folgende Deutung der Worte *solventur risu tabulae* erwogen worden: der Richter wird unter Lachen der Anwesenden in der Gerichtsverhandlung das Schriftstück öffnen, welches die Behauptung des Klägers und die Gegenbehauptung oder die Einwendungen des Beklagten enthält.

Von dieser ohne Zweifel sehr anfechtbaren Erklärung will Kalb die Auffassung des Wortes *tabulae* beibehalten, dagegen *solvere* beziehen auf die Verweigerung des iudicium, der *tabulae*, durch den Prätor. Ich gebe nun dem Verfasser selbst das Wort zu den Versen 83 f.: „Was Horaz zu seiner Verteidigung in die Formel aufgenommen haben will, ist verschiedener Art: er beginnt mit einem scherzhaften Mifsverständnis (*Sed bona si quis . . .*), gerade als wolle er die Behauptung des Anklägers geradezu negieren. Aber er bleibt nicht bei einer langweiligen Negatio, sondern in raschem Quodlibet spielt er im gleichen Satz auf zwei Rechtsgrundsätze an, die beide auf dem Mifsverständnis von *mala*

carmina = „schlechte Gedichte" ihre Grundlage haben, also juristisch hier eigentlich wertlos wären. Der eine ist der bekannte Satz *Ne bis in idem* (*Sed bona si quis iudice condiderit laudatus*); der andere, an welchen freilich nur das eine Wort *Caesare* erinnert, heifst: *Iudicium solvitur vetante ... eo qui maius imperium in eadem iurisdictione habet.*" Gründe gegen diese Interpretation vorzubringen, behält sich der Referent für den Fall vor, dafs sie Anhänger finden sollte.

Eine eigene Art von Witzen liegt nach Kalbs Ansicht Sat. I 3, 130 und Epist. I 19, 7 vor: der Leser habe an jener Stelle *Alfenus Va—rus*, an dieser *nunquam nisi po—dager* erwarten müssen und sei durch die Fortsetzungen *va—fer* und *po—tus* überrascht worden. Aber, um von anderem zu schweigen, wir müssen den Horaz ernstlich tadeln, dafs er seine Späfse nur für des Versbaus unkundige Leser berechnet hat.

22) G. L. Hendrickson, Horace, Serm. I 4: a protest and a programme. In: American journal of philology XXI 1900, S. 121—142.

Der Verfasser ist mit andern geneigt, die Satire I 4 ziemlich früh anzusetzen, meint dann aber, die eine scharfe Satire I 2 habe dem Dichter nicht soviel Hafs zuziehen können, dafs die Satire I 4 als Verteidigung gegen persönliche Angriffe aufgefafst werden könne. Dagegen habe sich Horaz durch die mildere Satire I 3 in einen Widerspruch zu der herrschenden Ansicht über das Wesen dieser Dichtungsgattung gestellt und empfinde nun das Bedürfnis, sich mit dieser Ansicht auseinanderzusetzen. Dies geschehe in der Satire I 4. The first part is a protest against the traditional idea of the character and function of satire, while the second part sets forth his own conception of his task. I do not believe that Horace is here justifying himself before the harsh criticisms of a public which felt aggrieved and injured by his attacks, nor do I believe that the contents of the satire and the criticisms of himself which it presents are drawn from life. It is, on the contrary, a criticism of literary theory put concretely.

Beiläufig werden auch einige einzelne Stellen behandelt. S. 122 zu Sat. I 3, 20. Hendrickson schützt *et fortasse.* Dies sei eine schwache Selbstverteidigung, die ihr Pendant finde in den Worten des Maenius: *egomet mi ignosco.* Der scharfe Tadel (*stultus et improbus hic amor est dignusque notari*) ziele in erster Linie auf Horazens eigene Verteidigung. — S. 130 zu Sat. I 4, 43 f. Die drei Begriffe *ingenium, mens divinior, os magna sonaturum* ständen nicht als gleichberechtigte neben einander, sondern die letzteren seien dem ersteren als dem höheren Begriffe untergeordnet. — S. 132 zu Epist. II 3, 284. *Turpiter* zieht Hendrickson zu *nocendi* und beruft sich für diese Verbindung auf eine Stelle Ciceros, de orat. II 236: *haec enim ridentur vel sola vel*

maxime, quae notant et designant turpitudinem non turpiter. — S. 133f. zu Sat. I 4, 81—85. Die Worte *absentem—caveto* giebt Verfasser mit Recht dem Gegner, namentlich im Hinblick auf Vers 91. Vgl. JB. XXVII S. 75.

23) Vincenzo Ussani, Anzeige der neuen Kellerschen Odenausgabe, in der Rivista di filologia e d'istruzione classica XXVIII 1900, S. 294—296; P. Rasi, A proposito della recente seconda editio maior dei carmina di Orazio Kelleriana, ebendort S. 465—470.

Aus den Erörterungen der beiden italienischen Philologen sei hier nur angemerkt, dafs Ussani S. 295 zu Od. I 25, 20 die Lesung *Hebro* verteidigt.

24) A. Cima, Appunti Oraziani; Epist. I 1, 4 segg. In der Rivista di filologia e d' istruzione classica XXVIII 1900, S. 593—597.

Cima deutet mit den meisten Herausgebern *exorare* von der Bitte des Besiegten um sein Leben, hält aber das Wort *extrema* für verderbt, dessen bisherige Erklärungen allerdings sämtlich nicht frei von Bedenken sind. Er schlägt deshalb vor: *ne populum ex saeva totiens exoret harena*, eine Konjektur, die jedenfalls Beachtung verdient. Als loci similes führt er an:

Anthol. lat. 25, 27 f.: *Sperat et in saeva victus gladiator harena,*
Sit licet infesto pollice turba minax.

und Stat. Silv. II 5, 26: *Ceu notus caderes tristi gladiator harena.*

25) John C. Rolfe, On Horace, Serm. I 4, 26 and II 3, 4. — *Sanus ab* again. In: Classical review XIV 1900, S. 126 f.

Sat. I 4, 26. Rolfe schützt die Konjektur *ab avaritia* aus Gründen des Sprachgebrauches bei *laborare.* Über den Sprachgebrauch kann ja kein Zweifel bestehen; es fragt sich nur, ob nicht das überlieferte *ob avaritiam* durch Annahme einer zeugmatischen Konstruktion zu verteidigen ist. — Sat. II 3, 4. Die Lesung *ab* (gegenüber der besser bezeugten *at*) lehnt der Verfasser nicht nur wie die meisten Herausgeber wegen des Gedankens, sondern auch wegen eines grammatischen Bedenkens ab. — Sat. I 4, 129. Über *sanus ab* siehe oben bei n. 12.

6) J. R. Coates, Emendation of Hor. Sat. II 2, 123. 124. In: Classical review XIV 1900, S. 224.

Coates meint ändern zu müssen und zwar so:

Post hoc ludus erat vappam potare; magistra
Hac venerata Ceres, ita culmo surgeret alto,
Explicuit vino contractae seria frontis.

Our sport was then to quaff sour wine; and when we had thus done reverence to Ceres our queen, with a prayer that she would spring etc. Hiergegen wäre manches zu sagen. 1) Es mifsfällt die gleichzeitige Annahme zweier Änderungen (*vappam* aus *culpa*

und *hac* aus *ac*), von denen die erstere nicht gerade leicht ist. 2) Inwiefern *vappam potare* ein *ludus* sein soll, ist nicht abzusehen. 3) *Vappa* dürfte in den zwar schlichten, doch nicht schäbigen Haushalt kaum hineinpassen. 4) Warum in diesem Zusammenhange Ceres als *magistra* bezeichnet werden sollte, leuchtet nicht ein; ganz anders liegt die Sache in der von Coates herangezogenen Stelle des Tibull, II 1, 37 f.:

Rura cano rurisque deos. His vita magistris
Desuevit querna pellere glande famem.

27) John C. Rolfe, *A* or *ab* in Horace, Epod. 17, 24. In: Classical review XIV 1900, S. 261.

Zur Lösung dieser orthographischen Frage bringt der Verfasser mancherlei Material aus Horaz und anderen Autoren bei, doch ohne dafs zu einer eigentlichen Entscheidung zu kommen wäre. Ich hebe aus seinen Zusammenstellungen nur die beiden Horazstellen hervor, auf die schon Keller hinwies, nämlich Od. III 17, 1 *ab Lamo*, dagegen Sat. I, 1, 68 *a labris*. Rolfe selbst meint: while the evidence cannot perhaps be regarded as conclusive, it seems decidedly to favour *ab labore*.

28) Ernest J. Robson, On the metaphor in Horace, Od. I 5. In: Classical review XIV 1900, S. 414.

I have always had difficulty in reconciling the metaphor contained in *qui nunc te fruitur credulus aurea* with the metaphors of a stormy sea. Lucian, Demosth. enc. § 13, rather resolves the difficulty. Lucian stellt nämlich zu der sturmartigen Liebe in Gegensatz *οὐρανίου χρυσῆς τινος σειρᾶς ἕλξιν*. In Od. I 5, 9 hat meines Wissens sonst noch niemand eine Schwierigkeit gefunden; dafs die in Vers 6 begonnene Metapher für eine Weile wieder aufgegeben wird, ist ja nicht anstöfsig; schiebt doch Horaz sogar Od. III 29, 55 eine Metapher in die andere ein. Und was die Stelle des Lucian zur Erläuterung der horazischen beitragen soll, ist gleichfalls nicht recht zu verstehen.

29) J. Sargeaunt, On Horace's villa. In: Classical review XIV 1900, S. 427 f.

Sargeaunt will in der *vallis opaca* (Epist. I 16, 5 f.) nicht das Thal der Digentia, sondern eine der Seitenschluchten erkennen. — Zum Schlufs giebt er noch zwei kurze topographische Anmerkungen: 1) Die Scene der Ode I 9 könne nicht Tivoli sein, da der Berg Soracte von dort nicht gesehen werde. Die Sichtbarkeit behauptet dagegen L. Müller in der grofsen Ausgabe II S. 44; übrigens ist es nicht die gewöhnliche Ansicht, dafs das Gedicht nach Tivoli zu setzen sei. 2) Das *litus Etruscum*, Od. I 2, 14, könne nicht das rechte Tiberufer sein; the course of a flood high enough to threaten the temple of Vesta must have traversed higher ground than the Trastevere.

30) G. H. Müller, Zu Horaz c. I 20. In den Wiener Studien XXII 1900, S. 134—137.

G. H. Müller weist nach, dafs die Ode echt und als scherzhafte Antwort des Dichters auf eine Selbsteinladung des Mäcenas aufzufassen ist; beides hat nach anderen zuletzt und ziemlich gleichzeitig mit G. H. Müller auch C. G. Wagener in der Neuen philologischen Rundschau 1900 Nr. 4 S. 73—80 (JB. XXVII S. 93) gezeigt, und diese Fragen können wohl als erledigt gelten.

Von Einzelheiten heben wir Folgendes hervor. Dafs *modicis* „schlicht" heifst, belegt G. H. Müller durch andere Horazstellen; auch manchem der Herausgeber ist dies nicht zweifelhaft gewesen. — Über *care* und *clare* V. 5 läfst sich pro et contra disputieren; die Lesung *care* als albern zu bezeichnen (freilich nennt sie auch Lucian Müller mit seinem Lieblingsworte „abgeschmackt"), dürfte aber etwas gewagt sein. — *Graeca*, V. 2, fafst G. H. Müller als gleichbedeutend mit *Campana* und hat sich von Goldbacher (vgl. JB. XXVII S. 83) nicht überzeugen lassen.

31) Alois Kornitzer, Zu Horat. serm. I 9, 43 sqq. In den Wiener Studien XXII 1900 S. 222—228.

Der Verfasser teilt die Worte *paucorum hominum et mentis bene sanae* dem Horaz zu, die Worte *nemo dexterius fortuna est usus* dem Schwätzer, wobei er *quam tu* ergänzt. Man sieht, dies ist die Ansicht von Fritzsche. Und es wird ihr beizupflichten sein, so hart auch manchem die Ergänzung des *quam tu* ankommen mag. Von Kornitzers Gründen verdienen zwei hier besonders angeführt zu werden. 1) Die Worte *haberes magnum adiutorem, posset qui ferre secundas*, haben nur dann eine vernünftige Beziehung, wenn der Satz *nemo—usus* auf Horaz geht; denn der Gedankengang ist dieser: „Du hast am allergeschicktesten das Glück auszunützen verstanden; du spielst dort die erste Rolle. Und das sei dir gegönnt! Aber der zweite nach dir möchte ich so gerne sein u. s. w." 2) Ebenso wie nach der obigen Auffassung an dieser Stelle führen auch Sat. II 6, 49 urteilslose Menschen den Erfolg des Horaz bei Mäcenas auf das Glück zurück.

32) Johannes Tolkiehn, Textkritische Bemerkungen zum Horazkommentar des Porphyrio. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1900 N. 39, Sp. 1076—1078.

Das Scholion zu Od. I 1, 25 bezeichnet Tolkiehn (worin er entschieden Recht hat) als lückenhaft und ergänzt ansprechend: *Manet sub Iove frigido ⟨id est sub divo⟩ ac per hoc sub caelo.* — Od. I 24, 19—20. *Durum, sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas. Grata sententia.* Hier hatte Gemoll *graeca* für *grata* konjiciert; aber Tolkiehn schützt die Überlieferung, weil Porphyrio nur selten den Beziehungen des Horaz zu griechischen Dichtern Beachtung schenke und gerade den Ausdruck *gratus* oft

zur Abgabe eines ästhetischen Urteils verwende. — Od. I 28, 9—10. Die sinnlose Überlieferung *et factum Pythagoram id est comperisse agnito clipeo* sucht der Verfasser etwas künstlich so zu bessern: *et factum Pythagoram manifeste comperisse agnito clipeo etc.*

33) H. Draheim, Die Anordnung der Gedichte im ersten Buche der Oden des Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1900 N. 46, Sp. 1268—1270.

In den Horazischen Oden treten streckenweis gewisse Grundsätze zu Tage, nach denen der Dichter die Oden geordnet hat: Persönlichkeit der Adressaten, Zahlenverhältnisse, Abwechselung der Metra u. dgl.; aber dann ist auch wieder auf lange Strecken kein bestimmtes leitendes Prinzip mehr wahrnehmbar, und das dürfte in der Absicht des Dichters gelegen haben (vgl. die Anzeige der Abhandlung von Raiz in diesen Jahresberichten XXIV S. 80 f.). Aber immer wieder finden sich Horazforscher, denen es für ihren Scharfsinn als eine lockende Aufgabe erscheint, in den wirren Partieen die Fortsetzungen der vorher so deutlichen Ariadnefäden nachzuweisen.

Wenn das zweite Buch zwanzig, das dritte Buch dreifsig Oden enthält, so ist ja klar, dafs Horaz geflissentlich runde Zahlen wählte. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung operiert nun mit der Zehnzahl und Fünfzahl weiter und glaubt innerhalb des ersten Buches derartige Gruppen zu finden. Aber leider will sich die Theorie doch nicht ganz durchführen lassen; indes, daran ist ihm nicht die Theorie schuld, sondern die Überlieferung: es ist eben der Verlust von zwei Oden zu vermuten.

34) S. Sudhaus, Jahrhundertfeier in Rom und messianische Weissagungen im Rheinischen Museum für Philologie N. F. LVI, S. 37—54.

Auf Horaz beziehen sich in der vorliegenden Abhandlung nur die Seiten 49—51, wo in betreff der Ähnlichkeit zwischen Hor. Epod. 16 und Verg. Ekl. 4 die Frage erörtert wird, wer dem andern nachgedichtet habe. Und zwar entscheidet sich Sudhaus für Horazens Priorität, sowohl aus psychologischen Gründen, die die Vergleichung der beiden Stellen an die Hand giebt, als auch weil aus anderen Erwägungen das horazische Gedicht in den Frühling oder Sommer des Jahres 40, das vergilische in die Zeit nach dem Vertrage von Brundisium zu setzen sei. So im wesentlichen schon Kiefsling; die Gründe von Sudhaus wird man als beweiskräftig anerkennen müssen, wenn sich auch über das genaue Datum der Epode noch streiten läfst.

35) L. Maccari, Osservazioni ad Orazio (primo saggio). Siena 1901. Stab. tip. Carlo Nava. 10 S. 8.

Das kleine Schriftchen zerfällt in drei Abhandlungen.

I (S. 3—6). Rhipsaspidea; ancora sul preteso cinismo d' Orazio. In verständiger Weise erklärt Maccari die Stelle vom Wegwerfen des Schildes (Od. II 7, 10) aus der Anlehnung an griechische Vorbilder (il particolare del getto dello scudo appare introdotto dalla vaghezza del Venosino di rendersi simile agli altri poeti soldati suoi modelli preferiti) und befreit so den Dichter von dem Vorwurfe des Cynismus. Damit könnte nun diese Frage, die seit einiger Zeit manche Gemüter in Italien (vgl. JB. XXVII S. 84 u. 48) mehr als billig zu erregen scheint, endlich erledigt sein.

II (S. 6—8). La distribuzione del canto alterno nel Carmen saeculare. Diese Erörterung bildet eine Weiterführung einer früheren Arbeit desselben Verfassers, die dem Referenten leider nicht zugänglich geworden ist: La Poesia Civile d' Orazio e il Carmen saeculare, Conferenza: Urbino, Arduini, 1900. Indes, nach Zusammenstellung dessen, was Maccari in der vorliegenden Schrift S. 6 aus der früheren rekapituliert, und dessen, was er jetzt S. 8 neu hinzufügt, wird doch, hoffe ich, folgendes Schema seine Ansicht über die Verteilung des Säkularliedes an die Halbchöre und an den Gesamtchor im wesentlichen richtig wiedergegeben: V. 1—8 Gesamtchor, V. 9—12 Knaben, V. 13—16 Mädchen, V. 17—20 Gesamtchor, V. 21—24 Knaben, V. 25—28 Mädchen, V. 29—32 Gesamtchor, V. 33—36 (Verteilung aus der vorliegenden Publikation nicht ersichtlich), V. 37—40 Knaben, V. 41—44 Mädchen, V. 45—48 Gesamtchor, V. 49—52 Knaben, V. 53—56 Mädchen, V. 57—60 Gesamtchor, V. 61—64 Knaben, V. 65—68 Gesamtchor, V. 69—72 Mädchen, V. 73—76 Gesamtchor. Überblickt man, eine wie buntscheckige Verschiedenheit unter einander die bisherigen Versuche aufweisen und wie keiner von ihnen in irgendwie beachtenswertem Umfange zur Annahme gelangt ist, so mufs man sich darüber wundern, dafs immer wieder Philologen mit neuen Systemen hervortreten. Was kann denn nun von der Verteilung an die Chöre nach Bemühung so vieler Forscher wegen allgemeiner Übereinstimmung und Zustimmung als gesichert gelten? Antwort: nur die Zuweisung einer einzigen Strophe; lediglich darin sind meines Wissens alle einig, dafs die dritte Strophe vom Halbchore der Knaben gesungen wurde; über alle übrigen Strophen herrscht Meinungsverschiedenheit, oft in der Weise, dafs alle drei denkbaren Ansichten vertreten sind. — Bei der Ode I 21, welche gleichfalls Responsion zeigt, giebt Maccari V. 1 den Knaben, V. 2 den Mädchen, V. 3. 4 dem Gesamtchor. Vorzuziehen aber dürfte es doch sein, dafs man die ganze Ode dem Dichter (vgl. Od. IV 6) in den Mund legt. Denn es wäre recht wunderlich, wenn die beiden Halbchöre sich wechselseitig zu ihrer Schuldigkeit ermahnten, statt dafs ein jeder von sich selbst die Absicht ausspräche, das Seinige zu thun; und ganz besonders wäre, wenn die vierte Strophe von

dem Gesamtchore gesprochen würde, in V. 16 *nostra* für *vestra* zu erwarten.

III (S. 9—10). Epist. II 1, 58. Dieser Artikel ist veranlafst durch einen Aufsatz von C. Pascal in der Rivista di filologia e d'istruzione classica. Wir lassen den Verfasser selbst sprechen: . . . tanto più se si tien conto della poca cura di Plauto per l' armonia delle parti rispetto alla fretta del suo lavoro, e del maggior movimento che gli stessi antichi riconoscevano nelle azioni di Plauto, in confronto specialmente con quelle di Terenzio. Si ricordi il *sedatis motibus* di Cicerone a proposito di Terenzio stesso, che compose commedie generalmente *statariae* e non *motoriae* come quelle di Plauto. È forse questo ancora il modo più ovvio e naturale d' intendere il *properare* oraziano.

36) **Rudolf Busse, Crustula.** In der Zeitschrift für das Gymnasialwesen LV 1901, S. 321—325.

Der Verfasser empfiehlt, schon in den Klassen vor Prima die Schüler horazische Sentenzen übersetzen und sich einprägen zu lassen, und giebt eine Zusammenstellung dazu geeigneter Verse.

37) **Pietro Rasi, Ad Horat. carm. I 14, 11ff.** In der Berliner philologischen Wochenschrift 1901 N. 7, S. 219f.

Rasi will Od. I 14, 13 *iactas* lesen, so dafs nunmehr unter Änderung des Satzbaus folgender Sinn entsteht: *quamvis sis Pontica pinus, filia silvae nobilis, tamen iactas et genus et nomen inutile etc.* Der in dem überlieferten Texte vorliegende Verstofs gegen die Logik, durch welchen Rasi sich zur Konjektur veranlafst sieht, ist natürlich auch von andern nicht unbemerkt geblieben; ich begnüge mich, auf meinen eigenen Kommentar zu verweisen, wo es heifst: „Nach dem Gedanken: *obwohl du aus einem berühmten Lande und Walde stammst* erwartet man die Fortsetzung: *vertraut der Schiffer darauf doch nicht*; aber statt des zusammenfassenden *darauf* giebt der Dichter einen neuen Einzelbegriff: *pictis puppibus.*" Aber aus der Inkorrektheit des Sinnes folgt noch nicht die Unechtheit des Textes; es liegt vielmehr eine Gedankenverbindung vor, die Horaz trotz ihrer Regelwidrigkeit für poetisch schön gehalten haben mufs und in den lyrischen Gedichten recht oft angewandt hat. Man vergleiche:

Od. IV 8, 1 ff.	Ich würde Schalen und Dreifüfse schenken, wenn ich (man erwartet: derartige Kunstwerke) Bildsäulen und Gemälde besäfse (siehe JB. XXVII S. 59).
Od. I 7, 1 ff.	Andere werden Rhodus, Mytilene u. s. w. loben; aber mir gefallen (man erwartet: diese Städte) Lacedämon und Larisa nicht so gut wie Tibur.
Od. I 31, 9 ff.	Mögen andere Leute kostbaren Wein trinken; ich (man erwartet etwas über Horazens Getränk) esse Oliven, Cichorien und Malven.

Od. III 13, 1 ff. Du verdienst Wein und Blumen; darum wirst du (man erwartet: mit diesen Gaben) mit einem Böckchen beschenkt werden.

Od. III 23, 9 ff. Mögen andere Leute Schweine und Rinder opfern; du brauchst den Göttern nicht (man erwartet: Tiere dieser Gattungen) viele Schafe zu schlachten.

Solcher Stellen lassen sich noch eine ganze Menge beibringen. Mögen uns solche Wendungen auch befremdlich erscheinen: Horazens Wohlgefallen an ihnen ist zweifellos. Und so ist auch in Od. I 14, 13 die Überlieferung echt.

38) Arnoldus Beltrami, Ad Horat. carm. I 14, 11 sqq. In der Berliner philologischen Wochenschrift 1901, S. 604.

Veranlafst durch die Behandlung, die dieser Stelle durch Rasi (siehe oben n. 37) geworden ist, giebt Beltrami eine der Änderung entratende Interpretation, die mit seinen eigenen Worten hier stehe: . . . *ut totum ita locum enucleandum esse censeam: Pinus quantumvis Pontica* (*id est optima, praeclaro genere orta*), *filia nobilis silvae iactare potes et genus et nomen inutile, at nil pictis* cet. Indessen bedarf die Stelle, meine ich, überhaupt keiner künstlichen Erklärung, sondern ist ganz einfach und schlicht so zu verstehen: „Obgleich du, eine pontische Fichte, die Tochter eines vornehmen Waldes, dich mit deiner Abkunft und deinem Namen brüstest, die nichts nützen, so vertraut dennoch der furchtsame Schiffer nicht auf die bunte Bemalung.“ Über die mangelhafte Logik dieses Gedankens siehe oben bei N. 37.

39) Max Schneidewin, Horaz als Darwinist. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum IV 1901, S. 655f.

Den Vers Epist. II 2, 213 bekennt Schneidewin früher mifsverstanden zu haben; jetzt habe er den richtigen Sinn erkannt: *decede peritis* = tritt ab zu Gunsten der Erfahrenen; nachträglich finde er bei Orelli und Krüger im wesentlichen dieselbe Auffassung. Man kann hinzufügen: auch bei Schütz, bei Kiefsling, bei L. Müller, bei Bardt, — überhaupt: bei wem nicht? Also darin liegt nichts Neues; aber interessant ist dem Verfasser, dafs der darwinistische Gedanke, die untüchtigeren Exemplare müssen sich von den tüchtigeren verdrängen lassen, schon bei Horaz begegnet. Und das würde ja auch recht interessant sein, falls wirklich dieser Gedanke vorher von den Alten nirgends ausgesprochen sein sollte. Gekannt haben sie ihn jedenfalls längst, und die Spartaner, welche schwächliche Kinder töteten, haben ihn in die Praxis umgesetzt.

40) Francesco Nicolini, Per la data dell' epistola d'Orazio ad Pisones. Monteleone 1901, Tipografia nell' Orfanotrofio Provinziale. 29 S. 8.

Unter den sonstigen Erörterungen des Verfassers hebt sich

besonders günstig folgende Schlufsfolgerung ab. Der auf lyrische Poesie zu deutende Ausdruck *nil scribens ipse*, Epist. II 3, 306, lasse für die Abfassung der ars poetica nur die Jahre 23—17 und 13—8 frei. Da nun aus den Versen des Horaz, Epist. II 3, 258 ff.:

hic et in Acci
Nobilibus trimetris adparet rarus et Enni
In scaenam missos cum magno pondere versus
Aut operae celeris nimium curaque carentis
Aut ignoratae premit artis crimine turpi,

und des Ovid, Am. I 15, 19 f.:

Ennius arte carens animosique Accius oris
Casurum nullo tempora nomen habent,

sich ergebe, dafs Ovid bei Herausgabe dieser Gedichte im Jahre 14 die ars poetica bereits vor Augen gehabt habe, so müsse die ars poetica zwischen den Jahren 23 und 17 gedichtet sein.

Zwar wird es niemand als schlechthin unmöglich bezeichnen wollen, dafs Ovid unabhängig von Horaz den Ennius kunstlos genannt habe; aber alles in allem erwogen, wird doch durch den Hinweis auf jene Ovidstelle, die ich in keiner der mir augenblicklich zugänglichen Ausgaben citiert finde, die Benutzung der ars poetica durch Ovid einigermafsen wahrscheinlich, so dafs dem obigen Argumente eine gewisse Beweiskraft nicht abzusprechen ist.

41) R. Ehwald, Horaz carm. II 2 und 3. Im Philologus LX, N. F. XIV, S. 635.

Wenn Horaz Epist. I 1, 16 ff. erklärt, dafs er bald der stoischen, bald der aristippischen Lehre folge, so findet Ehwald hierfür einen Beleg in der Nebeneinanderstellung der Oden II 2 *Nullus argento color est avaris abdito terris* und II 3 *Aequam memento rebus in arduis servare mentem*, die den beiden genannten, einander entgegengesetzten Richtungen der Philosophie angehören.

42) I. Skobielski, Zu Horaz carm. II 17, 21. Im Jahresbericht des Gymnasiums zu Czernowitz 1901, S. 3—6.

Skobielski will an der oben genannten Stelle das überlieferte *incredibili* zu *credibili* verändern. Denn erstens gebe jenes keinen Sinn, möge man nun „auf unglaubwürdige Weise“ oder „auf wunderbare Weise“ übersetzen. Beides ist zuzugeben, letzteres nämlich, wenn man „wunderbar“ im allerstrengsten Sinne nimmt. Aber man braucht nur (was von Seiten der Sprache keinem Bedenken unterliegt) zu übersetzen „auf erstaunliche Weise“, und jeder Anstofs ist gehoben. Zweitens sei der überlieferte Vers eine metrische Unmöglichkeit. Aber Skobielski führt selbst die übrigen Beispiele für Vernachlässigung des üblichen Einschnittes im alcäischen Elfsilbler an.

Es will mir sogar scheinen, dafs mit der Konjektur *credibili*

kein vollbefriedigender Sinn erzielt wird. Denn wenn etwa *utrumque nostrum credibili modo consentit astrum* soviel sein sollte als *utrumque nostrum astrum consentire credendum est*, so wäre jenes doch eine recht seltsame Ausdrucksweise.

43) Jos. Ogórek, Quae ratio sit Ciceronis Paradoxis Stoicorum cum Horatii stoicismo Satiris Epistulisque eius contento. Im Jahresbericht des Obergymnasiums in Lemberg, 1901. S. 3—22.

Was hier vorliegt, ist, wie schon die darüberstehende römische Eins lehrt, nur der erste Teil der gesamten Abhandlung, und in diesem ist der Verfasser noch nicht zu Horaz gelangt.

Folgende Publikationen haben dem Referenten noch nicht vorgelegen:

E. Pottier, Sur un vers d'Horace, Art poétique 97. In: Revue des études anciennes II 3. 4. S. 225—232.

C. Wagener, Zusatz zu *hodie tricensima sabbata*. In der Neuen philologischen Rundschau 1900 N. 25 S. 577.

W. Heraeus, Zur Kritik und Erklärung von Porfyrios Horazscholien. Im Philologus LIX (N. F. XIII) 4, S. 630—633.

I. I. Hartmann, Ad Horatii carm. IV 7, 21. In: Mnemosyne N. S. XXIX 1 S. 100.

Horace, L'art poétique. Expliquée littéralement, traduite en français et annotée par E. Taillefert. Paris 1900, Hachette et Co. 76 S. 16.

Les épîtres d'Horace. Expliquées littéralement, traduites en français et annotées par E. Taillefert. Paris 1900, Hachette et Co. 263 S. 16.

P. Altenhoven, À propos d'un passage d'Horace. In: Revue des humanités en Belgique IV 2.

A. Mancini, L'arte poetica di Q. Orazio Flacco. Milano-Palermo 1901, Sandron. XXXVIII u. 64 S.

P. Rasi, De locutione illa Horatiana *stans pede in uno* (Sat. I 4, 10) rursus quaeritur. In: Bollettino di filologia classica VII 5 S. 108—110.

I. v. Vintschger, Die Aufgabe des Dichters in moderner und antiker Zeit mit besonderer Rücksicht auf Graf Platen und Horatius in vergleichender Darstellung. Programm. Gmunden.

F. W. Thomas, On Horace Odes IV 2, 45—8. In: Classical review XV 1, Febr. 1901.

Gow, The frog of Horace, Satires I 5. In: Classical review XV 1901, S. 117.

E. T. Merrill, Horace Carm. I 9, 1 and I 2, 14. In: Classial review XV 1901, S. 128—129.

T. Tarnassi, Traduzioni da Orazio. Buenos Ayres 1900. 129 S.

Gh. Zielinski, Des Meeres und der Liebe Wellen, Hor. a. p. 195 ff. Im Philologus IX S. 1 f.

Krafft und Ranke, Präparationen für die Schullektüre, Heft 66 und 74: Horaz, Satiren und Episteln, von Chambalu. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel).

W. S. Hadley, On Horace, Epistles I 7, 52 f. In: Classical review 1901 S. 221.

G. H. Lechner, Nugae (zu Hor. Sat. I 9, 29. I 9, 71). In den Blättern für das Gymnasialschulwesen 1901 S. 368—369.

E. Mauerhof, Dichterische Idole (Heine, Horaz). Zürich und Leipzig, Henckell u. Co. 96 S.

G. Pitacco, Ancora delle odi romane d' Orazio. In: Atene e Roma, Aprile, S. 120—124.

E. S. Shuckburgh, The frog of Horace, Sat. I 5: In: Classical review 1901 S. 166.

P. Ljöbeck, Découverte d'un fragment de manuscrit d'Horace. In: Revue de philologie XXV 3.

H. Jurenka, Die Metrik des Horaz und deren griechische Vorbilder. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LII 8/9.

W. Everett, Catullus vs Horace. In: Harvard studies in classical philology vol. XII.

O. Keller, Verbesserungen zu Pseudacron (Hor. Serm. und Epist.) In den Wiener Studien 1901 I S. 109—129.

L. Mannucci, Per una traduzione [Satire ed Epistole d'Orazio]. In: Bollettino di filologia classica VIII S. 17—18.

L. Mannucci, L' elemento comparativo in Orazio. Firenze 1901, Seeber. 89 S.

J. P. Postgate, On the first book of Horace's Satires. In: Classical review 1901 VI S. 302—309.

J. C. Rolfe, The preposition *ab* in Horace. In: Harvard studies in classical philology vol. XII.

K. Städler, Nachträgliches [zu Geffckens Recension von „Städler, Hor. Oden verdeutscht" in der Deutschen Litteraturzeitung 1901 N. 16]. In der Deutschen Litteraturzeitung 1901 N. 39 S. 2454 f.

W. S. Hadley, Horatius Epist. I 7, 52 f. In: Classical review XV 1901.

Halberstadt. H. Röhl.

3.

Herodot.

1) Herodotos erklärt von H. Stein. Erster Band. Erstes Heft: Buch I. Mit einer Einleitung über Leben, Werk und Dialekt Herodots und einer Karte. Sechste, verbesserte, teilweise neubearbeitete Auflage Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. LXXXIII u. 239 S. 8. 3,60 *M*.

Nach achtzehn Jahren begrüfsen wir wieder eine neue Auflage der Steinschen Ausgabe von Herodots erstem Buche; die fünfte Auflage des letzten Bandes (B. VIII u. IX) ist 1893 erschienen, aus demselben Jahre liegt auch B. III in vierter Auflage vor, dem dann B. IV in derselben Auflage 1896 gefolgt ist. Auch diese Auflage trägt die Bezeichnung „verbessert“ keineswegs als nichtssagendes Aushängeschild, sondern legt wie alle früheren Auflagen Zeugnis von ernster Arbeit ab. Diesmal heifst es nun sogar: „verbesserte, teilweise neubearbeitete Auflage“, offenbar vornehmlich in Rücksicht auf den Abschnitt der Einleitung, der vom Dialekt handelt. Bekanntlich ist es hier vor allem die schwierige Frage, wie der Widerstreit zwischen den Inschriften und der handschriftlichen Überlieferung der Sprache Herodots zu erklären und wie aus beiden unter Zuhilfenehmung der ionischen Dichter der Dialekt zu konstituieren ist, die die Forschung der letzten Jahrzehnte beschäftigt hat. Abgesehen von einer Reihe von Einzelheiten tritt dieser Widerstreit besonders in drei Punkten hervor: in der sogenannten Psilose, in der Zulassung der Kontraktion und im Gebrauch des ν ephelkystikon. Die Psilose erkennt Stein ohne weiteres an, behält aber die alte Schreibung aus praktischen Gründen bei. Er bemerkt hierzu: „Bei Herstellung der ursprünglichen Schreibweise müfste der an sich allerdings ungehörige Spiritus asper aus dem Texte entfernt werden, zugleich aber auch der Lenis, sowie alle Accente und sonstige Lesezeichen: was sich aus praktischen Gründen verbietet“. Freilich hat Herodot den Lenis so wenig wie den Asper geschrieben, und das Richtige wäre wohl, beide weg zu lassen. Will man das wegen der Accente nicht, so darf man doch nicht *ἱστορίης ἀπόδεξις* nebeneinander schreiben, da doch Herodot beide Wörter in gleicher Weise ohne Hauch gesprochen hat. Die Bezeichnung des Asper bei *ἱστορίης* giebt ein falsches Bild; also bleibt nichts weiter übrig als entweder

ιστορίης απόδεξις ohne Asper und Lenis, wogegen ich gar nichts hätte, oder ἱστορίης ἀπόδεξις zu schreiben. Dafs die Aspiration sich in einigen Kompositen erhalten hat, wie Inschriften und Handschriften zeigen, ist von Stein gebührend bemerkt worden. Im einzeln genauer zu bestimmen, wie weit das geschehen ist, ist eine der schwierigsten Fragen der Dialektforschung. Auch die Kontraktion gewisser zusammenstofsender Vokale, die die Inschriften im Gegensatz zu den Hss. aufweisen, giebt Stein für Herodot zu, aber nur in der Aussprache. Die ionische Prosa hat wie die ionischen Dichter nach seiner Ansicht die offene Schreibung beibehalten, um den Lesern, zumal wenn sie einer andern Mundart angehörten, die damals noch schwierige Aufgabe des Verständnisses (ἀνάγνωσις) zu erleichtern, während die Inschriften, von der Rücksicht auf Leser fremder Mundarten entbunden, das die Laute der gesprochenen Sprache darstellende Schriftbild gaben. Ist das richtig, dann durfte Stein nicht die alte Accentuation beibehalten, er durfte z. B. nicht αἰτέειν schreiben, sondern mufste entweder wie Herodot ohne Accent oder αἰτεεῖν schreiben oder noch richtiger den Accent so stellen, dafs er über beiden Silben steht. Das ν ephelkystikon endlich hat Stein wie früher gänzlich aus Herodot verbannt. „Die wenigen Beispiele des ν in den Hss. AB, die hier allein in Betracht kommen, stehen vor vokalischem Anlaut und zeigen schon dadurch ihre spätere Entstehung an“. Wer den Inschriften mehr glaubt als den Hss., ist diesem ν gegenüber in einer mifslichen Lage, da aus jenen keine feste Regel zu gewinnen ist. Einfach den Gebrauch der attischen Prosa einzuführen, wie dies A. Fritsch gethan hat, ist doch recht bedenklich.

So hat denn Herodots Dialekt bei Stein, trotz zahlreicher Änderungen im einzeln, im grofsen und ganzen sein altes Gesicht behalten. Im übrigen ist die Übersicht über den Dialekt viel ausführlicher geworden, wie das gleich bei der Aufzählung der Fälle, in denen η für stammhaftes ᾱ eintritt, sich zeigt (das früher mit aufgezählte φλυηρέω ist wohl nur aus Versehen ausgefallen). Bemerkt sei noch Folgendes. III 81 wird nach den Hss. ἀξυνετώτερον geschrieben, wie schon vorher in der kleineren kritischen Ausgabe. Da sonst die Hss. übereinstimmend mit den Inschriften σύν haben, fällt es mir schwer, an dieses vereinzelte ξύν zu glauben. Wie früher läfst Stein neben Παρωρεῶται (VIII 73) Παρωρεᾶται (IV 148), Ἀμπρακιῆται neben Ἀμπρακιᾶται, Φώκαια und Φωκαίη (ähnlich Φωκαιεύς und Φωκαεύς), Κεῖοι und Κήιοι zu. Rechtfertigen läfst sich ein solches Schwanken nur dann, wenn damit bezeichnet werden soll, dafs ein Bestimmen der richtigen Form bisher unmöglich ist. Denn sicherlich hat Herodot selbst in diesen Fällen nicht verschiedene Formen nebeneinander gebraucht. Warum ich mich für Παρωρεῆται und Ἀμπρακιῶται entschieden habe, ist im Anfang meiner Teubnerschen Ausgabe

5*

angegeben; über *Φωκαιεύς* vgl. Fritsch, Zum Vokalismus des Herodotischen Dialekts S. 40. Berechtigter ist das Schwanken bei *ἱερός* und den davon abgeleiteten oder damit zusammengesetzten Wörtern. Früher liefs Stein *ιε* nur in den Eigennamen *Ἱέρων*, *Ἱερώνυμος* und in *ἀρχιερεύς* und *καλλιερέω* zu, jetzt auch in *ἱέρειαι*, *ἱεροφάντης*, *ἱερωσύνη*. Für *ἱρουργίαι* hat er jetzt *ἱρoργίαι*. Auffällig ist ferner das ganz vereinzelte *μήν* VIII 60 (*καὶ μὴν καί*), da sonst in allen Verbindungen *μέν* die ionische Form ist. Richtig ist *τράπω* neben *τάμνω* jetzt gestrichen (vgl. Smyth S. 128; JB. 1896 S. 289); wohl nur aus Versehen ist im Texte I 127 *ἐκτράπονται* stehen geblieben. Von der Kontraktion ist oben schon die Rede gewesen; zugesetzt sei hier noch Folgendes. Graphisch auch ausgedrückt ist sie bei Stein nur bei *εϊ* in *ει* (*βασιλεῖ*, *ἀληθεῖ*). Im Konjunktiv der mehrsilbigen Stämme auf *εω* läfst er neben der offenen auch die geschlossene Form zu, *ποιέῃ* und *ποιῇ*, *ἐξηγέηται* und *ἐξηγῆται*, also doch wohl je nach der Überlieferung. Warum steht aber dann I 20 *οἰκοδομέῃ* gegen alle Hss.? Im Genetiv der *α*-Stämme der Wörter auf *ης* wird *έω* für *έεω* gesetzt, dagegen *ίεω*, *ύεω*, *ώεω* bewahrt (*νεηνίεω*, *Πακτύεω*); ebenso schreibt Stein im Plural *Μαλεῶν*, *γενεῶν* u. a. neben *νεηνιέων*, in beiden Fällen in Übereinstimmung mit Smyth (vgl. hiermit JB. 1896 S. 250). Bei den Verben auf *-ιόω* wird, aufser im Infinitiv, neben der Kontraktion in *ου* auch die in *ευ* zugelassen. — Die Präsensformen von *πλώω* werden jetzt neben *πλέω* nicht mehr zugelassen. Lange habe ich in der Verwerfung dieser Formen allein gestanden; aufser Stein verwirft sie nun auch Fritsch in seiner Ausgabe. Dagegen läfst Stein Präsens- und Aoristformen von *αἴρω* und *ἀείρω* (z. B. *ἀρθείς* und *ἀερθείς*) zu, was ich nicht für richtig halte (vgl. JB. 1896 S. 287). Die Formen *λάμψομαι*, *ἐλάμφθην* sind trotz *λάψεται* und *ἐλάφθη* beibehalten, wie es scheint, in Hinblick auf *λάμψεσθαι* u. a. auf dorischen Inschriften.

Sonst hat die Einleitung nur hier und da Änderungen und Zusätze erfahren. So bemerkt Stein gleich zu Anfang, dafs Herodots Familie, nach den Namen ihrer Angehörigen zu urteilen, nicht zu den rein hellenischen zu zählen ist. „Der Vorhalt der Halbbürtigkeit mag wie alle Halikarnasser so auch Herodot, besonders seitens der Ioner der Zwölfstädte, oft betroffen und gekränkt haben. Daraus nicht zum wenigsten erklärt sich seine den Ionern so abgünstige Stimmung". Die Erhebung gegen Lygdamis, infolge deren Herodot zur Flucht nach Samos gezwungen wurde, wird mit dem Erscheinen der hellenischen Flotte unter Kimon und deren Sieg am Eurymedon (468) in Verbindung gesetzt. Die Stellen, in denen Stein Beziehungen auf den peloponnesischen Krieg findet (S. 23), werden um eine vermehrt (VII 9 *β* Anspielung auf Perikles' Kriegsführung). S. 37 ist eine treffende Charakteristik von Herodots Reden und Gesprächen eingefügt.

S. 47 werden die mifsgünstigen Auslassungen über die Thebaner und Korinther, über die Aleuaden und Themistokles auf Herodots attische Gewährsmänner zurückgeführt. S. 50 endlich werden die Worte bei Aristoteles (Rhet. III 9), die den Eingang des Proömiums Herodots enthalten, für unecht erklärt. Hierüber vgl. S. 79.

Andere Lesarten sind an folgenden Stellen aufgenommen. I 48 *ἥψεε* (so Ac, die übrigen Hss. *ἕψεε(ν)*) statt Dindorfs *ἧψε*; „von *ἑψέω*, Nebenform zu *ἕψω*". — 50 *θύειν . . τοῦτο* (Ac) statt *θύειν . . τούτῳ*. — 62 am Schlufs *οἱμήσουσι* (Ac, Herodian I 546, 17) st. *οἰμήσουσι*. — 71 *οὐ σῦκα* [*δέ*, om. Athen.]. — 73 *ἐβουλεύσαντο* (z) st. *ἐβούλευσαν* trotz VI 52, 61. III 84. — 119 *τρία καὶ δέκα κου μάλιστα ἔτεα* (ABC corr.) st. *ἔτεα τρία κτλ.* — 129 *εἰ γὰρ δὴ δέον* (ABC) st. *εἰ γὰρ δὴ δεῖν*. — 131 *νόμοισι τοῖσδε* (ABC) st. *νόμοισι τοιοῖσιδε*. — 136 am Schlufs *προσβάλλῃ* (dz) st. *προσβάλῃ*. — 141 *τείχεά τε περιεβάλλοντο* (Pz) st. *τείχεά τε περιεβάλοντο*, entsprechend dem folgenden *συνελέγοντο*. — 180 *τριωρόφων* ⟨*τε* PR⟩ *καὶ τετρωφόρων*. Die Lesart der Hss. ist wiederhergestellt c. 186 *ὅκως μὲν ἡμέρη γένοιτο* (st. *γίνοιτο*) und c. 200 *ὄλμον* st. *ὅλμον*.

Folgenden Konjekturen hat jetzt Stein Aufnahme gewährt: I 4 *ὤρην ἔχειν* [*ἁρπασθεισέων*] Cobet. — 13 *τοσόνδε μέντοι* ⟨*ἐπ*⟩ *εἶπε* Naber. — 18 [*Σαδυάττης*.] *οὗτος γάρ* Bekker oder eigentlich schon Schweighäuser. — 21 *ἀπόστολος ἐς τὴν Μίλητον ἤιε* (st. *ἦν*) Valckenaer. — 32 *τῇ ἑτέρῃ* [*ἡμέρῃ*] van Herwerden. — 59 *Λυκούργου* ⟨*τοῦ*⟩ *Ἀριστολαΐδεω* Schäfer. — 72 *τῆς τε Μηδικῆς ἀρχῆς καὶ τῆς Λυδίης* (st. *Λυδικῆς*) Kallenberg. — 73 *ὥς γε* (st. *ὥστε*) *ἀνάξια* Gomperz. — 75 [*εἰ στρατεύηται ἐπὶ Πέρσας*] Cobet und *ταύτῃ* [*κατὰ τὴν διώρυχα*] Krüger; „alte und richtige Randerklärung zu *ταύτῃ*". — 76 *τὴν ἐν* ⟨*τῷ*⟩ *Εὐξείνῳ πόντῳ* Kallenberg. — 93 *οἷά γε* st. *οἷά τε* Krüger. — 100 *ἐκεκοσμέατό οἱ* ⟨*ὧδε*⟩ van Herwerden. — 112 *ἅμα τε* (st. *δέ*) *ταῦτα ἔλεγε* Krüger. — 125 *παρεῖναι ἕκαστον* ⟨*ἐς αὔριον*⟩ Naber. — 162 *τὰ τείχεα ἐπολιόρκεε* (st. *ἐπόρθεε*) Naber. — 165 *οἴκιος τῆς πόλιος καὶ τῶν ἠθέων* [*τῆς χώρης*] Naber. — 173 [*οἱ Λύκιοι*] *Τερμίλαι* Cobet. — 180 *τὸ δὲ ἀπὸ τούτου* [*αἱ ἐπικαμπαί*] van Herwerden. — 185 *ἐς τὴν* ⟨*τρὶς*⟩ *ἀπικνέεται* van Herwerden. — 186 *ἐς τὸ ὤρυξε* (st. *ὤρυσσε*) *χωρίον* Krüger. — 187 *αὐτῶν τῶν γραμμάτων* (st. *χρημάτων*) *ἐπικαλευμένων* Naber. — 200 *μαξάμενος ἔδει* (st. *ἔχει*) Diels. — 205 [*θέλων γυναῖκα ἥν ἔχειν*] Krüger.

Zahlreicher sind die eigenen Vermutungen, die Aufnahme gefunden haben. Sie machen alle den Text lesbarer und entsprechen der Diktion Herodots, würden aber in einer kritischen Ausgabe wohl zumeist ihren Platz unter dem Texte finden. C. 1 *κατὰ τωὐτὸ* [*ὅ*] *καὶ Ἕλληνες* mit der Bemerkung „*κατὰ τωὐτὸ καί* = *ὡσαύτως καί*, ebenso wie". Früher nach z *κατὰ τωὐτὸ τό*. — 19 u. 22 *Ἀσσησσῷ* und *Ἀσσησός* st. *Ἀσσησῷ* und *Ἀσσησός*.

Dann mufs auch *Κορησσός* (V 100) folgen. — 24 am Schlufs *καὶ ⟨νῦν⟩ Ἀρίονος ἐστὶ ἀνάθημα.* — 27 *τοῖσι τὰς νήσους οἰκημένοισι* [*Ἴωσι*] *ξεινίην συνεθήκαιο.* Allerdings entbehrlich; auch ist vorher immer nur von den *νησιῶται* die Rede, die ja nicht einmal alle Ioner sind. — 30 *ἔς ⟨τε⟩ Αἴγυπτον. . καὶ δὴ καὶ ἐς Σάρδις.* — 31 *μετὰ* [*ταύτην*] *δὲ* [*τὴν εὐχὴν*] *ὡς ἔθυσαν.* — 72 *οὐδὲ ἰδιωτέων ἀνδρῶν ἀξίους ἡμέας ἐποιήσαο* (st. *ἐποίησας*); notwendig, wenn die Bedeutung des Verbums „glauben, dafürhalten“ sein soll. Sollte sich aber das Aktivum wirklich nicht erklären lassen? — 33 *τὰ παρεόντα ἀγαθὰ μετιείς* (st. *μετείς*). — 48 *τῶν μὲν δὴ ⟨ἄλλων⟩ οὐδὲν προσίετό μιν.* Lesbarer, aber nach dem vorausgehenden *ὧλλοι* doch nicht unbedingt notwendig. — 49 *κατὰ δὲ τὴν Ἀμφιάρεω* [*τοῦ μαντηίου*] *ὑπόκρισιν.* — 50 *κτήνεά τε . . ἔθυσε ⟨καὶ⟩ κλίνας ⟨τε⟩ πορφύρεα καὶ κιθῶνας.* — 51 *καὶ πίθους τε . . ἀπέπεμψε . . καὶ περιρραντήρια δύο* [*ἀνέθηκε*], *χρύσεόν τε καὶ ἀργύρεον.* Das Verbum *ἀνέθηκε*, nach *ἀπέπεμψε* überflüssig, tritt störend zwischen *περιρραντήρια* und seine nähere Bestimmung. — 57 *Πελασγῶν τῶν ⟨τε⟩ ὑπὲρ Τυρσηνῶν . . καὶ τῶν Πλακίην τε καὶ Σκυλάκην Πελασγῶν.* — 61 *χρόνος ⟨τε⟩ διέφυ καὶ πάντα σφι ἐξήρτυτο ἐς τὴν κάτοδον.* — 64 *ἐπ' ὅσον ἔποψις ⟨ἀπὸ⟩ τοῦ ἱροῦ εἶχε.* — 65 im Schlufsvers des Pythiaspruches *ἀλλά τι* (st. *ἀλλ' ἔτι*). Ferner *ἐφύλαξε ταῦτα μηδένα* (st. *μὴ*) *παραβαίνειν.* Der Schlufssatz *μετὰ δὲ κτλ.* wird ganz gestrichen. Letzteres sicher mit Recht. — 67 *ἔπεμπον αὖτις τὴν ⟨ἐς Δελφοὺς τὸν⟩ θεὸν ἐπειρησομένους.* Der Artikel *τόν* wenigstens, den die Aldina hat, ist sicherlich notwendig, da es sich um einen bestimmten Gott handelt. — 75 *ἐκτρεπόμενος ⟨ὁ ποταμός⟩.* — 76 *ἐν τῇ Πτερίῃ* [*χώρῃ*]. — 77 *μεμφθεὶς κατὰ τὸ πλῆθος . . ⟨κατὰ⟩ τοῦτο μεμφθείς.* — 82 *κομᾶν ⟨ἐνόμισαν⟩*; „*κομᾶν* kann nicht von *νόμον ἔθεντο* abhängen“. — 84 *δῶρα δώσειν ⟨μεγάλα⟩.* — 86 *ἄρξαντά ⟨τε⟩ ἔτεα τεσσερεσκαίδεκα καὶ τεσσερεσκαίδεκα ἡμέρας πολιορκηθέντα.* Ebenda *ἐπειρώτων* [*τὰ λεγόμενα*] und *οὐδέν τι μᾶλλον ἐς ἑωυτὸν λέγων ἢ ⟨οὐ καὶ⟩ ἐς ἅπαν τὸ ἀνθρώπινον.* Früher war nur *οὐ* zugesetzt. — 91 *ἁμαρτάδα ἐξέτεισε* (st. *ἐξέπλησε*) und *μητρὸς ⟨μὲν⟩ ἀμείνονος, πατρὸς δὲ ὑποδεεστέρου.* — 92 *ἐν μέν γε* (st. *γάρ*) *Θήβῃσι* wie c. 129. — 93 *ἡ Λυδίη* st. *γῆ ἡ Λυδίη* (so Schäfer, die Hss. *γῆ Λυδίη*). — 98 *οὕτω τῶν πέντε κύκλων* st. *οὕτω πάντων τῶν κύκλων*, wie schon früher in der Anmerkung vorgeschlagen war. — 99 *πτύειν καὶ ἅπασι εἶναι ἀντίον τούτου γε αἰσχρόν* st. *ἀντίον πτύειν καὶ ἅπασι εἶναι τοῦτό γε*; „(*ἀντίον*) in den Hss. hinter *πτύειν* stehend, entbehrt dort des Kasus“. — 100 *ἐκράτυνε ἑωυτὸν ⟨ἐν⟩ τῇ τυραννίδι.* — 109 *οὐδ' εἰ παραφρονήσει τε καὶ μανέεται κάκιον ἢ νῦν* [*μαίνεται*]. — 110 *ἐκέλευσε ⟨ἐπ⟩ειπεῖν.* — 131 *θύουσι δὲ ⟨καὶ⟩ ἡλίῳ τε καὶ σελήνῃ καὶ γῇ καὶ κτλ.* — 132 *πᾶσί ⟨τε⟩ Πέρσῃσι . . καὶ τῷ βασιλεῖ.* — 134 [*κατὰ τὸν αὐτὸν*

δὲ λόγον καὶ οἱ Πέρσαι τιμῶσι]; „statt *δέ* müfste *δή* stehen, wenn der Zusatz echt wäre". Im folgenden Satz, den Krüger streicht, schreibt Stein *ἀρχόμενον* für *ἄρχον*, wie schon früher in der Anmerkung; „in fortschreitender Abstufung war das (betreffende) Volk sowohl abhängig (vom nächst vorhergehenden) als herrschend (über das nächst folgende)". — 144 *φυλάσσονται αἰνῶς* (st. *ὦν*); „*αἰνῶς* wie IV 76. I, III 152. 8". — 150 *ποιησάντων δὲ ταῦτα* [*Σμυρναίων*]; „*Σ*. ist eine alte Randergänzung zu *τὰ ἔπιπλα*". Wahrscheinlicher ist es eine ungeschickte Ergänzung zu *ποιησάντων;* das Auslassen von *αὐτῶν*, womit hier natürlich die Ioner gemeint wären, beim Gen. abs. ist bei Herodot gar nichts Seltenes. — 153 am Ende *ἐπ' οὓς ἐπεῖχε* [*τε*] *στρατηλατέειν αὐτός, ἐπὶ δὲ Ἴωνας* unter Aufgabe der früheren Erklärung, dafs *τε* dem folgenden *δέ* entspreche. — 155 *ὡς μήτε ἀποστέωσι* ⟨*ἔτι*⟩. — 156 *ἐπιστάμενος* ⟨*μὲν*⟩ . . *ἀρρωδέων δέ*. — 160 [*οὐλὰς*] *κριθέων πρόχυσιν ἐποιέετο*. — 163 *τούτῳ δὴ τῷ ἀνδρὶ προσφιλέες οἱ Φωκαιέες οὕτω δή τι ἐγένοντο* [*ὡς*]. — 165 *ἐνεκτίσαντο* (st. *ἀνεστήσαντο*) *πόλιν;* „wie V 23, 11, *ἐνιδρύσαντο* I 94, 33 (die Hss. *ἀνεστήσαντο*, das von einer Stadtgründung nicht gebräuchlich ist, zumal das Aktiv das Gegenteil, „entvölkern, zerstören" bezeichnet)". Ebenda *ὤμοσαν μὴ πάλιν* (st. *πρίν*) *ἐς Φωκαίην ἥξειν πρὶν ἤ*. An sich ist das erste *πρίν* (st. *πρότερον*) nicht anstöfsig. — 172 *τοῖσι* [*γὰρ*] *κάλλιστόν ἐστι*, wodurch *τοῖσι* relativ wird. — 178 *Κῦρος ἐπείτε τὰ* ⟨*ἄλλα*⟩ *πάντα τῆς ἠπείρου ὑποχείρια ἐποιήσατο, Ἀσσυρίοισι ἐπετίθετο*. — 183 *ταλάντων ὀκτακοσίων* [*χρυσίου*]. — 185 *κατὰ δὲ τοῦτο δὲ ἐργάζετο* ⟨*ταῦτα*⟩. — 186 [*κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον τῷ τείχει*]. „Der auf c. 179 weisende Einschub gehört wohl derselben Feder wie c. 134. 17". — 189 *τοῦ αἱ μὲν πηγαὶ ἐν Ματιηνοῖσι* [*ὄρεσι*]. Allerdings wäre mit *ὄρεσι* der Artikel notwendig. Ebenda *μετὰ δὲ* [*τὴν ἀπειλήν*]; „falsches Einschiebsel wie c. 31. 25". — 194 *πλήσαντες* [*πᾶν τὸ πλοῖον τοῦτο*]. — 203 *ἡ ἔξω* ⟨*Ἡρακλέων*⟩ *στηλέων θάλασσα*. Sonst steht *στῆλαι*, wie zuweilen bei Späteren, bei Herodot niemals in dieser Bedeutung allein. — 204 *τὰ ἐπαίροντα* [*καὶ ἐποτρύνοντα*], wobei *ἐπαίροντα* wohl aus Versehen statt *ἐπαείροντα* eingetreten ist. — 215 *καὶ στόμια καὶ φάλαρα χρύσεα* (st. *χρυσῷ*), wo Krüger *χρυσοῦ* vermutet.

Dazu in den Anmerkungen: C. 78 zu *ἐς τῶν ἐξηγητέων Τελμησσέων*, „vielleicht ist *τῶν ἐξηγητέων* eine an unrechte Stelle geratene Randbemerkung". So auch van Herwerden. — 89 *ὅτι οἱ ἐνορῴη ἐν τοῖσι ποιευμένοισι*, „es fehlt wohl *βλαβερόν*". — 90 *ἀνδρὸς βασιλέος*, „davor fehlt hier wohl *ἅτε* oder *οἷα*". — 91 *τοῦτο ἐπιστάσθω ὡς*, „*οὕτω?*". — 134 *ἐν τιμῇ ἄγονται*, „vielleicht verschrieben für *ἡγέονται*". — 160 *τοῦ δὲ Ἀταρνέος τούτου ἐστὶ χῶρος τῆς Μυσίης*, „wahrscheinlich ist hinter *τούτου* mehreres ausgefallen, das sich auf die Ansprüche der Chier auf

die Landschaft bezog und mit *ὁ δὲ Ἀταρνεύς* endete". — 164 *οἴκημα ἐν κατιρῶσαι.* Zu der üblichen Erklärung „als Eigentum des Königs erklären" fügt Stein jetzt hinzu: „doch dann dürfte *βασιλεῖ* nicht fehlen. Vielleicht zu lesen *καταπυρῶσαι.* Die Stadt solle die Merkmale der Eroberung tragen". Ähnlich schon Naber *καταπρῆσαι.* Zu beachten ist hierbei, dafs nur Rsv *κατιρῶσαι* haben (AB[1]Pz *κατειρῶσαι*, C *κατερῶσαι*, B[2] *κατειρόσαι*). — 173 *εἰρομένου .. τίς εἴη, καταλέξει,* „Der Optativ fällt auf. Schrieb H. *εἶς?*" — 189 *τοῦτον δὴ τὸν Γύνδην ποταμὸν ὡς διαβαίνειν ἐπειρᾶτο ὁ Κῦρος ἐόντα νηυσιπέρητον,* „bei *διαβαίνειν* fehlt *γεφύρῃσι* oder *νηυσί*". — 194 *καλάμης πλήσαντες .. ἀπιεῖσι κατὰ τὸν ποταμὸν φέρεσθαι, φορτίων πλήσαντες,* „das zweite *πλήσαντες* wird verschrieben sein, etwa aus *πλήρεα* oder *γεμίσαντες*". — I 6 zu *Συρίων* (nämlich die in Kappadokien) bemerkt jetzt Stein: „Ebenso nennt H. die Bewohner der syrischen Küste (Palästina) *Σύριοι* II 12. 104. 159 III 5. 91. VII 89, dieselben II 30 auch *Ἀσσύριοι* (in den Hss. ist aus dem späteren Gebrauche auch *Σύροι* eingedrungen)". Letztere hiefsen früher bei Stein, wie schon bei Bredow, *Σύροι.*

Sonst sei noch Folgendes aus dem Kommentar bemerkt. Zu I 61 spricht Stein wie andere neuere Forscher einen Zweifel an der zweiten Tyrannis des Peisistratos aus. Zu c. 79 giebt er eine Sammlung von Stellen für den eigentümlichen Gebrauch des Plusquamperfektums, das „gleichsam den zeitlichen Verlauf verkürzt, indem es das erst eintretende Ereignis zum bereits eingetretenen macht". C. 82 waren die *αἱ λοιπαὶ τῶν νήσων*, die zur Herrschaft der Argiver gehörten, als die kleinen Inselchen bei Kythera (Strabo 363) erklärt. Jetzt fafst er sie besser als die Kykladen auf, die nach Homer (B 108) zu Agamemnons Herrschaftsgebiet gehörten. Stehen geblieben ist hier *ἡ Κυθηρίη νῆσος.* Zu *Κυθηρίη* ist, worauf van Herwerden hingewiesen hat, aus dem Vorhergehenden *χώρη* zu denken; *νῆσος* neben dem Adjektivum *Κυθηρίη* ist ganz ungewöhnlich. C. 189 war früher *κατέτεινε* in Bezug auf das Heer mit extendit, exposuit erklärt, jetzt: „zog straff an (IV 72. 18), zog gradlinig, wird durch *σχοινοτενέας ὑποδέξας* auf die Richtlinien der Kanäle beschränkt". Für spätere Zusätze des Schriftstellers hält er c. 74 *ἐν τοῖσι πολλάκις .. νυκτομαχίην τινὰ ἐποιήσαντο,* wodurch er mehrere Anstöfse zu beseitigen glaubt, und das ganze c. 144 über die dorische Pentapolis.

2) Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte. Zweiter Band. Halle a. S. 1899. S. 196—268.

3) Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums. Dritter Band. Das Perserreich und die Griechen. Erste Hälfte: Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart 1901, J. G. Cotta Nachf. XIV u. 691 S. gr. 8. 13 *M.*

Der hierher gehörige Abschnitt in den „Forschungen" zerfällt in drei Teile:

1) Herodots politischer Standpunkt und seine Geschichte der Perserkriege. M. sucht zunächst gegen Wachsmuth seine schon früher ausgesprochene Ansicht (Forschungen I S. 199), dafs Herodot von Thurii wieder nach Athen zurückgekehrt ist, von neuem zu begründen. Als wesentlich führt er an: a) Nur in Athen konnte er die Geschichte von Sperthias und Bulis und das Schicksal ihrer Söhne († 430), wie auch die Verschonung von Dekelea bei der Plünderung Attikas erfahren haben. b) 434/33 war der Bruch Thuriis mit Athen dadurch, dafs man den delphischen Gott zum Ökisten erklären liefs, entschieden. Von da an war für Herodot in Thurii kein Platz mehr; wahrscheinlich aber verliefs er schon früher die neue Heimat. c) Die Tendenz seines Werkes. M. erwartet, dafs die Anschauung, die er von Herodots Werk gewonnen hat, vielfach mit heftigem Widerspruch aufgenommen, vielleicht von manchen mit vornehmem Stillschweigen abgelehnt werden wird. „Mir scheint es evident, dafs Herodot als Verteidiger Athens und der von Perikles geleiteten attischen Politik schreibt, die zum peloponnesischen Krieg geführt hat. Selbstverständlich liegt mir nichts ferner, als Herodots Werk zu einem Parteipamphlet oder zu einer apologetischen Streitschrift zu Gunsten Athens herabzudrücken. Aber in demselben Sinne, in dem zahlreiche deutsche Historiker unseres Jahrhunderts die Berechtigung der preufsischen Politik und die Notwendigkeit der preufsischen Hegemonie in Deutschland als Ergebnis einer vorurteilslosen nationalen Geschichtsbetrachtung hingestellt haben, vertritt Herodot den attischen Standpunkt und die attische Hegemonie. Die Überzeugung, dafs sie das notwendige Ergebnis der historischen Entwickelung und innerlich durchaus berechtigt ist, möchte er in seinen Lesern hervorrufen, sie veranlassen, ihre Vorurteile aufzugeben und die Thatsachen anzuschauen, wie sie in Wirklichkeit liegen. Diese Anschauung ist es, die ihn veranlafst hat, als der grofse Entscheidungskampf bevorstand, die zahlreichen Einzelergebnisse seiner Forschungen zu einem einheitlichen Werk zusammenzufassen, das mit einer Schilderung der Grofsthaten Athens abschliefst“. In dieser Fassung ausgesprochen oder so, wie er es an einer späteren Stelle (S. 229) thut, „der grofse Kampf der Gegenwart, der Angriff auf Athen, zu dem sich ganz Griechenland zusammenschliefst, veranlafst ihn, die Ergebnisse seiner Forschungen zu einem einheitlichen Werke zusammenzufassen“, wird allerdings M.s Behauptung viel Anfechtung erfahren. Wann Herodot den Gesammtplan zu seinem Werke, durch den er aus der Reihe der Geschichtenerzähler so bedeutsam heraustritt, gefafst hat, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Dafs aber erst die von M. behauptete Tendenz ihn erst diesen Schritt thun liefs, ist höchst unwahrscheinlich, da diese erst im zweiten Teil des Werkes hervortritt und auch hier doch nur gelegentlich. Dafs aber Herodot in der Darstellung der

Perserkriege durchaus von attischen Vorstellungen beeinflufst ist, wird niemand leugnen wollen, ist auch oft genug schon ausgesprochen worden. Trotzdem wird man die nun folgende Darstellung M.s nur mit grofsem Interesse lesen können, da auf manche Dinge hier neue Schlaglichter fallen. Aufser der berühmten Stelle VII 139 hebt M. mit Recht hervor, mit wie ungleichem Mafs Herodot gemessen hat. Zum Beweise führt er an die Gehässigkeit gegen Adeimantos und die Korinther in der Darstellung der Ereignisse bei Salamis, wo, wie aus Äschylus klar hervorgeht, nicht die Griechen, sondern die Perser zum Schlagen gebracht werden mufsten, die leise Ironie in allem, was Spartas Eingreifen betrifft, von dem Zuspätkommen bei Marathon an bis zu der zögernden Haltung bei Platää, wo doch gerade Pausanias den Siegesruhm vollauf verdiente, da er „seine Truppen auch in der schwierigsten Situation fest in der Hand hielt und den entscheidenden Moment zu ergreifen verstand“, die verschiedene Behandlung der medisch gesinnten Staaten, von denen die Thebaner ohne Nachsicht gebrandmarkt werden, weil sie insgesamt Todfeinde Athens waren, während die Thessaler, von denen nur der Adel Athen feindlich war, Entschuldigung finden, die Argiver endlich mit einer ganz merkwürdigen Milde behandelt werden, die nur aus der Auffassung der Athener, die auf ihre Bundesgenossenschaft rechneten, herrühren kann. Dies alles und noch manches andere ist in trefflicher Weise von M. dargelegt. Nicht minder ist es richtig, dafs in den Verhandlungen mit Gelon und in dem Streit der Athener mit den Tegeaten über den Ehrenplatz auf dem linken Flügel sich alle Ruhmestitel Athens, die in den Leichenreden ständig wiederkehren, finden. Aus dem Gleichnis vom verlorenen Frühling in Gelons Rede, das aus Perikles' Leichenrede vom Jahre 439 stammt, folgert M., dafs Herodot diese Rede in Athen gehört hat, er also schon damals Thurii wieder verlassen hat. Ebensogut könnte man freilich daraus folgern, dafs er erst später (nach dieser Rede) nach Thurii gegangen sei. Des weiteren zeigt M. das Interesse und die Parteinahme Herodots für Perikles und sein Haus und die mifsgünstige Haltung Themistokles gegenüber, die aus den Kreisen der Alkmeoniden und Philaiden stammte. Auch das ist alles anzunehmen, wie dies auch z. T. schon früher erkannt worden ist, nur nicht die bis aufs äufserste zugespitzte Fassung, dafs erst die Verteidigung der Politik des Perikles Herodot veranlafst habe, seine Forschungen zu einem einheitlichen Werke zusammenzufassen.

2) Herodot und seine Quellen, mit einem Exkurs über die drei Usurpationen des Peisistratos. In der Geschichte der Perserkriege findet M. nur eine schriftliche Quelle Herodots, in der Geschichte des Xerxeszuges von der Sammlung des Heeres an bis zur Ankunft in Therme. „Eine so detaillierte Schilderung, mit Angabe aller Stationen des Marsches, konnte Herodot un-

möglich durch Zusammenstellung der mündlich umlaufenden Traditionen gewinnen". Aber diese Vorlage gab ihm, meint M., nur Namen, Bewaffnung und Feldherrn, hinzugesetzt hat Herodot vor allem die Zahlen, die Angaben über den Ursprung und die ältere Geschichte der Völker. Etwas Näheres über diese Quelle vermag er nicht anzugeben, doch bringt er sie in engen Zusammenhang mit dem Satrapieenverzeichnis und der Beschreibung der Königsstrafse. Im übrigen aber „zeigt schon die überall bis ins einzelnste überlegte Disposition, die geschickte Verbindung des verschiedenartigsten Materials zu einem einheitlichen Mosaik, dafs Herodot hier ganz selbständig arbeitet und den Zusammenhang der Erzählung überall erst selbst geschaffen hat". Für die ältere Geschichte bestreitet M. jede quellenmäfsige Benutzung früherer Schriftsteller von Seiten Herodots, wenn auch die Aufnahme einzelner Daten zugegeben wird. Hier unterscheidet M. drei Klassen: z. T. erzählt Herodot wie ein Märchenerzähler nur nach, wie die Geschichte im Volksmunde umlief (z. B. IV 8—10 über den Ursprung der Skythen), z. T. hat er seinen Stoff freier behandelt (z. B. Solongeschichte), z. T. endlich hat er die Geschichte bereits in fest ausgeprägter Form übernommen, so dafs hier eine Persönlichkeit als Mittelglied uns entgegentritt, die wohl zu erkennen, aber nicht zu greifen ist (z. B. Atys und Adrast). Im letzteren Falle haben die Erzählungen ihre festgeprägte Gestalt im Munde ionischer Geschichtenerzähler erhalten, zu denen Herodot ja ursprünglich auch gehörte, bevor er „den grofsen, wenn auch ihm selbst vielleicht in seiner Bedeutung gar nicht zum Bewufstsein gekommenen Schritt vom Geschichtenerzähler zum Geschichtschreiber" gethan hat. Viele von diesen Geschichten wurzeln ursprünglich im Mythus, sind aber rationalistisch überarbeitet worden. Dahin rechnet M. die Erzählung von Atys und Adrast, von Kyros und der Kyno, von Krösus auf dem Scheiterhaufen (hier der Mythus noch bei Bakchylides) und endlich auch die Geschichte von der Heimführung des Peisistratos durch die als Athene herausgeputzte Bäuerin Phye. Denn ursprünglich hat die Geschichte gelautet: „Athena selbst hat den Peisistratos auf ihrem Wagen auf die Burg geführt. Sie dient zur Verherrlichung des Tyrannen, des Lieblings der Göttin, und wird in seine Lebzeiten zurückgehen. Der Folgezeit, vielleicht schon bald nach dem Sturz der Tyrannis, war die Tendenz ebenso anstöfsig, wie das leibhafte Eingreifen der Gottheit undenkbar; daher wurde die Geschichte rationalistisch umgesetzt". Gleich darauf nennt er die Phyegeschichte eine ursprünglich vielleicht poetische, dann mythisch gefafste Variation des historischen Berichtes über den Sieg beim Heiligtum der Athene Pallenis, dem Peisistratos die Rückkehr verdankt. Dabei tritt M. von neuem für Belochs Annahme, dafs Peisistratos nur einmal verjagt war, ein. Herodots Angabe (V 65), die Peisistratiden hätten 36 Jahre über Athen geherrscht, fafst

er als die Dauer der kontinuierlichen Tyrannenherrschaft, also die Dauer der zweiten Tyrannis des Peisistratos und der des Hippias, d. h. die Jahre 546/45—511/10. Die 11 Jahre Verbannung führen dann auf 556/55 als Jahr seiner Vertreibung. Bei der gewöhnlichen Annahme, meint M., sei Peisistratos' zusammenhängende Regierung zu kurz für die nachhaltige Wirksamkeit.

3) Herodots Weltanschauung. M. erkennt bei Herodot neben dem überkommenen Rationalismus den Empirismus, d. h. die Tendenz, die Dinge zu sehen, wie sie sind, unbeirrt durch Vorurteile und vorgefafste Meinungen. Daraus erklärt er auch den unbefangenen Blick und das offene Auge für alle menschlichen Verhältnisse, die völlige Freiheit von nationaler Einseitigkeit und Überhebung. Auch den Göttern gegenüber erkennt M. diesen Standpunkt. Neben rationalistischen Ansichten steht der feste Glaube an das Eingreifen der Götter in die menschlichen Schicksale als unbestreitbare Erfahrungsthatsache. Hierin wird er Sophokles gleichgestellt. Wie er schaut er den Thatsachen des Lebens kühn ins Auge und nimmt die Götter, wie sie sind. „Sie stehen zum Menschen wie der Herr zum Diener, der willenlos in seine Hand gegeben ist und seinen Entscheidungen sich in voller Ergebenheit und ohne Widerspruch fügen soll, auch wenn sie ihm unrecht thun. Herodot und Sophokles haben den Mut, anzuerkennen, dafs auch der Unschuldige das Schwerste erdulden mufs durch den Willen der Götter, die darum doch die allmächtigen und gnädigen Götter bleiben". Dabei wird eine Parallele mit dem „tiefsten und kühnsten Denker des hebräischen Volkes", dem Verfasser des Hiob, gezogen, der um dieselbe Zeit dieselben Fragen behandelt und das Gleiche gepredigt habe. Diese Weltanschauung ist aber nach M. nicht auf ionischem Boden erwachsen, sondern sie hat, wie schon das Beispiel des Sophokles zeigt, ihre Wurzeln in Attika im Zeitalter des Perikles.

In dem vorliegenden dritten Bande der Geschichte des Altertums (S. 240) giebt M. eine treffende Charakteristik der populären Tradition der Perserkriege. „Die grofsen Entscheidungen sind festgehalten, der Eindruck der mafsgebenden Persönlichkeiten und einzelner ausschlaggebender Momente hat sich fest eingeprägt; aber das, was für die geschichtliche Erkenntnis das Wesentlichste ist, die politischen und militärischen Zusammenhänge, die entscheidenden Erwägungen treten ganz zurück; durchaus dominiert das anekdotische Moment". So bleibt das Bild einzelner taktischer Vorgänge bestehen, aber von den strategischen Gedanken einer Schlacht findet man keine Spur. Daraus erklärt er dann auch, wie sich in der Tradition ungeheure Massen auf engstem Raum bewegen, die Zahlen bis ins Groteske gesteigert werden. Trotzdem hält M. es für möglich, da die grundlegenden Ereignisse unverrückbar feststehen, bei unbefangener Betrachtung, die die

Thatsachen selbst zu Grunde legt und ihren Zusammenhang aufsucht, zu einem wirklichen Verständnis zu gelangen. Diese Tradition sieht er nur bei Herodot echt überliefert, die Bearbeitungen der Späteren sind ihm nur ein Zerrbild. Damit geht er zu Herodot über und giebt im Auszug, was ausführlicher in den „Forschungen“ dargestellt ist. Ich hebe hier nur noch einen Satz heraus (S. 245): „Die Aufgabe der Kritik ist, das von Herodot durch die Verknüpfung der Traditionen geschaffene Mosaikgemälde wieder in seine Bestandteile aufzulösen und so weit es möglich ist, die Überlieferung so wieder herzustellen, wie er sie gehört hat“. Aus der Darstellung der Geschichte selbst sei Folgendes erwähnt. Skythenzug. Um endlich Ruhe vor den turanischen Saken zu haben, beschlofs Darius, sie im Rücken zu fassen, ein Plan, der nur gefafst werden konnte, weil man zwar den Zusammenhang der nördlichen Länder kannte, aber keine Vorstellung von der Ausdehnung des Gebiets und von den grofsen Strömen Rufslands hatte. Darius ist über keinen der grofsen Flüsse Südrufslands gekommen, sondern nur, wie auch Strabo (VII 3, 14) berichtet, bis in die Gegend zwischen Donau und Dniestr gelangt. Diese Angabe Strabos fafst M. aber nicht als Überlieferung, sondern als richtige Kombination auf. Miltiades' Verhalten an der Donaubrücke wird als Erfindung bezeichnet, die aus der Zeit stammt, da er in Athen wegen seiner Tyrannis angeklagt war; fliehen mufste er vor den Persern wegen seiner Beteiligung am ionischen Aufstand. Hierin wie in betreff der Ausdehnung des Skythenzugs stimmt M. also mit Macan überein (vgl. JB. 1897 S. 172). — Der Fall Milets brachte auch die Alkmeonidenpartei, die trotz Herodots Schweigen für die Teilnahme am ionischen Aufstand verantwortlich zu machen ist, zu Fall und verhalf Themistokles zuerst zu einer mafsgebenden Stellung, der nun 493 Archont wurde; doch wurde er bald mit seinen Flottenplänen von Miltiades zurückgedrängt. Die Alkmeoniden aber, die mit ihrer Anklage gegen Miltiades keinen Erfolg hatten, suchten jetzt wieder mit den verjagten Tyrannen und damit auch mit Persien Verbindung. — Marathon. Die 600 persischen Trieren nennt er, da sie auch bei Lade erscheinen, eine konventionelle Zahl und erklärt sie für zu hoch gegriffen. Er glaubt, die meisten wären Transportschiffe gewesen, die schwerlich mehr als 20 000 Mann, vielleicht beträchtlich weniger gefafst haben. An Reitern giebt er den Persern nur wenige Hunderte. Die Zahl 10 000, die die Späteren den Athenern geben, erscheint ihm zwar ohne Gewähr, aber doch den Verhältnissen entsprechend. Die Perser gingen schliefslich aus Furcht vor den anrückenden Spartanern zum Angriff über. Diese endlich sind gekommen, sobald sie konnten, haben aber zu ihrer Mobilmachung 6 Tage gebraucht. Der Verlauf der Schlacht wird ähnlich wie bei Delbrück dargestellt. — Der attisch-äginetische Krieg wird nach

v. Wilamowitz dargestellt (vgl. JB. 1896 S. 279). — Diodors von vielen verworfene Nachricht vom Bündnis zwischen Xerxes und den Karthagern wird für historisch erklärt. — Themistokles' Feldzugsplan für 480, die Entscheidung zur See herbeizuführen und mit dem Landheer nur die Flotte zu decken, fand bei den Spartanern Billigung. Daraus erklärt M. ihre angeblich zögernde Kriegsführung und auch die Ehren, die sie dem Themistokles erwiesen. — Xerxes' Heer wird auf etwa 100 000 Kombattanten, zu denen noch ein grofser Trofs kam, berechnet. Die Flotte hatte nach Äschylus bei Salamis 1000 Schiffe, darunter (oder dazu?) 207 Schnellruderer. Daraus erklärt M. Herodots Zahl 1207. In Wirklichkeit wird die Flotte bei Salamis nach M. der griechischen nicht allzuviel überlegen gewesen sein, etwa 400—500 gegen 300—400. Beim Auszug aber mögen es mit den Transportschiffen gegen 1000 gewesen sein. — Salamis. Die Hauptschwierigkeit war für Themistokles nicht, die Griechen zum Bleiben, sondern die Perser zum Schlagen zu bringen. „Das hebt Aeschylus scharf hervor, während er vom Kleinmut der Griechen nichts weifs“. Die Tradition bei Her. VIII 74 nimmt den Inhalt der Botschaft des Themistokles für Wahrheit. „Dafs die Perser Schiffe rings um Salamis, also vor allem in den Sund zwischen der Insel und Megara, entsandten, sagt Aesch. Perser 368 ausdrücklich (vgl. Her. VIII 76; ebenso hat es Ephoros verstanden, Diod. XI, 17)“. Ganz recht, nur wird dabei die Schwierigkeit der Herodotstelle übergangen; *κυκλούμενοι πρὸς τὴν Σαλαμῖνα* kann doch nicht Umzingelung um Salamis herum heifsen. Vgl. JB. 1893 S. 305. Die zweite Sendung des Sikinnos wird verworfen. — Platää. Auch 479 handelten nach M. Themistokles und die Spartaner nach einem gemeinsamen Plane. Wäre dieser, die Entsendung der Flotte nach Ionien und nach dem Hellesponte, ausgeführt worden, so würde die Schlacht bei Platää nicht stattgefunden haben. Aber in Athen trat ein Umschwung ein, infolge dessen Themistokles abtreten mufste. Mardonius' Heer schätzt M. auf 40—50 000 Asiaten und mehrere Tausend Griechen, das griechische Heer auf 30 000 Hopliten und einen ebenso grofsen Trofs, der aber militärisch nicht in Betracht kam.

Delbrücks Einflufs ist überall wahrnehmbar; aber seine Übertreibungen sind vermieden oder doch gemildert.

Gegen die Gründe, die Meyer für die Rückkehr Herodots von Thurii nach Athen vorbringt (vgl. oben S. 73) wendet sich

4) C. Wachsmuth, Bemerkungen zu griechischen Historikern. Rh. Museum 1901 S. 215 ff.

1) Nach Herodots eigenem Zeugnis hat er die Geschichte von dem Schicksal der Söhne von Sperthias und Bulis von den Spartanern erfahren; ebenso weist die Bemerkung, dafs die Dekeleer

bis auf den heutigen Tag Ehrenrechte in Sparta geniefsen, auf eine spartanische Quelle. „Ob freilich Herodot diese Spartaner in Thurioi selbst oder in Sparta oder sonst wo auf seinen Reisen — die er gewifs auch von dort aus unternahm — gesprochen hat, wäre thöricht erraten zu wollen". 2) Die Entscheidung des delphischen Gottes, der sich selbst zum Oikist von Thurii erklärt, war nicht gegen Athen gerichtet, sondern bedeutete ein Kompromifs, das die Eintracht wiederherstellen sollte, wie das Diodor (XII 35), unsere einzige Quelle hierüber, bezeugt. Auch hielt nach Thukydides Thurii noch im sicilischen Kriege zu Athen. 3) Auch in Thurii, wo die politischen Gegensätze bei dem gemischten Charakter der Bevölkerung stark auf einander stofsen mufsten, konnte Herodot sich getrieben fühlen, sein politisches Glaubensbekenntnis in seiner umfassenden Historie gleichsam geschichtlich zu begründen. 4) Die Überlieferung, dafs Herodot sein Werk in Thurii geschrieben hat, geht auf den Eingang seines Werkes, in dem er sich einen Thurier nennt, zurück. Hierfür ist freilich schon früh „Halikarnassier" gesetzt worden, weil Herodot den Philologen und Rhetoren als Hauptvertreter der Ias galt. Schwerlich aber hätte sich Herodot an dieser Stelle einen Thurier genannt, wenn er seine neue Heimat so früh wieder verlassen hätte. 5) Suidas' Nachricht über Herodots Grabmal in Thurii beweist die Existenz eines solchen daselbst. Dafs dies ein Kenotaphium gewesen, ist nach dem Epigramm, wenn dasselbe auch aus späterer Zeit stammt, unwahrscheinlich.

5) H. Stein, Ἡροδότου Θουρίου? Rhein. Museum 1901 S. 627—631.

Schon in der Einleitung zu seiner Herodot-Ausgabe (sechste Auflage) hat Stein, wie oben bemerkt ist, das Citat bei Aristoteles (Rhet. III 9) für unecht erklärt. Da nun neuerdings mehrere hervorragende Forscher, wie zuletzt noch Wachsmuth, aus diesem Citat geschlossen haben, dafs Herodot im Eingang seines Werkes wirklich *Ἡροδότου Θουρίου* geschrieben habe, er selbst aber nicht gesonnen ist, diese Textherstellung mitzumachen, fühlt er sich verpflichtet, die Gründe seines Widerspruches darzulegen. Er hat dies nach meiner Meinung in völlig überzeugender Weise gethan. Zunächst bespricht er die andern Stellen, die für die Lesung *Θουρίου* angeführt werden, Duris bei Suidas unter *Πανύασις*, Strabo S. 656, Plut. Mor. S. 605 u. 868, und zeigt dabei, dafs aus der Suidasstelle für unsere Frage überhaupt nichts zu entnehmen ist, aus Strabo aber und noch mehr aus Plutarch viel eher auf das Gegenteil geschlossen werden kann. In der Beurteilung des Aristotelescitats geht er auf A. Schöll zurück, der die Stelle als ein von späterer Hand eingeschobenes, unpassendes Beispiel für unecht erklärt. Unpassend erscheint Stein die Stelle, weil das Beispiel vor der Definition steht, weil das Citat als ein-

facher Satz die vermifste periodische Bindung gar nicht zuläfst und weil Aristoteles Herodots Stil schwerlich als ἀηδής bezeichnet hat. Vor allem aber ist für ihn die absichtliche Umstellung des ἠδὲ und zwar in elidierter Form ein sicherer Beweis der Unechtheit. Denn diese Umstellung macht das Citat zu einem Hexameter: Ἡροδότου Θυρίου ἠδ᾽ ἱστορίης ἀπόδειξις. Das metrisch ungefüge Ἁλικαρνησσέος wurde durch Θυρίου (so die allein mafsgebende Hs. A[c], nicht Θουρίου, das auch nicht in den Vers gepafst hätte) ersetzt. Auch nur des Verses wegen nennt Avienus Ora marit. 49 Herodot einen Thurier. So bleibt blofs Julians (Ep. 22) „pretiöse Wendung" ὁ λογοποιὸς ὁ Θούριος übrig. Als Beweis dafür, dafs auch für die pergamenischen Gelehrten des zweiten Jahrhunderts Herodot ein Halikarnassier war, führt Stein endlich die Inschrift einer Marmorbasis von Pergamon, auf der die Fufsspuren einer Statue sichtbar sind, an (vgl. S. 93).

6) Fr. Cauer, Thukidydes und seine Vorgänger. Histor. Zeitschr. B. 83 (1899) S. 385—422.

Wie schon der Titel sagt, ist der Hauptteil der Abhandlung Thukydides gewidmet; unter seinen Vorgängern fällt natürlich der Löwenanteil Herodot zu, von dem C. eine in den meisten Punkten treffende, flott geschriebene Charakteristik entwirft. Auch er weist auf die beiden in Herodots Darstellung sich widersprechenden Züge hin, auf den aus Ionien stammenden Rationalismus und den Glauben an das unmittelbare Eingreifen der Götter in das menschliche Leben, hin. Dieser Glaube stammt aber nach C. nicht, wie Bruns (Literar. Portrait der Griechen S. 108) meint, aus dem Einflufs des Epos, sondern ist in Athen erwachsen. Wo der Rationalismus sich zeigt, sieht C. ältere Teile seines Werkes, die zu einer Zeit entstanden sind, als er noch nicht den Plan fafste, den Kampf vom Orient und Occident darzustellen, sondern nur Stoff für ein geographisches Werk sammelte. Daraus erklärt Verf. auch die Ungleichmäfsigkeit in der Auswahl und Anordnung des Stoffes. „Alle älteren Historiker hatten die Einzelheiten nach äufseren Zusammenhängen aneinandergereiht. Herodot war der erste, der die innere Verbindung der Ereignisse zum Ausdruck brachte. Da er bei diesem Unternehmen gar keine Vorgänger hatte, so wäre es kaum zu verstehen, wenn es sofort in allen Teilen gleichmäfsig gelungen wäre. Indem C. also Ed. Meyer in mancher Beziehung nahekommt, weicht er von ihm in zwei Punkten ab. Er leugnet nicht, wie dieser, jeden Einflufs der älteren Sophistik, die es liebte, Situationen zu erfinden, bei denen sie Gespräche zwischen Vertretern entgegengesetzter politischer und moralischer Anschauungen fingieren konnte, und scheint die ägyptische Reise, da gerade im Abschnitt über Ägypten der Rationalismus besonders stark hervortritt, viel früher anzusetzen. Er bemerkt über die Reisen überhaupt: „Mit einer nicht gerecht-

fertigten Bestimmtheit setzt E. Meyer (Forsch. zur alt. Gesch. I 156) alle in die Zeit nach der Rückkehr aus Thurioi".

7) H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Erster Teil: Das Altertum. Berlin 1900, G. Stilke. 533 S. 8. 10 ℳ.

In seinem bekannten Buche „Die Perserkriege und die Burgunderkriege" (Berlin 1887) hat Delbrück vom militärischen Standpunkt aus die Haltlosigkeit der Tradition der Perserkriege in vielen Punkten, namentlich in ihren mafslos grofsen Zahlen, unwiderleglich dargelegt, hat sich aber durch Mafslosigkeit nach der andern Seite hin bei vielen um die ihm sonst gebührende Anerkennung gebracht. Das vorliegende Buch, das in seinem ersten Teile die Perserkriege behandelt, hat denselben Charakter — z. T. ist es nur ein Auszug aus dem früheren —, liest sich aber in seiner mehr zusammengedrängten Fassung besser; endlich fehlt es auch nicht an Zusätzen und Änderungen. In einem Punkte, hinsichtlich Marathons, hat er schon in der Zeitschr. f. Gesch. 1890 eine Änderung eintreten lassen, die nun jetzt wiederkehrt. Seit dem Erscheinen des ersten Werkes ist nämlich der sogenannte Soroshügel in der Ebene von Marathon als Grab der gefallenen Athener festgestellt. Dieser Umstand in Verbindung mit einem zweiten, dafs der Ausgang des Thales von Vrana auf der Karte von Curtius-Kaupert viel enger als früher gezeichnet ist, hat D. dazu bestimmt seine Ansicht dahin zu ändern, dafs die Athener nicht im Thale von Avlona, sondern am Ausgang des Thales von Vrana, 8 Stadien vom Soros (die bekannten 8 Stadien Laufschritt bei Herodot), ihre Defensivstellung gehabt haben. Hier liefsen sie die Perser bis auf 100—150 Schritt herankommen, um dann im Laufschritt auf sie loszugehen. Bei diesem kurzen Lauf hatte die persische Reiterei keine Zeit einzugreifen; vielleicht war sie wegen Terrainhindernisse gar nicht am Platze. Die Verfolgung erstreckte sich 8 Stadien weit bis zum Soros. Hier setzt D. nun eine längere Pause an, in der Miltiades das Heer erst wieder sammelte, um es zum Angriff auf die Schiffe zu führen. Diese hält er für notwendig, da nur so das Entkommen der Perser, die Einschiffung der Reiterei und die Abfahrt der meisten Schiffe erklärlich werden. „Miltiades wird seine liebe Not gehabt haben, die athenischen Bürger, die zunächst, sei es nach ihren Toten und Verwundeten, sei es nach der Beute der gefallenen Perser sahen, oder sich dem blofsen Jubel hingaben, wieder in Reih' und Glied zu bringen". Er vergleicht damit die Schilderung, die Friedrich der Grofse von der Haltung seiner Soldaten nach dem Siege von Soor giebt. Man wird zugeben, dafs die Schlacht sehr gut so verlaufen sein **kann**, aber nicht mehr; D. dagegen scheint beinahe zu glauben, dafs sie so verlaufen sein **mufs**. Das Durchbrechen des Centrums

der Athener, ein wichtiger Zug der Tradition, der sicherlich nicht erfunden ist, wird schon in der früheren Darstellung wenig beachtet; jetzt findet es gar keine Erwähnung mehr. Sicherlich sind dabei die meisten Athener gefallen, und darum ist es doch immerhin möglich, wie ich schon früher ausgesprochen habe (JB. 1896 S. 263), dafs der Zusammenstofs beim Soros, wo eben die meisten gefallen sind, stattgefunden hat. So kann auch nur von einer Verfolgung von Seiten der Perser ἐς τὴν μεσόγαιαν die Rede sein. Die Stärke des persischen Heeres schlägt Verf. jetzt auf 5—6000 Krieger, darunter 500—800 Reiter, an. Dieselbe Stärke giebt er auch den Athenern. Den Schlufs dieses Abschnittes bildet eine Polemik gegen Schilling, Macan und Hauvette, besonders gegen des letzteren Verteidigung der Angabe Herodots über den 8 Stadien langen Laufschritt der Athener.

Über Thermopylä bringt D. nichts Neues als etwa den Zweifel an der heroischen Aufopferung der Thespier; er glaubt, sie könnten auf dem Rückzug eingeholt und niedergemacht sein.

Über Artemisium hat D. früher nicht gehandelt, weil er an Kämpfe daselbst überhaupt nicht geglaubt hat. Jetzt gesteht er sie zu, glaubt aber nicht an eine Überlegenheit der Perser; gegen 300 Schiffe teilt er ihnen zu. Die Griechen gingen nach seiner Meinung schliefslich zurück, weil sie auf Verstärkung hofften und in den heimischen Häfen ihre beschädigten Schiffe wieder in stand setzen wollten. „Hatte man sich bei Artemisium schon mit Ehren behauptet, so durfte man einer zweiten Schlacht im saronischen Meerbusen mit guter Zuversicht entgegensehen“. Die Absendung der 200 persischen Schiffe um Euböa herum wird als Fabel gestrichen; D. bezeichnet die Erzählung als eine von den Hülfslinien der Legende, um den Widerspruch zwischen der ungeheuren Gröfse der persischen Flotte und ihrem wirklichen Erscheinen in der Schlacht auszugleichen. Er bemerkt dazu: „Um die griechische Flotte abzuschneiden, brauchten sie diese nicht um Euböa herumzuschicken, sondern einfach, während die Hauptflotte zur Schlacht aussegelte, gerade übers Wasser in die linke Flanke der Griechen“. Wenn das so leicht gewesen wäre, dann hätte die Stellung bei Artemisium nichts getaugt, ja sie hätte in ihrer Verbindung mit Thermopylä, worauf es doch vor allem ankam, gar keinen Sinn gehabt.

Bei Salamis sind nach D. infolge der Verstärkungen die Griechen die überlegene Partei; daraus erklärt er auch, weshalb die Perser nach der Schlacht, obwohl der Sieg der Griechen gar nicht so grofs war, dafs sie den Feind weit zu verfolgen wagten, den Seekrieg aufgaben.

Neu eingeführt in die Betrachtung wird die Nachricht von den 60 kerkyräischen Schiffen. Die Griechen wollten deshalb lieber von Salamis noch weiter zurückgehen, um auch diese Verstärkung noch heranziehen zu können, während umgekehrt dieses

Moment die Perser noch mehr zur Beschleunigung der Schlacht veranlassen konnte.

Die Darstellung der Schlacht bei Platää ist sehr zusammengedrängt und dadurch übersichtlicher geworden. D. rechnet jetzt 20 000 griechische Hopliten und ebensoviele Ungewappnete, den Persern giebt er 15—25 000 Voll-Krieger.

8) C. F. Lehmann, Die historische Semiramis und Herodot. Beiträge zur alten Geschichte B. I S. 256—281. Leipzig 1901.

Die Quelle für die historische Semiramis ist neben Her. I 184 vornehmlich eine assyrische Inschrift auf mindestens zwei Statuen des Gottes Nebo aus Kalach-Nimrud; daneben noch Joseph. c. Ap. I 142. Die Inschrift giebt Kunde von der Einführung des Kultes des babylonischen Nebo in Assyrien, die genau auf das Jahr 787 bestimmt werden kann. Zweck der Einführung dieses Kultes ist nach L. die Ermöglichung, das babylonische Königtum, das sonst nur in Babylon am Neujahrstage erworben werden konnte, auch auf assyrischem Boden zu erwerben. Diese Einführung erfolgte nun durch den Einflufs der Sammuramat, der wahrscheinlich babylonischen Gemahlin des assyrischen Königs Adadnirari III. (812—783), der Semiramis des Herodot. Damit stimmt Herodots Angabe über die Zeit seiner Semiramis ziemlich genau. Von Nebukadnezars (bei Herodot Nitokris) Regierungsantritt (605) fünf herodoteische Generationen aufwärts rechnend, kommt L. auf 772; als Witwe des 783 gestorbenen Königs konnte Sammuramat in diesem Jahre noch leben. Herodot nennt sie eine für Babylon bedeutsame Herrscherin, weil er seine Nachrichten über sie von den Priestern des Nebo in Borsippa, die dieser Königin ein dankbares Andenken für die Ausbreitung ihres Kultes bewahrten, erhalten hat. Denn nicht den Tempel des Bel-Marduk, Esaggil, der von Xerxes zerstört war, hat Herodot besucht, sondern den des (Bel) Nebo in Borsippa, der in die Funktionen des zerstörten Tempels eingetreten war (ebenso Nikel, Herodot und die Keilschriftforschung; vgl. JB. 1897 S. 190). Die Nachrichten Herodots über die Wasserbauten dieser Königin, die an sich recht farblos sind, erhalten nun Bedeutung, wenn man sie auf diesen Tempel bezieht, der dem Überschwemmungsgebiet eines alten Euphratarmes nahe lag. Das längst erkannte Versehen Herodots, eine Königin Nitokris für Nebukadnezar eingesetzt zu haben, erklärt L. so: „Der ägyptischen Nitokris eingedenk erhält er durch die Nebo-Priester Kunde von der Semiramis und hört sodann den Urheber der bedeutendsten Werke und Anlagen Babyloniens mit einem Namen bezeichnen, der nicht nur mit N anklingt, sondern — wenn auch in anderer Reihenfolge — die Konsonanten des Namens Nitokris sogut wie sämtlich enthält, persisch Nabukadracara, im Sprechen von Nabukatracara nicht zu unterscheiden. Flugs erkennt er in dem Namen einen alten

Bekannten, den Frauennamen Nitokris, und gesellt so der Semiramis in der babylonischen Nitokris einen weiblichen Nachfolger späterer Zeit zu". Am Schlufs erklärt er, ähnlich wie Nikel, wie sich aus der historischen Semiramis die Sagengestalt entwickeln konnte (vgl. JB. 1897 S. 191).

9) Vinc. Costanzi, Quaestiones chronologicae. I: De Hellanici aetate definienda. II: Quo tempore Dareus, Hystaspis filius, ad Scythiam perdomandam profectus sit. Turin 1901. 22 S. 8. Auch in der Rivista di Filologia e d'Istruzione classica XIX S. 489—512.

Verf. sucht in der zweiten Abhandlung zunächst zu zeigen, dafs alle Angaben, aus denen man den Zug des Darius gegen die Skythen vor 513 gesetzt hat, dies nicht beweisen können, und wendet sich dann zu Herodots Angabe (VI 40) über die Flucht des Miltiades vor den Skythen. Stein hat hier *τρίτῳ μὲν γὰρ ἔτει ⟨πρὸ⟩ τούτων* verbessert und dadurch Übereinstimmung mit dem Folgenden (*ταῦτα μὲν δὴ τρίτῳ ἔτει πρότερον ἐγεγόνει*) hergestellt. Da aber die Skythen, *ἐρεθισθέντες ὑπὸ Δαρείου*, nicht erst einige Jahre nach dem ionischen Aufstande einen Plünderungszug, der sie bis zum Chersones führte, gemacht haben werden, hält er noch eine Änderung für nötig, *δεκάτῳ* für *τρίτῳ*. Das Zahlzeichen für zehn (*Ι*) sei entweder zu *Τ*, woraus dann *τρίτῳ* geworden ist, oder zu *Γ*, dem Zahlzeichen für drei, verschrieben. Hiernach stellt er folgende Chronologie auf: 494 Miltiades' Flucht vor der phönizischen Flotte nach Athen, etwa 505 seine Flucht vor den Skythen, in demselben oder in dem vorhergehenden Jahre Darius' Zug gegen die Skythen.

10) J. Arthur R. Munro, Some observations on the Persian wars. I. The campaign of Marathon. The Journal of Hellenic studies XIX (1899) S. 185—197.

Am nächsten kommt dieser Versuch, die Schlacht von Marathon aufzuklären, der Darstellung Burys (The classical review 1896 S. 95 ff.; vgl. JB. 1897 S. 196), der selbst wieder auf Macan (vgl. JB. 1897 S. 177) fufst. Der persische Zug unter Datis sollte nach M. den Abschlufs der Unterdrückung des ionischen Aufstandes bilden, da nach persischer Ansicht die Ionier in Asien nicht völlig zur Ruhe kommen konnten, solange ihre Brüder in Europa noch unabhängig waren. Es war also nur auf Athen, nicht auf ganz Griechenland abgesehen. Die Landung bei Marathon bezweckte, die athenische Streitmacht von Athen wegzulocken, damit die alten Anhänger des Hippias und die Alkmeoniden Gelegenheit zum Handeln fänden. Wenn dann in Athen alles vorbereitet war, sollte ein Teil des persischen Heeres nach Athen fahren, während der andere Miltiades bei Marathon festhielt. Durch irgend welche Umstände verzögerte sich aber die Sache in Athen, so dafs schliefslich die Perser aus Furcht vor der drohenden Ankunft der Spartaner noch vor dem verabredeten

Zeichen (das Schildzeichen wurde nach Herodot gegeben, als die Perser schon auf den Schiffen waren) die eine Hälfte des Heeres mit der Reiterei einschifften. Darauf hatte Miltiades gewartet und ging nun von der Defensive zur Offensive über. So glaubt Verf. die Hauptpunkte in der Überlieferung, die Landung bei Marathon, die Verzögerung daselbst, den Angriff der Athener, die Abwesenheit der persischen Reiterei, die Einschiffung der Besiegten, das Schildzeichen, erklären zu können. Er schätzt den fechtenden Teil des persischen Heeres auf 20 000, d. h. auf das Dreifache des Verlustes (6400), und so das ganze Heer auf 40 000. Auf Seiten der Griechen nimmt er, die Leichtbewaffneten eingerechnet, 15 000 an.

11) T. Hughes, Marathon. The classical review XV 1901 S. 131—136.

Mit Chodwick nimmt Verf. an, dafs der Name Marathon in das moderne Vrana verwandelt sei. Die persische Reiterei, glaubt er, sei durch die Kultur in der Ebene am Mitwirken verhindert worden.

12) A. Bauer, Die Seeschlacht von Salamis. Mit einer Abbildung. Jahresheft des österreichischen archäologischen Instituts I (1901) S. 90—111.

In der Darstellung der Ereignisse bei Salamis ist die wichtigste Frage die, ob die Perser die Griechen innerhalb der Bucht von Salamis umzingelt oder neben der Schliefsung der südlichen Ausgänge eine Abteilung westlich um Salamis herumgeschickt haben. In den letzten Jahren hat man sich mehr gegen eine Umzingelung innerhalb der Bucht ausgesprochen; Verf. verlegt sie wieder in dieselbe. Nach ihm befand sich die griechische Flotte unmittelbar nördlich von der Halbinsel Kynosura im innersten Winkel der Bucht, dessen östliche Endpunkte im Süden der Magula genannte Vorsprung auf der Kynosura und im Norden der Windmühlenhügel sind. Hier sollen 300 bis 400 Schiffe Raum gehabt haben. Die Perser standen bei der ersten Aufstellung in dem späteren Hafen des Piräus und von da nördlich an der Küste hin bis zur Bucht von Trapezona. In der Nacht fuhr dann der rechte Flügel nördlich und westlich in die Bucht hinein an der Küste hin etwa bis zur Fähre, so dafs dann in der Schlacht dessen nördliche Spitze *πρὸς Ἐλευσῖνός τε καὶ ἑσπέρης*, das andere Ende aber *πρὸς τὴν ἠῶ τε καὶ τὸν Πειραιέα* (VIII 85) stand, während der linke Flügel sich in westlicher Richtung von der Küste Attikas quer hinüber bis zur Kynosura ausbreitete. Dieser ist dann an der Schlacht wenig oder gar nicht beteiligt gewesen. Hiermit stimmt nun freilich die Bezeichnung *οἱ ἀμφὶ τὴν Κέον τε καὶ τὴν Κυνόσουραν τεταγμένοι* (c. 76) für die Stellung des linken Flügels vor der Bewegung in der Nacht nicht; Verf. glaubt aber, Herodot habe sich dem Bakis-

spruche zu Liebe (c. 77) eine topographische Ungenauigkeit zu Schulden kommen lassen. Dafs die Einfahrt der Perser in die Bucht von den Griechen nicht bemerkt wurde, hält er für möglich, obwohl doch dies nur bei einer geradezu grenzenlosen Sorglosigkeit auf Seiten der Griechen geschehen konnte. Das scheint er auch selbst gefühlt zu haben; er fügt hinzu, dafs die Griechen, auch wenn sie die persische Flotte bemerkt hätten, sich wohl gehütet haben würden, aus ihrer Bucht herauszukommen. „Zu allem Überflufs wollten die Führer der Griechen, dafs die Perser in die Enge hereinkommen sollten“. Er nimmt also wie E. Meyer an, dafs die Botschaft des Themistokles an Xerxes in Übereinstimmung mit den übrigen Heerführern der Griechen erfolgt sei; dafs endlich die Perser ein Umzingelungsgeschwader um Salamis herumgeschickt haben, hält er für unwahrscheinlich, da ein solches bis zur Insel Leros, d. h. ca. 50 Kilometer weit hätte fahren müssen, was in der kurzen Zeit nicht ausführbar gewesen wäre. Er glaubt auch, dafs diese Nachricht nur bei Ephorus-Diodor überliefert, nicht aber aus Äsch. Pers. 368 zu entnehmen sei. Wer unbefangen Äschylus' Worte *ἄλλας δὲ κύκλῳ νῆσον Αἴαντος πέριξ* liefst, kann sie nur auf eine Umsegelung der Insel beziehen. Bis Leros brauchte diese nicht ausgedehnt zu werden; denn das Umzingelungsgeschwader sollte nicht in den Kampf mit eingreifen, sondern nur dem Feinde die Flucht abschneiden. Dazu reichte die Fahrt bis zum Sunde bei Megara, der auch noch von Klippen reichlich durchsetzt ist, vollständig aus. Auch sonst bleiben manche Bedenken gegen Bauers Darstellung. Die erste Stellung der Perser halb in der Piräusbucht, halb an der Küste nördlich von ihr ist schwer glaublich. Bei einem Vorstofs der Griechen hätten die an der Küste aufgestellten Schiffe vernichtet werden können, bevor die übrigen Schiffe sich aus dem engen Hafeneingange heraus hätten entwickeln können. Es hält auch schwer zu glauben, dafs die Perser in dunkler Nacht so nahe beim Feinde in das gefährliche Gewässer sich hineingewagt haben. Sehr bedenklich endlich ist die Annahme, dafs Herodot sich absichtlich eine topographische Ungenauigkeit habe zu Schulden kommen lassen. Allerdings ist es seine Schuld, dafs wir über die Bewegungen der Perser vor der Schlacht nicht ganz ins Klare kommen können, aber nicht durch eine unrichtige Angabe, sondern durch eine Unterlassungssünde; er giebt nicht an, wo die Perser nach der ersten Aufstellung zum Kampfe geblieben sind. Vgl. hierüber JB. 1893 S. 305, 1900 S. 90.

13) C. Niebuhr, Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert. Mitteilungen der vorderasiatischen Gesellschaft (Berlin 1899). 3. 4. Jahrgang S. 123—174.

Verf. will eine Probe geben, wie man griechische Geschichte „mit Hilfe orientalischer Quellenangaben und derjenigen historisch-

kritischen Methode, welche sich an der Beschäftigung mit diesen Quellen im Laufe der letzten Jahrzehnte herausgebildet hat, durchgreifend prüfen" kann. Der gegenwärtigen Geschichtsforschung des alten Orients dürfte er mit diesem Versuche schwerlich einen Dienst geleistet, viel eher dazu beigetragen haben, dieselbe in Mifskredit zu bringen. Denn seine historischen Forschungen kann man nur als Phantastereien bezeichnen, wenn auch hier und da ein richtiger Gedanke vorkommen mag. An die Spitze seiner Untersuchungen stellt er die Behauptung, dafs die einheimischen Könige Kleinasiens immer die Oberherrschaft über die griechischen Küstenstädte gehabt haben. Wenn man dafür setzt „beansprucht haben", mag der Satz richtig sein; auch kann man eine Art nomineller Abhängigkeit der Griechenstädte wohl zugeben. Aber sein Beweis dafür ist nicht stichhaltig. „Der sicherste Beweis für die stete Oberherrschaft der einheimischen Könige liegt eben in der politischen Zersplitterung des kleinasiatischen Grichentums. Wie unfreiwillig diese immer gewesen ist, zeigte sich beim Aufstande gegen Darius: im Nu waren die bisher von Persien gehaltenen „Tyrannen" gestürzt, und ein Aristagoras wurde als Führer anerkannt. Alexander von Makedonien erfreute sich nachher einer noch fast unveränderten Wirkung dieser Gravitation". Die Uneinigkeit der Griechen Kleinasiens wird auf denselben Grund zurückzuführen sein wie die der Griechen in Griechenland selbst, auf ihren Nationalcharakter, und ihre Einigkeit wird in den beiden erwähnten Perioden so wenig eine vollständige gewesen sein wie in Griechenland selbst in den Zeiten der gröfsten Gefahr. Im weitern Verlauf seiner Untersuchung stellt Verf. der Grofsmacht Lydien als beinahe ebenbürtig die Grofsmacht Korinth unter den Kypseliden gegenüber. Periander besafs nach ihm den Norden des Peloponnes und den gröfsten Teil Mittelgriechenlands; der Kampf um Sigeum, den nach der Überlieferung ein Schiedsspruch Perianders beilegte, wird durch einen Friedenschlufs zwischen Lydien und Korinth, den Oberherren, beendet; die Einsetzung der Äsymneten in Attika und Lesbos war eine verabredete Mafsregelung der als Störenfriede betrachteten Kleinstaaten, Pittakus in Mitylene war ein lydischer, Solon in Athen ein korinthischer Statthalter (Kurator). Und doch lag kaum vier Stunden von dem Sitz dieser europäischen Grofsmacht die Stadt Sikyon, wo um dieselbe Zeit Kleisthenes machtvoll gebot, sich wie Athen, der angebliche Vasall Korinths, am heiligen Kriege beteiligte, in dem Korinth gar keine Rolle gespielt hat. Ja selbt in Kleinasien hat nach des Verf.s Ansicht Korinth festen Fufs gefafst, Priene ist von Kypselos beherrscht worden, wie er aus dem zweiten Kypselosorakel (Her. V 92) erschliefst: „Ihm zufolge mufs Kypselos diese Stadt hart behandelt und gewifs auch besessen haben, wie aus ihrer Gleichstellung mit Korinth hervorgehen sollte. Dafs Priene an Ardys fiel oder zu ihm über-

ging, läſst einen Krieg zwischen Korinth und Lydien schon vor 627 vermuten". Leider steht nur von Priene in jenem Orakel nichts, genannt wird allein Peirene (*Κορίνθιοι, οἳ περὶ καλὴν Πειρήνην οἰκεῖτε καὶ ὀφρυόεντα Κόρινθον*). Eine Variante dazu giebt es in den Hss. nicht, und was Peirene ist, sollte doch wohl auch ein Orientalist wissen. Zu diesem schon von Oeri (siehe unten) erwähnten argen Schnitzer füge ich einen zweiten hinzu. Das lydische Reich soll sich nach Her. I 28 wenigstens zu Krösus' Zeit nach Europa hinüber erstreckt haben. Es kann nur die Aufzählung der Krösus unterworfenen Völker, die von manchen, wie z. B. von Stein, für unecht gehalten wird, gemeint sein, und in dieser kann nur die Erwähnung der Thraker den Verf. zu seiner Behauptung veranlaſst haben. Er scheint also hier (*Θρήικες οἱ Θυνοί τε καὶ Βιθυνοί*) das grammatische Verhältnis, in dem *Θρήικες* zum Folgenden steht, ganz übersehen zu haben. Natürlich bezeichnet *Θρήικες* das Ganze, zu dem die *Θυνοί* und *Βιθυνοί* die Teile sind; die thrakischen Thyner und Bithyner hat man bisher, soviel ich weiſs, nur in Asien gesucht.. Die beiden Beispiele lassen erkennen, wie Verf. die griechischen Quellen liest.

Doch das sind noch Kleinigkeiten. Der Hauptteil der Abhandlung beschäftigt sich mit den lydischen Weihgeschenken in Delphi. Verf. hält es für ganz unwahrscheinlich, daſs Krösus und seine Vorgänger oder gar schon der Phryger Midas nach Delphi Weihgeschenke gestiftet haben. Als lydisches Reichsheiligtum gilt ihm der Branchidentempel bei Milet, in dem ja nach Herodot (I 92) Gaben des Krösus „von gleichem Gewicht und fast ebenso wie die nach Delphi gestifteten" (*ἴσα τε σταθμὸν καὶ ὅμοια*) gewesen sind. An einer späteren Stelle macht Verf. daraus „der Tempel des Apollo zu Branchidä soll die Doubletten der lydischen Weihgeschenke in Delphi vollzählig erhalten haben"; denn die so geänderte oder sagen wir richtiger gefälschte Herodotstelle paſst ihm besser zu seinem Indicienbeweise in dem kriminalistischen Roman, den er uns als Geschichte auftischt. „Die als Geschenke des Krösus (beziehungsweise Midas und Gyges) bezeichneten Kunstobjekte zu Delphi sind sämtlich ohne Vermerk ihrer Herkunft. Aber der Reichtum der Alkmäoniden rührt ebenfalls von der Munificenz des Krösus her. Die erste historische Beziehung dieses Geschlechts zu Kleinasien besteht in der Entsendung jener Unheilflotte unter Melanthios". (Von diesem nämlich sagt Verf. zuerst „der athenische Admiral Melanthios „ein Mann von groſsem bürgerlichen Ansehn" dürfte ein Alkmäonide gewesen sein", nachher ist er ein Alkmäonide. Der Name weist ihn doch eher den Kodriden zu.) „Dieser kehrte ohne nennenswerte Thaten wieder zurück und verflicht Aristagoras in die gleiche Art des Benehmens. Aber Darius faſst, obgleich durch dieses Verfahren die Sache der Ionier empfindlich geschädigt worden ist, einen heftigen Groll auf die Athener. Zunächst trifft

jedoch seine Rache die verräterischen Branchiden, deren Tempelschatz sich als entfremdet erweist; er war bei Beginn des Aufstandes, wie aus Hekataeos' Rat hervorgeht, noch vorhanden gewesen und nicht für die Zwecke des Krieges angegriffen worden". Nach einer kurzen Bemerkung über die Notwendigkeit, Geschichtsforschung durch Polizeiwissenschaft zu unterstützen, fährt er dann in seiner Anklagerede fort „Schon Grote hatte ganz richtig gefolgert, dafs das plötzliche Verschwinden des Melanthios einen uns nicht bekannten Grund haben mufste, und hat an eine Verstimmung zwischen Ioniern und Athenern gedacht. Sie wird nicht ausgeblieben sein, als man erfuhr, dafs Aristagoras und Leute der Alkmäoniden sich — wahrscheinlich während der Kämpfe um Sardes — in die Tempelschätze der Branchiden geteilt hatten und davon gesegelt waren, jeder seines eigenen Weges. Aristagoras verlor bald Gold und Leben im thrakischen Barbarenland, die Alkmäoniden aber übergaben ihren mutmafslich reicheren Anteil der sichersten Hut, ihren priesterlichen Bankiers zu Delphi — cum privilegio Apollinis. Natürlich kratzte man dort die Weihinschriften sorgfältig aus und vermied es auch, neue einzugraben. Krösus als Stifter konnte ja erst der nächsten Generation aufgebunden werden, und dieses Amtes hat sich der gemütliche Herodot dann unterzogen". Als Stütze für diese Anklage dient ihm vornehmlich Strabo XIV 1, 5 *οἱ δὲ Βραγχίδαι τοὺς θησαυροὺς τοῦ θεοῦ παραδόντες τῷ Πέρσῃ φεύγοντι* (Xerxes) *συναπῆραν τοῦ μὴ τῖσαι δίκας τῆς ἱεροσυλίας καὶ τῆς προδοσίας*. Aus Herodots kurzen Worten *ὁ νηός τε καὶ τὸ χρηστήριον συληθέντα ἐνεπίμπρατο* (VI 19) wird nur die Zeit (Aufstand der Ionier) entnommen; alles andere aber wird als absichtliche Verdunkelung des Thatbestandes aufgefafst; aus Strabos Worten aber, nach denen die Priester Verrat an ihrem eigenen Tempel übten. indem sie die Schätze den Persern übergaben, wird herausgelesen, dafs Darius diese, weil er die Schätze nicht mehr vorfand, als Verräter behandelte und nach dem Innern seines Reiches deportieren liefs. Unbequeme Zeugnisse, wie die Nachricht des Pausanias (I 16, 3), dafs Seleukos eine eherne Bildsäule des Apollo, die Xerxes nach Ekbatana hatte bringen lassen (*ἀνακομισθέντα ἐς Ἐκβάτανα τὰ Μηδικὰ ὑπὸ Ξέρξου*) dem Branchidentempel zurückgab, werden übergangen. Delphi endlich strafte Xerxes nach seiner Meinung später dadurch, dafs er den Tempel durch Mardonius verbrennen liefs. Das ist nämlich der Tempelbrand, den Herodot 70 Jahre früher ansetzt.

Her. II 179 wird als eine Glosse betrachtet, die aber eine inhaltlich wertvolle Nachricht bringt. Ebenso hält er die Schlufszeile von V 97 als eine frühzeitig eingefügte Glosse.

Zum Schlufs verweise ich auf die Anzeige dieses Artikels von A. Oeri, „Herodots Ehrlichkeit" N. Jahrb. 1900 S. 838—840, die Herodots Charakter vollauf Gerechtigkeit widerfahren läfst.

14) J. Beloch, Zur Geschichte des Eurypontidenhauses. Hermes 1900 S. 254ff.

B. wendet sich gegen die in den meisten Ausgaben aufgenommene Änderung Paulmiers Her. VIII 131 πλὴν τῶν ἑπτὰ (statt δυῶν) τῶν μετὰ Λευτυχίδεα πρώτων καταλεχθέντων. Denn erstens sei es widersinnig, die bessere Quelle, Herodot, nach der schlechteren, Pausanias' (III 7, 6), zu korrigieren. Aufserdem wäre dann Laotychidas Linie seit 7 Generationen nicht auf dem Throne gewesen; dies mache es unwahrscheinlich, dafs dann Laotychidas bei der Absetzung des Demarat der nächste successionsfähige Verwandte gewesen sei. Folgende Liste zeigt die Reihenfolge der 10 Könige aus dem Eurypontidenhause:

1 Theopompos

2 Anaxandridas	Archidamos
3 Archidamos	Zeuxidamos
4 Anaxilaos	Anaxidamos
5 Laotychidas	Archidamos
6 Hippokratidas	7 Agasikles (Her. I 65)
Agesilaos	8 Ariston
Menares	9 Damaratos
10 Laotychidas.	

Der Laotychidas, unter dem nach Rhianus der zweite messenische Krieg geführt wird, ist der ältere.

15) Ph. E. Legrand, Questions oraculaires. I. La promanteia. Revue des études grecques XIII S. 281—301.

Mys fragt durch Unterhändler, weil er geheim fragen wollte; φαίνεται ἀπικόμενος heifst „man hat Beweise, dafs er nach Lebadeia kam", was die Hypothese einer Inkognitoreise nicht ausschliefst. Die Priester des Orakels suchen später die Sache so darzustellen, als ob die Abgesandten des Mardonius sich eingeschlichen hätten und durch Überraschung ihren Spruch erhielten.

16) Gottl. Egelhaf, Die Gebeine des Orestes. Württembergisches Korrespondenzblatt 1900 S. 285—288.

Lichas sieht mit Staunen wie Eisen getrieben wurde, da die Spartaner sich noch im Bronzezeitalter befanden. Darum waren sie auch den Tegeaten, die schon eiserne Waffen hatten, nicht gewachsen.

17) J. L. Heiberg, Bidrag til Belysning of Herodots religieuse Standpunkt. Festskrift til J. L. Ussing. Kopenhagen 1900.

„Die Discrepanzen, die wir in den Anschauungen des Herodot finden, sind nach H. aus den zwiefachen Strömungen hervorgegangen, denen Herodot ausgesetzt war. Der ionische Kritizismus und Skeptizismus, mit ihren Vorkämpfern Xenophanes und Hekataios, haben auch Herodot berührt, und seine Scheu gegen Anthropomorphismus und seine Abneigung gegen mythische

Abenteuerlichkeiten gehen auf diesen ionischen Einflufs zurück. Der Grundton in Herodots Erzählungen ist aber tiefreligiös. Sein naiver Geist ist mehr von der primitiven Religion Attikas durchdrungen, und auch die ganze Richtung der Zeit ist schon gegen die metaphysische Spekulation der Ionier mifstrauisch geworden". (Deutsche Litteraturzeitung 1900 Sp. 3043).

18) U. von Wilamowitz-Moellendorff, Die Textgeschichte der griechischen Lyriker (Abh. der Gesellsch. d. Wissensch. in Göttingen, N. F. No. 3). Berlin 1900, Weidmannsche Buchhandlung. 121 S. 8. 8 *M*.

In einem Exkurs über Telesilla (S. 76—80) verteidigt der Verf. Her. VI 77 im Orakel die Lesart von ABC *ἀέλιχτος*. „Wie sollte ein Schreibfehler oder eine Korrektur erzeugen, was die später anstöfsige normale Länge von *ὄφις* und eine so rare Form wie *ἀέλιχτος* aus *αυϝ*, *αϝϝ*, *αϝ*) bietet?" „Herodot hat das Weib, von dem der Spruch redet, auf die weibliche Kampfesweise, das *γυναικεῖόν τι δρᾶν*, bezogen (Eur. Ion 843)", was nach W.s Meinung wenig pafst, da die Argeier gar nicht auf der Hut vor einem Betruge sind. Der Spruch ist nach ihm in den spartanischen Bericht eingefügt, in den er nicht pafst. Die argolische Tradition findet er Paus. II 20 und Plut. mul. virt. 5, nach der der spartanische Angriff von Weibern unter Telesilla zurückgeworfen wurde. Auf diese Thatsache bezieht nun W. den ersten Vers des Spruches *ἀλλ ὅταν ἡ θήλεια τὸν ἄρσενα νικήσασα ἐξελάσῃ*, worauf schon Wesseling hingewiesen hat. Nach Plutarch hat im Widerspruch mit Herodot auch Demarat am Kampfe gegen Argos teilgenommen, was W. nicht ohne weiteres von der Hand weist.

19) Jakob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte. Dritter Band. Berlin und Stuttgart 1900.

Über Herodot handelt B. S. 439—446 wie in vielen andern Dingen von veraltetem Standpunkte aus. Folgender Satz mag genügen: „Den völlig ionischen Geist, den er überall zeigt, mag der Bürger des dorischen Halikarnafs zu Samos in sich aufgenommen haben, und ebenda wird er sich seine volle Beherrschung des ionischen Dialekts angeeignet haben".

20) R. Helbing, Der Instrumentalis bei Herodot. Progr. des Gymn. zu Karlsruhe 1900. 24 S. 4.

Die Schrift, die die Fortsetzung der Dissertation des Verf.s „Über den Gebrauch des echten und soziativen Dativs bei Herodot" (Karlsruhe 1898) bildet, ist von mir WS. f. klass. Philol. 1900 No. 49 besprochen worden.

21) Ad. Kirchhoff, Ein Irrthum des Herodot. *Γενεθλιακόν* zum Buttmannstage 5. Dezember 1899. Berlin, als Manuskript gedruckt. S. 1—3.

K. hält Herodots Nachricht (IV 15), dafs die Metapontier

dem phantastischen Poeten an geweihter Stätte, neben dem Appolloaltar, ein Standbild errichtet hätten, für unglaublich und äufsert die ansprechende Vermutung, dafs hier von Seiten Herodots eine Verwechselung mit Aristaios vorliege. „In Metapont stand neben dem Altar des Apollon ein Bild seines Sohnes von der Kyrene, des Acker- und Heerdengottes Aristaios, der auch in Sizilien und Sardinien seinen Kultus hatte. Als Herodot nach Metapontion kam, dort im Apollonheiligtume das Standbild sah und nun von Aristaios hörte, von seinem Erscheinen und Verschwinden, fiel ihm der apollonbegeisterte Aristeas ein, der weitgewanderte, noch weiter entrückte, wundersam verschwundene, wiedererstandene, wiederverschwundene; er zweifelte nicht einen Augenblick an der Identität der beiden und rechnete — es ist unkontrolierbar, wie? — zwischen dem zweiten und, wie er meinte, dritten Auftauchen und Verschwinden eine Frist von 240 Jahren heraus. Den vermeinten Fund hängte er dann, in dem Vorbericht zu seiner Skythengeschichte, als eine Anmerkung an den Namen Aristeas von Prokonnesos". In einer Anmerkung fügt O. Schröder hinzu, dafs dieselbe Vermutung, aber ohne weitere Begründung, Ettore Pais, Storia della Sicilia I [1894] 548 ausgesprochen hat, E. Rhode dagegen Psyche[2] (1898) II 91 ff. an der Geschichtlichkeit des Prokonnesiers und — seines Standbildes festhält.

22) R. Kekulé von Stradonitz, Die Bildnisse des Herodot. Ebenda S. 31—49.

Dem Einzelkopf des Herodot im Neapler Museum wird, obwohl er nur eine ungefähre Ähnlichkeit mit dem Kopfe der bekannten Doppelherme hat, doch derselbe Typus wie diesem zugesprochen, indem die Verschiedenheiten durch die rohe und abkürzende Arbeit des Einzelkopfes erklärt werden. Unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Kopfe der Doppelherme findet Verf. in einem Kopfe des Albertinums in Dresden, der in Beckers Augusteum Tafel 46, 2 fälschlich als Hippokrates, in den Hettnerschen Katalogen aber richtig als Herodot bezeichnet ist, und in einem Kopfe des Berliner Museums. Dagegen rechnet er den Herodot genannten Kopf der Sammlung Campana nicht hierher; sein hermenförmiges Bruststück samt der Inschrift erklärt er für modern. „Der Kopf der Doppelherme mit seinen Repliken belehrt uns zweifellos darüber, wie der Herodot aussah, der in den römischen Bibliotheken als echtes Porträt des pater historiae galt". Nach des Verf.s Ansicht ist dieser Typus im vierten Jahrhundert v. Chr. entstanden, zur Zeit des Silanion, und ist eine geistreiche, freie Erfindung, da Silanion oder wer sonst von seinen Genossen und Nachfolgern ihn geschaffen hat, unmöglich wissen konnte, wie Herodot aussah. Aus gewissen Äufserlichkeiten des Dresdener und Berliner Kopfes, aus der Bildung des Hinterkopfes

und der Anordnung der Haare wird geschlossen, dafs beide als Einzelporträts kopierte Köpfe einer Doppelherme sind, woraus dann weiter folgt, dafs dieser Kopf von Anfang an als Gegenstück zu dem des Thukydides gedacht ist. Doch nur den Typus führt er bis ins vierte Jahrhundert zurück, die erhaltenen Köpfe sind wie die meisten Doppelhermen „unverkennbar wie ihre Inschriften aus römischer Zeit, Kopistenarbeiten besserer oder geringerer Qualität“. Einen andern Typus zeigen Kupfermünzen von Halikarnafs aus Hadrians Zeit, der in den Hauptzügen auf Münzen derselben Stadt aus den Zeiten des Antoninus Pius und Gordian wiederkehrt. Diesen führt Verf. auf eine Statue Herodots, die im Gymnasium von Halikarnafs gestanden hat, zurück. „Wenn, wie ich es für selbstverständlich halte, das Münzbild den Kopf dieser Statue wiedergiebt, so möchte man vermuten, dafs die Statue etwa dem dritten oder zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörte“. Natürlich konnte auch der Künstler dieser Statue kein altes Vorbild haben. In Pergamum endlich hat es eine Bronzestatue Herodots gegeben, deren Basis mit der Inschrift erhalten ist. Aus der Standspur des rechten Fufses der Statue kann man schliefsen, dafs sie etwa lebensgrofs gewesen ist.

23) Franz Helm, Materialien zur Herodotlektüre mit Rücksicht auf verwandte Gebiete und im Sinne des erziehenden Unterrichts. Teil I. Darmstadt 1900, C. F. Winter. 86 S. 8. 1,60 *M*.

„Praktischer Zweck der vorliegenden Arbeit ist, Stütze und Anregung zu geben für denjenigen Lehrer, der mit den Schülern die Fahrt durch das Meer der von Herodot gebotenen Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen und Betrachtungen aller Art zum ersten Mal antritt und der diese Fahrt möglichst genufsreich und nutzbar für die Erziehung im allgemeinsten Sinne zu gestalten bestrebt ist. Ebenso soll auch vorzugsweise dem Elternhause, sowie den Freunden des humanistischen Gymnasiums und auch weiteren Kreisen ein Einblick geboten werden in die geistige Werkstätte der Schule. Sie alle können eine Anschauung gewinnen, wie etwa heutzutage ein Schriftsteller des klassischen Altertums mit den Schülern in Hinsicht auf seinen Inhalt und dessen pädagogische Verwertung gelesen werden kann“. In der That geht Verf. auf alle möglichen Betrachtungen, die die Lektüre Herodots erwecken kann, ein, vornehmlich aber ist es doch der ethische und ästhetische Standpunkt, der hervorgehoben wird; der historische wird zwar nicht gerade vernachlässigt, tritt aber doch gegen jenen zurück. Dabei gelingt es Verf. mit Hilfe einer lebhaften Phantasie, aus der einfachen Erzählung Herodots treffliche Situationsbilder zu entwerfen. Als Beispiel mag die Geschichte des Pheidippides dienen (S. 21). „Unaufhaltsam, nur mit den notwendigsten Ruhepausen,

dem geflügelten Hermes in den Lüften (Verg. Än. IV 238 ff.) vergleichbar, eilt er dahin, der wackere Athener, auf den Fittichen vaterländischer Begeisterung. Argos hat er bereits hinter sich und überschreitet auf dem Trochospafs die Felswand des Parthenion. Die Stimmungsgewalt lautloser Stille und menschenleerer Einsamkeit hat ihn ergriffen. Mit einem tiefempfundenen Gebet zum Pan, dem der Berg selbst heilig war und dem man ein besonderes Heiligtum in der Bergwildnis errichtet hatte, erleichtert er sein beklommenes Herz. Da — täuscht er sich nicht? — hört er ganz von ferne mit gemischten Gefühlen die Töne der Syrinx und bald darauf die laute Stimme des anrufenden Pan. Er hemmt seine Schritte; heilige Schauer ergreift sein ohnedies aufgeregtes Herz. Nunmehr nimmt er in Ehrfurcht die Aufträge des mitfühlendes Gottes entgegen. Der plötzliche Ruf des Pan in der Waldeinsamkeit hat ihm anfänglich einen tiefen Schrecken eingejagt; aber die Überraschung war eine freudige geworden, und unter ihrem Eindruck eilt er jetzt in gehobener Stimmung von dannen. „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr". Wie kommt aber Pheidippides zu dieser Vision? Die Vorstellung von dem persönlichen Eingreifen der Götter, die aufsergewöhnliche körperliche Anstrengung, das hochgradige Ergriffensein von der Gefahr der Zeit, der Eindruck der menschenleeren, aber von reifsenden Tieren nicht unbelebten wilden Gebirgsgegend, „alle diese Einflüsse zusammengenommen erzeugten eine tiefgehende Aufregung bei Pheidippides, in der er alles gehört und gesehen haben kann".

Verf. schreibt in erster Linie für hessische Gymnasien, in denen für Herodot, da er der einzige Prosaschriftsteller für Obersekunda ist, mehr Zeit zur Verfügung steht als auf den preufsischen Gymnasien. Aber auch hier mufs er selbst bei der Beschränkung auf die Perserkriege noch eine Auswahl treffen. Das Auserwählte soll aber ein abgeschlossenes Ganze darstellen, das zugleich einen Durchblick durch das Werk in seiner Gesamtheit gestattet. Er beginnt mit dem Prooemium, das er eingehend mit dem des Livius vergleicht, springt dann auf III 134 (Atossa und Darius) über und läfst hierauf der Reihe nach folgen: Aristagoras in Sparta und Athen, die Teilnahme der Athener am ionischen Aufstand (V 99—103), Darius' Erbitterung (V 105), Zug des Mardonius, Marathon mit dem Anhang über die Alkmeoniden (hier z. B. vermisse ich in der Betrachtung den historischen Standpunkt); Ausgang des Miltiades. In B. VII fallen aufser kleineren Stücken vornehmlich c. 106—130 und 148—202 weg. Ganz besonders bevorzugt sind die unhistorischen Stücke, die Gespräche, weil sie Anlafs zu ethischen Betrachtungen geben.

Sicherlich kann die Lektüre dieser Schrift, die, wie oben gesagt ist, in erster Linie sich an die Lehrer wendet, die Herodot zum ersten Male mit Schülern lesen, auf diese ungemein anregend

einwirken. Doch liegt auch die Gefahr nahe, dafs sie durch sie verführt werden können, des Schöngeistigen zu viel zu thun. Darum sei hier noch auf die Mahnung hingewiesen, die Verf. selbst im Eingang (S. 5) ausspricht, dafs selbstverständlich die genaueste grammatische Exegese unumgänglich notwendig sei. Hinzufügen möchte ich noch die Forderung, dafs kein Lehrer den Herodot erklären soll, der ihn nicht vorher ganz gelesen hat.

24) K. Lincke, Philol N. F. 13 (1900) S. 187,
emendiert Her. I 138 [*πολλοὶ*] *ἐξελαύνουσι ἐκ τῆς χώρης* [*καὶ τὰς λευκὰς περιστερὰς*] *τὴν αὐτὴν αἰτίην ἐπιφέροντες* „scilicet quod peccaverit ille in Solem“. Das erste, *πολλοί*, streicht schon Stein nach dem Vorgange Palms, andere retten es durch Umstellung; van Herwerden endlich ändert es in *πάλιν*. Die zweite Athetese ist ein Radikalmittel, wobei man nur nicht einsieht, wie jemand darauf verfallen konnte, die weifsen Tauben hier anzubringen. Ebenda Her. VII 104 *ὡς ἐγὼ τυγχάνω τὰ νῦν τάδε ἐστοργὼς* [*ἐκείνους*], *αὐτὸς μάλιστα ἐξεπίσταται, οἵ γε* „quam fortunam (Demarats Stellung bei Xerxes) quantopere adamaverit, ipsum sperat non ignorare“. Wer *τὰ νῦν τάδε* so auffafst, kann freilich mit *ἐκείνους* nichts aufangen. L. meint, es sei in Unkenntnis des griechischen Sprachgebrauchs, für den er auf Her. VII 8 *τὰς Ἀθήνας, οἵγε* und die dort von Stein angeführten Stellen und auf Krüger zu Thuc. I 140, 6 verweist, wegen des folgenden Relativums zugefügt. Die Stellen sind doch aber ganz anderer Art. Die richtige Erklärung giebt Cobet Mnemos. XII 256, der *στέργειν* ironisch fafst. Dabei ist *τὰ νῦν τάδε* natürlich temporal zu fassen, was offenbar auch Krüger thut, der nur mit Unrecht, wie van Herwerden richtig bemerkt, *τάδε* streicht („*τάδε* dem *τὰ νῦν* beigefügt oder Ähnliches ist mir nicht erinnerlich“). Stein, der wie L. *τὰ νῦν τάδε* als Objekt zu *ἐστοργώς* auffafst und deshalb zur Erklärung des *ἐκείνους* eine Lücke ansetzt, führt selbst mehrere Stellen aus Euripides und Aristophanes an, in denen *τὰ νῦν τάδε* verbunden sind „mit zunehmender Hinneigung zu blofs adverbialer Bedeutung“. Diesen füge ich hier eine Stelle hinzu, in der die Bedeutung rein adverbial und temporal ist, Eurip. Herc. 246 *ἵν' εἰδῶσ' οὕνεκ' οὐχ ὁ κατθανὼν κρατεῖ χθονὸς τῆσδ', ἀλλ' ἐγὼ τὰ νῦν τάδε*. Ein solcher, mehr poetischer Ausdruck kann bei Herodot in einer Rede nicht auffallen. Der einzige Einwand gegen diese Erklärung könnte aus dem Folgenden (*οὔκων οἰκός ἐστι ἄνδρα τὸν σώφρονα εὐνοίην φαινομένην διωθεῖσθαι, ἀλλὰ στέργειν μάλιστα*), wo in der That das ausgedrückt ist, was L. und St. in *τὰ νῦν τάδε ἐστοργώς* suchen, genommen werden. Schwerlich aber dürfte er ausreichen, um eine Athetese zu rechtfertigen, wenn eine andere Erklärung möglich ist.

25) P. Petersen, Ad Herodotum. Nordisk Tidsskrift for Filologi 1901 S. 138.

An drei Stellen findet sich bei Herodot vor εἴ κως („um zu versuchen, ob“) ein Partizipium: VI 52 βουλομένην δέ, εἴ κως ἀμφότεροι γενοίατο βασιλεῖς, IX 14 ἐβουλεύετο θέλων, εἴ κως τούτους πρῶτον ἕλοι und VII 145 φρονήσαντες, εἴ κως ἕν τε γένοιτο τὸ Ἑλληνικόν. Von diesen Partizipien ist θέλων von beinahe allen Hsg. gestrichen, βουλομένην von Stein in βουλευομένην — die Vorschläge anderer mögen hier der Kürze halber unerwähnt bleiben —, φρονήσαντες von ebendemselben in φροντίσαντες geändert, von Cobet gestrichen worden. Petersen meint dagegen, dafs diese drei Stellen sich gegenseitig stützen und deshalb nichts zu ändern sei. Zum Schlufs sei bemerkt, dafs auch Abicht βουλομένην durch θέλων zu halten sucht, während er φρονήσαντες streicht.

26) C. Hude, Ad Herodotum. Nordisk Tidsskrift for Filologi 1901 S. 112.

Her. V 92 (ἀντισταθείσης δὲ τῆς βουλῆς), wo van Herwerden ἀντιστάσης schreibt, empfiehlt Verf. ἀντιστατεύσης mit dem Hinweis auf ἀντιστατέων III 52.

27) E. Schwartz, Hermes 1899 S. 445:

„Her. VIII 73 Ἀσίνη ἡ πρὸς Καρδαμύλῃ τῇ Λακωνικῇ ist Unsinn, mag das lakonische oder messenische Asine gemeint sein. Möglich wäre Ἀσίνη ἡ πρὸς ⟨τῷ κόλπῳ τῷ Θουριάτῃ καὶ⟩ Καρδαμύλῃ ἡ Λακωνικῇ, aber bei der verzweifelt schlechten Überlieferung sind Emendationen prekär“.

28) H. Reiter, Präparation zu Herodot. Buch I—III in Auswahl. (Präparationen für die Schullektüre griechischer und lateinischer Klassiker, begründet von Krafft und Ranke, Heft 53). Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 20 S. 50 Pf.

Die Auswahl umfafst I 6, 23, 24, 26—46, 59—64, 71—73, 75—88, 95, 107—130, 187. II 2. III 14, 15, 39—43, 80—84, 119—126, 150—160. Welcher Text zu Grunde gelegt ist, wird nicht angegeben. Bei einer flüchtigen Durchsicht ist mir Folgendes aufgefallen: I 6 ἐξίει = att. ἐξίησι. Bekanntlich heifst es bei Herodot im Präsens ἐξιεῖ. — 24 πλώω = πλέω. Die Form πλώω findet sich in keiner Hs. Die wenigen davon gebildeten Formen sind in die Formen von πλέω zu ändern. Ebenda οὐδαμός = οὐδείς. Dafs nur der Plural οὐδαμοί bei Herodot vorkommt, ist eine bekannte Thatsache. — 27 εἴρομαι = att. ἐρωτάω. Ein Präsens εἴρομαι giebt es nicht bei Herodot; εἰρόμενος, εἰρέσθαι (so ist st. εἴρεσθαι zu schreiben) sind Aoriste. — 30 ἐκγίγνομαι, 78 ἐκγίγνεται 120 u. 124, III 124 γίγνομαι, III 159 ὑπογίγνομαι; richtig nur I 28 ἐπιγίνομαι u. 32 παραγίνομαι. Ebenso falsch I 45 συγγιγνώσκομαι, 86 μεταγιγνώσκω,

87 *ἀναγιγνωσκω*, richtig nur I 40 *μεταγινώσκω*. — Bei *ἀρρωδέω* (I 34, 111) war zu bemerken, dafs die attische Form *ὀρρωδέω* lautet. Ganz verkehrt I 129 „*θοινάω* schmausen, speisen" st. „ich bewirte"; seltsam I 80 „*κατειλέω* festdrängen". Bei *παρίσταμαι* III 155 war neben „übertreten" doch wenigstens die Bedeutung „ich unterwerfe mich" zuzufügen. Was soll I 120 der Schüler aus „*ἐξήκω* evasisse" sich entnehmen? War es nötig, I 121 „*χαίρω* sich freuen" mit aufzuführen?

Berlin. H. Kallenberg.

4.

Ciceros Reden.

1901—1902.

1) **Clovis Lamarre, Histoire de la littérature latine jusqu'à la fin du gouvernement républicain. Paris 1901, Librairie Ch. Delagrave. 4 tomes. 8.**

Band III S. 5—360 Ciceros Leben und Schriften.

Band IV S. 196—364 Chrestomathie aus Cicero mit gegenüberstehender Übersetzung.

Dem écrivain latin le plus glorieux et le plus digne d'être étudié hat Lamarre zwei der sieben Bücher seines schönen Werkes gewidmet. Das erste Kapitel des 5. Buches enthält Ciceros Lebensgeschichte in streng chronologischer Folge mit Darlegung der Umstände und Beweggründe, aus denen seine Reden und Schriftwerke hervorgegangen sind. Gegenüber der Geringschätzung, mit der einzelne deutsche Gelehrte sich über Cicero äufsern, redet L. mit Schonung von seinen Schwächen; er lobt seine aufserordentliche Arbeitskraft und Thätigkeit bis in seine letzten Tage und erkennt den entschlossenen Mut an, mit dem er sein Leben lang Recht und Freiheit gegen Despoten und Aufrührer verteidigt hat; mit seinem Tode erloschen les dernières espérances de liberté d'un grand peuple (trotz Brutus und Cassius).

S. 19 wird Cicero als préteur de la ville bezeichnet; er war vielmehr Vorsitzer des Gerichtshofes de repetundis. — S. 28 sind der Senator C. Cethegus und der Ritter C. Cornelius, der den Cicero ermorden wollte, identifiziert (vgl. Sall. Cat. 17). — Die erste Catilinarische Rede soll (nach Mispoulet) am 7. November gehalten worden sein, nach S. 96 auf dem Kapitol. In Wirklichkeit fand diese Senatssitzung im Tempel des Juppiter Stator am nördlichen Fufse des Palatins statt. — Statt *Sestius* schreibt L. *Sextius.*

In zwei Kapiteln werden alsdann die einzelnen Reden besprochen. Es wird der Gedankengang vorgeführt, die Hauptschwierigkeit hervorgehoben, die Diktion geprüft. Z. B. aus der Rede pro Quinctio wird § 95 citiert und übersetzt und dazu bemerkt: Rien, en effet, n'est moins naturel que l'espèce de refrain fatigant que produit cette longue succession de positifs et de

comparatifs. — Zum Verhalten gegen Sulla in der Rede pro Sex. Roscio wird aus Laharpe angeführt: il prit le parti le plus prudent lorsque l'on combat l'autorité, celui de supposer qu'elle n'est point instruite, et qu'elle ne saurait l'être. — In dem Citat aus Verr. V 162 *qui nunquam istam potestatem viderat* sollte es heifsen: *istam pestem.* Es wird angenommen, dafs die nicht gerade feinen Späfse mit dem Worte *Verres* teils durch das Embonpoint des Verres, teils durch das Gefallen der Römer an Wortspielen nahe gelegt wurden. — Die erste Catilinarische Rede wird gelobt und als Stegreifrede gekennzeichnet, die dritte wird als die schwächste charakterisiert, die vierte als un véritable chef-d'oeuvre. — S. 113 wird gesagt, Archias habe über den cimbrischen und mithridatischen Krieg deux poèmes lyriques verfafst; es sollte heifsen: épiques. — Die Echtheit der vier Reden post reditum wird gut verteidigt. — Recht günstig wird die Rede für Plancius beurteilt. — Prächtig sind die Bemerkungen über die narratio und peroratio der Miloniana. — Wer Zweifel an der Echtheit der Rede für Marcellus hegt, der lese die Erörterung über ce morceau incomparable. — Bei der Rede für Ligarius wird davon ausgegangen, dafs Cäsar entschlossen war, den Ligarius zu verurteilen, aber durch Ciceros Redekunst sich umstimmen liefs. Das ist wohl richtiger als Drumanns Meinung, die Begnadigung sei zum voraus abgemacht gewesen. — Bei der 5. Philippica heifst es: les nouveaux consuls présentèrent au Sénat, aux calendes de janvier 44, leur rapport sur la délibération du 19 décembre 43; die beiden Jahreszahlen sind vertauscht. — Getadelt werden die groben Beleidigungen in den Invectivae, so in der Rede gegen Piso: l'on est surpris, en les lisant, de voir à quel abus de l'éloquence pouvait alors s'abandonner un orateur, même au milieu du Sénat. — Von jeder der 55 erhaltenen Reden giebt L. eine Analyse des Inhalts und eine rhetorische Würdigung ihrer Vorzüge und Schwächen. So reichliche und vortreffliche Erörterungen über sämtliche Reden findet man in keinem andern Buche.

Nach der Behandlung der einzelnen Reden Ciceros folgt S. 181—198 eine appréciation générale seiner Beredsamkeit. Wie jedes Menschenwerk, so vortrefflich es auch ist, so hat auch diese ihre Schwächen. Man hat Cicero getadelt wegen seiner Eitelkeit, wegen der Verteidigung schlechter Männer, wegen Inkonsequenzen und Übertreibungen, politischer Kurzsichtigkeit (namentlich in der Rede über die Konsularprovinzen), Mangel an Mut und Überschätzung der Gefahren, Wortschwall und Weitschweifigkeit. Alle diese Vorwürfe werden von L. sorgfältig geprüft und richtig gestellt. In Bezug auf den letzten Punkt wird die Art seiner Beredsamkeit im Vergleich zu den Asianern und Demosthenes ausführlich erörtert. Le grand mérite de Cicéron a été précisément de trouver la forme qui convenait le mieux au caractère romain.

Dürftig sind die Angaben über Ausgaben, Handschriften, erklärende Hülfsmittel. Im übrigen ist dieses fünfte Buch eine sehr verdienstvolle Leistung. Das sechste Buch handelt von Ciceros rhetorischen und philosophischen Werken und den Ciceronischen Briefsammlungen. An der Chrestomathie ist durchweg die richtige Auffassung und schöne Übersetzung anzuerkennen; der lateinische Text aber weist Mängel auf, z. B. in Cat. I 17 *si meis* statt *si me meis*; *iam tibi diu debitum* statt *iam diu tibi debitum*; *de te nihil iudicat* statt *nihil te iudicat* (*nisi de parricidio suo cogitare*); pro Plancio 82 *isti tuae orationi* statt *isti tuo crimini meque, qui reprehenderit* statt *qui reprehendit.*

2) G. Landgraf, Zu Ciceros Rosciana § 11. Rhein. Mus. 1901 S. 310 —312.

L. handelt über die vielbesprochene Stelle: *omnes hanc quaestionem te praetore manifestis maleficiis cotidianoque sanguine dimissiui* (cod. St. Vict., die übrigen codd. *dimissius, dimissuis, dimissm*) *sperant futuram.* Er glaubt, Cicero wolle hier den Gedanken ausdrücken: „alle hoffen, dafs die heutige Verhandlung einen normalen Verlauf nehmen und nicht etwa durch irgend welche Intriguen des allmächtigen Chrysogonus aufgehoben werde“, und stellt her: omnes hanc quaestionem te praetore *in* manifestis maleficiis cotidianoque sanguine *non dimissum iri* sperant. Die Wendung *quaestio dimittitur* findet sich auch p. Cluentio § 177. Hier soll sie ein Wortspiel bilden zu *iudicium committitur.* Demnach ist *futuram* hinfällige Ergänzung eines späteren Abschreibers. — Durch diese Emendation scheint mir die Stelle nicht geheilt, der von L. in sie gelegte Gedanke nicht klar ausgesprochen zu sein. Im Grunde meint Cicero auch nach L., wie nach anderen Kritikern, es solle jetzt dem täglichen Blutvergiefsen ein Ende gemacht werden.

3) A. Frederking, Zu Cicero in Verrem IV. Philologus LX 639.

„§ 49 *Cenabat apud eum: argentum ille ceterum purum apposuerat, ne purus ipse relinqueretur, duo pocula non magna, verum tamen cum emblemate.* Der Sinn ist deutlich: das übrige Silbergeschirr war ohne Bildwerk, zwei mäfsig grofse Becher aber mit einem Bildwerk geschmückt (der Singular *emblemate*, weil beide Becher als ein Paar mit demselben Bilde geschmückt waren?). Daraus folgt aber, dafs *verum tamen* an dieser Stelle ungehörig ist. Höchstens *tamen* allein liefse sich begreifen, wenn wir ohne Interpunktion lesen: *duo pocula non magna tamen cum emblemate* (*tamen*: obgleich er erwarten mufste von Verres beraubt zu werden)“.

Der Plural *emblematis* kann schon der Form wegen vermieden worden sein; auch liefse er unklar, ob jeder Becher nur ein oder ob einer mehrere Medaillons gehabt habe. Der Sinn ist: Eupolemus hatte sonst blankes Geschirr aufgestellt, doch auch

zwei Becher, die nicht grofs waren, aber dennoch (d. h. trotz ihrer geringen Gröfse) mit einer eingelegten Verzierung versehen waren. Der Satz ist nachlässig stilisiert, doch scheint eine Änderung nicht nötig.

4) A. Krause, Präparation zu Ciceros Rede gegen Verres Buch V. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 27 S. 8. 0,55 *M*.

Weil das fünfte Buch der Verrinen fast nur in der Prima gelesen wird, durfte der Kreis der in das Präparationsheft aufzunehmenden Vokabeln ziemlich eng gezogen werden. So war es nicht nötig, § 7 *perfacilis* aufzuführen, das jeder Schüler längst kennt (z. B. aus Cäsar I 2, 2). — § 5 wird *putarentur* als coni. pot. der Vergangenheit bezeichnet. Es steht statt des coni. irrealis plusqpf. (zur Vermeidung von *opposita putata essent*). — § 10 wird zu *Lilybaeum* nur das Adj. *Lilybaetanus* angegeben; üblicher ist *Lilybitanus*. — § 14 *hice*, *haece* stark hinweisend für *hic, haec*. Man sage, an *huius, his, hos, has* könne *ce* hinzutreten. — § 18 *cum consilio* = *de consilii sententia* 12; letzteres steht auch hier im Text. — § 29 *commonet*: zum Aufstand. Die Statthalter bereisen Sizilien im Hochsommer, wenn von ihnen die Zahl der Sklaven auf dem Feld übersehen werden kann, die Mühe der Arbeit ihnen in die Augen fällt, *frumenti copia commonet*, die Jahreszeit das Reisen nicht hindert. Zu *commonet* ergänze man: den Zehnten zu bestimmen und einzufordern. — § 38 *seniorum iuniorumque centuriis*] „die Centurie zerfiel in die Abteilung der Felddienstpflichtigen *iuniores* und die der *seniores*". Es gab keine Abteilungen der Centurien, sondern jede Tribus hatte fünf Centurien der *seniores* (für jede Vermögensklasse eine) und fünf der *iuniores*. — 73 *cives Romani hostilem in modum cruciati* „wie Hochverräter". Es wurde vorgegeben, sie seien gefangene Feinde, da man eine Anzahl dieser heimlich weggeführt hatte. — § 95 *videlicet* „hier nicht ironisch". Es ist ein Beispiel feiner Ironie. — 98 *Eone pirata penetravit, quo simul atque adisset . . . relinqueret*? „aus dem Sinne des Seeräubers". Es ist konzessiver Relativsatz: ist er in den Hafen vorgedrungen, obschon er hier, sobald er dahin gekommen war . . . — 108 *in decumis* „bei der Verpachtung der Zehnten", § 53, wo nur vom *imperare* die Rede ist, das hier allein in den Zusammenhang pafst. — 111 *Hunc scitote fuisse in ea causa, qui . . . tum non navigarit*] „es stand so mit ihm, dafs er" (*qui* = *ut*) . . . *in eadem causa fuit* „Vorwand". Es heifst: Er war bei dieser Anklage beteiligt, obwohl er . . .

5) Cicero, Select orations. Edited by Benjamin L. D'Ooge. Boston, U. S. A., Benj. H. Sanborn and Co. LXXXVII u. 372 u. 146 S. kl. 8.

Ein Schüler von Franz Bücheler bietet hier den Latein-

schulen der Union eine erklärende Ausgabe der dort am meisten gelesenen Reden Ciceros, de imperio Cn. Pompei, in Catilinam I—IV, pro Archia, pro Marcello.

Das Buch zeichnet sich äufserlich angenehm aus durch einen hübschen Einband, feines Papier, schönen und fast fehlerlosen Druck, drei Landkarten, Pläne, Ansichten und Rekonstruktionen des Forum Romanum, Bilder von Cicero, Antonius, Pompejus, Hortensius, Sulla, Marius, Afrikanus I, Alexander, Cäsar, 24 Abdrücke von Münzen, 37 weitere Illustrationen.

Einleitungsweise wird gehandelt über das Leben und die Schriften Ciceros, die Klassen der Bevölkerung Roms und Italiens, die Volksversammlungen, Staatsbehörden und Priesterschaften, die Ämterlaufbahn, das alte Rom, seine öffentlichen Plätze und Gebäude. — S. 1—160 bieten den Text der sieben Reden im Anschlufs an die Textesrezension von C. F. W. Müller, doch mit vielen Abweichungen in der Rechtschreibung und Interpunktion. Darauf folgen die Einleitungen und Kommentare zu den einzelnen Reden, sowie eine Zusammenstellung von Synonymen und von Stammwörtern mit ihren Komposita und Ableitungen. Die 146 Seiten am Schlufs enthalten ein Vokabular zu obigen Reden.

Pomp. § 7 *latebris . . . luce*] D'Ooge erkennt in diesen Worten das Bild eines wilden Tieres, das aus seinem dunklen Versteck ans offene Licht hervorbricht. — § 19 *solutione . . . concidisse*] diese Finanzkrisis wird als eine Folge einer Stockung des Handels bezeichnet; Rom war der Mittelpunkt des Welthandels, Ostia der gröfste Handelshafen. — § 26 *aliqua ex parte . . . fortasse*] am Schlusse des Abschnittes über Lucullus deuten diese Worte an, dafs er nicht fähig war, den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen. — § 27 *antiquitatis memoriam virtute superarit*] nach D'Ooge heifst dies, Pompejus habe das Feldherrngenie eines Alexander, Pyrrhus, Hannibal, Scipio übertroffen. — 36 *quae breviter qualia sint in Cn. Pompeio consideremus*] Eberhard erklärt *quae* richtig als Nominativ; dagegen fehlt er, indem er *breviter* und *consideremus* durch ein vor das letztere gesetztes Komma trennt. Die ungewöhnliche Stellung des *breviter* verleitete nun D'Ooge zu der Meinung, *quae* sei Akkusativ zu *consideremus* und zu *qualia sint* sei der Nominativ *ea* zu denken.

In Cat. I 19 *M. Metellum*] die Herausgeber wissen über diesen Mann nichts zu sagen. Catilina ging zum Konsular M.' Lepidus, dann zum Konsul Cicero, dann zum Prätor Q. Metellus, dann zum Altprätor M. Metellus. Es ist der in der actio prior oft genannte Richter und *amicissimus* des Verres, Prätor 69, ein Jahr vor Catilina. Die Freunde des Verres suchten den Prozefs hinzuziehen, damit er unter dem Vorsitz des M. Metellus verhandelt würde. Freunde des Verres waren auch die Brüder des M. Metellus, Quintus Metellus Creticus (Konsul 69) und Lucius (Nachfolger des Verres in Sizilien). Diese Herren steckten offenbar hinter

dem Volkstribun Q. Metellus, der den Cicero bei der Niederlegung des Konsulates kränkte. Eine Stammtafel der Meteller findet sich bei Pauly-Wissowa III 1230. Da wir also an M. Metellus den hierher passenden Mann haben, so können wir die Lesung *M. Marcellum* $\beta\gamma$ als unrichtig betrachten.

In Cat. III 10 *signum cognovit*] die Anerkennung des Siegels war nach D'Ooge wichtig, da die Briefe oft von Sklaven nach Diktat geschrieben und nicht mit einer Unterschrift versehen waren. — 11 *post aliquanto, toto iam indicio exposito atque edito*] nach Laubmann bezeichnet *exponere* das Auseinandersetzen der einzelnen Momente. D'Ooge übersetzt: put into shape, in eine Formel gebracht, formuliert. *edito* ist „protokolliert". *aliquanto* deutet an, dafs dies längere Zeit erforderte. — 16 *appellare*] he knew just what particular honorary name or title each man liked best to hear, er wufste gut, welchen besonderen Ehrennamen oder Titel ein jeder am liebsten hörte. Die andern Herausgeber schweigen. Ich denke, das Wort bedeutet, Catilina wufste bei jedermann eine Gelegenheit zu finden, um ihn anzureden, natürlich mit geziemender Ehrenbezeugung.

In Cat. IV. D'Ooge nimmt an, dafs Cicero vor Nero sprach. — § 7. Cicero nennt den Tod *aut necessitatem naturae aut laborum ac miseriarum quietem.* D'Oge meint: the former when caused by old age, the latter when taken by one's own hand, d. h. der Tod im hohen Alter sei mit der Natur des Menschen notwendig verbunden, eine Erlösung von Drangsalen sei der Selbstmord. Auch Laubmann sagt: oder er wird gewählt, um gröfseren Übeln zu entgehen. Die Folgerung § 8, die Todesstrafe sei leichter als lebenslängliches Gefängnis, pafst nicht zu dieser Auffassung, auch nicht die notwendige Ergänzung: *mortem ab dis constitutam.* Nicht blofs ein Selbstmord, auch ein Tod nach vielen überstandenen Beschwerden bringt *laborum ac miseriarum quietem.* — Zu dem folgenden Satz *itaque eam sapientes numquam inviti, fortes saepe etiam libenter oppetiverunt* dürften die Ausgaben Beispiele anführen. Ich denke bei *sapientes* an das Verhalten des Sokrates in Platos Apologie und Krito, bei *fortes* an Leonidas, M. Curtius (Liv. 7, 6, 3), die Todesweihe der Decier, an Calpurnius Flamma bei Liv. 22, 60, 11.

Pro Archia § 5. D'Ooge meint, die Erteilung des Bürgerrechtes der hier genannten Städte an Archias sei eine blofse Ehrenbezeugung gewesen; er sei nicht in ihren Bürgerlisten aufgeführt worden; sonst sei unerklärlich, dafs er sein römisches Bürgerrecht nicht auf Grund der Einbürgerung in diesen Städten beanspruche. Dafs er eingeschrieben war, erklärt Cicero bestimmt § 10 *fuerit adscriptus,* § 11 *in quibus est scriptus.* Es genügte aber der Beweis, dafs er das Bürgerrecht einer verbündeten Stadt besafs. Dazu wählte er (wohl schon bei der Einschreibung durch Metellus) Heraclea aus, a) weil diese Stadt das wertvollste

Bürgerrecht hatte, b) weil er für die Aufnahme in dieses an M. Lucullus einen gewichtigen Zeugen hatte, c) weil das Bürgerrecht der andern Städte ihm vor wenigstens 40 Jahren, dieses vor 30 Jahren erteilt worden war, er also von diesem zuletzt wirklichen Gebrauch gemacht hatte. Die Angaben Ciceros in § 10 und 11 scheinen demnach glaubwürdig.

6) Auswahl aus den Reden des M. Tullius Cicero. I. Die Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius und die Katilinarischen Reden. Herausgegeben von Carl Stegmann. Leipzig, B. G. Teubner. a) Text. Dritte Auflage 1901. IV u. 97 S. 8. geb. 1,10 *M*. b) Hilfsheft. Zweite Auflage 1900. IV u. 118 S. 8. geb. 1,10 *M*.

Der Text der Reden ist unverändert geblieben; doch hat der Setzer Pomp. 52 *multo* in *multa*, Cat. 1, 7 *qui* in *quie*, 4, 18 *populo* in *populi* verwandelt. — Pomp. 21 *studio atque odio* ist nur durch C beglaubigt; *odio* scheint aus *studio* enstanden zu sein. — § 33 *ex Miseno autem eius ipsius liberos, qui cum praedonibus antea bellum gesserat, a praedonibus esse sublatos.* Diese Worte sagen, dafs vorher überhaupt ein einziger Feldherr gegen die Seeräuber gekämpft hatte. Das ist unglaublich und die Auslassung des *ibi* nach *antea* in C ein arger Fehler. — § 68 *quare videte, ut horum auctoritatibus illorum orationi, qui dissentiunt, respondere posse videamur.* Das *ut* heifst nicht 'ob auch wohl', wie Eberhard angiebt, sondern „wie“ (nach Laubmann), wie Rosc. 135 *videtis, ut omnes despiciat*, Horaz *vides, ut alta stet nive candidum Soracte.* Nach Eberhard heifst *videamur* 'doch wohl'. Der Sinn ist also: Sehet, wie wir . . . doch wohl entgegentreten können. Die Meinung Eberhards, statt 'ob auch wohl' erwarte man 'ob nicht doch' und *quare videte* sei ein Zusatz zur Erläuterung des zusammenfassenden *ut*, ist nicht begründet, und durch Tilgung der Worte *quare videte* wird der schöne Abschlufs der Periode verdorben. — S. 83 wird die Thätigkeit der allobrogischen Gesandten in Rom genauer erzählt.

Im Hilfsheft wurden nur geringe Nachbesserungen vorgenommen. Der Gebrauch des Präsens (z. B. S. 1 u. 17) dürfte eingeschränkt werden. Chrysogonus wollte sich nicht erst bereichern (S. 3); es war schon geschehen. Die Erzählung über Ciceros Exil, über sein Prokonsulat und den Bürgerkrieg ist zu kurz, der Bericht über seine Reden und Schriftwerke unzureichend. St. sagt z. B. S. 7: Nach der Schlacht bei Pharsalus kehrte Cicero nach Italien zurück und wurde hier von Cäsar in Gnaden aufgenommen. Der Schüler soll aber wissen, dafs Cäsar zunächst in Alexandrien überwinterte und kämpfte, dann gegen Pharnaces zog und nach Rom berichtete: *veni, vidi, vici.* Also sage man: Cicero verweilte ein Jahr in Brundisium und wurde dann von dem aus Asien heimkehrenden Cäsar begnadigt. — St. fährt fort: „Doch blieb er jetzt der Öffentlichkeit ganz fern . . . Mit der Ermordung des Cäsar war er einverstanden“. Dies kann die

Meinung im Schüler erregen, Cicero sei von unversöhnlichem Hafs gegen Cäsar erfüllt gewesen, während die nicht erwähnten Reden für Marcellus, Ligarius, Dejotarus einen versöhnten Sinn bezeugen. So scheint mir noch da und dort eine kleine Erweiterung im Interesse des Schülers zu liegen. — S. 13 setze man: Mithridates IV (statt VI), S. 17 die sechsfache Übermacht (vgl. Eberhard S. 15). — Die erste Catilinarische Rede hatte nach S. 61 den Zweck, „dem Senat die Gröfse der Gefahr klarzumachen“. Da sollte man meinen, Cicero habe sich wohl vorbereitet, ehe er die Sitzung eröffnete. Aber nach S. 31 und 59 ist die Rede aus zwei Stegreifansprachen zusammengesetzt. Als Catilina unerwartet erschien, fuhr Cicero § 1—27 über ihn her, und nach seinem Weggang rechtfertigte er sich vor dem Senat. Als er später bedroht wurde, verschmolz er die beiden Ansprachen und suchte sich durch Herausgabe der Catilinarischen Reden zu rechtfertigen.

In Cat. II 27 *quia nati sunt cives* behält St. das von C. F. W. Müller, Laubmann, Eberhard, D'Ooge entfernte *nati* bei, ohne es zu begründen oder im Kommentar zu erklären. Eberhard meint, es involviere den Gegensatz: „aber nicht ihrem Denken und Handeln nach“, und der Kontrast zwischen *hostes* und *cives* werde durch Entfernung des *nati* schneidender. Vielleicht darf man in dem Wort eine Andeutung finden, dafs man (nach IV 16) auch auf andere Weise Bürger werden konnte als durch Geburt, nämlich durch Freilassung oder Schenkung, wie z. B. Pompejus vielen Fremden das Bürgerrecht verliehen hatte. Auch waren es erst 26 Jahre seit Beendigung des Bundesgenossenkrieges, da die Italiker in Masse Bürger wurden. Es scheint verständlich, dafs der aus einer Landstadt stammende Konsul gegen geborene Bürger aus alten Geschlechtern schonender vorging, als er gegen unruhige Neubürger verfahren sein würde.

7) **Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Erklärt von Fr. Richter und Alfred Eberhard.** Fünfte, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 105 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Das ganze Büchlein ist sorgfältig umgearbeitet worden, besonders die Einleitung. Für diese wurde namentlich Theodor Reinachs Buch über Mithridates benutzt. Obwohl auch Laubmann (1896) dieses Buch anführt, finden sich nun in den Einleitungen von Laubmann und Eberhard einzelne Widersprüche.

In der Anmerkung 44 und in Halms Bemerkung zu § 23 *fani* wird Mommsens Meinung, dafs an das Heiligtum der Anaitis zu Elymais an der Tigrismündung zu denken sei, der Stegmann und D'Ooge folgen, mit Recht bezweifelt. Es war zu weit von Lucullus entfernt, als dafs es gefährdet scheinen konnte. Ob vielleicht das von Plinius n. h. 33, 82 erwähnte *templum Anaetidis* gemeint sei, ist unklar. Dafs aber die Sache von Cicero aus der

Luft gegriffen sei, wie C. Neumann annahm, glaube ich um so weniger, als ein in den Zusammenhang passendes Heiligtum sich wirklich findet. Es ist das der Atargatis zu Hierapolis im nördlichen Syrien, von dem Lucian in der Schrift de Syria dea handelt. Stratonice, die Gemahlin des Seleucus Nicator und seines Sohnes Antiochus I, hatte es grofsartig wiederhergestellt. Es war ein *fanum locupletissimum*; denn Lucian sagt § 30: *θύρῃσί τε ἤσκηται χρυσέῃσιν· ἔνδοθε δὲ ὁ νηὸς χρυσοῦ τε πολλοῦ ἀπολάμπεται καὶ ἡ ὀροφὴ* (lacunar) *πᾶσα χρυσέη*. Dafs die Furcht vor einer Plünderung dieses Tempels *animos gentium barbararum* aufregte, versteht man, wenn man bei Lucian § 10 liest: *πολλὰ γὰρ αὐτοῖσι ἀπικνέεται χρήματα, ἔκ τε Ἀραβίης καὶ Φοινίκων καὶ Βαβυλωνίων, καὶ ἄλλα ἐκ Καππαδοκίης, τὰ δὲ καὶ Κίλικες φέρουσι, τὰ δὲ Ἀσσύριοι.* Auch das Wort *religiosissimi* hat seine besondere Begründung bei Lucian § 10: *ἑορταὶ καὶ πανηγύριες οὐδαμοῖσι ἄλλοισι ἀνθρώπων τοσαίδε ἀποδεδέχαται*, und § 49: *ἐς ταύτην τὴν ἑορτὴν πολλοὶ ἄνθρωποι ἀπικνέονται ἔκ τε Συρίης καὶ τῶν πέριξ χωρέων πασέων.*

In § 24 der Einleitung wird gesagt, Cicero habe die Kriegsgefahr in Asien bei weitem überschätzt, und nach einem Citat aus Drumann war die Macht der Feinde durch die grofsen Siege des Lucullus schon gebrochen. Dies stimmt nicht recht zur Schilderung der Lage in § 16 der Einleitung und zu der Thatsache, dafs Mithridates der ungeheuren Macht des Pompejus noch drei Jahre lang widerstand. — Unbillig scheint der Vorwurf: „er sah nicht voraus, dafs später ähnliche Vergünstigungen dem Cäsar den Weg zur Alleinherrschaft bahnen würden“. Im Jahre 66, da Cäsar erst die Quästur bekleidet hatte, konnte dies niemand voraussehen. Dafs übrigens Cäsar den Antrag unterstützte, um „den Pompejus durch Überhebung bei einer Gewalt, wie sie vordem kein Römer besessen, sich verhafst machen zu lassen“, wie nach Dio angenommen wird, ist nicht glaublich; eine so thörichte Spekulation traue ich ihm nicht zu.

Nicht berechtigt scheint mir § 25 die Meinung, Cicero bleibe auch hier der Sachwalter, der den Prozefs gewinnen wolle; denn „die Gegengründe widerlegt er nicht, sondern geht teils um sie herum, teils fertigt er sie kurz ab“. Es war doch wohl nicht möglich, diese Gründe wirklich zu widerlegen. Die Sätze *non ad unum omnia deferri oportet* und *ne quid novi fiat contra instituta maiorum* werden von Cicero geschickt durch Thatsachen entkräftet; sie konnten nicht einfach wegdisputiert werden. Cicero konnte doch nicht behaupten, „dafs die Besorgnisse derer, welchen die wiederholte Übertragung militärischer Kommandos an dieselbe Person als gefahrbringend für die Republik erschien, grundlos seien“ (Laubmann S. 115). Er konnte nur darthun, dafs eine glückliche Beendigung des mithridatischen Krieges einzig von Pompejus zu hoffen sei.

Nach Sullas Anordnung konnten die Volkstribunen nicht zu höhern Ämtern gelangen; Pompejus änderte dies im Jahre 70. Damals bewarb sich Cicero um die kurulische Ädilität für 69, nicht um das Tribunat. Eberhard meint S. 26: er wollte nicht vorzeitig und gegen seine Meinung in das Parteileben hineingezogen werden. Laubmann glaubt mit Dio, dafs Cicero „früher behauptete, nur die Sache der Optimaten zu vertreten, und daher auch lieber um die Ädilität als um das Volkstribunat sich beworben hatte“. Es liegt kein Grund zu dieser Annahme vor. Cicero hatte seinen Entschlufs schon vor der Reform des Pompejus gefafst, und die kurulische Ädilität war ein angeseheneres und angenehmeres Amt als das Volkstribunat. Das Volk fand seine Bewerbung ganz in der Ordnung, indem es ihn *aedilem priorem* wählte (in Pis. 2). Nach Sallust (Cat. 38) begann das Parteileben erst jetzt. Den Optimaten war gerade damals die Anklage des Verres widerwärtig.

Kommentar und Anhang stehen an Übersichtlichkeit hinter der Ausgabe von Laubmann zurück. S. 92 giebt über die Hss. Aufschlufs. Von der Kölner Hs. C heifst es: „Sie stammt aus einem vorzüglichen Originale, ist aber voll willkürlicher Änderungen. Ihre Lesarten müssen von Fall zu Fall auf ihre Ursprünglichkeit geprüft werden“. § 7. Statt *una significatione innumerabiles cives Romanos necandos trucidandosque denotavit* liest E. jetzt: *una significatione litterarum cives Romanos omnes necandos trucidandosqae curavit;* doch ist *omnes* selbstverständlich und überflüssig. — § 15 ist Pluygers' Lesung *pecuaria relinquitur* ersetzt durch *pascua* (Halm) *relinquuntur* (Hss.), da der Plural durch die Überlieferung feststeht. — § 18. *nos publicanis amissis* war in der 4. Auflage verwandelt in *rem publicam ipsam illa*; jetzt heifst es *publicanos amissa* vectigalia postea victoria recuperare, als ob die *publicani* siegen sollten, nicht das römische Volk. — § 21. Für *concessi* ist jetzt nach der Hildesheimer Hs. *hoc esse* hergestellt worden. — § 37. Halms Änderung *quocumque ventum est* (Hss. *sit*) hat Laubmann aufgegeben, Eb. beibehalten. — § 39. *hic in* ist Druckfehler für *sic in.* — § 45. Von *Mithridates* heifst der Akk. *Mithridatem*, von *Tigranes* aber *Tigranen* C, ebenso 55 *Persen* C. Richtig scheint *inflatum* (früher *inflammatum*) *victoria.* — § 46 ist nach C aufgenommen *a communi Cretensium legati*; doch ist *a* von Guilelmius ergänzt. — Gut scheint § 58 *cum hoc imperatore,* ebenso 67 *imperatores* (Hss. *praetores*) *locupletari.*

§ 2. Die Notiz *honoribus mandandis* stehe für *eo quod honores mandatis,* scheint zum Perf. *voluistis* nicht zu passen. — § 7. *curavit* wurde vorgezogen, weil *denotare* in Ciceros Reden nicht vorkommt. — § 9 *potuit*, 14 *exportantur*] um die Überlieferung *potuisset, exportentur* zu halten, nimmt Laubmann an, in dem Relativsatze, der in einen konjunktivischen Satz eingeschoben sei, trete hier durch Modusausgleichung der Konjunktiv ein; Eberhard

bleibt dabei, dafs der Konjunktiv an beiden Stellen unmöglich sei. — § 23. *hunc in illo timore et fuga Tigranes excepit.* Hier soll *in fuga* stehen „für das näherliegende *ex fuga*: so grofs ist der Schrecken, dafs M. auch bei T. angelangt noch weiter flieht". Das ist unklar. *in* mufste stehen wegen *timore*. Es dauerte aber, als M. bei T. war, nicht blofs die Furcht fort, sondern M. blieb eben, wenn er auch nicht weiter floh, doch ein Flüchtling; seine Flucht hörte erst mit der Rückkehr in sein eigenes Reich auf. Also ist *ex fuga* unpassend. — 23 *urbem ex Tigranis* (Eberhard nach C *Tigrani*) *regno*] nach Laubmann und Eberhard ist dies geringschätziger Ausdruck = *unam urbem, unum oppidum.* Das scheint mir nicht in den Zusammenhang zu passen. *urbem* bedeutet „die Hauptstadt". — Zu § 52 *promulgasset* wird erklärt, ein *trinundinum* sei eine Zeit von 24, nicht von 17 Tagen. — § 56—58. Ich glaube nicht, dafs Cicero den Thatbestand verdunkelt. Er sagt dreimal, dafs er nur vom Seeräuberkriege spreche, nicht von einer Legatenstelle im Kriege gegen Mithridates. Wenn also ein Tribun nicht eine *potestas* oder *curatio* übernehmen konnte, die er selbst vorgeschlagen hatte, so ist hieraus nicht zu folgern: „womit natürlicherweise auch die Bekleidung einer unteren Befehlshaberstelle ausgeschlossen war" (Laubmann), sondern dies war gerade der Streitpunkt; das Gesetz bestimmte nur, *ne eis ea potestas curatiove mandetur.* Pompejus hatte seine Gewalt auf drei Jahre erhalten; es war unmöglich, sie ihm vorher zunehmen; Gabinius konnte also wohl noch sein Legat im Seeräuberkriege sein. Die Servilität Ciceros gegen Pompejus geht hier allzuweit. Diese Sache hatte mit der lex Manilia nichts zu thun, und Gabinius war ein so schlechter Mensch, dafs Cicero nicht seinetwegen das Volk gegen den Senat hätte aufreizen sollen.

§ 58 *in uno Gabinio sunt tam diligentes, qui in hoc bello, quod lege Gabinia geritur, cum* (Hss. *in*) *hoc imperatore atque exercitu, quem per vos ipse constituit, etiam praecipuo iure esse deberet*] Laubmann meint: *deberet* scil. *si in exercitu esset.* Dies ist mir nicht klar. Eberhard meint: da er doch . . . hätte sein sollen, nämlich *legatus*, ein besonderes Anrecht darauf hätte haben sollen. Dies scheint richtig. Der Zeitpunkt, auf den sich *deberet* bezieht, ist durch *constituit* angegeben. Nun bemerkt aber Eberhard: „doch ist vielleicht der ganze Satz *in hoc imperatore . . . constituit* ein unechter Zusatz". Lese ich den Satz ohne diese Worte, so finde ich *deberet* unmöglich statt *debet* oder *debebat*; somit halte ich die angezweifelten Worte für echt. — § 58. In der Bemerkung zu *relaturum* ist die Stelle ad Att. 3, 15, 6 nicht richtig aufgefafst. — § 62 *quid tam singulare, quam ut ex senatus consulto legibus solutus consul ante fieret quam ullum magistratum per leges capere licuisset?*] Pompejus war den 30. Sept. 106 geboren und trat $35^1/_4$ (nach Laubmann $35^3/_4$) Jahr alt das Konsulat an. Man nimmt mit Mommsen an, dafs zur Bekleidung der

Quästur das 37. Jahr vorgeschrieben war. Cicero und Cäsar erhielten sie nach Vollendung des 31. Jahres. Man meint nun, „dafs erst mit 37 Jahren Quästor werden konnte, wer Tribunat und Ädilität übersprang; wer aber auch diese Ämter übernehmen zu wollen erklärte, wurde schon mit 31 Jahren zugelassen" (Stegmann S. 63). Nun war mit der Wahl zum Quästor der Eintritt in den Senat verbunden; es ist kaum glaublich, dafs den weniger als 37 Jahre alten Senatoren die Verpflichtung oblag, sich um die Ädilität oder das Tribunat zu bewerben. Eberhard setzt bei § 61 das dreifsigste Jahr als Zeit des Eintrittes in den Senat an. Sodann hatte Sulla die Tribunen von den höheren Ämtern ausgeschlossen; sollte er ihnen nun wirklich dafür einen früheren Eintritt in den Senat gewährt haben? Als eigentliche *magistratus* betrachtete also Sulla die kurulische Ädilität, die Prätur und das Konsulat, indem er die gewesenen Volkstribunen von diesen ausschlofs. Es ist mir daher wahrscheinlich, dafs bei *ullum alium* nur an die kurulischen Ämter zu denken sei, zumal schon § 61 *cuius aetas a senatorio gradu longe abesset* an das quästorische Alter erinnerte; D'Ooge folgt dieser Erklärung. Sodann heifst es *per leges*, nicht *per aetatem*; die Worte brauchen nicht auf das Alter bezogen zu werden. Die Entbindung von den Gesetzen bestand darin, dafs Pompejus vor der Wahl zum Konsul nicht die niedrigeren Ämter bekleidete, dafs er abwesend gewählt wurde, dafs er nach seinem Triumph nicht zwei Jahre Privatmann war.

8) A. Krause, Präparation zu Ciceros Reden für den Dichter Archias und für L. Murena. Hannover 1901, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 28 S. 8. steif geh. 0,50 *M*.

Dieses Heft der Präparationen zu Cicero von A. Krause hat nicht, wie die sechs früher erschienenen, auf jeder Seite zwei Abteilungen, Verzeichnis der Wörter und Erklärungen unter dem Querstrich, sondern die letztern sind nun zwischen die Wörter eingeschoben, so dafs sie der rechtzeitigen Beachtung des Schülers unmöglich entgehen können. Die Wörter sind reichlich verzeichnet. Zu Arch. 1 *huiusce* sollten keine ungebräuchlichen Formen angeführt werden. Mur. 35 *ratio comitiorum* das Treiben bei den . . .] dies pafst nicht recht in den Satz; besser: der Verlauf (Halm), die Abwicklung. 48 *securim inicere* dem Sinne nach = *plagam inicere*] ersteres ist doch wohl stärker als letzteres; *plaga* ist ein Streich; mit einer Axt wird er zum Todesstreich.

9) Joseph Lezius, Comperendinatio bei Cicero pro Flacco? Philologus LX 593—600.

Du Mesnil sagt in seiner Einleitung zur Rede für Flaccus S. 45: „Von den Verteidigern, denen in jeder Verhandlung neun Stunden, ein Drittel mehr als den Anklägern, eingeräumt war,

sprach zuerst Hortensius . . . Die Rede des Cicero gehörte der zweiten Actio an und bildete den Schlufsvortrag".

Nach der lex Acilia de repetundis „*multi semel accusati, semel dicta causa, semel auditis testibus condemnati sunt*" (Cic. in Verr. I 26). Darauf setzte Servilius Glaucia durch, *ut comperendinaretur reus*; *antea vel iudicari primo poterat vel amplius pronuntiari*. Lezius sagt: „Also führte Glaucia in der lex Servilia die comperendinatio, die obligatorische zweimalige Verhandlung jedes Prozesses, in den quaestiones perpetuae ein und schaffte gleichzeitig die alte ampliatio ab, die beliebige Erneuerung des Verfahrens nach Gutdünken des Gerichtshofes". Ich denke, die ampliatio wurde nicht abgeschafft, sondern sie wurde obligatorisch; nach der lex Acilia konnte sie, nach der lex Servilia aber mufste sie stattfinden.

Es kam 70 die lex Aurelia. Lezius meint, dafs der Prozefs des Flaccus nach dieser lex verhandelt worden sei, und weist an Ciceros Reden nach, dafs die lex Aurelia die comperendinatio abschaffte; er hält demnach du Mesnils Ansicht, der Prozefs des Flaccus sei in zwei getrennten actiones verhandelt worden, für unrichtig.

Er hat übersehen und erwähnt mit keinem Wort, dafs du Mesnil S. 38 klar nachweist, die Verhandlung über Flaccus im Jahre 59 sei nicht mehr nach der lex Aurelia, sondern nach der eben erlassenen lex Julia geführt worden. Dafs diese aber die ampliatio oder comperendinatio gestattete, geht aus der im Jahre 54 gehaltenen Rede für Scaurus (§ 29 *comperendinasti . . . primam*, 30 *priorem actionem totam sustulisti*) unzweideutig hervor.

Du Mesnil stützt die Annahme eines zweiten Termins auf die Angabe, dafs ein Mann nach Ablegung seines Zeugnisses *nuper* gestorben sei (§ 41). Lezius meint: „Selbst wenn einige Wochen vergangen waren, so ist daraus nichts zu Gunsten einer erneuten Verhandlung zu schliefsen. Ein grofser Repetundenprozefs nahm gewifs immer längere Zeit in Anspruch. Klagt doch Cicero beim Prozesse des Verres, dafs er infolge des eingeschobenen achäischen Prozesses drei kostbare Monate verloren habe". Dieser achäische Prozefs wurde von den Freunden des Verres insceniert, um Ciceros Anklage gegen Verres zu verschieben. Er fand nach der lex Servilia statt, mit comperendinatio und böswilligen Verschleppungen. Es ist unlogisch, daraus zu schliefsen, dafs ein Prozefs nach der lex Aurelia, ohne comperendinatio und Verschleppung, ungefähr gleich lange gedauert habe.

0) Ciceros Rede für Cn. Plancius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Nohl. Leipzig 1902, G. Freytag. VIII u. 64 S. 8. steif brosch. 0,60 *M.*

Die Einleitung handelt über das Leben des Plancius und seine Anklage durch Laterensis im Jahre 54. Als Mitankläger

wird C. Cassius genannt; im Text § 58 heifst er L. Cassius. Dann wird der Gedankengang der Rede vorgeführt.

Der Text ist schön gedruckt und im ganzen mit besonnenem Urteil festgestellt. § 2 *qui me ipsi maxime salvum videre voluerunt* ist *videre* nach dem konstanten Sprachgebrauch Ciceros weggelassen. Vielleicht jedoch meint Cicero, diese Männer hätten sich für seine Zurückberufung aus dem Exil bemüht; sie seien unter denen gewesen, die ihm bei der Heimkehr entgegengingen, sie hätten ihn wirklich sehen wollen. — § 7 ist nach Hirschfelder aufgenommen: *tune aequum* (Hss. *tu magistratuum*) *dignitatis iudicem putas esse populum?* Diese Änderung ist nicht brauchbar. Cicero fährt nämlich fort: *fortasse nonnumquam est . . . semper dignitatis iniquus iudex est, qui aut invidet aut favet.* Diese letzten Worte zeigen klar, dafs Cicero nur meint: *fortasse populus nonnumquam dignitatis iudex est,* was er in § 9 erklärt: *non enim comitiis iudicat semper populus, sed movetur plerumque gratia, cedit precibus* etc. — § 22 *adsunt equites Romani publice cum legatione et testimonio*] *et* fehlt in TE, und Nohl entfernt deshalb *legatione* aus dem Text. Das Wort ist aber sicher echt. Die Ritter und Ärartribunen aus Atina (*quam multitudinem videtis in squalore et luctu supplicem vobis* § 21), aus Arpinum, Sora, Casinum, Aquinum, Venafrum, Allifae sind zur Gerichtsverhandlung gekommen, *publice* d. h. nach Beschlufs ihrer Gemeindeversammlungen, mit einem Zeugnis der Gemeinden. Zur Übergabe dieses Zeugnisses an den quaesitor C. Alfius Flavus waren jedenfalls einzelne Männer als Ausschufs, *legatio*, bestellt worden. — § 33 *est oppressa vestra adrogantia civitas*] Nohl hat den Satz richtig als Frage bezeichnet. Man sieht nicht ein, wer unter *vestra* angeredet ist; die Richter können es nicht sein. Besser scheint *nostra* (TE), das auf die Anmafsung des Senatorenstandes gegenüber den Rittern deutet. — In § 40 ist ein Satz entfernt. — § 65. *cum casu diebus iis itineris faciendi causa decedens e provincia Puteolos forte venissem, cum*] die Herausgeber verbinden *casu* mit *diebus iis* und haben dann Schwierigkeit mit *forte*; ich denke, *casu* (durch einen Zufall) gehört zum ganzen Satz und *forte* (eben, gerade) zur Zeitbestimmung. Nohl meint: „*forte* vielleicht wegen der Witterung“. Es scheint mir unglaublich, dafs Cicero nur nach Puteoli ging, weil die Witterung zur Seefahrt nach Rom ungünstig war. Als Grund giebt Cicero an: *itineris faciendi causa*; Nohl hat diese Worte aus dem Text entfernt. Mir scheint, Cicero wollte auf der Reise nach Rom seine Heimat Arpinum und die Städte seiner tribus Cornelia besuchen. Da es ihn nun lockte, den Kurort und Handelsplatz Puteoli zu sehen, so verliefs er das Schiff schon hier statt erst bei Minturnae. — § 68. *utrum me conturbare oportet an ceteris, cum cuiusque dies venerit, hoc nomen, quod urget, nunc cum petitur, dissolvere?* soll ich mich zahlungsunfähig erklären oder den übrigen ihre Posten

(scil. *nomina*) zu ihrer Zeit, diesen dringenden Posten jetzt, da es verlangt wird, bezahlen? Diese Lesung von TE ist erträglich; doch ergiebt die Lesart der übrigen Hss. *huic nomen* einen genaueren Gegensatz zwischen den übrigen und Plancius und eine deutlichere Hinweisung, dafs bei *ceteris* ein Akkusativ aus *nomen* zu denken sei. Nohl meint, bei *ceteris* sei *dissolvere* absolut gebraucht. — § 78. Nohl hat die Vulgata *defugerem* behalten. Die Lesart von TE *defugerim* (so Landgraf) ist unrichtig; es handelt sich nicht um eine Anstrengung, die Cicero übernommen hat, sondern um eine solche, die er übernehmen würde, wenn es *pro salute* oder *pro dignitate* des Laterensis nötig wäre. — Die Worte *leve est onus beneficii gratia* „eine leichte Bürde ist der Dank für eine Wohlthat" sind den Herausgebern nicht verständlich. Sie schreiben *leve est onus beneficii* "leicht ist die Bürde einer Wohlthat", der empfangenen oder der zu erweisenden? — § 79. Das unverständliche *laus aedilitatis* ist nach einem Vorschlage von C. F. W. Müller getilgt. — 91 *non desino incurrere in crimen*] „ich höre nicht auf, mich dem Vorwurf auszusetzen". Die von Nohl angenommene Änderung C. F. W. Müllers *non recuso* gefällt mir nicht. „Ich weigere mich nicht, mich dem Vorwurf auszusetzen" scheint anzudeuten, dafs man ihn dazu auffordert, während man ihn ja abmahnt. — § 97 ist von der Stadt Brundisium überliefert: *quae se vel potius exscindi quam e suo complexu ut eriperer facile pateretur*: sie hätte es wohl leicht ertragen, dafs sie eher zerstört würde als dafs ich aus ihrer Umarmung weggerissen würde. Halm wollte *vel* tilgen; H. A. Koch ersetzte es durch *vellet*, und alle Herausgeber sind ihm unbegreiflicherweise gefolgt. Aus *patior* mit Acc. c. inf. (*se exscindi*) machen sie *patior, ut*; für *potius quam ut* tritt *potius quam* ein, und *facile* ist sehr unpassend.

S. 45—63 enthalten eine Erklärung der Eigennamen und sachlich schwierigen Stellen. § 51 werden beide Ädilitäten genannt; es sollte irgendwo gesagt sein, dafs Plancius zum Kurulädil gewählt worden war, dafs also von den vier Bewerbern in § 17 zwei durchfallen mufsten. — Man vermifst eine Notiz zu § 13 *aediles quicumque erunt, idem mihi sunt ludi parati*. Die Kuruladilen leiteten die Megalesien, 4.—10. April, die Cerealia 12.—19. April, die Floralia 28. April—3. Mai, die ludi Romani 4.—15. Sept. Es fällt auf, dafs Cicero Verr. V 36 die Megalesien nicht nennt. Die Meinung Halms, dafs sie also im J. 70 dem Kollegen Ciceros zugefallen seien, billige ich nicht; denn in den Didaskalien zum Terenz werden für dieses Fest beide Kurulädilen genannt. — § 49 wird Crassus als Konsul von 54 aufgeführt statt 55. — § 51 liest Nohl *vivo fratre* (Hss. *patre*), bemerkt aber: er war bedeutend älter, so dafs er gewissermafsen Vaterstelle bei Appius vertreten konnte. — § 55 *de nummis, quos in circo Flaminio deprehensos esse dixisti*] Nohl meint: *in circo Flaminio*

gehört zu *dixisti*. Das folgende *neque enim . . . ostendis* zeigt, dafs Cicero von der eigentlichen Anklagerede spricht. — § 60 *Quaeris, quid potuerit amplius adsequi Plancius, si Cn. Scipionis fuisset filius*] „welcher Cn. Scipio gemeint ist und warum gerade Gnaeus und nicht der berühmtere Publius von Cassius genannt wurde, wissen wir nicht". Der Subskriptor L. Cassius hatte mit seiner aufserordentlichen Altertumskenntnis geprunkt. Er wufste, dafs einer der beiden ersten plebejischen Kuruladilen im Jahre 365 v. Chr. ein Iuventius von Tusculum war. Als Beispiel eines *summus homo* nannte er den Cn. Cornelius Scipio Barbatus, den Livius (9, 46, 6) im Jahre 304 als pontifex maximus erwähnt, den die Liviusausgaben mit P. Cornelius Scipio Scapula (Konsul 328, Diktator 304) verwechseln. Er sagte, er sei einmal in dem sepulcrum Scipionum an der via Appia gewesen und habe auf dem ältesten Sarkophag (dem des Konsuls von 298) die Inschrift gelesen:

Cornelius Lucius Scipio Barbatus,
Gnaivod patre prognatus, fortis vir sapiensque,
Consol, censor, aidilis quei fuit apud vos.

Wenn der Bauer Plancius aus Atina, der nicht als Feldherr, nicht als Redner, nicht als Jurist sich verdient gemacht hat (§ 61 f.), auch ein Sohn des vornehmsten Römers Cn. Scipio gewesen wäre, hätte er gröfsere Ansprüche machen können?

§ 84. *Rhodi enim, inquit, ego non fui, sed fui (putabam in Vaccaeis dicturum) bis in Bithynia.* Cicero stellt „dem feingebildeten Rhodus im Osten ein Barbarenvolk im Westen" gegenüber. Mommsen (R. G. II[8] 407) sagt, dafs „das Gebiet der Vaccär unter den rauhesten und widerwärtigsten Aufenthaltsorten für den gebildeten Italiker genannt wird". § 35 bemerkt Cicero, die Leute machten oft fade Witze und sagten, sie seien von Cicero. Einen solchen legen ihm hier die Herausgeber zur Unzeit bei. Damit der Satz wirklich witzig sei, mufs man voraussetzen, dafs Laterensis bei den Vaccäern gewesen war. Sie hatten sich 55 an der Spitze ihrer Nachbarn aufgelehnt, und Metellus Nepos hatte einen kleinen Krieg gegen sie geführt. Dieser Aufstand bot den Vorwand, dem Pompejus Spanien als Provinz zu übergeben (Dio Cass. 39, 54). Laterensis, der sich mit Cäsar überworfen hatte (§ 13) und nicht zu diesem nach Gallien gehen konnte, hatte also dafür unmittelbar vor der Bewerbung um die Ädilität im Vaccäerkrieg einige Verdienste erworben.

Die Zeit dieser Gerichtsverhandlung. Im Jahre 55 ordnete der Konsul Crassus die Wahl der Kuruladilen an (§ 49): *comitia habere coepit subito praeter opinionem omnium,* nachdem er vorher durch die lex Licinia de sodaliciis ein strenges Gerichtsverfahren gegen solche Leute angestellt hatte, die durch Beein-

flufsung der Wahlen mittelst organisierter Banden ein Amt erlangt hätten. Plancius erhielt in diesen *comitiis superioribus* die meisten Stimmen, so dafs er schon als *designatus aedilis* galt, als die Wahl verschoben wurde. Im November zog Crassus fort nach Syrien (Cic. ad Att. 4, 13). Nur die Konsuln, wie es scheint, waren noch vor Ende des Jahres 55 gewählt worden. Der Tiber überschwemmte die tieferen Teile Roms ἐπὶ πολλὰς ἡμέρας (Dio Cass. 39, 61). Am 13. Februar 54 schreibt Cicero an seinen Bruder 2, 13, 3: *ita putantur detrudi comitia in mensem Martium*; die zehn vorhergehenden Tage stand M. Caelius zum zweiten Mal vor Gericht. Bei der zweiten Wahlversammlung wurde Plancius mit A. Plotius gewählt, wahrscheinlich zu Anfang März. Sofort nach der Wahl strengte Laterensis gegen ihn eine Klage an nach der lex Licinia de sodaliciis, die wohl noch im gleichen Monat zur gerichtlichen Erledigung kam. Zwischen der Wahl und der Gerichtsverhandlung verstrich nur eine kurze Zeit; denn Cicero sagt den Richtern § 21, man habe die Plebs von Atina, die zur Wahl nach Rom gekommen war, wieder heimgeschickt, was bei einer längern Zwischenzeit selbstverständlich wäre. Eine macedonische Gesandtschaft, die gerade in Rom war, trat für Plancius auf, ohne dafs sie bei der Kürze der Zeit (§ 28 *repentino periculo*) sich eine Vollmacht aus der Heimat hätte verschaffen können. *Constat autem Cn. Plancium absolutum esse ac proximo anno aedilitatem gessisse* (schol. Bob. bei C. F. W. Müller).

Eine arge Verwirrung hat in den Ausgaben der Planciana eine Notiz der Bobienser Scholien verursacht, nach der vor Plancius schon P. Vatinius de sodaliciis abgeurteilt worden war; der Artikel Vatinius in Paulys Encyklopädie stellt nämlich die Sache unrichtig dar. Der Redner C. Licinius Macer Calvus hinterliefs viele Reden, die noch von dem jüngeren Plinius (Ep. 1, 2, 2), von Fronto und von Apulejus gelesen wurden. Tacitus rühmt namentlich die Reden gegen P. Vatinius, dial. 21: *in omnium studiosorum manibus versantur* (Calvi) *accusationes, quae in Vatinium inscribuntur, ac praecipue secunda ex his oratio.* Es waren drei Reden, und der Plural *accusationes* mufs doch so verstanden werden, dafs jede aus einer besonderen Anklage hervorgegangen war. Nach dial. 34 war Calvus (geb. 82) beim ersten Angriff auf Vatinius wenig über 23 Jahre alt. Nach Cic. in Vat. § 33 hatte Vatinius 58 eine Anklage zu bestehen. Der Scholiast giebt an, dafs er von Calvus de vi angeklagt worden war, was man ohne genügenden Grund für falsch hält. — Zur zweiten Anklage wurde Calvus aufgefordert von Paulus beim Prozefs des Sestius, nach Cic. ad Q. fr. 2, 4, 1: *Paulus noster cum testis productus esset in Sestium, confirmavit se nomen Vatinii delaturum, si Macer Licinius cunctaretur, et Macer a Sestii subselliis surrexit ac se illi non defuturum adfirmavit.* Die Ausführung verzögerte sich bis nach Ablauf der Prätur des Vatinius im Jahre 55. Im Anfang des

Jahres 54 also hielt Calvus seine *secunda oratio* gegen Vatinius in der Verhandlung de sodaliciis, die dem Prozefs des Plancius vorausging. Der *disertissimus Romuli nepotum* rettete den Vatinius. Er berichtet dem Lentulus Ep. 1, 9, 19, wie er sein Auftreten für seinen bisherigen Feind vor den Richtern begründet habe. Die Worte § 4 *Vatinium quibus rebus adductus defenderim et laudarim* hat man von dem gleichen Prozefs zu verstehen, wie Asconius auch beim Prozefs des Scaurus den Cicero und Hortensius sowohl unter den sechs Verteidigern als unter den laudatores aufführt. Diese Rede meinte wohl Asconius im Anfang des Kommentars zur Rede für Scaurus bei den Worten: *Hanc quoque orationem eisdem consulibus dixit, quibus pro Vatinio.* — Im August 54 erhob das *Salaputium disertum* die dritte Anklage. *Cum mirifice Vatiniana meus crimina Calvus explicasset* (wie Catull 53 sagt), verteidigte der *optimus omnium patronus* seinen alten Feind zum zweiten Mal, so dafs Valerius Maximus 4, 2, 4 von Cicero schreiben konnte: *P. Vatinium dignitati suae semper infestum duobus publicis iudiciis tutatus est.*

Die erste Rede Ciceros für Vatinius ist den Herausgebern der Rede für Plancius unbekannt geblieben; sie reden verkehrter Weise nur von der zweiten. Auch Lamarre (in dem unter 1 besprochenen Werke III 377) kennt nur die dritte Rede des Calvus gegen Vatinius und meint, Cicero habe (mit den Worten *ea res facilis est*) die Bedeutung des Calvus als Redner unterschätzt. Aber im Brutus (§ 283) sagt er von Calvus: *eius oratio a multitudine et a foro, cui nata eloquentia est, devorabatur.* — Der von Crassus in Syrien abgelöste Gabinius zog am 28. Sept. 54 in Rom ein (vgl. Pauly III 569). Cicero hatte während der Septemberferien durch seinen Schreiber ein Exemplar der Planciana für seinen Bruder, der bei Cäsar in Gallien Legat war, fertigstellen lassen, und am 9. Oktober ging es von Rom ab (ad Q. fr. 3, 1, 11; 2, 1). Am 2. November wurde die Anklage des Gabinius de maiestate vor dem quaesitor C. Alfius Flavus verhandelt; er wurde freigesprochen. Darauf folgte sein Prozefs wegen Erpressungen; Cicero entschlofs sich auf das Drängen des Pompejus zur Verteidigung. Gabinius wurde verurteilt und ging ins Exil.

Nach der lex Licinia de sodaliciis bestimmte der Ankläger die Richter von vier Tribus als Gerichtshof; der Angeklagte hatte eine Tribus zu verwerfen. Der dem Plancius vorangehende Angeklagte hatte nach § 40 verlangt, fünf einzelne Richter ablehnen zu dürfen. Nohl meint, dieser *proximus reus* sei Gabinius; aber dieser war niemals nach der lex Licinia angeklagt, und schon vor seiner Ankunft in Rom war die Rede für Plancius von Cicero schriftlich ausgearbeitet. Damit sind auch folgende Angaben hinfällig, Nohl zu § 91 von Cicero: „wie Pompejus ihn zur Verteidigung des Gabinius veranlafst hatte“; Köpke-Landgraf S. 24 von C. Alfius: „welcher in der Sache gegen A. Gabinius als gravissimum hominem iustissimumque sich bewährt hatte“.

Das Gesuch des *proximus reus*, fünf einzelne Richter verwerfen zu dürfen, war vom Gerichtshof abgeschlagen worden, und man hatte bei Plancius das gleiche Prinzip festgehalten. Das sagt Cicero § 40: *Tu deligas ex omni populo aut amicos tuos aut inimicos meos . . . apud eosque me ne quinque quidem reiectis, quod in proximo reo de consilii sententia constitutum est, cogas causam de fortunis omnibus dicere?* Der scholiasta Bobiensis hat diese Worte mifsverstanden und dazu bemerkt: *Iam de sodaliciis causam dixerat P. Vatinius eodem defendente M. Cicerone, cuius exemplo negat iniquitate Laterensis esse. Plancio permissum quinque saltem iudices reicere* etc. In dieser Angabe des Scholiasten sah man bisher eine gesicherte Überlieferung aus dem Altertum. Nohl sagt: „bei dem Prozefs des Gabinius hatte der Gerichtshof bestimmt, dafs der Angeklagte fünf Richter zurückweisen könne; warum das diesmal nicht beschlossen wurde, wissen wir nicht . . .“ Cicero wirft dem Ankläger nur vor, er habe nicht die der Meinung des Senates bei Erlafs des Gesetzes und dem Sinne der lex Licinia entsprechenden Tribus der Richter genommen.

Die Angabe, dafs dieser Präzedenzfall bei der Verhandlung über Vatinius vorgekommen sei, veranlafste bei Köpke-Landgraf S. 4 folgende Konklusion: Die Wahl der Kurulädilen für 54 geschah „vielleicht erst im Anfang der zweiten Jahreshälfte, weil Plancius noch vor Antritt des Amtes und sicherlich nach P. Vatinius belangt wurde“; denn die Verhandlung über Vatinius fiel in den August, unmittelbar vor den Prozefs des Scaurus, nach Cic. ad Q. fr. 2, 16, 3: *Quo die haec scripsi, Drusus erat absolutus; ego eodem die post meridiem Vatinium eram defensurus; ea res facilis est; Scauri iudicium statim exercebitur.* Hier wird der Prozefs des Plancius nicht erwähnt, woraus sich ergiebt, dafs er nicht bevorstand. Gleichwohl läfst man ihn auf die Verhandlung über Scaurus folgen, zu der Asconius bemerkt: *Summus iudicii dies fuit a. d. III. Non. Sept.* (3. Sept.). Bei Köpke-Landgraf S. 92 heifst es: „Die Anklage und Verteidigung des Plancius fällt in die Zeit der ludi Romani (4.—20. Sept.), und zwar auf ca. den 5. Sept.“ Nun sagt Cicero Act. I, § 31, vom 6. August bis zum Schlufs der ludi Romani seien es *prope quadraginta dies*, also höchstens 39 Tage, 6.—29. Aug., 1.—15. Sept. Die ludi Romani gingen somit spätestens am 15. Sept. zu Ende. Wir wissen aber aus dem Brief ad Q. fr. 3, 1, wie Cicero 54 diese Tage zubrachte: *Ego ex magnis caloribus in Arpinati me refeci ludorum diebus.* Am 4. Sept. reiste er auf sein Landgut zu Arpinum und erholte sich hier bis zum 9. Sept. Dann zog er auf den Landgütern seines Bruders umher, um Bauten und Arbeiten zu besichtigen und anzuordnen, auf dem Arcanum, Manilianum, Fufidianum, Laterium, wo er am 13. Sept. war. Für den Prozefs des Plancius bleibt hier keine Zeit, auch wenn man die Konstituierung des Gerichtshofes, die Reden der Ankläger und der

Verteidiger, das Zeugenverhör und die Urteilsfällung mit Köpke-Landgraf S. 7 auf drei Tage zusammendrängt.

Man glaubt freilich, eine Bestätigung dieser Festsetzung auf die ludi Romani in § 83 zu finden: *in eo creber fuisti, te idcirco in ludos causam conicere noluisse, ne ego mea consuetudine aliquid de tensis misericordiae causa dicerem, quod in aliis aedilibus ante fecissem . . . Deridebor, si mentionem tensarum fecero.* Nohl meint: „Man erwartet *conici*, da aus *fecero* hervorgeht, dafs die Sache wirklich während der Spiele verhandelt wurde“. Ich schliefse umgekehrt aus *conicere*, dafs die Verhandlung nicht während der ludi stattfand. Während der Spiele, die Pompejus 55 bei der Einweihung seines Theaters veranstaltete, hatte Cicero den Caninius Gallus (Volkstribun 56, dann 55 bei den ganz späten Wahlen aedilis designatus?) verteidigt und sich dabei, wie er Ep. 7, 1, 4 dem M. Marius klagt, wegen des Getümmels fast die Lungen ausschreien müssen: *dirupi me paene in iudicio Galli Caninii.* Wenn er jetzt wieder während der Spiele spräche, so würde er wohl eine Andeutung auf die Unruhe des Volkes machen. Statt dessen sagt er § 66, dafs er *ludis et feriis* seine Reden schriftlich ausarbeite, wie er denn auch in den Septemberferien 54 die Reden für Scaurus und Plancius zur Absendung an seinen Bruder fertig stellte.

Nimmt man hierzu noch, dafs die Hauptaufgabe der Kurulädilen in der Veranstaltung und Leitung der Spiele des Monats April bestand (zu § 13), so ergiebt sich, dafs die Worte des Scholiasten *iam de sodaliciis causam dixerat P. Vatinius* nicht von der Verhandlung im August, sondern von einer früheren zu verstehen sind. Die Verhandlung im August trägt auch nicht die Merkmale des Prozesses de sodaliciis an sich. Dies ist die für den Angeklagten bedenklichste Art der Ambitusklage, und nach dem Urteil des Tacitus betraf die zweite accusatio des Calvus offenbar eine wichtige Sache, während Cicero hier siegesgewifs meint: *ea res facilis est.* Sodann nennt er die Tribus der Richter nicht, wie im Falle des C. Messius ad Att. 4, 15, 9: *Messius defendebatur a nobis; tribus habet Pomptinam, Velinam, Maeciam. Deinde me expedio ad Drusum, inde ad Scaurum.* Die zweite Verteidigung des Vatinius (zwischen Drusus und Scaurus) wird hier als eine unbedeutende Sache nicht einmal erwähnt.

11) M. Tulli Ciceronis pro T. Annio Milone, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro orationes. K potřebě školní vydal Robert Novák. Druhé vydání. V Praze 1902, A. Storch syn. VIII u. 68 S. 8.

Die von Cicero aufs sorgfältigste ausgearbeitete Rede für Milo scheint mir von manchen Herausgebern nicht genügend nach ihrer rhetorischen Seite gewürdigt zu werden, wie ich durch eine eingehende Besprechung dieser Textausgabe des bekannten Prager Gelehrten darthun möchte.

§ 1. *veterem consuetudinem fori et pristinum morem iudiciorum*] das ist ein schönes Beispiel der Anaphora und der Verwendung von Synonymen (*vetus . . . pristinus, consuetudo . . . mos, forum . . . iudicia*). Nun soll aber *veterem* nicht von Cicero stammen, sondern von einem Interpolator in den Harleianus hineingepfuscht sein. Nur Clark hat das angenommen.

§ 2. *adferunt tamen oratori terroris aliquid*] Novák hat *oratori terroris* entfernt. Der folgende Satz mit *ut* ist konsekutiv, „so dafs". *oratori* ist notwendig; sonst sind im folgenden „wir" die Richter mit eingeschlossen, und es ergiebt sich eine von den Richtern als unwahr erkannte Behauptung. *terroris* ist nötig zum Verständnis der Worte *ut ne non timere quidem sine aliquo timore possimus*. Obwohl Cicero weifs, dafs er die Truppen nicht zu fürchten hat, schreckt ihn doch ihr Anblick unwillkürlich, und es wandelt ihn Furcht an.

§ 4. *si umquam de bene meritis civibus potestas vobis iudicandi fuit*] *vobis* ist nach Bake getilgt, offenbar weil Milo als erster Angeklagter vor diesem Gericht erscheint. Aber sämtliche Richter waren schon vorher in andern Richterkollegien thätig, und Cicero sagt gleich nachher: *qui semper vestrae auctoritati dediti fuimus*, dem Ansehen aller dieser Männer als Richter in früheren Fällen.

§ 9. *propinquus eius imperatoris, interfectus ab eo est, cui vim adferebat*] Novák hält den Relativsatz für unecht. Läfst man ihn weg, so versteht jedermann unter *eo* den Feldherrn Marius. Dieser Irrtum wird freilich im nächsten Satz erkannt; aber der Redner darf ihn gar nicht entstehen lassen.

§ 11 (*lex*) *non modo hominem occidi, sed esse cum telo hominis occidendi causa vetat*] dieser Satz ist unrichtig; das Gesetz erlaubte sogar nach § 9 *nocturnum furem quoquo modo, diurnum autem, si se telo defenderet, interfici impune*. Das in H nicht vorhandene *modo* hätte von N. entfernt werden sollen.

§ 14. Die Worte *aut quo arma Saturnini, etiamsi e republica, oppressa sunt* werden von N. ohne Not so geändert: *aut ille, quo arma Saturnini oppressa sunt, etiam si e re publica erat*. — § 15 schreibt er gut: *at adparet*. — § 17 *isdem et poenis teneatur et legibus*] N. ändert: *tenetur*. Cicero wünscht, dafs der Tod des Clodius nicht zu hoch angeschlagen werde. — *si qui consularem*] N. setzt *quis*, wie nachher *si quis humilem*. Cicero milderte das Zischen in *si quis consularem*.

§ 23 *et electi iudices isque praepositus quaestioni, qui haec iuste sapienterque disceptet*] zu *electi* ergänzt man *sunt*; es sind *electi iudices*. Das zugesetzte *ii* macht es notwendig, den Relativsatz auch auf *iudices* zu beziehen und *disceptent* zu schreiben; *est* einzusetzen ist nicht nötig. Laubmann schreibt unrichtig *et ei lecti . . . praepositus est . . . disceptet* und meint, der Relativsatz sei äufserlich nur an *isque* angeschlossen. Doch ist es wohl Sache des

Vorsitzenden, die Richter aufzuklären, welche Rechtsbestimmungen auf den vorliegenden Fall zutreffen.

§ 24 *L. Paulum . . . singulari virtute civem*] Laubmann nörgelt an Ciceros Lob, „der sich jedoch weder als Staatsmann noch im Felde einen bedeutenden Ruhm erworben hat“. Dieser Bruder des Triumvirs Lepidus hatte den Catilina de vi angeklagt (Sall. 31, 4) und die zweite Anklage des Vatinius verlangt (Pauly-Wissowa I 564). Einen Mann von solcher Rechtlichkeit mochte Clodius nicht zum Kollegen in der Prätur haben. — *reliquit annum suum seseque in proximum annum transtulit*] diese klaren Worte verschlimmert N. durch Streichung des zweiten *annum*; denn *in proximum* ist unklar (in die nächste Zeit oder Gegend?).

§ 26. *palam agere coepit . . . servos agrestes . . . ex Appennino deduxerat*] „deduxit *desidero propter* coepit“. Erst als die Sklaven schon herbeigeschafft waren, redete Clodius offen. — § 31 *quod si ita putasset, certe optabilius Miloni fuit dare iugulum P. Clodio*] N. hat *putatis* drucken lassen, weil folgt: *sin hoc nemo vestrum ita sentit.* Letzteres ist die Cicero erwünschte Meinung der Richter; die erstere will er nicht gelten lassen. Deshalb umgeht er geschickt die Annahme, dafs die Richter diese ungünstige Ansicht hätten. Auch ist die Form *tradidisset* nun unverständlich.

§ 37. *ut vitam amiserit; itaque quando illius postea sica illa . . . conquievit?*] die rhetorische Frage hat den Sinn einer Behauptung: *itaque numquam illius* etc., und die Anknüpfung mit *itaque* ist nicht unpassend. Novák tilgt ⟨da⟩s Wort als Dittographie *it qua*(ndo).

§ 39 *cum decretum de me Capuae fecit . . . signum dedit*] dafs Pompejus den Beschlufs fassen liefs, war das Zeichen, wie Laubmann richtig erklärt. Bei Nováks Lesung *fecisset* (TH) müfste Pompejus erst nachher in ganz Italien umher ein Cirkular geschickt haben, was nicht gemeint sein kann. *concurreret* H ist vielleicht richtig. — N. glaubt nicht, dafs Cicero geschrieben habe: *quem qui tum interemisset*, und liest: *ut qui eum interemisset*; Laubmann erklärt, es sei = *ut si quis eum* etc. (vgl. Cato 2 *numquam laudari satis digne philosophia poterit, cui qui pareat . . . possit*, für *cum is, qui ei pareat . . .*). Es ist jedoch nicht blofs Folge zum letzten Satz, sondern Schlufsfolgerung aus der ganzen mit *at quod erat tempus?* begonnenen Erörterung. Ich sehe darin einen Hauptsatz und dieselbe Wortverbindung, wie Cato 41 *quod quo magis*, 64 *quibus qui splendide usi sunt.*

§ 44. *cum ille non dubitarit aperire, quid cogitarit*] N. schreibt *cogitaret* mit H, wohl richtig. — 48 *testamentum simul obsignavi*] diese Worte genügen für das Verständnis; doch war es dem Redner sicherlich erlaubt, weniger wortkarg und bestimmter zu erklären: *testamentum Cyri* (E) *simul obsignavi cum Clodio.* Fehlerhaft ist § 59 *proxime deos Clodius accessit* die Entfernung des Subjektes *Clodius*, da im Vorhergehenden *quaestio* Subjekt ist und

man nun erst aus dem folgenden Nebensatz erkennt, dafs zu *accessit* das Subjekt *Clodius* zu denken sei, weshalb Reid ein *qui* voransetzte. — *maiores nostri in dominum quaeri noluerunt*] in diesen Worten ist die Bedeutung des Ausdrucks *dominus* und der Grund des Singulars unklar. Der Satz gewinnt an Deutlichkeit durch die Bestimmung *de servo*, die freilich in EH fehlt.

§ 69. *salutaribus rebus tuis, sed fortasse motu aliquo communium rerum*] „bei einer Erschütterung der allgemeinen Lage". Mir gefiele besser: *in motu aliquo*; ET bieten *motu aliquo in*. Novák ergänzt *incertis* vor *et*; dies scheint mir im Widerspruch zu stehen mit *salutaribus*.

§ 91. *cum facibus ad curiam cucurrerunt, cum falcibus ad Castoris, cum gladiis toto foro volitarunt.* Novák hält *cucurrerunt* für unecht; mir scheint die Verbindung *volitare* (herumschwärmen) *ad* nicht zulässig. — § 105. *elegit* schliefst die Rede schöner als *legit.*

Nováks Text der Ligariana ist gut. § 3 *quod* [*privato*] *deferebatur*] man kann eine Bestimmung zu diesem Verb (*ad privatum* Hss.) nicht wohl entbehren.

Pro Deiotaro 1. Nach *est ita inauditum* fehlen bei Novák die Worte *regem reum capitis esse.* Nun mufs man ergänzen: *me dicere pro capite fortunisque regis*, was nicht in den Zusammenhang pafst. — Statt *conturber* liest N. *perturber* nach GRF, weil in his orationibus nur *perturbare* vorkomme. Aber gerade die Form p e r t u r b e r klingt unschön; in den von N. citierten Formen stehen nie drei Silben mit r hintereinander. — § 5 *intra domesticos parietes*] dieser Ausdruck findet sich auch in Cat. 2, 1 und hat nicht den Sinn, quasi domi suae hanc orationem Cicero habuerit (Nohl). Cicero sprach oft *intra parietes*, in der Curie, in verschiedenen Tempeln (des Juppiter Stator, der Concordia). Das bedeutsame Wort ist hier *domesticos*, in einem Privathause; es darf nicht mit einigen Hss. entfernt werden. — § 17. *armati, qui te* spricht man angenehmer als *armati, ut te.* — § 36. *Antiochus . . . cum a L. Scipione devictus Tauro tenus regnare iussus esset*] die Worte sagen, dafs L. Scipio von sich aus dem Antiochus diesen Befehl gab. Die Überlieferung *cum postea, quam a L. Scipione devictus est* ist zu behalten. Statt *Antiochus Magnus ille, rex Asiae* setze man: *Antiochus, magnus ille rex Asiae*; so wird das *ille* natürlicher.

B u r g d o r f (Schweiz). F. L u t e r b a c h e r.

5.

Homer.

Höhere Kritik.

1898—1901.

Längere Zeit hat eine gewisse Ruhe in der Behandlung der Homerischen Frage geherrscht; es schien, als wenn alle Gesichtspunkte, unter denen sie betrachtet werden könnte, genügend beleuchtet seien und sich kaum mehr Neues sagen lasse. Die unbefriedigenden Ergebnisse der zersetzenden Kritik hatten ein gewisses Mifstrauen gegen die Richtigkeit der angewendeten Methode erzeugt und den Glauben an die Einheit der Gedichte wieder mehr gestärkt. So konnte ein Werk entstehen, wie das, welches wir an erster Stelle besprechen wollen, ein Werk, das die ganze Arbeit des vergangenen Jahrhunderts, soweit sie die Untersuchung über die Entstehung der homerischen Gedichte betrifft, fast für wertlos erklärt und die Einheit der Gedichte für ganz unerschüttert ansieht. Dafs aber der Kampf keineswegs ruht, sondern immer wieder von einer neuen Seite aufgenommen wird, beweisen mehrere bedeutende Arbeiten, die im letzten Jahre erschienen sind. Ihre Besprechung soll sofort an die erste angereiht werden; dann erst mögen die kleineren folgen, auch wenn sie der Zeit nach vorangehen.

1) V. Terret, Homère. Étude historique et critique. Paris 1899, A. Fontemoing, Libr. Thorin et Fils. IX u. 640 S. gr. 8. — Vgl. LCBl. 1899 Sp. 131 u. 132; Berl. ph. WS. 1900 Sp. 1089—1096 (R. Peppmüller); Rev. Phil. XXIII S. 90/91 (A. Martin); Rev. crit. 1899 S. 364—367 (My); REA. 1899 S. 325/26 (Masqueray); R. T. XXVII S. 308—311 (Cesareo); N. phil. R. 1899 S. 601/2 (A. Sittl).

Dieses äufserlich aufs beste ausgestattete Werk ist die Frucht vieljähriger, liebevoller Beschäftigung mit Homer. Es wendet sich nicht nur an die Gelehrten, sondern an alle Gebildeten, die Interesse für Homers Gedichten haben. Sorgfältig werden im I. Kapitel alle Zeugnisse der Alten über die Lebenszeit und das Vaterland des Dichters, sowie über die Entstehung und Verbreitung der Gedichte zusammengestellt und dann die Eigenart gerade dieses Kunstwerkes im Unterschiede zu den anderen grofsen Epen der Indogermanen kurz geschildert. Das II. Kapitel

behandelt die Fortpflanzung der Gedichte bis zur Rezension des Pisistratus, dann die Kritik der Alexandriner, namentlich die der Chorizonten. Daran schliefst sich im III. Kapitel und in den folgenden des ersten Teiles eine Geschichte der modernen Kritik und eine Analyse der Ilias, die natürlich nur wenig Neues bietet, da der Verf. die Einwände, die gemacht sind, fast durchweg mit Gründen widerlegt, die schon von andern vorgebracht sind. Bezeichnend ist nur, dafs T. auch die Dolonie als untrennbaren Teil der Ilias ansieht und meint, dafs nach ihrer Entfernung eine Lücke klaffe, weil ohne sie die mutige Stimmung Agamemnons am Anfange von *Λ* sich nicht begreifen lasse. Andererseits sei nötig gewesen, dafs auch Odysseus seine „Aristie" habe wie alle anderen Helden; diese erhalte er in *K*, da er hier seine besondere Fähigkeit bei der Legung des Hinterhaltes entfalte. Er, nicht Diomedes, sei daher auch die Hauptperson. Endlich wiesen die Worte *Λ* 313 *Τυδείδη, τί παθόντε λελάσμεθα θούριδος ἀλκῆς* deutlich (?) auf ihr gemeinsames Abenteuer in der vergangenen Nacht hin, so dafs man auch nicht sagen könne, der zehnte Gesang sei in der ganzen folgenden Darstellung vergessen (S. 234). Noch entschiedener verteidigt er das neunte Buch, die Gesandtschaft, und läfst weder einen Widerspruch gelten mit *Λ* 611 f. noch mit dem Anfange von *Π*. Nicht die Rückgabe der Briseis ist Achill die Hauptsache und das Angebot von Ersatz, sondern, da er öffentlich vor dem ganzen Heere beleidigt ist, da alle Griechen gleichsam Mitschuldige der Beleidigung sind, so verlangt er auch Genugthuung von dem ganzen Heere und vor dem ganzen Heere. So hat er schon *Α* 299 alle Griechen verantwortlich gemacht (*ἐπεί μ' ἀφέλεσθέ γε δόντες*) und in der Bitte an Thetis gewünscht, dafs alle Griechen dafür bestraft werden möchten (*ἵνα πάντες ἐπαύρωνται βασιλῆος* *Α* 409); so beklagt er sich auch *Π* 52 ff., dafs er, der doch dem Agamemnon gleich sei, von ihm behandelt sei wie ein *ἀτίμητος μετανάστης*. Für diese Beleidigung reicht die ihm von den Abgesandten des Agamemnon in *I* gebotene Genugthuung nicht aus; er erwartet *Λ* 611 f. eine andere, sieht sich im Anfange von *Π* zum Teil befriedigt durch die grofse Not der Achäer und völlig in *T*, als Agamemnon vor versammeltem Kriegsvolk seine „Verblendung" eingesteht (S. 228).

Diese Proben mögen genügen, um den Standpunkt des Verf.s zu kennzeichnen. Wir stehen nicht völlig auf seinem Standpunkte, da wir die lange Arbeit der Kritik im letzten Jahrhundert nicht für ganz vergeblich halten. Gewisse „Schichten" und „Fugen" lassen sich auch heute noch in den homerischen Gedichten erkennen; wir setzen die Unebenheiten auf Rechnung der Quellen, welche der Dichter benutzt hat, und auf die Schwierigkeit, welche die Komposition so grofser Gedichte notwendig haben mufste in einer Zeit, die doch wesentlich nur das Einzellied oder

die Aneinanderreihung mehrerer Lieder eines bestimmten Kreises (οἴμη) kannte.

Der Unterschied unserer Ansichten zeigt sich ganz besonders im zweiten Teile (S. 295—528), in welchem T. die Odyssee ebenso genau wie im ersten die Ilias analysiert und die wichtigsten Einwände, die gegen ihre Einheit gemacht sind, zurückzuweisen sucht. Wie er dabei verfährt, möge ein Beispiel zeigen. S. 390—408 spricht er über die Unterscheidung eines älteren (ι) und eines jüngeren Nostos (κ—μ) und wendet sich dabei, nach Zurückweisung der von Kirchhoff angeführten Gründe, zu denen, die ich in der Abhandlung De vetere . . . Nosto zur Unterstützung von Kirchhoffs Ansicht vorgebracht habe. Ich halte es noch heute für möglich und sogar für sehr wahrscheinlich, dafs es einen Nostos des Odysseus gab, in dem nur Poseidon (nach ι) der Feind des vielgeprüften Helden war, nicht aber auch Zeus und Helios (wie in μ). Die Gründe, die ich für diese Ansicht in der genannten Schrift angeführt habe, nämlich dafs die Gesänge κ und μ gar keine Rücksicht auf ι, das Gebet Polyphems und seine Erhörung durch Poseidon (ι 526—536), nehmen, ja dafs nach κ 28 ff. Odysseus fast ungefährdet in die Heimat gelangt wäre, wenn nicht die Gefährten in thörichtem Unverstand den Schlauch geöffnet hätten, dafs ferner der Charakter des Helden in ι wesentlich anders erscheint als in κ und μ, gelten auch heute noch und sind von T. weder erwähnt noch widerlegt. Vielmehr verfährt er bei seiner Widerlegung wenig wissenschaftlich, wendet jedenfalls, wie auch sonst häufig geschieht, Grundsätze an, die von der strengen, analytischen Kritik nicht anerkannt werden. Ich habe in dem genannten Progr. S. 13 ff. die Vermutung ausgesprochen, dafs sich urspünglich an die Kyklopie die Schilderung eines Sturmes angeschlossen habe, der mit geringen Änderungen jetzt noch in μ 405—414, 420, 421, η 251—253 erhalten sei, ein Sturm, in welchem Odysseus durch Poseidon seiner Genossen und seines Schiffes verlustig ging. Dagegen wendet T. ein (S. 295/96), dafs bei dieser Annahme zunächst die Worte des Odysseus ι 228 ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην, ἦ τ' ἂν πολὺ κέρδιον ἦεν unverständlich würden. Denn in diesen Worten bekenne sich Odysseus als schuldig an dem Bleiben in der Höhle. Die Gefährten aber sollten nach α 7—9 durch ihre eigene Schuld zu Grunde gehen und gingen es jetzt durch ihr Verfahren in μ, während sie nach meiner Annahme, wenn jener Sturm schon auf ι folge, ohne ihre Schuld zu Grunde gingen. Auf dieses Unglück aber müfsten doch dann die Worte ἦ τ' ἂν πολὺ κέρδιον ἦεν gehen. Diese letztere Auffassung ist zunächst nicht richtig; sondern diese Worte beziehen sich offenbar auf das Unglück, das sie alle in der Höhle des Kyklopen trifft, der sechs unter ihnen einen gräfslichen Tod bereitet. Der Widerspruch mit α 7—9 aber ist allerdings vorhanden, wenn jener Sturm auf ι folgte; indes ist doch leicht zu

begreifen, dafs der, welcher $\varkappa$ und μ hinzufügte, auch die Verse 6—9 im Prooemium hinzugesetzt haben kann. Derartige spätere Zusätze aber erkennt T. nirgends an; auch Nachahmung läfst er nicht gelten, sondern, wenn sich gleiche oder ähnliche Züge finden, wie z. B. Kirke und Kalypso viele Ähnlichkeiten haben, so ist dies ihm gerade ein Beweis für die Einheit der Dichtung. Soweit können wir ihm nicht folgen; wenn wir auch weit davon entfernt sind, einen „Flickpoeten" und geistlosen „Redaktor" für den Hersteller der Odyssee und Ilias in ihrer jetzigen Gestalt zu halten, so glauben wir doch auch nicht, dafs er jeden Vers selbst gedichtet und die ganze Handlung frei erfunden habe; er wird die im Liede schon viel behandelte Sage, auch Liedergruppen, wie z. B. der „alte Nostos" darstellen würde, benutzt haben. Der Grad der Abhängigkeit aber läfst sich nicht genau feststellen, sondern nur vermuten, da uns die Quellen selbst nicht mehr in der ursprünglichen Form vorliegen.

Der dritte Teil (S. 529—640) enthält eine ausführliche Bibliographie, die nicht nur eine genaue Beschreibung aller wichtigen Handschriften bringt, darunter den Abdruck eines ägyptischen Papyrus (N 147—174) als Textprobe aus vorchristlicher Zeit, und das Facsimile einer Seite aus dem cod. Ambros. (Φ 393 —409) als besten handschriftlichen Text, sondern auch eine Zusammenstellung der Litteratur über Homer seit Fr. A. Wolf (auf S. 546—624), welche die ungeheure Arbeit, die den homerischen Gedichten in nun mehr als einem Jahrhundert gewidmet worden ist, vor Augen führt. Natürlich kann man hier Vollständigkeit nicht voraussetzen; aber etwas mehr Sorgfalt und peinlichere Gewissenhaftigkeit, als bewiesen ist, hätte die Benutzung dieser Übersicht nicht nur erheblich erleichtert, sondern auch wertvoller gemacht. Ich will hier nicht die zahlreichen Druckfehler tadeln, namentlich in deutschen Wörtern, auch nicht das häufige Fehlen der Angabe darüber, ob eine Arbeit als selbständiges Buch oder Programm oder Dissertation oder nur als Aufsatz in einer Zeitschrift erschienen ist, sondern nur die Nachlässigkeit, Hauptwerke zu übergehen, die selbst im vorangehenden Text ausführlich besprochen worden sind, und die Willkür, mit der periodisch erscheinende Arbeiten (die Jahresberichte) bald erwähnt, bald nicht erwähnt werden. So sind z. B. Kirchhoffs Odyssee (2. Auflage, Berlin 1879), Fick, Die Homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt (Göttingen 1883), Christ, Geschichte der griechischen Litteratur (Nördlingen 1889) übergangen und Bonitz' Vortrag über den Ursprung der homerischen Gedichte wird 1880 so erwähnt, als ob er zum ersten Male erschienen sei, während es die 5. Auflage ist.

Trotz dieser Mängel ist die Zugabe doch wertvoll und wird manchem sehr willkommen sein, ebenso wie die prächtigen Lichtdruckbilder (fünfzehn an der Zahl) und die vier Karten, welche

nicht nur das troische Schlachtfeld an den verschiedenen Kampfestagen veranschaulichen und eine Übersicht über die bekannte Erde, wie sie etwa dem Dichter des Schiffskataloges vorschwebte, geben, sondern auch neben dem Gesamtplan von dem Gebiet von Smyrna und Ithaka eine Reihe wohlgelungener Einzeldarstellungen von Landschaftsbildern und einzelnen Göttern, Helden und Königen bieten.

Genau auf demselben Standpunkte wie Terret steht

2) Zuretti, Omero. L'Iliade. a) Vol. II. L. V—VIII. 188 S. 1900. b) Vol. III. L. IX—XII. 193 S. 1900. c) Vol. IV. L. XIII—XVI. 214 S. 1902. Torino, Ermano Loescher.

Diese drei Bände bieten in der Erklärung erheblich weniger als der I. Band, den wir in diesen JB. (XXIV S. 87) besprochen haben. Der Standpunkt, den der Verf. für die Erklärung gewählt hatte, war offenbar zu hoch. Doch enthalten auch diese Bemerkungen noch viel Gutes; sie dienen besonders auch der Verteidigung mancher von den alten oder neueren Kritikern angefochtenen Stelle und suchen deren Berechtigung zu erweisen. Der Verf. ist der Ansicht, dafs alle Versuche, Homer zu zerstückeln und in eine Menge kleiner und kleinster Teile aufzulösen, gescheitert sind, und schlägt deshalb in der Einleitung zum III. Bande vor, statt von der Sprache und Metrik oder von der Kultur oder von einzelnen Helden u. s. w. auszugehen, lieber die Kunst des Dichters zum Ausgangspunkte zu nehmen und nachzusehen, ob unter diesem Gesichtspunkte dieser oder jener Anstofs verständlich würde. Ich teile diese Ansicht und habe nicht nur in diesen Jahresberichten, sondern auch in der Abhandlung „Die Bedeutung der Widersprüche für die Homerische Frage“ (vgl. JB. XXI S. 18 u. ff.) mehrere viel angefochtene und stark verdächtigte Stellen der Ilias und Odyssee zu erklären versucht.

Einen besonders wertvollen Beitrag gerade für diese Frage liefert

3) Th. Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. I. Teil. Leipzig 1901, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 45 S. 8. Sonderabdruck aus dem Philologus Suppl. B. VIII. — Vgl. LCBl. 1902 Sp. 102/3.

Über die Art, wie der Dichter Parallelhandlungen darstellt, hat bereits Hüttig, Zur Charakteristik Homerischer Komposition (1886) verständige Bemerkungen gemacht, und ich habe an vielen Stellen dieser JB. über die Schwierigkeiten, die sie dem Dichter bereiteten, und die „Fehler“ der Darstellung, die sich daraus ergeben mufsten, gesprochen. Was aber bisher nur vereinzelt geschehen ist, wird von dem Verf. in einen so klaren, übersichtlichen Zusammenhang gebracht, durch die Bedingungen unseres Anschauungsvermögens und durch ästhetisch-künstlerische Gesetze

gestützt und durch äufsere Zeichen (Diagramme) veranschaulicht, dafs für jeden, der ohne Voreingenommenheit an das Lesen der Schrift herangeht, es klar werden mufs, nicht das stümperhafte Ungeschick eines geistlosen Redaktors oder Flickpoeten habe die Einheit der homerischen Gedichte geschaffen, sondern ein wirklicher Dichter, der nach bestimmten Kunstgesetzen verfuhr, die sich überall gleichbleiben und selbst an Stellen sich beobachten lassen, die bisher den gröfsten Anstofs boten. Da die Arbeit ein in sich geschlossenes, wohlgefügtes Ganzes bietet, bei dem auch nicht ein Satz überflüssig ist oder sich glatt herausnehmen liefse, so ist es unmöglich, hier kurz den Inhalt oder Gedankengang zu geben. Ich mufs deshalb die Leser auf die Schrift selbst verweisen und meine, dafs kein Homerforscher sie ungelesen lassen darf. Es werden dann die gewöhnlichen Fragen: Was macht inzwischen Thetis oder Penelope? Wie kommt Poseidon, den wir doch Vers . . . da oder dort gelassen haben, plötzlich hierher? und unzählige andere nicht mehr, um den Dichter zu tadeln, ausgesprochen werden. Im einzelnen sei nur bemerkt, dafs selbst die zwölftägige Abwesenheit der Götter in *A* und die zweite Götterversammlung in *ε* sowie die ganze Einfügung der Telemachie durch die Darlegung des Verf.s eine verständliche Erklärung findet.

4) W. Christ, Geschichte der griechischen Litteratur. 3. Auflage. München 1898. X u. 944 S. 16,50 *M*. — Vgl. R. Peppmüller, Berl. phil. WS. 1899 Sp. 1121—30.

Hier interessiert uns der Abschnitt über Homer, der gegenüber der ersten Auflage nicht nur eine erhebliche Erweiterung (mehr als 15 Seiten Text), sondern auch nicht unwesentliche Änderungen in der Auffassung des Verfassers über die Entstehung der homerischen Gedichte bringt. Von den sechs Sätzen (s. JB. XVI S. 129/30), in denen Chr. in der ersten Auflage seine Gesamtansicht über die homerischen Gedichte zusammenfafste, wobei er die Hoffnung aussprach, dafs sie „sicher mit der Zeit zur allgemeinen Geltung kommen“ würden (S. 32), hat er in der dritten Auflage nur die beiden ersten beibehalten, dem dritten aber folgende, wesentlich veränderte Form gegeben: „Beide Dichtungen sind aus derselben Sängerschule hervorgegangen, und es mögen auch manche der jüngeren Partieen der Ilias und Odyssee denselben Verfasser haben. Aber um mit Zuversicht die Odyssee demselben Dichter wie die Ilias zuzuweisen, dazu reicht die allgemeine Übereinstimmung in Sprache und Kunst nicht aus“. Die folgenden Sätze vollends sind gänzlich geändert und z. T. zu einer ausführlichen Darlegung seiner Ansicht über Ilias und Odyssee erweitert worden. An ihrer Stelle stehen jetzt zwei kürzere Sätze, von denen besonders der zweite (5.) bemerkenswert ist: „Ilias und Odyssee sind nicht erst nachträglich dadurch zu stande gekommen, dafs ein Redaktor alte, ursprünglich

selbständige Lieder oder Epen zu einheitlichen Werken umschuf; vielmehr haben von Anfang an die alten Dichter die einzelnen Lieder in Bezug zu einander gesetzt, und haben auch die jüngeren Homeriden die Einlage ihrer Zudichtungen an ganz bestimmten Stellen von vorn herein ins Auge gefafst". Diese Ansicht, mit der Chr. die Mitte hält zwischen Lachmann und Niese einerseits und Kirchhoff und den strengen Unitariern andererseits, leidet an Unklarheit. Wer sind die alten Dichter? Und was sind das für einzelne Lieder? Diese letzteren zunächst müssen doch immer eine gewisse Selbständigkeit gehabt haben, ehe sie zu einem einheitlichen Epos verbunden wurden. Oder meint der Verf. damit nicht die einzelnen Lieder, in denen Sänger vor ihm die Sage allmählich ausbildeten, sondern die Lieder oder Gesänge, aus denen jetzt Ilias und Odyssee bestehen? Diese sind natürlich immer von Anfang an in Bezug auf einander gedichtet worden. Aber den Plan zur Ilias und Odyssee hat doch, wie der Verf. ausdrücklich im zweiten, auch in der neuen Auflage beibehaltenen Satze sagt, nur ein Dichter entworfen und auch so ausgeführt, dafs ihm der bei weitem gröfste Teil der Ilias und Odyssee als Eigentum zuzusprechen ist. Was etwa später und von anderen noch hinzugekommen ist, das sind doch nur Eindichtungen, über die der Verf. im zweiten Teile des angeführten Satzes spricht. Wen meint er also mit den Dichtern? Und warum soll der Dichter der Ilias nicht selbständige Lieder, ja vielleicht auch kleinere Epen, jene *οἴμας* (ϑ 481), benutzt haben? Nur darf man sich diese Benutzung nicht so mechanisch und unkünstlerisch denken, wie die thun, welche die jetzige Einheit in den grofsen Gedichten einem „Redaktor" oder „Flickpoeten" zuschreiben und annehmen, dafs dieser bis zu einem bestimmten Verse dieses Lied oder Epos benutzt, dann zu einem andern gegriffen, hier vom Anfange ein Stück abgeschnitten, einige zusammengestoppelte Verbindungsverse eingeschoben und daran den Rest des neuen Liedes angeschlossen habe. Wie auf solche Weise eine Einheit zu stande kommen soll, ist unverständlich. Vielmehr wird der Dichter von dem ihm vorliegenden Gedicht gröfseren oder geringeren Umfanges wesentlich nur den Inhalt, vielleicht einzelnes Vers- und Wortgut, auch wohl eine Kampfesscene, ein Gleichnis u. ä. benutzt, im übrigen aber Form und Inhalt ganz nach seinen Bedürfnissen gestaltet haben. Während ich also den ersten Teil des oben angeführten Satzes gern unterschreibe, möchte ich dem zweiten folgende Form geben: „. . . vielmehr hat der Dichter der Ilias und ebenso der der Odyssee den Plan zu der Dichtung selbständig entworfen, bei der Ausführung aber den im Liede vorhandenen Sagenstoff und wahrscheinlich auch schon gröfsere zusammenhängende Liederreihen (*οἴμας*) in freier, nicht sklavischer Weise benutzt. Dieses Ganze hat später einzelne kleine, den Plan des Ganzen nicht beeinflussende Zusätze und Erweiterungen erfahren".

Wie Chr. sich im übrigen die homerischen Gedichte entstanden denkt, damit bin ich im ganzen einverstanden, namentlich damit, dafs es durchaus nicht nötig ist, anzunehmen, der Dichter habe die Gesänge von *Α—Ω* genau in der Reihenfolge, in der sie jetzt stehen, auch hintereinander her gedichtet und den Plan in allen Einzelheiten von Anfang an vor der Seele gehabt; sondern er wird, mehr noch, als wir es von neuern Dichtern und auch von Vergil wissen, bald diesen, bald jenen Gesang ohne Rücksicht auf die Reihenfolge ausgearbeitet haben, dabei auch wahrscheinlich nicht selten den ursprünglichen Plan abgeändert oder erweitert haben (s. u.). Er konnte um so eher in dieser Weise verfahren, als das zuhörende Publikum zunächst nur immer einzelne Gesänge zu hören bekam und diese auch, soweit sie sich im Rahmen der bekannten Sage hielten, verstand. So gebe ich dem Verf. vollkommen recht, wenn er z. B. die Gesänge *Β—Η* 312 und auch die Hauptteile von *Μ—Ο*, ja jetzt auch die Bestattungsfeier des Patroklos (*Ψ* 1—256) und Hektors Lösung (*Ω*) dem Dichter selbst giebt. Denn er schreibt jetzt (S. 43): „Die Patrokleia und Achilleis waren von vorn herein breiter angelegt, so dafs sie weniger der Erweiterung bedurften; doch erfuhr insbesondere die Achilleis einen versöhnenden, auch das religiöse Gefühl befriedigenden Abschlufs durch die Zudichtung von der Bestattung der Leiche des Patroklos (*Ψ* 1—256) und von der Lösung Hektors (*Λύτρα* in *Ω*). Denn mit Recht lehnt es Köchly ab, diesen letzten Gesang der Ilias, wiewohl er in Sprache und Ton vieles mit der jüngeren Odyssee gemeinsam hat, der alten Dichtung abzusprechen und so Homer eines der schönsten Blätter seines Ruhmeskranzes zu berauben“. Damit stimmt freilich nicht, wie schon Peppmüller a. a. O. bemerkt hat, dafs S. 47 (Z. 3 v. u.), noch wie in der ersten Auflage (S. 35) steht: „Wohl zeichnen sich mehrere Gesänge, welche wir für jüngere Einlagen halten, wie die Gesandtschaft, Hektors Lösung, der Schild des Achill, durch grofse Schönheit aus“. Es wird also hier noch die Lösung Hektors wie die Gesandtschaft einem anderen „begabten“ Dichter zugeschrieben, wie vor allem der Zusatz beweist: „und wir müssen schon zugeben, dafs auch noch manchem der Homeriden ein glücklicher Wurf gelungen ist“. Es ist dies ein Versehen, das in einer wohl bald zu erwartenden neuen Auflage berichtigt werden mufs[1]).

---

[1]) Dabei sei es mir erlaubt, auf ein anderes kleines Versehen hinzuweisen, das sich schon in der ersten Auflage findet und seitdem immer wieder abgedruckt ist. S. 37[1] ist Anm. 2 und 3 versetzt. Es mufs Anm. 3 vor 2 mit dieser Nummer stehen, da sich meine Einwände, welche Chr. berücksichtigt hat, auf die Ausnutzung des Verses *ω* 88 beziehen, nicht aber auf die Quelle Artakia u. s. w., die vielmehr Kirchhoff a. a. O. zur Zeitbestimmung verwendet hat. Diese Anm. also mufs die Nummer 3 tragen. In der dritten Auflage sind es die Anm. 3 und 4 (S. 50), welche auf diese Weise umgestellt werden müssen. — Ferner heifst es S. 34[3] Anm. 5 Schlufs:

So weist Chr. immer gröfsere Teile der homerischen Gedichte Homer selbst zu, und er müfste unbedingt zu den Unitariern gerechnet werden, wenn er nicht immer noch die Gesandtschaft in *I* einem späteren Dichter zuschriebe. Da über diese weiter unten zu sprechen sein wird, so gehe ich auf eine Widerlegung seiner Gründe nicht ein. Im ganzen aber ist es mit Freude zu begrüfsen, dafs ein so verbreitetes Werk immer mehr der einheitlichen Auffassung der so arg von der Kritik mifshandelten Gedichte zuneigt.

5) E. Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Zweite Auflage. Paderborn 1901, F. Schöningh. X u. 346 S. 8. 4 *M*. — Vgl. O. Weifsenfels, Berl. phil. WS. 1901 Sp. 737—742; Vogrinz, WS. f. kl. Ph. 1901 Sp. 505—506.

Dafs eine zweite Auflage dieses vor zwölf Jahren erschienenen Kommentars nötig geworden ist, beweist deutlich, dafs die Arbeit des Verf.s in weiten Kreisen Anklang gefunden hat; denn nur wenigen hervorragenden Schriften über die Homerische Frage (Lachmanns Betrachtungen, Bonitz' Vortrag, Kirchhoffs Odyssee) ist ein solches Los zu teil geworden. Äufserlich unterscheidet sich diese Neubearbeitung von der ersten Auflage dadurch, dafs ihr ein Lichtdruckbild (Ares oder Achill?; vgl. Baumeister I Abb. 122) beigegeben und über den einzelnen Seiten der Inhalt kurz angegeben worden ist. Der Inhalt selbst ist nur wenig vermehrt, aber überall merkt man die bessernde Hand im Ausdruck wie in der Fassung des Urteils (vgl. z. B. S. 121[1] mit 119[2]). Die Gesamtansicht des Verf.s hat sich indes nicht geändert, und da auch ich inzwischen keine andere Ansicht über die Homerischen Gedichte bekommen habe, so genügt es, auf meine Besprechung der Schrift in diesen JB. XVI S. 134 ff. zu verweisen. Nur eine Erwiderung auf einzelne Bemerkungen der Vorrede, die deutlich auf diese Besprechung hinweisen, sei mir gestattet. S. VII u. VIII schreibt nämlich der Verf.: „Wenig annehmbar ist die Ansicht, nach der Homer in einer Zeit der „Gärung" dichtete, „die fortwährend Neues brachte", wodurch sich auch die vielen Unebenheiten und Widersprüche in der Dichtung selbst erklären lassen: legt dies schon für die einheitliche dichterische Fähigkeit kein schönes Zeugnis ab, so war unmöglich ein aus der Gärung erwachsenes Gedicht geeignet, für alle göttliche und menschliche Ordnung die Grundlage zu legen, auf der alle Nationen griechischer Sprache sich in Freiheit weiter entwickeln konnten". Ich will den letzten Gedanken nicht pressen, verstehe

„Unter den Neueren tritt Rohde mit Entschiedenheit für die Einheit im grofsen Ganzen ein". Falls hier „Rohde" nicht eine Verschreibung für Rothe ist, da Chr. mehrmals meine Ansicht anführt, so mufs Rohde näher bezeichnet werden. — Endlich mufs es S. 45 Anm. 2 *ν* 397 (statt *λ* 397) heifsen.

aber nicht, weshalb es unmöglich sein soll, dafs aus einer Zeit der Gärung, des gewaltsamen Drängens nach neuen Pfaden, ein Kunstwerk allerersten Ranges, das einen dauernden Einflufs nicht nur auf das Volk, in dem es entstanden ist, sondern auch auf nachfolgende Geschlechter und Völker auszuüben im stande ist, hervorgehen kann. Ist nicht gerade in einer solchen Zeit das Meisterwerk der lateinischen Litteratur, Vergils Äneis, entstanden mit seinem ganz ungewöhnlichen Einflufs auf Mit- und Nachwelt? Gerade an diesem Werke hat erst kürzlich E. Norden (N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1901 Heft 4 u. 5) nachgewiesen, welchen Einflufs das Eindringen ganz neuer Vorstellungen auf Änderungen im Plane und in der Ausführung gehabt hat, und dafs nur so Widersprüche und Unebenheiten erklärlich werden, die Vergil in den Augen eines ungerechten, weil die Zeitverhältnisse nicht berücksichtigenden Kritikers wie Kroll (Studien über die Komposition der Äneis) den Vorwurf eines Stümpers und Kompilators ganz wie Homer eingebracht haben. Und ferner, ist nicht auch Goethes Faust, das Meisterwerk unserer Litteratur, aus der Zeit der höchsten Gärung, der Zeit von Sturm und Drang, hervorgegangen, und hat nicht auch an dieser gewaltigen Dichtung unser gröfster Dichter wiederholt, immer mit der wachsenden Kunsterkenntnis, Änderungen des Planes und der Ausführung im einzelnen vorgenommen, deren Spuren noch jetzt erkennbar sind (vgl. besonders Goethes Faust, in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von E. Schmidt, und A. Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik, s. u. S. 132)? Aber auch dies hat Goethes Faust mit den homerischen Gedichten gemein, dafs er auf der Volkssage fufst und dafs in sie unser grofser Dichter während der langen Zeit seines Lebens den Reichtum seiner Gedanken hineingelegt hat, so dafs aus der ursprünglichen Dichtung zuletzt etwas ganz anderes geworden ist, als die Sage und die ersten Entwürfe vermuten liefsen. Und wie in der Ilias und Odyssee sind auch im Faust die einzelnen Teile von verschiedenem Wert oder zeigen Spuren der Überarbeitung[1]). Auch

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, hier auf ein von A. Gercke angeführtes Beispiel hinzuweisen, welches zeigt, wie durch geringe Änderung der Ton der Worte wesentlich geändert werden kann, wie diese Änderung aber nicht von einem fremden Interpolator, sondern von dem Dichter selbst herrührt. Er schreibt (S. 7): „Über Goethes Faust schrieb am 29. Mai 1881 M. Rieger an Scherer: „Nur in der Kerkerscene hat man deutlich den Eindruck der versifizierten Prosa und glaubt mitunter das Ursprüngliche herstellen zu können, z. B.:

Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
[Es fafst mich kalt beim Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein]
Und wackelt mit dem Kopfe,

wo Balladenton an die Stelle des einfach dramatischen Ausdrucks getreten ist“. Sechs Jahre darauf wurde wirklich eine ältere Fassung dieser Scene in Prosa gefunden, und darin stehen nur die Worte: „Wären wir nur den

die Ilias dürfen wir uns nicht innerhalb weniger Wochen entstanden denken, wie etwa Goethes Hermann und Dorothea, sondern es hindert uns nichts, für ihre Entstehung ebensoviel Zeit anzusetzen wie für Goethes Faust I. Teil. In dieser langen Zeit aber konnten manche Änderungen des ursprünglichen Planes erfolgen, und damit auch Unebenheiten in die Dichtnng kommen.

Ich hatte ferner gefragt bei der Besprechung der ersten Auflage des Buches, wie man es sich erklären solle, dafs so viel „Schutt" und „Schmutz", Szenen, in denen, um des Verf.s eigene Worte zu gebrauchen, „die Götter und Göttinnen vielfach bis zur Plattheit und Gemeinheit herabsinken" und „in Roheit mit Behagen waten" (S. 104), in die edle Dichtung eingedrungen sei und sich dort auch behauptet habe. Auf diese Frage antwortet jetzt der Verf. (S. VIII): „Dafs diese Ein- und Zudichtungen von oft sehr geringem dichterischen Werte sich vor dem Urteile der Griechen haben behaupten können, erklärt sich, von anderen Gründen abgesehen, schon durch die Thatsache, dafs die Gedichte Jahrhunderte lang in einzelnen Vorträgen gehört wurden, die eingehende Prüfung nicht zuliefsen, zumal es eine Kritik in unserem Sinne nicht gab; haben doch auch die späteren Jahrhunderte bis in die neuere Zeit hinein gegen die Einheit der Ilias nicht Bedenken erhoben; als man endlich die Gedichte aufzuschreiben begann, da war der Name Homers so geheiligt, dafs die Sammler und Ordner kaum auf den Gedanken kommen konnten, ein unter Homers Namen gehendes Stück auszuschliefsen". An dieser Ausführung ist durchaus richtig, dafs die Rhapsoden vielfach die homerischen Gedichte entstellt haben; von einem wird uns dies sogar ausdrücklich berichtet (*πολλὰ λυμαίνεται*); aber daneben wird immer der „echte" Homer im grofsen und ganzen bestanden haben, da andere Zunftgenossen sich peinlich bemühten, die echten Gedichte vorzutragen, und gewifs nicht bereit waren, jede alberne Erfindung oder Veränderung eines andern Rhapsoden anzunehmen; und wenn wir von verschiedenen Stadtexemplaren hören, so beweisen diese, gleichviel ob sie auf eine besondere „Rezension" zurückgehen, d. h. auf eine Feststellung des besten Textes durch Vergleich der besten Überlieferung, oder nur auf eine einfache Abschrift des für den besten gehaltenen Textes, dafs auch das Publikum frühzeitig Kritik geübt hat und sich Verunstaltungen des echten Homer nicht gefallen liefs. Die Zeit aber hat eine reinigende Kraft und wird diese, wie Mähly ganz richtig behauptet (JB. XVI S. 131), auch auf die homerischen Gedichte ausgeübt haben. Alles Niedrige, nur für den Augenblick Geborene, wie es doch solche Einfälle der Rhapsoden waren, fällt

Berg vorbey, da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopfe". Was hier im Faust klar vor Augen zu führen ist, weil der ältere Entwurf noch vorhanden ist, kann bei Homer nicht geschehen; aber deshalb darf doch die Möglichkeit solcher Überarbeitungen nicht abgestritten werden.

ab und vergeht, das Gute und Edle aber erhält sich. Wenn daher uns jetzt manches minderwertig in der Ilias erscheint, so braucht dies dem Dichter und seiner Zeit, ja auch den folgenden Geschlechtern noch nicht so erschienen zu sein; sonst wäre es eben nicht weiter verbreitet worden.

Kann ich so die Ansicht des Verf.s nicht teilen, der nicht etwa nur einzelne Verse oder kleinere Versgruppen dem Dichter abspricht, sondern so umfangreiche Teile wie das 3. und 4. Buch, so würde ich es doch mit Freuden begrüfsen, wenn der Verf. sich entschlösse, das, was er als echt in der Ilias ansieht, auch gesondert herauszugeben. Ich zweifle nicht, dafs dann etwas Einheitlicheres herauskommen würde, als jetzt verschiedene „verschnittene" Ausgaben bieten, und man würde zugleich deutlicher ersehen, als jetzt möglich ist, ob diese Ausscheidungen so glatt sich bewerkstelligen lassen, wie der Verf. glaubt, und ob sich nicht hin und wieder starke Fugen zeigen werden, die das Beibehalten dieser oder jener Versgruppe fordern. Sicher aber würden Lehrer und Schüler nur das wirklich Beste aus Homer zu lesen bekommen; denn das ist dem Verf. unbedenklich zuzugestehen, dafs er stets nur verwirft, was irgendwie minderwertig erscheint.

6) A. Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum 1901 S. 1—22; S. 81—112; S. 185—212.

In dieser geistvollen, äufserst lesenswerten Abhandlung sucht der Verf. in zehn Kapiteln (1. Allgemeines. Emendation; 2. Interpolation; 3. Lücken; 4. Umstellungen; 5. Wortänderungen; 6. Sinnesänderungen; 7. Die Fortschritte der Philologie; 8. Klammern; 9. Einheit; 10. Umschau und Abschlufs) eine sichere Grundlage für die sogenannte höhere Kritik zu schaffen. Es werden die Irrtümer der bisherigen Methode von den Anfängen der philologischen Kritik bis auf unsere Tage und die Fortschritte, welche die Kritik namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht hat, erwähnt und die Grenzen angegeben, die eine besonnene Forschung sich stellen mufs, und die Ziele, zu denen sie gelangen kann. Die Beispiele, um seine Ansicht zu entwickeln, wählt der Verf. aus den verschiedensten Schriftstellern alter, neuerer und neuster Zeit. Neben Dichtern wie Homer, Vergil, Goethe und Schiller werden auch Philosophen wie Plato und Aristoteles, ferner das Sammelwerk des Diogenes Laertius und Schriften des N. Testamentes, endlich sogar eine Abhandlung der neuesten Zeit in den Kreis der Betrachtung gezogen. So wird ein freierer Gesichtspunkt für die Analyse gewonnen, als gewöhnlich die besitzen, die nur ein einzelnes Werk betrachten und, was hier auffällig ist, sofort verwerfen und als des Verf.s unwürdig bezeichnen.

Wir müssen uns hier auf einzelne Beispiele aus den home-

rischen Gedichten beschränken, an denen G. seine Ansicht erläutert. Mit Recht hebt er zunächst im allgemeinen hervor, dafs die philologische Kritik wirkliche Fortschritte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht habe. Denn wie die ersten Kritiker der Alten Zenodot, Aristophanes und Aristarch vor nun mehr als 2000 Jahren ganz unbefangen alles, was ihrer Vorstellung von Homer widersprach, als Eigentum der *νεώτεροι* ausgaben, aber niemals darnach fragten, wie dies so massenweise in den Text gedrungen sei, so haben auch die Neueren, von Scaliger an bis auf Fr. A. Wolf, Lachmann u. s. w., sich wenig darum gekümmert, wie die Textverderbnis entstanden ist. Es war ein grofser Fortschritt, als Kirchhoff die Forderung erhob und ziemlich streng durchführte, dafs der Kritiker den inneren Anlafs jeder Interpolation nachweisen müsse, wenn er ihr ursprüngliches Fehlen, ihre relativ junge Entstehung glaubhaft machen wolle. Dieser Grundsatz in Verbindung mit der strengen Methode besonders Vahlens, der bei Anstöfsen irgend welcher Art immer zuerst fragt, was wohl der Grund dieser Eigentümlichkeit, sei es der Sprache sei es des Sinnes, sein könne, und sich umsieht, ob nicht Ähnliches auch sonst vorkomme, hat einen wesentlichen Umschwung in der Betrachtung der homerischen Gedichte in den letzten 15—20 Jahren herbeigeführt. Schon Erhardt (vgl. JB. XXI S. 11 ff.) betont, dafs man bei der Ilias nicht von „Echtem" oder „Unechtem" sprechen dürfe, sondern nur von verschiedenen Fassungen, Parallelhandlungen oder -Dichtungen, und Gercke (S. 104) stellt den von mir seit mehr als zwölf Jahren befolgten Grundsatz auf: „Die Frage nach der äufseren Herkunft von scheinbaren Zusätzen oder Umstellungen beantworten wir heutigen Tages so: sie stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Autor selbst, wenn nicht eine andere Herkunft nachzuweisen ist". Dabei bleibt der Analyse durchaus ihr Recht gewahrt, in den homerischen Gedichten ebenso wie in anerkannt einheitlichen Werken, nach dem *πρότερον* und *ὕστερον* zu fragen, den Spuren älterer Fassung nachzugehen und Unebenheiten, die nicht beseitigt sind, aufzudecken.

Nach diesen allgemeinen Sätzen, die mir das Wichtigste in der ganzen Abhandlung sind, will ich die Ansicht des Verf.s über einige, z. T. viel besprochene Stellen der homerischen Gedichte anführen. S. 19 wundert sich G. über den Widerspruch des Dichters in der Behandlung der Arete. Nach den Worten der Nausikaa ζ 305—315 und Athenes η 53—77 soll von ihr allein die Entsendung abhängen. „Aber das ist im Folgenden rein vergessen. Alkinoos hat allein die Bestimmung, nicht Arete". Er glaubt deshalb, dafs Arete ursprünglich ein furchtbares Wesen war, dafs aber bei ihr wie überhaupt bei den Phäaken alles Furchtbare bis auf geringe Spuren (z. B. η 31—33) gestrichen

sei. Ich halte diese Vermutung für nicht ausreichend begründet. Zwar der Widerspruch ist anzuerkennen, aber näher liegt dafür die Erklärung, die ich, was dem Verf. entgangen ist, schon früher (Bedeutung der Widersprüche S. 25) gegeben habe. An derselben Stelle habe ich schon gezeigt, was G. hier ebenfalls erwähnt, dafs Athene eine „Dublette" und zwar nicht allein der Nausikaa, sondern auch der Leukothea sei. Diese Rolle kommt ihr so häufig zu, dafs es den Anschein hat, als verdanke sie ihre Stellung in der Odyssee einer nachträglichen Bearbeitung.

Viel schwieriger ist die Frage über den Schlufs von τ. G. glaubt mit Niese und v. Wilamowitz, dafs bis τ 476 alles (mit Ausnahme von Vs. 388—392) auf die Erkennung der beiden Gatten angelegt sei; aber seine Ausführungen haben mich ebensowenig wie die seiner Vorgänger davon überzeugen können, dafs die Zusammenkunft der Gatten mit der Erkennung geendet habe. Die Einwendungen, die ich dagegen vorgebracht habe (JB. XIII S. 320) sind auch von G. nicht widerlegt worden. Ich halte es nicht nur psychologisch für unglaublich, dafs der Dichter durch die Magd die Erkennung der beiden Gatten herbeiführt, sondern ich sehe auch kaum eine irgendwie das ästhetische Gefühl befriedigende Form des Endes der Odyssee, wenn hier schon die Erkennung erfolgt wäre; während in dem jetzigen Zusammenhange drei wundervolle Szenen sich so entsprechen, dafs man es für ein Kunststück allerersten Ranges ansehen müfste, wenn die erste, obwohl sie aus einem ganz anderen Zusammenhange stammte, in ein so inniges Verhältnis zu den beiden anderen gesetzt worden wäre. Jetzt entspricht die hier fast bis an das Erkennen (τ 316) geführte Szene, die nur an der starken Ungläubigkeit der Penelope scheitert, zunächst die herrliche Nachtszene (v 1—90), in welcher der Seelenzustand der beiden Gatten nach dieser Unterredung geschildert wird, und vor allem dem Traumbilde (v 87—90), das Penelope hat und über das Cauer (Anm. z. d. St.) schön bemerkt: „Das Gespräch mit dem Heimgekehrten hat vom Abend her in der Seele fortgewirkt. Wachend konnte sie ihn nicht erkennen, weil das Äufsere des Bettlers sie störte; im Traume, wo die Kontrolle des Bewufstseins fehlt, kommt ein richtigeres Empfinden zum Durchbruch: sie glaubt den Gemahl zu sehen. Und mit dieser Vorstellung mischt sich das Bild seiner äufseren Erscheinung, wie sie vor 20 Jahren war, deren sie sich eben vorher (τ 218 ff.) so genau erinnert hat". Beide Szenen erhalten aber ihre einzig mögliche Fortsetzung in der jetzigen Erkennungsszene in ψ, in welcher Penelope selbst nach der Ermordung der Freier, und obwohl die treue Dienerin und der eigene Sohn ihr die Versicherung geben, dafs wirklich Odysseus vor ihr stehe, ihn nicht eher anerkennt, als bis er ihr das Geheimnis ihres Schlafgemaches enthüllt. Wie man diese drei Stellen auseinanderreifsen kann, ohne irgend etwas Wahrscheinliches an Stelle dieses

Zusammenhanges zu setzen — denn auch G. erklärt die Vermutungen Nieses und v. Wilamowitz' über das Ende der Odyssee bei ihrer Annahme für sehr unsicher und wenig „plausibel" —, verstehe ich nicht, und zwar um so weniger, als auch die jetzt auf τ 316 unmittelbar folgenden Verse einen guten Zweck für die Gesamtdichtung haben (vgl. JB. XIII S. 320). Nur von τ 505—604 ist zuzugeben, dafs sie sich in dem jetzigen Zusammenhange fremdartig ausnehmen. Ihre Einführung ist wohl auf das an verschiedenen Stellen hervortretende Streben zurückzuführen, mythologische Erzählungen und Wunder einzuschalten.

Gut und neu ist, was G. in dem Kapitel „Wortveränderungen" (S. 98) über die Verse μ 374—390 schreibt. Er hält mit Aristarch für möglich, dafs diese Verse ein späterer Zusatz sind; wahrscheinlich aber dünkt es ihm, dafs μ 333—338, 366—373, d. h. Odysseus' Entfernung und Schlaf, spätere Zudichtung sind; dafs ursprünglich die Erzählung in 3. Pers. war und die Verse 394—96 unmittelbar auf 356—65 folgten, wie es der Sinn verlangt; dann aber könnte 374—90 bleiben, und τοῖσι in Vs. 394 hätte einen Sinn, während es jetzt ἡμῖν heifsen müfste, da Odysseus unter denen einbegriffen ist, denen die Vorzeichen gelten. Diese Annahme ist in der That sehr wahrscheinlich. Denn man begreift leicht den Grund der Änderung, da der Dichter nicht nur Odysseus, der selbst erzählt, „entlasten" wollte, indem er die Versündigung an dem Gotte in seiner Abwesenheit geschehen liefs, sondern auch erklären wollte, weshalb die Gefährten allein, nicht auch Odysseus mit ihnen, zu Grunde gingen, während in der ursprünglichen Form wahrscheinlich alle den Tod fanden. Das τοῖσιν aber als Spur der ursprünglichen Form ist genau so verräterisch wie der Wechsel zwischen der 1. und 3. Pers. in ι 82—88, worauf ich Die Bedeutung der Wiederholungen S. 162 Anm. eine ähnliche Vermutung gegründet habe wie hier der Verfasser. Natürlich bildete dann die Erzählung eines der vielen Schiffermärchen, die der Dichter benutzte und zu seinem Zwecke umgestaltete.

In dem Kapitel „Umstellungen" bemerkt der Verf. (S. 83), ganz in der von mir vertretenen Ansicht (s. o. S. 131): „Der Anlafs zu gröfseren Umstellungen liegt für den Autor meist darin, dafs er sein Werk nicht aus einem Gufs schafft, sondern durch nachträgliche Ergänzungen, Erweiterungen, Umschmelzungen eigener oder fremder Entwürfe sich veranlafst sieht, die ursprüngliche Gedankenfolge umzuändern. Und das geschieht selten so gründlich, dafs nicht Spuren der ursprünglichen Reihenfolge zurückblieben, zumal wo in längeren Zeiträumen die Auffassung und Ausdrucksweise des Autors sich selbst verschiebt. So führt auch hier der Emendationsversuch dazu, frühere oder spätere Stücke, ältere und jüngere Bestände zu unterscheiden . . . Denn nur einzelne Dichter und Gelehrte verfahren so, dafs sie ihr Thema

von A bis Z hintereinanderweg abarbeiten. Die Regel ist, dafs mit dem Plane oder verschiedenen Plänen des Ganzen fast gleichzeitig die Ausarbeitung hervorragender Teile in Angriff genommen wird und dann durch Herstellung von Verbindungsstücken und Umschmelzen des jeweiligen Planes sowie einzelner Szenen ein Ganzes entsteht, das dem Verfasser noch als eine Einheit erscheint". Dieses Verfahren glaubt G. auch in der Ilias zu entdecken und führt Folgendes zur Begründung an (S. 84): „In der Ilias scheint der Zorn Achills eine relativ junge Erfindung zu sein, der noch nicht alle Teile des Heldenepos angepafst sind. Obwohl Achill allein über alle Achäer so emporragt, dafs sein Fernbleiben vom Kampfe sofort den Troern den Sieg verleihen müfste, bleibt dieser aus, und Diomedes übertrifft *Z* 98 (vgl. I 48) Achill an Furchtbarkeit. Und der Zweikampf zwischen Menelaos und Paris in *Γ* soll Entscheidung und Frieden bringen, die nur durch Treubruch der Götter und Menschen verhindert werden: ohne diesen würde Achill vergeblich die ihm von Zeus verheifsene Sühne erwarten. Der Zweikampf würde am besten in den Anfang des Krieges, der Auszug des Diomedes in die letzte Phase gehören, aber beide scheinen älteren Liedern zu entstammen als Achills Zorn und die jetzige Tageszählung in der Ilias". Mit dieser Ansicht bin ich insofern völlig einverstanden, als auch ich, abweichend von den meisten Kritikern (s. u.), nicht glaube, der Zorn Achills sei gleichsam der Ausgangspunkt des ganzen Heldengesanges und er habe so gewaltigen Einflufs geübt, dafs alle folgenden Sänger sich nur in der durch ihn gegebenen Bahn bewegt hätten. Ich meine, lange bevor der grofse Dichter auf den Gedanken kam, ihn zum Mittelpunkt eines gröfseren Epos zu machen, werden Sänger von den Thaten Agamemnons, Achills, Diomedes' u. a. gesungen haben, und der Dichter benutzte davon, was ihm brauchbar erschien. Auch das ist meine Meinung, dafs der Zweikampf zwischen Paris und Menelaos in den Anfang des Krieges gehört. Wie ich aber im übrigen über die jetzige Anordnung denke, habe ich bereits in diesen JB. XIII S. 292 ff. und dann in der Schrift Die Bedeutung der Widersprüche S. 35 auseinandergesetzt und kann daher, da sich meine Meinung nicht geändert hat, hier darauf verweisen.

Eine Spur einer älteren Fassung der Sage findet G. ferner in den Versen *T* 270—274, in denen Achill Zeus beschuldigt, seinen Zwist mit Agamemnon verursacht zu haben, weil er vielen Achäern den Tod bereiten wollte; denn diese Auffassung widerspricht dem jetzigen Inhalte von *Α*, sie liegt aber vor in den Kyprien, nur dafs hier der Wille des Zeus auf die Anstiftung des ganzen Krieges geht; vielleicht aber hat auch der Dichter dieses Motiv wählen wollen, und das Proömium mit den Worten (*Α* 5) *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* ist uralt. Für möglich mufs man dies halten. Da ich unten auf *T* zurückkommen mufs, so

will ich hier nicht näher darauf eingehen, sondern den Schlufs der Besprechung dieses inhaltsreichen Aufsatzes mit einer persönlichen Bemerkung machen, da der Verf. S. 197 meine Auffassung über die Bedeutung der Analyse als Grundlage der höheren Kritik nicht scharf genug erfafst zu haben scheint. Nachdem er nämlich im 10. Kapitel eine Reihe von Stellen aus Goethe und Schiller (nach meiner Abhandlung und Cauers Grundfragen) angeführt hat, um zu zeigen, wie die Dichter selbst über Fehler und Widersprüche in ihren Werken gedacht haben, fährt er fort: „Wie stellt sich nun der moderne Kritiker zu diesen Anschauungen der Dichter? Mancher ist zu starken Konzessionen geneigt, indem er von dem Gesichtswinkel der Dichter aus die Probleme betrachtet, statt einen eigenen Standpunkt anzunehmen. Am einfachsten gestaltet sich das bei Rothe (Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage S. 23f.): 'Was hier Goethe von der Forderung seines Verstandes sagt, die ihn bald zu einem Fehler verleitet hätte, gilt von der reinen Verstandeskritik noch heute. Sie achtet nicht darauf, dafs bei der Ausführung ihrer Forderung auch grofse Schönheiten zu Grunde gehen würden'. Das ist aber doch etwas ganz anderes. Der Dichter fragt sich, ob er begangene 'Fehler', die er empfindet, bessern soll; sein Verstand sagt ja, etwas anderes in ihm nein. Der Kritiker dagegen mufs dieselben Fehler mit wachem Verstande wahrnehmen und schärfer hervorheben, will er ihr Entstehen begreifen und sie so erklären". Aber das ist ja gerade der von mir in der Kritik beobachtete Standpunkt: die Widersprüche hervorheben und ihr Entstehen zu erklären versuchen. Die reine Verstandeskritik aber geht weiter: sie nimmt sofort bei beobachteten „Fehlern" Störung des ursprünglichen Zusammenhanges an und behauptet, dafs ursprünglich etwas anderes gefolgt sein müsse; der jetzige Zusammenhang könne nur von einem Stümper herrühren, der ohne Verständnis für die Absichten des Dichters plump eingegriffen habe, um ganz Verschiedenartiges zu verbinden u. s. w. Dieses Vorgehen der Kritik hat sie thatsächlich, wie auch G. (S. 207) zugiebt, in Verruf gebracht. Ich meine, ein Mann wie Vahlen würdigt auch die Kritik nicht zur „Schmeichlerkunst" herab, und doch unterscheidet sich sein Verfahren ganz wesentlich von dem eben geschilderten. Ihm folgend, habe ich im Homer, wo wir Auffälliges finden, zunächst gefragt: weshalb weicht hier der Dichter von der natürlichen Entwickelung, die der scharfe Verstand fordert, ab? und wenn ein solcher Grund ersichtlich ist, dann habe ich nicht Störung des ursprünglichen Zusammenhanges, sondern freie Erfindung des Dichters angenommen, diese namentlich dann, wenn wie im o. a. Beispiel aus τ, andere unanfechtbare Stellen mit der auffälligen in enger Verbindung stehen. Wenn dagegen ein solcher Grund nicht ersichtlich ist und namentlich andere Stellen auf einen anderen

Gang der Handlung hinweisen, dann erst ist es angezeigt, auf eine Abänderung des ursprünglichen Planes zu schliefsen und in den auffälligen Worten Spuren einer andern Fassung zu sehen. Dafs auch ich solche Änderungen annehme, habe ich wiederholt und gerade auch in der von G. angeführten Arbeit betont; ja ich bin auch darin in voller Übereinstimmung mit G., dafs wir in erster Linie an Abänderungen des Dichters selbst denken müssen und erst in zweiter Linie an solche, die ein Fremder an dem Werke des Dichters vorgenommen hat. Ich kann deshalb den Bericht über diese Arbeit nur damit schliefsen, dafs ich jedem, der an die Beurteilung der schwierigen Frage nach dem Ursprung der homerischen Gedichte herangeht, dringend empfehle, erst die Ausführungen des Verf.s zu lesen, ehe er ein Urteil fällt.

Auf völlig anderem Standpunkte als die bisher erwähnten Kritiker stehen:

7) A. Ludwig, Die Rhapsodieen der Ilias *Α—Σ*, in Bezug auf ihre Zusammensetzung. Prag 1899, Verlag der k. böhmischen Ges. d. Wiss. 34 S. 8.

8) J. Schultz, Zur Ilias-Kritik. Beilage zum Jahresbericht des Sophien-Realgymnasiums in Berlin 1900. 30 S. 4.

9) J. Schultz, Das Lied vom Zorn Achills. Aus der Ilias hergestellt und in deutsche Nibelungenzeilen übertragen. Berlin 1901. Wiegandt u. Grieben. CIX u. 78 S. 8 *M.* — Vgl. LCBl. 1901 Sp. 2040.

Ludwig hält zwei Nachrichten aus dem Altertum für ausschlaggebend für die homerischen Gedichte: 1) dafs sie sich in einem Zustande befunden haben, der mit disiecta, *διεσπασμένα* bezeichnet wird; 2) dafs sie nach Suidas von vielen und schliefslich oder, wenn man will, „hauptsächlich“ von Peisistratos in Ordnung gebracht worden sind. Diese beiden Nachrichten aus später Zeit sind ihm wichtiger als alle die, welche Homer als den Dichter von Ilias und Odyssee bezeichnen. Auf Grund dieser Nachrichten hält L. sich für berechtigt, die homerischen Gedichte in eine Unzahl kleiner und kleinster Teile aufzulösen, ohne auch nur eine Begründung zu versuchen, wie jemand auf den Gedanken kommen konnte, die jetzige Einheit herzustellen. Auf Einzelheiten dieser sehr willkürlichen Ausführung kann ich hier nicht näher eingehen. Nur soweit will ich die Pflichten des Berichterstatters erfüllen, als ich das einzige für mich Neue daraus erwähne, nämlich dafs die Ilias in drei Teile zerfallen soll: 1) *Α—Κ*, 2) *Λ—Σ*, 3) *Τ—Ω*. Diese Teile sollen jeder so sehr einen eigenen Charakter haben, dafs sie den Gedanken an einen ursprünglich einheitlichen Zusammenhang als „utopisch“ erscheinen lassen. Der vollendetste soll der letzte sein.

Auch die Kritik von Schultz bedeutet keinen Fortschritt, da meist Willkür an Stelle ernster Forschung tritt. Ausgehend von der Thatsache, dafs die homerischen Gedichte lange Zeit münd-

lich fortgepflanzt worden sind und dafs die Rhapsoden vielfach den Text gefälscht haben, hält sich S. für berechtigt, alles abzusondern, was ihm an den Gedichten nicht gefällt, und dies als Glossem, als Erklärung von Personen und Ereignissen, als Kitt, als Parallelversion u. s. w. zu bezeichnen. Auf diese Weise scheidet er zunächst von den rund 15 000 Versen der Ilias etwa 5000 als Rhapsodenerweiterungen aus und findet in den übrigbleibenden Rest noch 15 Einzellieder mit rund 4300 Versen eingelegt, so dafs nach Ausscheidung dieser fremden Bestandteile für die höhere Kritik, für die Frage nach der Entstehung der Ilias, nicht viel mehr als 6000 Verse vorhanden sind, die er als den „eigentlichen Goldhort der alten Dichtung" (S. 29 von No. 8) bezeichnet. Über die ausgeschiedenen Teile werden die schärfsten Urteile gefällt, wie „sehr komisch, völlig verblödet, matter Abschlufs, kläglicher Anfang, Elendigkeit der Mache, horrend, läppisch" u. s. w.

Um eine Probe von der Methode und zugleich dem Stil der ersten Schrift zu geben, führe ich folgende Stelle (S. 10) an: „Δ 327—364, Doppelversion zu 365—421 (εὗρε 327 = 365; 365 durch δὲ besser an 326 geschlossen). Wie sollte Agamemnon, der sich eben Odysseus gegenüber den Mund verbrannt hat, alsbald sich gedrungen fühlen, auch dem Diomedes ungerechterweise einen Schweinehund zu blasen? Dafs nun 327—364 die späte, schlechtere Fassung ist, steht aufser Zweifel. Wie kann A. dem Odysseus seine Listigkeit tadelnd vorrücken, aus der er selbst Vorteil zieht? Vgl. die alte, echte Auffassung der Sache ι 19 f. Läppisch ferner nennt sich O. „Vater des Telemachos"; wer 354 verfafste, dem lag unsere Odyssee so ziemlich vor. Dazu kommt die Erwähnung des Menestheus". Obwohl scheinbar viele Gründe ins Feld geführt werden für die Doppelversion, so ist in Wirklichkeit kein überzeugender Beweis erbracht. Denn wenn der Verf. zunächst an εὗρε 327 = 365 Anstofs nimmt, so findet sich in nächster Nähe ebenso zweimal ἦλθε (251 u. 272) gebraucht, ohne dafs es von dem Verf. beanstandet worden wäre; der Anschlufs aber von 365 an 364 ist genau ebenso gut wie der an 326, und dies ist natürlich, da es sich um Schilderung gleicher Vorgänge handelt. Dafs aber Agamemnon, nachdem er bei dem älteren Odysseus schlecht angekommen ist, denselben Tadel nicht auch bei dem jüngeren Diomedes versuchen durfte, verstehe ich nicht; jedenfalls ist im Vorangehenden (241) ausdrücklich gesagt, dafs er mehrere (οὕς τινας μεθιέντας ἴδοι . . ., τοὺς μάλα νεικείεσκε) getadelt habe. Freilich verwirft S. auch diesen Vers mit seiner Umgebung (232—50) und schreibt: „von allen Gelehrten, soweit ich sehe, verworfen, weil sie den Inhalt der Epipolesis thöricht vorausnehmen". Aber man lasse sich durch die Sicherheit der Behauptung nicht verblüffen. Der Verf. zeigt hier eine gleiche Kenntnis der Litteratur — die einzigen Gelehrten, die sie verwerfen, sind Düntzer und Kammer; sonst verwirft sie,

wenigstens nach den Angaben bei Hentze und Christ, niemand — wie der homerischen Dichtungsart. Nichts ist doch gewöhnlicher, als dafs Homer zunächst allgemein das Ergebnis angiebt oder eine Handlung schildert, z. B. bei beginnenden Kämpfen, und dann Einzelausführung bringt. Wie er also in diesem Falle drei Beispiele anführt von solchen, die Agamemnon rühmt (Idomeneus, die beiden Ajax, Nestor), so führt er auch, ganz nach den Gesetzen der Harmonie, drei an, die er tadelt (Menestheus, Odysseus und Diomedes).

Unverständlich ist mir ferner die letzte Frage des Verfassers. Denn Agamemnon benutzt die Verschlagenheit des Odysseus, wo sie ihm Vorteil bringt, und tadelt sie, wo sie ihm nachteilig ist. Das letztere ist aber hier offenbar der Fall, da Odysseus, statt unter den Vorkämpfern zu sein, abwarten will, bis andere vor ihm den Kampf eröffnet haben. Wenn endlich S. es „läppisch" findet, dafs Odysseus sich hier „den Vater des Telemach nennt", so ist es ihm offenbar entgangen, dafs dies noch einmal in der Ilias geschieht, *B* 260, wo er es unbeanstandet läfst, die Worte also zum „Goldhorte der Ilias" rechnet. Was an der einen Stelle gut ist, kann doch füglich an einer anderen genau in demselben Sinne verwandt werden. Im übrigen habe ich meine Ansicht über die Stelle Bedeutung der Widersprüche S. 7 und 35 auseinandergesetzt.

Dies scheint mir zu genügen, um einer Methode, die mit solcher Willkür verfährt, die Überzeugungskraft abzusprechen. S. findet freilich, dafs sich gerade mit der von mir an den homerischen Gedichten in der Schrift 'Die Bedeutung der Wiederholungen' geübten Kritik „alles beweisen lasse". Da dieses Urteil von sehr flüchtigem Lesen meiner Ausführungen zeugt, obwohl es sich doch um einen Kernpunkt der homerischen Frage handelt, so mufs ich hier noch einmal auf meine Ausführungen zurückkommen. Ich habe in der genannten Schrift den, wie ich glaube, unumstöfslichen Beweis geführt — und die Kritik hat mir fast ausnahmslos beigestimmt —, dafs die Wiederholungen gleicher oder ähnlicher Verse in der Ilias und Odyssee sich nicht in der bisher beliebten Weise für die Feststellung des Alters einer Stelle verwenden lassen. Wenn etwas mich in dieser Ansicht noch mehr bestärken könnte, so sind es die Ausführungen des Verf.s in der vorliegenden Schrift. Wenn wir, wie er annimmt, von keinem Verse der Ilias sagen können, ob er in dieser Fassung vom Dichter selbst herrührt; wenn die Rhapsoden nicht nur neuere sprachliche Formen eingeführt, sondern auch echte Stücke durch schlechtes Machwerk ersetzt und in echte, gute Teile bisweilen Verse aus schlechten „hineingesungen" haben, wo haben wir dann noch einen festen Punkt, auf den wir uns bei der Frage nach der Ursprünglichkeit oder Nachahmung eines gröfseren Abschnittes der Gedichte stützen können? Dann mufs

die Willkür, der persönliche Geschmack des einzelnen Kritikers entscheiden. Dafs aber in dieser Beziehung die von mir beobachtete „Skepsis" angebracht ist, da selbst ganz sichere Wiederholung öfters in den Zusammenhang besser pafst als die erste Fassung, dafür habe ich a. a. O. S. 144—46 aufser anderen Beispielen die Verse *ε* 478—87 verglichen mit *τ* 440—43 und gezeigt, dafs es wohl verständlich sei, wenn scharf wehende Winde ein dichtes Wildlager (wie in *τ*) nicht durchdringen könnten, weniger aber, dafs sie nicht durch zwei Ölbäume, welche *ἐν περιφαινομένῳ* stehen (wie in *ε*), wehen sollten; vollends unverständlich aber sei es, dafs diese Bäume nicht die Sonne mit ihren Strahlen treffen könne, während dies bei einem Wildlager selbstverständlich sei. Diese beiden Punkte habe ich „entscheidend" für die Beurteilung der Frage, ob die gleichen Verse in *ε* oder *τ* besser passen, genannt, selbst wenn alles andere glatt sei. Dafs aber auch dies von der Darstellung in *ε* nicht gesagt werden könne, habe ich u. a. daran gezeigt, dafs *χερσὶ φίλῃσι* wohl in *Ψ* 99, wo Achill sie nach Patroklos ausstreckt, weniger aber in *ε* am Platze sei, wo Odysseus sich ein Lager aus Laub bereitet. Endlich habe ich als geringen Anstofs bezeichnet, dafs es schwer sei, sich vorzustellen, wie Odysseus in das dicht verrankte Geäst eindringen und sich ein Lager bereiten könne. Diese meine Ausführungen giebt S. in seinem Progr. S. 7 Anm. so wieder: „Wenn allerdings Rothe sich wundert, wie Odysseus *ε* 481 ins Dickicht kriechen kann, oder 482 das unverfängliche *φίλῃσι* „fast komisch" findet: so ist das eine Kritik, mit der sich alles und jedes beweisen läfst". Man wird mir wohl beistimmen, wenn ich eine derartige Wiedergabe meiner Darlegungen, die zwei nebensächliche, von mir als solche bezeichnete Gründe und auch diese noch sehr ungenau wiedergiebt, die Hauptgründe aber, die ich „entscheidend" genannt habe, wegläfst, als eine Entstellung meiner Ansicht bezeichne. Gerade die Beweiskraft dieser Stelle wird z. B. von P. Cauer (Berl. phil. WS. 1891 Sp. 1639) ausdrücklich anerkannt.

Deshalb will ich die Ansicht des Verf.s unberücksichtigt lassen und lieber hier ein neues bezeichnendes Beispiel anführen, das, soviel ich weifs, zu diesem Zwecke bisher nicht verwandt worden ist.. *κ* 229 ff. wird erzählt, wie Kirke die Gefährten des Odysseus in das Haus ruft, und es folgen die Verse:

(καὶ κάλει)· οἱ δ' ἅμα πάντες ἀιδρείῃσι ἕποντο· 231
Εὐρύλοχος δ' ὑπέμεινε, ὀϊσάμενος δόλον εἶναι. 232

Hier ist zwischen den Versen 231/32 ein sehr starker Widerspruch, da, obwohl 231 betont worden ist, dafs alle folgten, im nächsten Verse einer dieser Gefährten ausgenommen wird. Dieser Widerspruch verschwindet vollständig bei der Wiederholung dieser Verse 257/58, in denen Eurylochos selbst diesen Vorgang erzählt.

Jetzt stellt sich Eurylochos in Gegensatz zu den οἱ, die aus Unverstand gefolgt sind (αὐτὰρ ἐγών), während er an der ersten Stelle unter den οἱ, als Odysseus erzählt, mit inbegriffen ist. Nach dem gewöhnlichen Verfahren müfste mit Notwendigkeit geschlossen werden, dafs an erster Stelle erst durch ungeschickte Nachahmung der Widerspruch herbeigeführt worden sei, der in der ursprünglichen Fassung nicht vorhanden war. Und doch kann hier nicht der geringste Zweifel bestehen, welche der beiden Stellen die frühere ist.

Wie kann man also daraus, dafs an der einen Stelle eine Wort- oder Gedankenverbindung besser pafst als an einer andern, sofort den Schlufs ziehen, dafs diese Versgruppe, ja womöglich das ganze Buch früher gedichtet sei als das andere? Und doch verfährt der Verf. in der oben an zweiter Stelle genannten Schrift ohne alle Vorsicht, die er doch selbst so sehr empfiehlt (S. XII), nach diesem Grundsatze. So schreibt er z. B. S. LXIV: „Die Athla sind bereits jünger als σ (Ψ 21 aus σ 87: ὠμά!), die Götterkomödie in ϑ (Ψ 148 aus ϑ 363: wenn in die Quelle geopfert wird, steht kaum noch ein Altar besonders daneben) und die Nekyia (Ψ 65 nach λ 90, wo das Adverb ἐπὶ genauer pafst) u. s. w." Ein solches Verfahren grenzt an Leichtfertigkeit. Denn um nur bei der letzten Bemerkung stehen zu bleiben, so ist ἐπὶ auch in Ψ 65 ganz unanstöfsig = es trat heran; ich weifs nicht, was S. statt dessen haben wollte. Aber sollte auch etwas anderes dagestanden haben, möchte man da nicht eher annehmen, dafs ein Rhapsode durch den häufigen Gebrauch dieser Formel in λ bestimmt worden sei, sie auch hier anzuwenden und damit das Bessere zu verdrängen, als dafs man gleich so weitgehende Schlüsse zöge, wie der Verf. thut? Denn in demselben Abschnitte wird gesagt, dafs υ 57 aus Ψ 62 stamme; demnach müfste die Götterkomödie, die allgemein als eins der allerjüngsten Stücke der Odyssee gilt, älter sein als der Anfang von υ, der mit Recht der ältesten Dichtung zugerechnet wird (s. o. S. 134, Kirchhoff Od.² S. 525 und v. Wilamowitz, Hom. Unters. S. 63 u. 85).

Aber auch in anderen Fällen macht S. in dieser Schrift richtige Beobachtungen und stellt vernünftige Grundsätze auf, befolgt sie aber in der Kritik selbst nicht. So sagt er (S. X): „Ich schreibe für diejenigen, welche mit mir zu jeder Dichtung eine Dichterpersönlichkeit fordern" und erklärt: „Wenn ein Dutzend Männer erst gemeinschaftlich ein Kind erzeugen, dann wollen wir die Volksgesangshypothese billigen". Wer aber darnach glaubt, dafs S. die Ilias einem Dichter giebt, der findet sich arg enttäuscht. Nicht nur ein Dutzend, sondern unzählige Väter hat nach seinen Ausführungen diese von den angesehensten Kritikern als einheitliches Werk bezeichnete Dichtung. Ferner urteilt er über die Rhapsodeneinschübe (S. XIV) sehr richtig: „Nun sind ja gewifs die wenigsten Rhapsodeneinschübe in unseren

Text übergegangen; für den Augenblick erzeugt, versanken sie meistens mit dem Augenblicke“; trotzdem aber soll fast ein Drittel der Dichtung aus solchen Erzeugnissen des Augenblickes bestehen, und S. thut nichts, um zu erklären, weshalb andere Rhapsoden solche Erzeugnisse des Augenblicks, meist ganz schlechte Spreu, statt des guten Weizens der alten Dichtung weiter verkauft haben, statt sie im Winde verfliegen zu lassen.

Der Verf. wirft ferner die Frage auf (S. XXXIII): „Wie kam es, dafs alle Griechen, die einen so „strotzenden“ Reichtum an Sagen hatten, und zwar von Sagen, die, dem Stoffe nach betrachtet, dem „troischen Mythos mehr als ebenbürtig“ waren, so völlig im Banne der Ilias standen, dafs sie sich ausschliefslich auf den Ausbau und die Erweiterung der Ilias geworfen haben? und beantwortet sie dahin, dafs plötzlich eine „Wunderdichtung aufgetaucht sei, die alle früheren Ansätze soweit überstrahlte, dafs sie für Jahrhunderte ganze Dichterschulen in ihren Bann zwang“. Das Neue lag darin, dafs an Stelle balladenhafter oder anekdotischer Kürze breite psychologische Ausmalung und Wirklichkeitsschilderung trat. „Der grofse Unbekannte, der zuerst den Zorn des Achilleus sang, gab das erste eigentliche Epos, — und darum lehnten sich alle Nachfolger in Ton und Inhalt genau an ihn an“. Diese Ansicht ist nicht neu; man hat schon längst den Ioniern das Verdienst zugesprochen, aus kurzen Liedern das eigentliche Epos geschaffen zu haben. Unverständlich bleibt nur, weshalb die Griechen sich diese „Wunderdichtung“, die so gewaltig auf sie einwirkte, wie S. annimmt, fortgesetzt durch Zusätze und Umarbeitungen so entstellen liefsen, dafs jetzt unter Schutt und Mörtel der alte Prachtbau kaum noch zu erkennen ist.

Wenn S. weiter schreibt: „Konnte er acht (? !) Dichtergenerationen in seine Bahnen zwingen, so vermochte er wohl auch das Geringere: nachträgliche Konkurrenz sich einigermafsen vom Halse zu halten“, so ist dies eine irrige Ansicht. Vorhanden gewesen ist die Konkurrenz, wie die kyklischen Epen beweisen; sogar von einer μῆνις wird wiederholt berichtet (vgl. den Inhalt der Aithiopis und die dunkle Anspielung auf ein verloren gegangenes Gedicht ähnlichen Inhalts ϑ 73ff.). Noch weniger verständlich aber als diese Behauptung ist die in Verbindung damit vorgebrachte: „damit übrigens (nämlich dafs Homer wesentlich neu baute) fallen die Argumente Rothes und Kluges gegen die Benutzung der Wiederholungsverse für die höhere Kritik zum guten Teile dahin“. Wenn auch die vorangegangenen Lieder nicht so ausgeführt waren wie die Gesänge unserer Ilias, so wird doch in ihnen sicher auch von Kampf und Streit die Rede gewesen sein. Schilderungen also von Angriffen, Verwundungen und dem Tode der Helden werden neben Wechselreden gewifs vorgekommen sein, und aller Wahrscheinlichkeit nach wurde auch der Hexameter schon vor Homer verwandt, weil nur so seine

grofse Vollkommenheit sich erklärt. So fand jedenfalls der Dichter ein reiches „Versgut“, wie ich es genannt habe, vor und benutzte es unbedenklich. Dahin rechne ich: Verbindung bestimmter Substantiva mit bestimmten Adjektiven immer an derselben Versstelle, die unendlich vielen „formelhaften“ Verse bei Wechselreden, Schilderung gleicher Verhältnisse und Handlungen u.a. Dafs beim Schöpfen aus so grofsem Vorrat der Dichter das eine Mal geschickter als das andere Mal verfuhr, ist menschlich, und es ist deshalb nicht nötig, bei derartigen Anstöfsen sofort an einen ungeschickten Interpolator zu denken (s. o.).

Wir können die Erörterung der vom Verf. aufgestellten Grundsätze der Kritik nicht allzuweit ausdehnen, obwohl fast jeder Satz zum Widerspruch herausfordert. Sehen wir vielmehr, was er aus der Ilias macht. Er erklärt, dafs er sie etwa wie Kayser, Kirchhoff, v. Wilamowitz und ihre Nachfolger in Schichten teilen wolle, und zwar nach ihren inneren Zusammenhängen, Widersprüchen und Abhängigkeiten, während sprachgeschichtliche, kulturelle und ästhetische Gesichtspunkte unberücksichtigt bleiben sollen. So ermittelt er einen Kern von sieben Gesängen von je etwa 400 Versen, die er nicht ungeschickt im altdeutschen Langvers ohne Stropheneinteilung übersetzt. Dieser Kern enthält, im Gegensatze zu den meisten ähnlichen Versuchen, alle für die Ilias wesentlichen Bestandteile, aber so lückenhaft oder verstümmelt, dafs es nicht möglich ist, das so hergestellte Gedicht als ein ganzes zu geniefsen oder zu beurteilen. An die Menis des ersten Gesanges, welcher auch die Götterversammlung am Schlufs (doch merkwürdigerweise ohne *Α* 601—611) zugewiesen wird, reiht sich Agamemnons Traum (*Β* 1—40), der Auszug der Heere (*Β* 455—79, wobei der Verf. zweifelt, ob diese Verse schon zur Menis gehörten), daran Hektors Abschied, den S. sich beim ersten Auszug gedichtet denkt in der Weise, dafs die Heere vorausgerückt sind, Hektor aber noch zurückgeblieben ist (? !). Nun mufs ursprünglich eine Schlacht gefolgt sein, die aber in unserer Ilias durch die Monomachie des Paris und Menelaos sowie die Aristie des Diomedes verdrängt worden ist; erhalten ist uns von der ersten Dichtung nur der Schlufs *Θ* 485—*Ι* 8. Der dritte Gesang bringt die Gesandtschaft, ohne den Anfang (*Ι* 9—92) und den Schlufs (*Ι* 658—713), doch mit der Phönixepisode, die freilich dadurch eine ganz andere Wendung erhält, dafs Phönix schon im Zelt des Achilleus gedacht wird, wie Patroklos, und nur nach den beiden Gesandten das Wort zu ihren Gunsten ergreift.

An die Gesandtschaft schlofs sich (im 4. Gesang) ein Kampf, der zur Verwundung des Agamemnon, Diomedes und Odysseus führte (*Λ* 1—574, die S. auf 266 Verse verkürzt), ferner zur Erstürmung des Lagerwalles (*Μ* 196—254; 439—76) und zum Kampf um die Schiffe (*Ο* 592—695). Der 5. Gesang enthält die

stark beschnittene Patroklie (i. g. 290 Vs.); dabei ist der Tod des Patroklos und der Kampf um seine Leiche verloren gegangen (bis auf ein kleines Bruchstück *P* 125—37) infolge der verschiedenen Bearbeitungen, die gerade dieser Teil der Dichtung erfahren hat. Auch die Darstellung in *T* ist bis auf knapp 50 Verse, welche die Aussöhnung schildern, spätere Zuthat. Im 6. Gesang erscheint Achill wieder auf dem Kampfplatze, tötet eine Reihe von Helden (*Y* 381—494), kämpft mit dem Flufsgotte (*Φ* 1—382), in welchem Kampfe S. uralte, vielleicht schon aus Thessalien stammende Überlieferung sieht; natürlich sind auch hier viele Verse nachträglich hinzugefügt. Der letzte Gesang endlich enthält Hektors Fall, in wesentlich verkürzter Form, und daran anschliefsend die Klagen der Eltern und der Andromache, obwohl S. Zweifel an der Echtheit der letzteten hegt.

Da einzelne Fragen bei der Herstellung dieses Kerns noch bei den folgenden Schriften zu besprechen sein werden, so will ich hier nur zwei Punkte herausgreifen, in denen S. völlig von der Ansicht der meisten Kritiker abweicht, nämlich Hektors Abschied und die Rolle des Phönix. S. schreibt S. XVI, dafs man Verse nicht verdächtigen dürfe, weil wir andere Auffassung über Moral haben oder einen andern Geschmack; aber Unsinn und „handgreifliche Absurditäten" blieben dieselben jetzt wie „schon zur Zeit Nimrods". Als Beispiel für solchen baren Unsinn führt er an: „*Z* 73 ff. wären die Troer besiegt in die Stadt geflohen, wenn nicht — Helenos ihren besten Helden auf einen Botengang geschickt hätte, den jeder Gemeine ebenso gut ausrichten konnte. Das soll der Verfasser von Hektors Abschied gesungen haben?!" Er übersieht dabei zunächst, dafs Helenos Hektor in dieser schlimmen Lage nicht wegschickt, sondern ihn und Äneas, d. h. die beiden tapfersten troischen Helden, zuerst auffordert, Halt zu machen (*στῆτ' αὐτοῦ*) und das Volk vor den Thoren an der Flucht zu hindern. Erst nachdem dies geschehen und der Kampf wieder entbrannt ist, soll Hektor den Bittgang der Frauen veranlassen. So geschieht es auch, und wenn uns auch jetzt noch der Gang Hektors auffällig erscheint, so entschuldigt den Dichter der Zweck, wie ich bereits Die Bedeutung der Widersprüche S. 21 ff. auseinandergesetzt habe. Ferner ist zu bedenken, dafs gerade solche Übergänge von einem Teile zu einem ganz andern neu für den Dichter waren und deshalb, wie schon längst bemerkt ist, nicht so scharf beurteilt werden dürfen, weil der Satzbau natürliche Schwierigkeiten bot. Während so das Auffällige in des Dichters Darstellung eine hinreichende Erklärung findet, ist das, was der Verf. an ihrer Stelle vermutet, noch viel wunderlicher und unglaublicher. Es soll nämlich Hektor früh, „ohne zu ahnen, was der Tag bringen würde", das Haus verlassen haben — sonst hätte die Gattin spätestens beim „Frühstück oder Morgenabschied ihre Thränen und Wünsche

angebracht" —, plötzlich aber habe es geheifsen: marschieren. So liefs er, der kühnste Vorkämpfer, das Volk voraus, wie bisweilen moderne Führer grofser Heeresmassen, um noch seinen säumigen Bruder abzuholen. Bei dieser geistreichen Vermutung braucht man nicht länger zu verweilen.

Besser ist die andere, dafs Phönix sich schon im Zelte des Achilleus befunden habe. Ich würde ihr, weil damit viele sprachliche und sachliche Schwierigkeiten mit einem Schlage verschwänden, unbedenklich zustimmen, wenn sich nur ein Grund ausfindig machen liefse, weshalb diese klare Sachlage in die jetzige, schwer zu erklärende umgewandelt worden sei. Denn was S. dafür vorbringt (S. XXII): „Ein Rhapsode wunderte sich, dafs zwei Gesandte gingen und doch drei Reden gehalten wurden, das mufste erklärt werden; und so wurde Phönix zum Boten Agamemnons", überzeugt doch gar nicht, weil es eine beispiellose Dummheit des Rhapsoden voraussetzte, während doch S. selbst sofort hinzusetzt: „Leider lassen sich die Zusätze dieses Bearbeiters nicht reinlich ausscheiden: er fügte sie zu geschickt in den Zusammenhang". Ein so „geschickter Mann" kann doch nicht eine solche Ungeschicklichkeit wie die vorausgesetzte begehen; auch würde derselbe Mann offenbar auch den auffälligen Dual mit den andern Stellen beseitigt haben. Vor allem aber ist unglaublich, dafs alle anderen Rhapsoden, die doch die ursprüngliche gute Fassung noch halten, diesen schlechten Einfall ihres Genossen der guten alten Dichtung vorgezogen hätten. Deshalb ist auch diese an sich bestechende Vermutung wenig wahrscheinlich.

Ob aber irgend jemand an dem vom Verf. hergestellten Urgedicht Gefallen finden wird, bezweifle ich. Zum vollen Genufs kann schon deshalb niemand kommen, weil gerade an den entscheidenden Stellen so grofse Lücken angenommen werden, dafs es unmöglich ist, sich eine Vorstellung von dem wirklichen Gange und Aussehen der Dichtung zu machen. Aber auch da, wo der Verf. keine Lücke voraussetzt, fehlen so wichtige Teile, dafs jeder aufmerksame Leser sofort etwas im Zusammenhange vermissen wird. Zum Beweise diene ein Beispiel. Im Anfange von *X* beschwören Vater und Mutter Hektor mit eindringlichen Worten, unter Hinweis auf das furchtbare Schicksal, das sie alle erwartet, sich doch wie alle andern hinter die schützenden Mauern zurückzuziehen. Folgt auf diese Worte nur, wie bei S., der einfache Vers: „Doch Hektors Sinn blieb unbeweglich; der wollte Achilleus bestehen", so erscheint Hektor unmenschlich, und seine Haltung, da er doch auch nach S.' Darstellung Achill bisher aus dem Wege gegangen ist, unverständlich. Der Monolog, den er bei Homer hält, und sein im Vorangehenden geschildertes Benehmen, erklären die That psychologisch. Er hat den guten Rat des Polydamas, die Troer, da Achill in den Kampf wieder eintrete,

zurückzuführen, im übertriebenen Selbstgefühl verschmäht und sich vermessen, Achill zu bestehen (Σ 249—309). Nun mufs er, will er sich nicht den schwersten und berechtigsten Vorwürfen seiner Kampfgenossen aussetzen, den Kampf wirklich aufnehmen, selbst wenn er überzeugt ist, dafs er fallen wird, und die Bitten der Eltern verhallen wirkungslos an seinen Ohren: er fällt lieber wie ein Held, als dafs er als Feigling und mit schwerer Schuld beladen weiter lebt. So haben noch alle starken Seelen in ähnlicher Lage gedacht.

Wie aber in diesem Falle die von S. getilgten Verse durchaus für das Verständnis der Handlung nötig sind, so in vielen andern. Unausgesetzt findet der Leser Szenen unterdrückt, die ihm lieb geworden sind, Szenen z. T. von „unvergleichlicher Schönheit", wie S. selbst zugiebt (S. XLVII), welche die starre Verfolgung der Haupthandlung angenehm unterbrechen und ein Ausruhen und Sammeln gestatten, und vermifst an der Darstellung gerade das, was wir „epische Breite" nennen, das also, was nach des Verf.s Meinung Homer so gewaltig von seinen Vorgängern unterschieden haben soll. Wir können nur bedauern, dafs so viel Arbeit und Scharfsinn umsonst verwandt sind; denn das Buch konnte ohne Schaden für die Wissenschaft ungedruckt bleiben.

10) C. Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 591 S. gr. 8. 16 *M.* — Vgl. LCBl. 1901 Sp. 1096/97; WS. f. kl. Phil. 1901 No. 42 u. 43 (Hoerenz); Berl. phil. WS. 1901 Sp. 1003—21 (A. Ludwig) und besonders P. Cauer, N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1902 S. 77—99.

In dieser umfangreichen und gründlichen Arbeit sucht der Verf. in vier Kapiteln den ältesten Kern der Ilias, dessen Erweiterungen und verschiedenen Umarbeitungen in der Art zu ermitteln, dafs er alle bisher in der Regel einzeln angewandten Mittel der Kritik etwa in der von P. Cauer empfohlenen Weise vereinigt. Er geht aus von der Bewaffnung (S. 1—74) und weist hier teils im Anschlufs an Kluges, Reichels und Helbichs Ansicht, teils in Bekämpfung derselben, aus den Beiwörtern, der Wappnung, den Verwundungen u. s. w. zwei ganz verschiedene Bewaffnungen der homerischen Helden nach, nämlich die ältere „mykenische", bestehend aus dem grofsen, männerdeckenden, langen Lederschild mit Erzbeschlag, und aus Helm, Wams, Gurt und Gamaschen, und die jüngere oder „ionische", bestehend aus dem Rundschild aus Metall, Erzpanzer und Beinschienen. Je nachdem nun diese oder jene Bewaffnung bei den Kämpfern vorliegt, nimmt R. ältere oder jüngere Schichten an. So einfach ist freilich die Scheidung nicht. Während z. B. der Krieger einen mykenischen Schild trägt, hat er ein Beiwort, das auf ionische Bewaffnung hinweist, oder er trägt den ionischen Panzer oder er erhält eine Wunde, die auf ionische Bewaffnung schliefsen läfst. Doch hier weifs R.

unangenehme Folgerungen, wie z. B. dafs man sich zur Zeit der Entstehung der Gedichte des Unterschiedes nicht mehr bewufst gewesen sei oder dafs der Dichter überhaupt ohne Anschauung der wirklichen Waffen nach freiem Belieben verfahre, dadurch abzulehnen, dafs er Interpolation einzelner oder mehrerer Verse annimmt oder Verdrängung des ursprünglichen Wortes durch später übliche voraussetzt, in der Weise, dafs z. B. *ἐυκνήμιδες Ἀχαιοὶ* gesagt sei statt des ursprünglichen *ἀριστῆες Παναχαιῶν* oder *ἀρήιοι υἷες Ἀχαιῶν*, oder *θωρηχθῆναι* statt des ursprünglichen *κοσμηθῆναι* u. s. w. (S. 42). Daneben erklärt der Verf. (S. 12): „Die freie Erfindung des Dichters zu leugnen, überall Realitäten sehen zu wollen, heifst das Wesen der Poesie schwer verkennen und das Licht, das die mykenischen Monumente auf die homerischen Gedichte ausstrahlen, wird zur Fackel des Nauplios, wenn man durch künstliche Interpretation eine Übereinstimmung herzustellen bestrebt ist, gegen die sich der Text des Dichters sträubt“. Nimmt man dazu, dafs R. auch „Märchenschilde“ als völlig freie Erfindung des Dichters zuläfst (z. B. den des Achilleus, Ajax und Agamemnon) und daneben „archaisierende Bestrebungen der Nachdichter“ anerkennt, so wird freilich die Bewaffnung zu einem sehr unsicheren Mittel, das Alter eines Gesanges zu bestimmen, und ich glaube daher, dafs Schultz in der eben behandelten Schrift (S. LXXVII) dieses Mittel mit Recht entschieden abgelehnt hat.

Thatsächlich hat auch Robert keinen längeren Abschnitt gefunden, der einheitliche Auffassung hierin zeigte, sondern immer nur kleinere Versgruppen, und er läfst auch in dem zweiten, umfangreichsten Teile (S. 75—257), in dem er eine Analyse der Ilias giebt, neben der Bewaffnung ebenso sehr den Dialekt für die Entscheidung des Echten und Unechten mitsprechen. Er erklärt (S. 74), dafs er, als er nach seinen Kriterien die Ilias untersucht und eine Scheidung vorgenommen habe, dieses Ergebnis Fr. Bechtel mitgeteilt habe, der „im Prinzip sich zu Ficks Theorie von der Entstehung des epischen Dialekts bekennt“, und dafs er nun die „überraschende Thatsache“ festgestellt habe, dafs die mykenischen Stücke sich ohne Gewaltsamkeit ins Äolische umsetzen lassen, also nach Ficks Hypothese in ihm gedichtet waren, während die Stücke mit Bronzerüstung sämtlich mehr oder weniger starke und ganz festsitzende Jonismen (Iterativbildungen, Vernachlässigung des Digammas, die Präposition *ἐς*, die Partikel *ἄν* u. a.) zeigten. „Kein Zweifel also, die mykenische Bewaffnung läuft mit dem äolischen Dialekt, die ionische mit dem ionischen parallel“. Ausnahmen sollen nur die Hauptmasse von *E* und das ganze *M* bilden, wo mykenische Bewaffnung mit festsitzenden Ionismen verbunden ist.

R. beginnt seine Untersuchung bei einem besonders „markanten“ Punkte, nämlich dem Tode des Patroklos in *Π*, und

verfolgt von hier aus weiter die Fäden. Dafs der Schlufs von *Π* nicht zu dem Anfange von *P* passe, ist schon längst bemerkt worden. Nach *Π* 777 ff. nämlich betäubt Apollo zuerst Patroklos durch einen Schlag, so dafs ihm Helm und Schild zu Boden fällt. Euphorbos verwundet ihn darauf, ohne ihn zu töten; Patroklos zieht sich in die Reihen der Gefährten zurück, da trifft ihn Hektors Speer, dessen Spitze den ganzen Körper durchdringt. Darauf verfolgt Hektor Patroklos' Wagen, — um die Waffen, Helm und Schild, kümmert er sich nicht. Im Anfange von *P* wird die Beraubung des Patroklos zwar nicht geschildert, aber vorausgesetzt (*P* 122 u. 205). Wenn nun, um diesen Widerspruch zu beseitigen, Lachmann und die meisten Kritiker im Schlufs von *Π* die jüngere Version sehen, so „fordert", schreibt Robert, „unsere Betrachtung gebieterisch den umgekehrten Schlufs: *Π* 777—867 sind hinsichtlich der Bewaffnung rein mykenisch; schon darum also mufs die Version in *P* jünger sein". Man beachte den kühnen Schlufs des Verf.s und damit seine ganze Methode: was erst zu beweisen war, wird schon am Anfange der Untersuchung als sicher hingestellt und daraus ein Schlufs gezogen. Das Verfahren wird noch bedenklicher dadurch, dafs am Ende von *Π* der ionische Panzer thatsächlich erwähnt wird (*Π* 806), während im Anfange von *P* dies nicht geschieht. Um alles dem Prinzip zuliebe glatt zu machen, mufs also dieser störende Vers beseitigt und aus dem Vers *P* 218 Ἕκτορι δ' ἅρμοσε τεύχε' ἐπὶ χροΐ auf „die ionische Panoplie" geschlossen werden, was nach meiner Ansicht nicht einmal nötig ist. Ebenso soll *X* 322 der Panzer so klar wie möglich angedeutet sein(?). Dann fährt R. (S. 79) fort: „Sehr bedeutsam sind auch die Worte Achills *Σ* 188 ff. . . . πῶς δ' ἄρ' ἴω κατὰ μῶλον, ἔχουσι δὲ τεύχε' ἐκεῖνοι. Er nennt den Hektor nicht, überhaupt keinen bestimmten Trojaner. Er weifs nur, dafs Patroklos seine Waffen verloren hat, und nimmt als selbstverständlich an, dafs die Troer sich ihrer bemächtigt haben. Das stimmt zu dem Schlufs des *Π*, aber nicht zu dem Anfange des *P*". Wie jemand diesen Schlufs ziehen kann, ist mir nicht recht verständlich, aber ganz unverständlich sind mir die unmittelbar folgenden Worte: „Wir konstatieren also: nur in der jüngeren ionischen Ilias spoliiert Hektor den Patroklos; alle Stellen, an denen er mit den Waffen des Patroklos erscheint, gehören dieser und nicht der Urilias an". Es wird hier wieder, was erst zu beweisen war, als Thatsache hingestellt.

Unter Fortführung dieses Verfahrens ermittelt er nun von dieser Stelle aus einen völlig anderen Gang der Handlung in der Urilias als in unserer Ilias: Die Leiche des Patroklos wird von Menelaos allein gerettet, während Ajax den Rückzug deckt (S. 86), und nicht Antilochus, „eine Lieblingsfigur des ionischen Epos", sondern Automedon berichtet Achill den Tod des Patroklos.

Achill ergreift (nach Σ 188/92) den Schild des Ajax, der frei geworden ist (S. 87 u. 254), und stürzt sich, ohne sich mit Agamemnon auszusöhnen (S. 244), in den Kampf, der noch um die Schiffe tobt (nach Θ 475), tötet hier Hektor *στείνει ἐν αἰνοτάτῳ*, verfolgt die Troer bis an die Stadt und wird noch an demselben Tage von Paris erlegt. Denn Σ 96 heifst es: *αὐτίκα γάρ τοι ἔπειτα μεθ᾽ Ἕκτορα πότμος ἑτοῖμος*. Paris aber war in der Urilias ein gewaltiger Held, ein Achill oder Meleager bei den Troern. Denn wie diese beiden Helden hat er sich (nach Z 335/36) grollend vom Kampfe zurückgezogen (aus welchem Grunde?), und es bedarf der Zusprache Hektors, um ihn in den Kampf zurückzuführen. „Die Tragweite dieser Erkenntnis“, schreibt Robert (S. 197), „läfst sich nicht hoch genug anschlagen. Wenn es Groll über eine wirkliche oder vermeintliche Kränkung ist, was Paris vom Schlachtfelde fernhält, so ist es doch eigentlich selbstverständlich, dafs man, als die Not des Tages immer gröfser wird, zunächst daran denkt, den Zürnenden zu versöhnen, oder mit anderen Worten, dafs Hektors Besuch bei Paris schon im Programm des Helenos vorgesehen war. Helenos gab also, meine ich, nicht nur den Rat, dafs Hektor in der Stadt Gebete und Gelübde anordnen, sondern auch, dafs er versuchen sollte, den Paris zur Teilnahme am Kampfe zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit konnte auch ganz gut der Anlafs des Grolls kurz erwähnt sein, falls vorher in der Urilias noch keine Gelegenheit dazu war. Die ionische Umgestaltung von Helenos' Rede hat dies alles nicht sowohl verdrängt als absichtlich getilgt“. Also der Bearbeiter hat alles, was an den Groll des Paris erinnerte, getilgt — nur gerade die Erwähnung des Grolls selber hat er stehen lassen[1]). So thörichter Menschen bedarf es regelmäfsig, um Hypothesen von solcher Kühnheit, wie die vorliegende, möglich zu machen. Wer an so unverständige Menschen nicht glaubt, verwirft solche Annahmen ohne weiteres. In diesem Falle aber sind wir zur Verwerfung um so mehr berechtigt, als die Hypothese auch nicht die geringste innere Wahrscheinlichkeit hat. Die Ilias

[1]) Gegenüber den vielfachen Versuches, den Groll des Paris zu erklären (vgl. in Ameis-Hentze Anh. z. Il. die Einl. zu Z), bemerke ich, dafs die einfachste Erklärung doch wohl die ist, welche aus der Seelenstimmung des Helden selbst hergeleitet wird. Statt sich selbst wegen des Mifserfolges zu grollen, schiebt er, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, anderen die Schuld zu, und zwar Hektor, der ihn schliefslich zum Kampfe veranlafst hat, sodann den Troern, dafs sie Verderben auf sein Haupt herabgefleht haben. Denn dafs er diese Verwünschungen kennt, obwohl sie eigentlich nur der Dichter und die Hörer des Gesanges kennen sollten, ist ein so gewöhnlicher Vorgang bei Homer, dafs wir uns, nachdem Kirchhoff in seinem berühmten Aufsatze (jetzt III. Exkurs Od.² S. 292—314) darauf aufmerksam gemacht und so wichtige Folgerungen daraus gezogen hat, nicht mehr wundern können; vgl. Die Bedeutung der Widersprüche S. 8, wo ich eine Reihe ähnlicher Stellen aus Ilias und Odyssee angeführt habe.

steht und fällt mit der Vorstellung, dafs Hektor der tapferste aller Trojaner ist, der einzig würdige Gegner Achills. Paris zu einem zweiten Achill zu machen und ihm eine solche Bedeutung beizulegen, dafs seine Versöhnung nötig ist, zu dieser Annahme ist in unserer Ilias auch nicht die Spur einer Berechtigung vorhanden. Ob die Sage eine andere Fassung gekannt habe (s. u.), ist dafür gleichgiltig.

Während also das Ende der Urilias, ja die ganze Handlung ganz und gar anders gestaltet war als in unserer Ilias, soll der Anfang im wesentlichen derselbe gewesen sein, wie er jetzt noch in *Α* vorliegt. Da in diesen aber die Bewaffnung kein sicheres Merkmal für die Zugehörigkeit zur Urilias abgiebt, so wird ein anderer Mafsstab gefunden, nämlich der Dialekt, der übrigens auch in der Unterscheidung der übrigen Teile eine grofse Rolle spielt. Erweist sich nun die Verbindung des äolischen Dialekts mit der mykenischen Bewaffnung fruchtbar? Wir können es nicht finden. Die prachtvolle, in sich geschlossene Darstellung des ersten Gesanges der Ilias z. B. wird unter Anwendung dieses äufseren Mittels in schlimmster Weise verstümmelt, ja es werden Unebenheiten und Anstöfse eingeführt, die erheblich gröfser sind als die, welche jetzt eine scharfe Kritik herausfindet. Dies mögen folgende Beispiele zeigen. Nach R. stellt Achill an Athene nur die kurze, barsche Frage: *τίπτ' αὖ αἰγιόχοιο Διὸς τέκος εἰλήλουθας*; denn die folgenden Worte sind wegen der festsitzenden Ionismen *ὕβριν ἴδῃ* (203) und *τάχ' ἄν ποτε* (205) „ionischer Zusatz“. Athene aber fordert ihn nur auf, vom Streite abzulassen; die in Aussicht gestellte Genugthuung (*Α* 212—14) mufs wegfallen, da sie auf die „junge“ *Μήνιδος ἀπόρρησις* in *Τ* hinweist (S. 214/15). Ein solches Gespräch schön zu finden, mag noch Geschmackssache sein. Ein unerträglicher Widerspruch aber findet sich im Folgenden. Robert läfst Thetis, wie in unserer Ilias, am Morgen (*ἠερία*, S. 284, Vs. 345) sich zu Zeus begeben, um ihm die Bitte wegen ihres Sohnes vorzutragen. Nach einigen Bedenken gewährt sie auch Zeus (S. 285, Vs. 366—368). Aber die Bedenken müssen andere gewesen sein als in unserer Ilias; nicht die Rücksicht auf den Groll Heres, sondern ein anderes Motiv, das vielleicht mit Achills eigenem Schicksal zusammenhängt und über das S. 256 eine „kühne Vermutung“ gewagt wird, läfst ihn zaudern, — weil in den Vs. 518—527 sich festsitzende Ionismen finden (*ὅτ' ἄν, νεικεῖ* u. a.). Auch die folgende „köstliche“ Szene, wie sie R. nennt, mufs gestrichen werden, — weil sich feste Ionismen finden und die Urilias „schwerlich schon die Sage vom Sturz des Hephästus“ kennt (?). Eine Lücke aber anzunehmen, ist nicht nötig, wenn wir uns nur entschliefsen, den unerlaubten Hiatus *Α* 609 durch Konjektur zu tilgen und statt *Ζεὺς δὲ ἑὸν λέχος* schreiben *Ζεὺς δὲ πρὸς λέχος*. Dann ist alles in Ordnung, und auch *Β* 1 ff. reiht sich glatt an, wenn nur

noch *Α* 611 getilgt wird (S. 216/17). Aber es ist dem scharfsinnigen Kritiker entgangen, dafs, wenn die „köstliche" Szene gestrichen wird, in der das Schmausen der Götter *πρόπαν ἦμαρ* geschildert wird, Zeus nach der Morgenunterhaltung mit Thetis sofort sich wieder zu Bett legt, als sei er nur in seinem Morgenschlafe gestört worden, und dafs selbst mit dieser kühnen Auslegung die in *Β* 1—3 folgende Schilderung, wonach alle Götter *παννύχιοι* schlafen, in viel schärferem Widerspruch steht, als es jetzt der Fall ist. Es thut eben selten gut, eine Szene aus einem äufseren Grunde zu streichen.

Diese Proben reichen wohl aus, um einen Begriff zu geben von dem Verfahren des Verf.s, die Urilias herzustellen, und den Erfolgen, die er damit erzielt. Im Bunde mit Bechtel, der die Umkleidung in das äolische Gewand übernommen hat, hat der Verf. im III. Abschnitt gewagt, den „präsumtiven" Text derselben (S. 272—349) abzudrucken und dazu einige Erläuterungen (S. 350—70) über die Götter- und Heldenwelt zu geben. Es ist jedoch bei diesem Gedicht ebenso unmöglich wie bei dem oben (S. 146) erwähnten Schultzes, sich ein klares Bild von dem Gange und dem Charakter der Dichtung zu machen, da die Darstellung aus den verschiedensten Gründen zu lückenhaft ist und die einzelnen Teile zu bunt durcheinander gewürfelt werden. So reiht sich z. B. (S. 311) *Θ* 485/86 an *Α* 574 an, dann Lücke, I 80. 81. 83, Lücke, *Θ* 489—554 (mit verschiedenen Auslassungen), *Ξ* 9—63 (ebenso), *Ι* 16—22, *Ξ* 69—74, *Ι* 27. 28, *Ξ* 80—108, *Ν* 39—44 u. s. w. Soll man wirklich einen Versuch, der so willkürlich mit dem überlieferten Text umspringt, ernst nehmen?

Nicht anders steht es mit der allmählichen Erweiterung und Veränderung, die diese Urilias erfahren haben soll. Der Verf. spricht darüber im IV. Abschnitt, Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Ilias (S. 371—577). Sie ist so verwickelt und erstreckt sich auf so viele Einzelheiten, dafs es für einen Berichterstatter unmöglich ist, auch nur annähernd ein Bild davon zu geben. Nur der Gang der Untersuchung sei angedeutet. Nach der Urilias, die etwa 3000 Verse enthielt, entstanden Einzelgesänge, unter denen die ältesten *Πάριδος καὶ Μενελάου μονομαχία* („vielleicht gleichfalls ursprünglich in äolischer Sprache, jedenfalls mit mykenischer Bewaffnung") und die *Διομήδους ἀριστεία* („die Bewaffnung ist noch mykenisch, der Dialekt die äolisch-ionische Kunstsprache") sind; die sechs anderen sind in derselben Kunstsprache verfafst, während die Helden schon durchweg in ionischer Bronzerüstung erscheinen. „Den ersten Platz unter diesen nimmt sowohl dem Alter als der dichterischen Schönheit nach die *Ἕκτορος ἀναίρεσις* ein", ein Gedicht von etwa 1000 Versen, das der Verf. (S. 503—30) ebenfalls abdruckt. Dieses Gedicht, ursprünglich „eine Dublette zur Urilias", verdrängte allmählich den Schlufs derselben, wurde aber selbst wiederholt erweitert und umgeändert.

Die Einfügung dieser Einzellieder erfolgte aber nicht auf einmal, sondern R. glaubt eine 2., 3. und 4. Ilias aus unserer Ilias aussondern und jeder dieser Dichtungen Vers für Vers genau zuweisen zu können. Zuerst erfolgte die Einfügung der *Πάριδος καὶ Μενελάου μονομαχία* nebst der Mauerschau und einer grofsen Zahl einzelner Zusätze und Szenen, durch welche die Götter- und Heldenwelt stark vergröfsert wurde. Auch „die Kompositionsweise ist künstlicher geworden. Während sich in der Urilias und den beiden ältesten Einzelliedern Kampf an Kampf reihte, wie Perlen einer Schnur, liebt der Verf. der zweiten Ilias längere Serien von Einzelkämpfen, die er kunstreich mit einander zu verschlingen sucht . . . Seine Helden halten zwar keine Monologe, wenn man nicht das Gebet des Achilleus *Π* 233—48 so bezeichnen will, dafür aber lange Ansprachen an das Heer mit starkem ethischem Beigeschmack und von rhetorischem Aufbau *Ν* 622—639, *Ο* 486—499, 502—513 u. s. w. Welch ein Gegensatz zu der energischen Ansprache des Agamemnon in der Urilias 449—461“ (d. i. *Β* 382—393)! Dieser Gegensatz aber wird, wohlgemerkt, nur dadurch erreicht, dafs alle Stellen, wo längere Ansprachen oder „weichere Töne“ sich finden, aus der Urilias gestrichen und für spätere Erweiterungen erklärt werden.

Über die Zeit der Entstehung dieser Ilias spricht R. sich nicht aus; bezeichnend aber ist die Bemerkung, „dafs mit der zweiten Ilias der Kreis der Helden des trojanischen Krieges im wesentlichen abgeschlossen ist. Eine Erweiterung findet nur noch durch die Einfügung des Diomedesliedes und die aufserhalb des Rahmens liegenden kyklischen Epen statt“. Während nämlich Niese die kyklischen Epen erst beginnen läfst, nachdem man aufgehört hatte, an der Ilias zu arbeiten, nimmt Robert an, dafs die letzten beiden „Redaktoren“ der Ilias erheblich von den Kyklikern beeinflufst seien.

Die Einfügung der Teichomachie und des Diomedesliedes in die Ilias änderte noch mehr den Gang der Handlung der ursprünglichen Ilias, als es in der zweiten geschehen war, weil dadurch auch die Zeit verlängert wurde. Der Redaktor dieser dritten Ilias erwähnt zuerst die 10 Jahre des Krieges (*Β* 303—330) und mufs schon eine Iliupersis (*Ο* 68 ff.) gekannt haben; auch die Odyssee kennt er (nach *Δ* 354 ff.).

Für die vierte Ilias bezeichnend ist die Einfügung der Presbeia, deren Zweck, nach R., nicht etwa eine feinere Charakteristik der Haupthelden ist noch auch der Versuch, wie andere wollen, den Achilleus in tragische Schuld zu verwickeln, sondern allein die Verherrlichung des Diomedes, der damit, wie dies Anfang und Schlufs klar zeigen, zum zweiten Achill wird, ja noch höher steht, da er nicht nur alle Helden an Tapferkeit übertrifft, sondern selbst an Klugheit; denn sein Rat ist besser gewesen

als der des weisen Nestor. Anlafs zur Einreihung dieses Liedes soll der Wunsch gegeben haben, die schroffe Stellung zwischen Achill und Agamemnon zu mildern. Um dies möglich zu machen, mufste das Lied vielfach geändert werden. Die entschiedene Ablehnung des Achill (*I* 356—63), am Kampfe wieder teil zu nehmen, und die bestimmte Erklärung, morgen schon abzureisen, mufste so gemildert werden, dafs ein Nachgeben des Helden nicht zur Unmöglichkeit wurde. Zu diesem Zwecke ward die Person des Phönix eingeführt, der durch seine Erzählung und die Erinnerung an Achills Kindheit weichere Seiten in der Seele des zürnenden Helden zu berühren weifs und so diesen zunächst dazu bringt, sich die Sache noch einmal zu überlegen, und dann zu dem Versprechen, helfen zu wollen, wenn die Not am gröfsten sei. „Man könnte das alles für psychologische Kunst halten; aber in Wahrheit ist diese unleugbar hohe Schönheit ganz von selbst dadurch entstanden, dafs der Redaktor, als er die Verse 432b—623 einlegte, alles übrige so gut wie intakt liefs, ohne die nun vorhandenen Widersprüche auszugleichen. Odysseus meldet dem Agamemnon nach wie vor den ersten Bescheid des Achilleus 682—87 (= 356—63. 417—20), und vorher hat sich der Redaktor nicht einmal die Mühe gegeben, die nach Einführung des Phönix nicht mehr korrekten Duale (182. 192. 196) zu ändern“. Ein eigentümlicher Redaktor! Während er hier offenbare Widersprüche und Inkorrektheiten in nächster Nähe seiner ändernden Thätigkeit aus Nachlässigkeit oder Unbedachtheit stehen läfst, zeigt er sich an anderen, weit entfernten Stellen sehr einsichtig und klug die folgende Handlung berechnend: er schiebt *Α* 212—14 die Worte der Athene ein, welche Achill Genugthuung versprechen, ferner *Π* 60—63, welche eine mildere Gesinnung Achills verraten, entsprechend der, welche er in *I* vorbereitet hat; er macht Phönix zum Führer der vierten Abteilung der Myrmidonen, führt in *T* die *Μήνιδος ἀπόρρησις* ein und läfst dort Agamemnon auf dieselbe Ate anspielen, auf die nach seinem Eingreifen Phönix in *I* anspielt. Es ist dieselbe Mischung von Weitsichtigkeit und Kurzsichtigkeit in demselben Menschen, wie oben (S. 146 u. 150) angegeben ist.

Aber fast noch merkwürdiger ist die Vorstellung, dafs so „grofse psychologische Schönheit“, wie sie Robert zuzugeben scheint, aus Kurzsichtigkeit des Redaktors „ganz von selbst entstanden“ sei. Diese Ansicht ist ebenso ansprechend, wie die Seecks, dafs für die Schöpfung der Nausikaa nicht der Dichter, sondern der „kombinierende Historiker“, der „Odysseus mit Kleidern versorgen“ wollte, in letzter Linie mafsgebend gewesen sei (vgl. JB. XIII S. 315). Würde es nicht für einen geistlosen Redaktor unendlich viel einfacher gewesen sein, in *I* Achills starre Antwort etwas abzuschwächen durch Änderung weniger Worte als eine neue Figur in die Dichtung einzuführen und

dadurch neue Widersprüche zu schaffen? Dieses Verfahren würde sich um so mehr empfohlen haben, als ja die Drohung Achills, morgen abzufahren, in dem grofsen Ganzen der Dichtung keinen Sinn hat, sondern nur verständlich ist als Äufserung aufwallender Leidenschaft, welche die Worte nicht wägt. Denn wäre es ihm wirklich ernst damit gewesen, so hätte er doch sofort nach der Beleidigung abfahren müssen und gar nicht weitere Kämpfe abwarten dürfen. Wenn er geblieben ist, so kann er es nur gethan haben, um Genugthuung zu erlangen, und diese kann keine andere sein als die „Ehrung", die er von Zeus erwartet, die Ehrung, die ihm Athene sofort verspricht, um ihn zu besänftigen im Augenblicke des höchsten Zornes (*Α* 188 ff.), nämlich die Freude, dafs ohne ihn die Griechen nichts ausrichten und deshalb Agamemnon ἣν ἄτην — ein Ausdruck, den auch R. in seiner Urilias Vs. 332 = *Α* 412 zuläfst — einsehen werde. Diese Genugthuung wird in *Ι* vorbereitet, aber nicht völlig erfüllt; Achill lehnt im übermäfsigen Zorne die angebotene Sühne ab und verfällt so selbst der Ate. Dies hängt alles so eng zusammen, dafs man darin das Schaffen eines grofsen Dichters sehen mufs, der, um dieses Ziel zu erreichen, kleine Widersprüche ganz wie andere Dichter nicht scheute (s. o. S. 137), ganz gewifs aber nicht die Thätigkeit eines unverständigen, geistlosen Redaktors.

Aber die Presbeia und die damit zusammenhängenden Einschübe und Änderungen sind nicht die einzige Bereicherung, welche die dritte Ilias erfahren hat, um zur vierten zu werden; sondern fast noch wichtiger wurde die Einreihung der inzwischen dreimal umgeänderten *Ἕκτορος ἀναίρεσις*, die bisher als Einzellied bestanden hatte, in ihren Zusammenhang. Damit wurde der alte Schlufs geändert und die Ilias in der Hauptsache so, wie wir sie jetzt noch haben, fertig gestellt. Denn die Zusätze, die dann noch gemacht wurden, sind untergeordneter Bedeutung, obwohl R. dazu u. a. den Schiffskatalog, die Wettspiele in *Ψ* und Hektors Lösung in *Ω* rechnet.

Der Verf. gesteht am Ende der Arbeit (S. 575/77): „Nun ist es Zeit, dafs wir uns erinnern, bei unserer Untersuchung mit Absicht einen Punkt aufser Acht gelassen zu haben, der zur Sprache kommen mufs. Wir haben den Text sowohl den der Ilias in ihren verschiedenen Stadien als den der Einzellieder als einen festen behandelt; er ist aber ein absolut fluktuierender gewesen. Es ist also in Wahrheit unmöglich, die Geschichte des Textes bis in die einzelnen Verse hinein zu verfolgen . . . Wer aber eine Entwickelungsgeschichte der Ilias schreiben will, mufs notwendig mit Bewufstsein den Fehler begehen, dieses Schwanken zu ignorieren; er mufs einen festen Text supponieren, gerade wie wir die hypothetischen Rekonstruktionen sowohl der Ilias in ihren verschiedenen Phasen als der einzelnen Lieder als

gesicherte Thatsache behandeln mufsten, wenn wir uns nicht ewig im Kreise drehen wollten. Die Fragezeichen, die „vielleicht“ und „möglicher Weise“ habe ich darum dem Leser zu ergänzen überlassen. Denn es schien mir Pflicht, nicht nur andeutende Linien zu ziehen, sondern in festen Strichen ein Bild zu entwerfen, nicht davon, wie es gewesen ist, sondern davon, wie es gewesen sein kann. Aber nun stehen wir auch an der äufsersten Grenze. Wollten wir fragen, wer die Verse vom weinenden Vater *N* 658/59 oder von Athene, die das Dunkel *O* 668—73 zerstreut, eingelegt hat, so würde die wissenschaftliche Untersuchung in Spielerei ausarten“. Hat der Verf. die Grenze zwischen wissenschaftlicher Forschung und geistreicher Spielerei selbst überall eingehalten? Dies ist zu bezweifeln. Einspruch zu erheben ist vor allem gegen den von ihm befolgten Grundsatz, Verse, die in dem Zusammenhange ohne allen Anstofs sind, ja bisweilen, wie oben an einzelnen Beispielen gezeigt worden ist, unentbehrlich für den Sinn erscheinen, nur deshalb als späteren Zusatz zu bezeichnen, weil sie eine Form enthalten oder Waffen schildern oder einen Helden oder Gott anders darstellen, als es nach der Vorstellung des Verf.s diesem Teile des Epos zukommt. In diesem Falle ist es richtiger, die Meinung des Verf.s als solche Verse zu verwerfen. Ebenso halte ich es für unwissenschaftlich, aus dem Schweigen des Dichters über diesen oder jenen Helden ohne weiteres zu schliefsen, dafs der Dichter ihn nicht gekannt habe. Wie kann in einem Gedicht von dem Umfange der Urilias der Dichter Gelegenheit finden, alle damals bekannten Sagen oder Vorstellungen von Göttern zu erwähnen oder auch nur auf sie anzuspielen? Selbst widersprechende Vorstellungen in dieser Beziehung sind noch kein vollgiltiger Beweis für Verschiedenheit der Verfasser. Es kommt doch ganz auf die augenblickliche Lage und die Verhältnisse an, unter denen die Ansicht ausgesprochen wird.

Können wir so mit ernstlichen Bedenken gegen die ganze Art der Untersuchung nicht zurückhalten, so stehen wir doch keinen Augenblick an, zu erklären, dafs unter vieler Spreu auch wirklicher Weizen enthalten ist, dafs die Untersuchung mit einem Scharfsinn und einer Gründlichkeit geführt ist, die Staunen erwecken mufs. Der Ertrag für die homerische Frage aber würde gröfser sein, wenn sich der Verf. darauf beschränkt hätte, auf die verschiedenen Quellen, die dem Dichter vorlagen, hinzuweisen, anstatt die Gedichte in unendlich viele Teile zu zerschneiden und ihre jetzige Gestalt als das Ergebnis grenzenloser Flickarbeit zu bezeichnen. Auf diesem Wege entsteht keine Einheit.

Die Bedeutung dieses Werkes mag den grofsen Umfang, den die Besprechung angenommen hat, rechtfertigen. Bei den folgenden Arbeiten werden wir uns kürzer fassen können. Mit einzelnen wichtigen Fragen, die auch von den vorangehenden Gelehrten behandelt sind beschäftigen sich:

11) Th. Wetzel, Untersuchungen zum XVI. Buch der Ilias. Progr. Schwäb. Hall 1901. 17 S. 4. — Vgl. WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 1196 (Rothe).
12) S. Eitrem, Zur Ilias-Analyse. Die Aussöhnung. Christiania 1901, in Kommission bei J. Dybwad. 34 S. gr. 8.
13) Ameis-Hentze, Anhang zu Homers Ilias. VI. Heft: B. XVI—XVIII. 2. Auflage. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 170 S. 8. 2,10 ℳ.

Th. Wetzel stellt sich die Aufgabe, „zu untersuchen, was im 16. Buche ohne Bezugnahme auf die anderen Bücher der Ilias rein auf Grund des unmittelbaren Zusammenhanges nur lose angereiht erscheine, anderseits was sich als festgefügt und folgerichtig erweise und somit als ursprünglich gelten dürfe“. In eingehender Besprechung aller einzelnen Verse und Versgruppen kommt er zu dem Ergebnis, dafs von den 865 Versen dieses Gesanges nur etwa der dritte Teil, nämlich: 1—39 (27?), 46—55, 80—83, 87—90, 97—100, 130—133, 135—139, 148—151, 155—157, 166, 199—204, 207—241, 246—259, 263—267, 278—285, 287—292, 297—306, 313—352, 356f., 364—376 (oder 366—74, 377—83), 384f., 390—393, 712—743, 755—761, 823—845, 851—863 echt sei. Auch die Sarpedonepisode, die W. als Ganzes ausscheidet, ist vielfach überarbeitet. Ihren ursprünglichen Bestand bildeten die Verse 394—426, 428—461, 477—486, 659f., 663—687 (677?), d. h. auch nur etwa ein Drittel des jetzigen Umfanges. Alles andere ist durch „Diaskeuasten“ hinzugekommen.

Es lohnt sich an diesem Gesange, der ziemlich einstimmig für einen der schönsten der Ilias gilt, zu zeigen, welche Verherungen die zersetzende Kritik anrichtet. Während W. nur etwa ein Drittel als „ursprünglich“ gelten läfst, verwirft Kammer nur etwa die Hälfte (ich zähle 437 Verse; dabei möchte ich bemerken, dafs S. 269, wie schon S. 267 der 1. Auflage, 432—501 ein störender Druckfehler für 492 ist); etwas weniger noch Christ in seiner Ilias, da er Achills Gebet Vs. 220—56 beibehält. Dagegen stimmen in der Hauptsache mit Wetzel überein und weichen nur in der Euphorbosszene teils von ihm, teils unter sich ab Robert und Schultz. Fast noch schlimmer sieht es aus, wenn wir uns bei Hentze, Anhang S. 8ff., die Litteratur über dieses Buch ansehen. Da werden z. B. von den selbst von W. noch beibehaltenen Versen verworfen 23—29 (Lachmann, Düntzer, v. Wilamowitz u. a. unter Zustimmung von Hentze); 97—100 (Aristarch und die meisten Neueren); 145—154 (Bergk); 198—211 (Düntzer); 218—258 (Düntzer, Kammer sogar 218—267); 259—277 (Düntzer und Fick); 278—283 (Bergk); 284—302 (stark überarbeitet nach Hoffmann); 303—376 (jüngere Eindichtung nach Hoffmann, Erhardt, Fick); 364—393 („an ihrer Stelle ungehörig“ nach Schultz); 727—731 (Bernhardt). Dazu kommen noch mehrere einzelne Verse, so dafs von dem ganzen Buche kaum der vierte Teil unbeanstandet bleibt. Und doch

rühmt Hentze in Übereinstimmung mit Bernhardy (S. 7) als Vorzüge der Darstellung den Schwung der Erzählung und glänzende Gedanken. „Ein lebhafter, gehobener Ton beherrscht mit Ausnahme weniger Stellen die Darstellung, in den Reden wie in der hier den breitesten Raum einnehmenden Erzählung“. Von dieser glänzenden Darstellung aber soll nur etwa der vierte oder dritte Teil dem Dichter gehören, — weil die Darstellung meist nicht so rasch vorwärts schreitet, als es die nervöse Hast unserer Zeit verlangt. Der Dichter wie der alte Erzähler überhaupt kennt aber diese Hast nicht, und ruhig und breit schreitet die Darstellung selbst dort vor, wo wir einen rascheren Gang erwarten. Es sei hier nur daran erinnert, wie der Dichter mit äufserster Ruhe, während wir vor Spannung zittern, in 15 Versen *φ* 404—420) schildert, wie Odysseus langsam den Bogen nimmt, besieht, spannt, anlegt und den Pfeil abschiefst, und ähnlich (*Δ* 105—125) 20 Verse braucht, um den verhängnisvollen Schufs des Pandaros vorzubereiten. Und wie Homer so erzählt Herodot mit fast ermüdender Behaglichkeit und bringt alles, was irgend wie zur Sache gehört, dabei vor, mag der Leser auf den Fortgang der Haupthandlung auch noch so gespannt sein. Ganz mit der hier im Anfange von *Π* fortwährend eintretenden Verzögerung des Kampfes, den wir ängstlich erwarten, läfst sich vergleichen seine Einleitung zur Schlacht von Marathon VI c. 102—112. Schon im Anfange von Kap. 102 lesen wir, dafs die Perser nach Attika fuhren, und 103 heifst es weiter: *Ἀθηναῖοι ὡς ἐπύθοντο ταῦτα, ἐβοήθεον καὶ αὐτοὶ ἐς Μαραθῶνα· ἦγον δέ σφεας στρατηγοὶ δέκα.* Wir erwarten nun die Schlacht; aber es wird erst die Geschichte des einen der Feldherren erzählt (c. 103 u. 104) und seine Wahl zum Feldherrn. Weiter folgt (c. 105 u. 106) die Aussendung des Phidippides nach Sparta und was ihm dabei für ein Wunder begegnet sei. Im Kap. 107 wird nun wieder zum Perserheere übergegangen und von einem Traumgesicht des Hippias erzählt. Wir erwarten, dafs es nun endlich zum Kampfe kommt, um so mehr, als wir im Anfange von Kap. 108 lesen, dafs die Athener schon im Haine des Herakles, nahe bei Marathon stehen. Aber Herodot berichtet erst jetzt von dem Zuzug der 1000 Plataier und erklärt dabei sehr ausführlich, weshalb diese sich den Athenern angeschlossen haben. Nun erst wird die Uneinigkeit der Feldherrn, ob man schlagen solle oder nicht, erwähnt, obwohl dieser Streit doch vor dem Auszuge zu denken ist; aber Herodot hat nicht eher Gelegenheit dazu gefunden, und er wollte ihn doch nicht übergehen. Nach all diesen für die Sache mehr oder weniger nötigen Berichten folgen erst im c. 110 und 111 die eigentlichen Vorbereitungen zur Schlacht.

Dies ist eine für uns unerträgliche Breite und Verzögerung der Haupthandlung, bei weitem übrigens noch nicht die schlimmste; wir können uns darüber wundern und die Darstellung tadeln,

— aber niemand denkt hier an verschiedene Verfasser. Wer giebt uns nun das Recht, bei Homer anders zu verfahren, obwohl wir doch auch hier in unzweifelhaft echten Stücken dieselbe Ruhe und Behaglichkeit im Erzählen finden, die vielen von uns widerstrebt? Etwa einzelne Widersprüche und Unebenheiten? Ich habe über diesen Punkt öfters (vgl. JB. XIII S. 291 ff., XIX S. 137 u. 150, XXI S. 8 ff.) meine Ansicht ausgesprochen und will deshalb hier nur ein paar Proben geben, an was alles man Anstofs nimmt. *Π* 242—245 sollen in „unbestreitbarem Widerspruch" (Wetzel S. 8) stehen mit *Π* 89 ff. und sind deshalb, da sie leicht ausgeschieden werden können, als späterer Zusatz zu betrachten. Aber sollen wir denn annehmen, dafs, wenn Achill dem Patroklos aufträgt, die Troer von den Schiffen zurückzutreiben, er dieses Ziel ohne Kampf durch sein blofses Erscheinen erreicht? Dies ist doch nicht möglich, einen Kampf mufs er voraussetzen; dann aber ist auch sein Wunsch im Gebet berechtigt, dafs Patroklos sich auszeichne auch ohne ihn. Wer aber soll dies früher merken als der Führer der Feinde, Hektor? So sehe ich durchaus keinen unerträglichen Widerspruch zwischen 89 ff. und 242—45. Andererseits aber verstehe ich Fick nicht, der es „absurd" findet, dafs Achill Vs. 248 betet, Patroklos möge heil zurückkehren τεύχεσί τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἑτάροισι, und Wetzel, der diesen Anstofs dadurch beseitigen will (S. 8), dafs πᾶσι nur auf die Waffen, nicht auf die Gefährten gehe. Warum aber soll Achill nicht beten, dafs alle heil wiederkehren, auch wenn sie in grofse Gefahr gehen und die Wahrscheinlichkeit vorliegt, dafs einer oder selbst viele fallen? In dieser Weise an der Darstellung des Dichters herumzudeuteln, halte ich für unerlaubt.

Da ich auch die Erwähnung anderer Helden, wie des Menelaos und Ajax, für ganz unanstöfsig halte, weil Patroklos eben nicht Achill ist, neben dem später alle verschwinden, und mir auch die Sarpedonepisode notwendig zu sein scheint, damit Patroklos einen der Hauptführer der Feinde niederwirft — man vergleiche die letzten Kämpfe der Nibelungen! —, so bleiben als wirkliche Bedenken gegen die ursprüngliche Fassung des Liedes im Zusammenhange der jetzigen Ilias — denn ob es ein Einzellied etwa des Umfanges, den Wetzel annimmt, gegeben habe, lasse ich dahingestellt — nur 1) die Verse 167—211, welche die Aufstellung der Myrmidonen in fünf Haufen schildern; diese stehen und fallen mit dem Schiffskatalog in *B*; 2) die Verse 762 f. mit der Einführung des Euphorbos, über die ich bereits JB. XIX S. 138 und Bedeutung der Widersprüche S. 19 meine Ansicht ausgesprochen habe.

Die eben behandelten Fragen, namentlich die Stellung von *Π* zu *I*, berührt auch Eitrem. Dieser schliefst aus einzelnen auffallenden Stellen in *I*, *Π* und *T* auf eine ganz anders gestaltete

Urilias. Leider ist seine Darstellung öfters unklar, und da er weder am Anfange noch am Ende bestimmt hervorgehoben hat, was er eigentlich will, so wird es schwer, sich ein deutliches Bild von dem zu machen, was er aus dem jetzigen Zusammenhange der Ilias als ursprüngliche Fassung der Dichtung herausliest. So weit ich ihn verstehe, hält er einen Versuch der Achäer, Achill zu versöhnen, nicht nur unbedingt für notwendig, sondern meint auch, in Übereinstimmung mit Terret (s. o. S. 122) und Kammer (S. 260 ff.), dafs der jetzt in *I* geschilderte Versuch Achill nicht genügen konnte. Denn Agamemnon hat sich nicht persönlich vor ihm gedemütigt, auch ihm nicht vor der ganzen Volksversammlung, vor der er doch gekränkt war, Genugthuung geleistet, ja wahrscheinlich ihm auch die Briseis damals nicht zurückgeben wollen. Denn merkwürdig sei es doch, dafs in *I* 128 dem Achill nur sieben lesbische Frauen als Ersatz geboten werden und erst 131 hinzugefügt werde: *μετὰ δ' ἔσσεται, ἣν ποτ' ἀπηύρων, κούρη Βρισῆος*, während wir *T* 245 bei der wirklich stattfindenden Versöhnung hören: *ἐκ δ' ἄγον αἶψα γυναῖκας . . . ἕπτ', ἀτὰρ ὀγδοάτην Βρισηίδα καλλιπάρηον*. Das macht den Eindruck, als sei *I* 131 erst später hinzugesetzt worden.

Deshalb mufste Achill mehr geboten werden; die Genugthuung mufste ihm in einer *ἀγορή*, wie sie in *T* geschildert wird, zu teil werden, und nur darüber kann man zweifeln, „ob Agamemnon sich vorher persönlich bei Achill eingefunden hat, oder ob Achill zuerst in der *ἀγορή* hartnäckig alle Reden von Versöhnung abgewiesen . . ., später aber durch Agamemnons Nachgiebigkeit versöhnt worden ist“. „Wahrscheinlich hat beides stattgefunden“, d. h. Agamemnon hat sich zuerst (noch in jener Nacht) mit Geronten zu ihm begeben, und da auch dies noch keinen Erfolg hatte, fand am Morgen eine *ἀγορή* statt, in der besonders durch das Eingreifen des Odysseus die Aussöhnung stattfand. Denn während jetzt dessen Rede *T* 173—183, da die beiden Redner versöhnt sind, keinen Sinn hat, gewinnt sie unter dem eben angegebenen Gesichtspunkte, besonders mit der Aufforderung an Agamemnon, den Eid zu leisten (*T* 175), eine grofse Bedeutung. Denn nach *I* 370—375 traut Achill Agamemnon nicht, da er ihn betrogen hat. Andererseits steht bei dieser Auffassung die Briseis ganz im Mittelpunkte der Handlung; Achill liebt sie aufrichtig und will sie zur Frau nehmen. Dagegen spielt der Tod des Patroklos dabei gar keine Rolle, und es stimmt dazu, wenn Achill *T* 61 ff., 134 ff., 203 und 273 ff. von dem Tode vieler Achäer spricht, die infolge des unseligen Zwistes gefallen sind und die er rächen will, des Todes des Patroklos aber mit keiner Silbe erwähnt.

So weit ist mir die Darstellung des Verf.s verständlich geworden, und es läfst sich, da es E. nicht unternimmt, den Gang

dieser Urilias, wie es Robert u. a. thun, bis auf den Vers herzustellen, nicht viel dagegen sagen. Patroklos ist ja auch schon von anderen (vgl. JB. XIII S. 287) „eliminiert" worden, und denkbar ist es, dafs er ursprünglich eine Nebenfigur war und erst durch den Dichter unserer Ilias diese Bedeutung erhalten hat. Es würde sich dann die verworrene Darstellung in *T*, die wohl jeder zugeben wird, aus dem Streben des Dichters erklären, zwei ganz verschiedene Fassungen zu vereinigen, wie etwa in der Odyssee die Darstellung des Freiermordes und die Erkennungsszene der beiden Gatten ähnliche Schwierigkeiten aus ähnlichem Anlafs bietet (vgl. JB. XIII S. 330ff.). Ob die Spuren ausreichen, um mit einiger Sicherheit auf eine ursprünglich andere Fassung zu schliefsen, darüber werden die Ansichten auseinander gehen, namentlich auch darüber, ob die vom Verf. als Stütze seiner Ansicht verwendeten Vasenbilder beweiskräftig sind.

Im zweiten Teile (S. 20—34) geht der Verf. weiter und sucht eine Reihe anderer „Motive" aus einzelnen Stellen in *A I Λ Σ T* ausfindig zu machen, die auch auf eine andere Fassung der Sage hinweisen, als sie die Ilias bietet. Sie sind nur kurz angedeutet und z. T. auch von Robert und Schultze berührt worden. Sie zeigen, wie allmählich die Briseis hinter Patroklos zurücktrat. Auf sie einzugehen, ist hier nicht angängig; wesentlich ist, dafs auch E. eine Patroklie neben der Gesandtschaft in *I* und selbst die vielumstrittenen Verse *Λ* 609—11 nach *I* für durchaus möglich hält, da die Genugthuung Achill nicht genügt. Ob es wirklich andere Fassungen gegeben hat, wie E. glaubt, oder ob der Dichter selbst während der Arbeit Patroklos mehr und mehr in den Vordergrund gestellt hat (wie etwa Schiller im Don Carlos den Marquis Posa), wer will dies beweisen?

14) A. Fick, Das alte Lied vom Zorne Achills (Urmenis) aus der Ilias ausgeschieden und metrisch übersetzt. Göttingen 1902, Vandenhoeck & Ruprecht 130 S. 8. 3 *M*.

Der greise Forscher auf dem Gebiete homerischer Sprache und Dichtung hat das Ergebnis seiner langjährigen Untersuchungen der grofsen Zahl Gebildeter, die sich für homerische Kunst interessieren, in gefälliger Form zugänglich gemacht: er hat den alten Kern der Ilias, die Menis, im ganzen 1936 Verse, in deutsches Gewand gehüllt und in das von ihm entdeckte Schema von vier Büchern, jedes aus zwei Gesängen bestehend, gebracht und dabei die weitere Teilung in Strophen von 11 Versen durchgeführt. Was auf den ersten Blick unglaublich erscheint (vgl. unsere Besprechung seines darauf bezüglichen Aufsatzes in diesen JB. XXII S. 194/95), hat so sichtbare Form gewonnen; die Möglichkeit derselben überrascht ebenso sehr wie die Lachmannsche Teilung der Nibelungenlieder in Strophen, die durch die Zahl 7 teilbar sind, oder wie die neueste Entdeckung Bellings (Studien über die

Kompositionskunst Vergils in der Äneide; vgl. JB. XXVII S. 116 ff.), dafs auch bei Vergil die Zahlen, und zwar öfters auch gerade die Zahl 11, eine grofse Rolle spielen. Damit wird von F. für die Form ebenso ein neues Problem aufgestellt, wie einst durch seine Einsetzung des äolischen Dialektes in die ältesten Teile der Dichtung. Offenbar war für die Durchführung dieses Prinzips die Übersetzung ins Deutsche günstiger als der Urtext, da er es ermöglichte, Verbindungen herzustellen, die im Urtext nicht vorhanden waren, und den Wortlaut der einmal geschaffenen Lage anzupassen.

Freilich ohne Anstofs liest sich auch diese Darstellung nicht, obwohl zugegeben werden mufs, dafs die Elfzahl ohne grofse Gewaltthätigkeit sich durchführen läfst. Zunächst aber fällt auf, dafs zwar die Gesamtzahl der Verse eines Abschnittes durch 11 teilbar ist, aber die einzelnen Strophen sich nicht glatt ausscheiden lassen, sondern z. B. ein Abschnitt von 33 Versen in zwei wesentlich verschiedene Gruppen von 16 und 17 Versen, oder 77 Verse ebenso in Teile von 38 und 39 zerfallen, einzelne Strophen aber, wenn der Sinn berücksichtigt wird, bald 7 oder 9, bald mehr als 11 Verse enthalten. Bildete wirklich die Elfzahl die Grundlage, so durfte nirgends der Schlufs eines Hauptgedankens in die Mitte einer Strophe fallen. Ferner sind offenbar der Strophen- und Verszahl wegen nicht selten einzelne Verse des Urtextes unterdrückt, die nicht gut fehlen können, oder an anderen Stellen beibehalten, obwohl sie von anderen Kritikern, die einen Kern aussondern, gestrichen werden. So wird z. B. im zweiten Gesang dieser Ausgabe nach der Frage der Thetis (= *A* 362/63):

Kind, was weinst du doch? Was kam für Kummer ins Herz dir?
Rede, verhehl' es mir nicht, auf dafs wir beide es wissen!

nur der erste Vers von Achills Antwort beibehalten und die Erzählung des Herganges (*A* 366—92) gestrichen. Dies haben auch andere gethan, mit Unrecht nach meiner Meinung. Aber wer hier Thetis alles wissend darstellt, der darf nicht, wie F. im sechsten Gesang (= *Σ* 52 ff.) thut, Thetis mit weit wichtigeren Verhältnissen auf dem Lande, wie Patroklos' Tod, unbekannt sein und Achill ihr diese auf ihre ganz gleiche Frage wie in *A* jetzt erzählen lassen. Hier stützt eine Stelle die andere; sie müssen gleich behandelt werden.

Noch bedenklicher scheint es mir, dafs F. die Sendung des Patroklos, wenn auch stark verkürzt, beibehalten hat. Diese Sendung ist in unserer Ilias ein einfaches Kunstmittel des Dichters, um Achill nicht zu lange aus den Augen zu verlieren und um gleichzeitig eine angenehme Ruhepause und Abwechslung in die vielen Kampfesszenen zu bringen. In der That läfst uns die gemütliche Unterhaltung im Zelte Nestors den tobenden Kampf vergessen, so dafs er im Anfang des 12. Buches ganz neu mit

veränderter Sachlage beginnen kann. Dieser Zweck (vgl. in den folgenden Büchern Poseidons Eingreifen und Zeus' Bethörung durch Here) wird aber durch die 3 × 11 Verse, die Fick allein von der ganzen Sendung beibehält, nicht erreicht; und selbst wenn man die beiden vorangehenden Abschnitte von je 2 × 11 Versen hinzunimmt, ist der Vorteil der Ablenkung vom Schlachtfelde nicht so grofs wie der Nachteil dieser Sendung für die Komposition der ganzen Dichtung. Denn wenn Patroklos unmittelbar nach seinem Aufenthalte bei Nestor zu Achill zurückkehrt — es liegen bei F. nur 11 Verse dazwischen, in denen das Vordringen der Troer bis zu den Schiffen geschildert wird —, so fällt ungleich mehr als in dem jetzigen Zusammenhange der Ilias auf, dafs Patroklos zu Achill gar nichts über den ihm gewordenen Auftrag sagt. Und so könnte ich noch mehrere andere Stellen anführen, die Anstofs geben; aber ich verzichte hier darauf und will es unbefangenen Lesern überlassen, ob sie mit diesem Kern sich befreunden können. Die Übersetzung liest sich fast überall gut; Anmerkungen (S. 83—130) geben weiteren Aufschlufs.

15) W. Helbig, Der Schlufs des äolischen Epos vom Zorne des Achill. Rhein. Mus. N. F. B. 55 S. 55—61.

16) H. Weil, Études sur l'antiquité grecque. Paris 1900, Hachette et Co. 328 S. 8. — Vgl. Berl. phil. WS. 1900 Sp. 1601—1607 (O. Weifsenfels).

Helbig ist der Ansicht, dafs das alte Epos nicht mit dem Tode Hektors schlofs, sondern dafs zunächst mindestens noch die Bestattung des Patroklos (bis Ψ 257) dazu gehörte. Sodann aber fand ursprünglich wohl noch die Schändung Hektors, die im 22. Buche vorbereitet ist, wirklich statt: er wurde den Hunden und Raubvögeln zum Frafs hingeworfen. Diese Behandlung ist schon angedeutet in den Versen des Proömiums 4/5, die in der jetzigen Ilias keine Ausführung erhalten. Eine solche Grausamkeit mifsfiel den feinerfühlenden Ioniern; sie haben dafür den versöhnenden Schlufs erfunden und schon die vorangehende Erzählung zu diesem Zwecke überarbeitet. Spuren dieser Überarbeitung findet H. in *X* 395. Ψ 24. 176. 184—191, in denen der Dichter teils seine Mifsbilligung über die Schändung ausspricht, teils die Mifshandlung und Verwesung der Leiche zu hindern sucht. Das harte Urteil, das H. über diese Verse ausspricht, unterschreibe ich nicht, halte es aber nicht für ausgeschlossen, dafs das Lied ursprünglich anders endete.

Helbigs Ansicht vertritt in anderer Weise Weil nach dem Bericht von O. Weifsenfels, der darüber a. a. O. so schreibt: „Was die Ilias betrifft, so glaubt Weil nicht an die Einheit der Dichtung. Er findet darin Abschnitte, welche die Anschauung einer späteren Zeit wiederspiegeln. Er glaubt dies z. B. von der

zweiten Hälfte des 7. Buches, der *νεκρῶν ἀναίρεσις*, beweisen zu können. Von dem mageren und überstürzten Charakter dieser Erzählung, der zu der Art des alten Epos schlecht stimmt, sieht er dabei ab. Wenn aber Agamemnon auf die Bitte der Trojaner zustimmend erwidert, es gezieme sich, den gefallenen Toten die Wohlthat des Feuers zu erweisen, so spricht, meint Weil, aus dieser Antwort die Anschauung einer späteren Zeit, die es für unmenschlich hielt, den Leichnam des gefallenen Feindes zu schänden. Eben deshalb wird in der Ilias mit solcher Erbitterung um die Leichen der Gefallenen gekämpft (z. B. des Patroklos), weil die Achtung vor dem toten Feinde dem heroischen Zeitalter unbekannt war. Unter der Voraussetzung, dafs die Humanität gegen die Gefallenen das damals Übliche, gewissermafsen völkerrechtlich Sanktionierte gewesen sei (wie man nach den Worten des Agamemnon im 7. Buche denken müfste), scheint ihm vor allem das letzte Buch der Ilias unverständlich zu werden. Nur auf Befehl des Zeus willigt Achill in die Loskaufung Hektors". Dafs diese *νεκρῶν ἀναίρεσις* zu den spätesten Teilen der Ilias gehört, wird allgemein angenommen. Sicher ist, dafs hier wie an anderen Stellen ältere sittliche oder religiöse Ansichten neben jüngeren stehen; doch ist dies kein zwingender Beweis gegen die Einheit der Dichtung.

17) C. Rothe, De locis quibusdam Homericis. Festschrift für J. Vahlen. Berlin 1900, G. Reimer. S. 17—30. — Vgl. WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 1215/16 (Draheim).

Gegenstand der Besprechung in diesem kleinen Aufsatze ist eine Reihe von Stellen, die eine eigentümliche Ausdrucksweise zeigen und deshalb häufig zu Mifsverständnissen Veranlassung gegeben haben. Der Dichter stellt nämlich nicht selten im ersten Verse oder ersten Satze eine Behauptung auf, die im nächsten Verse oder im Nachsatze berichtigt oder schärfer gefafst erscheint. Zu den zahlreichen Stellen, die ich für diesen Gebrauch angeführt habe, um den scheinbaren Widerspruch *Λ* 611—*B*, *I* 712—*K* und *O* 4—7 zu erklären, will ich hier noch zwei andere hinzufügen, die mir inzwischen noch aufgefallen sind. In *E* 124 ff. fordert Athene den Diomedes auf, tapfer gegen die Troer zu kämpfen; sie nimmt ihm den Schleier von den Augen, damit er Götter von Menschen unterscheiden könne. Ihre Absicht drückt sie in den Versen 129/30 so aus:

τῷ νῦν, αἴ κε θεὸς πειρώμενος ἐνθάδ' ἵκηται,
μή τι σύ γ' ἀθανάτοισι θεοῖς ἀντικρὺ μάχεσθαι.

Wir glauben danach, es sei ihm verboten, überhaupt mit Göttern zu kämpfen; aber im Verse 131 erfolgt eine Einschränkung:

τοῖς ἄλλοις· ἀτὰρ εἴ κε Διὸς θυγάτηρ Ἀφροδίτη
ἔλθῃσ' ἐς πόλεμον, τήν γ' οὐτάμεν ὀξέι χαλκῷ.

Π 233 ff. betet Achill zu Zeus, er möge dem Patroklos, den er in den Kampf sende, Ruhm verleihen und ihn mit allen Gefährten wohlbehalten in das Lager zurückkehren lassen. Es folgt Vs. 249:

Ὣς ἔφατ' εὐχόμενος, τοῦ δὲ κλύε μητίετα Ζεύς.

Diese sich häufig findende Formel (vgl. *ι* 356, *γ* 385, *ζ* 328, *υ* 102, *Ω* 314, *Α* 43. 457, *Ε* 121, *Ψ* 771, *Π* 527) bedeutet überall Gebetserhörung durch den Gott. Wo diese nicht erfolgt, wird dies ausdrücklich erwähnt, z. B.

Ε 311 ὣς ἔφατ' εὐχομένη, ἀνένευε δὲ Παλλὰς Ἀθήνη.

Und so müssen wir auch aus *Π* 249 zunächst schliefsen, dafs Zeus das Gebet Achills erhört und seine Bitte erfüllt. Diese Annahme aber wird in den folgenden Versen berichtigt. Denn wir hören:

τῷ δ' ἕτερον μὲν ἔδωκε πατήρ, ἕτερον δ' ἀνένευε.
νηῶν μέν οἱ ἀπώσασθαι πόλεμόν τε μάχην τε
δῶκε, σόον δ' ἀνένευσε μάχης ἐξαπονέεσθαι.

Bedenken wir dazu die Schwierigkeit, Übergänge von einer Erzählung zu einer ganz andern zu finden, die für Homer noch sehr sichtbar hervortritt, ferner die Ungenauigkeit in Zeitangaben, auf die ich ebenfalls in dem kleinen Aufsatze hingewiesen habe, da sie mit dieser Schwierigkeit eng zusammenhängt, so werden wir in der viel besprochenen Verbindung des ersten und zweiten Buches der Ilias keinen Grund finden, beide Gesänge nicht demselben Dichter zuzuschreiben. Es ist nur am Anfang des zweiten Buches ein etwas fortgeschrittener Zeitpunkt der Nacht (gegen Morgen) anzunehmen, ganz wie am Anfange von *ζ* gegenüber dem Schlufs von *ε*, und an den beiden anderen Stellen (*Κ* 1—4 und *ο* 4—7) die oben geschilderte, durch viele Beispiele belegte Ausdrucksweise zu berücksichtigen.

Wie wenig dieser scheinbare Widerspruch störend ist, erläutert sehr gut Draheim a. a. O. durch ein Beispiel aus Goethes Reineke Fuchs, das ich mir nicht versagen kann, hier ebenfalls anzuführen. Im VII. Ges. 242 ff. lesen wir:

Mag es für heute bewenden, versetzte Reineke; gehn wir
Schlafen, denn alle sind müd', und Grimbart besonders ermattet.
Und sie legten sich nieder im Saale, der über und über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und schliefen zusammen.
Aber Reineke wachte vor Angst; es schien ihm die Sache
Guten Rats zu bedürfen, und sinnend fand ihn der Morgen.

Draheim macht darauf aufmerksam, dafs Goethe gerade die Worte „schliefen zusammen“ und „wachte“ hinzugefügt habe; denn im Reineke heifst es:

Dit wille wy nu sus laten stan,
Sprak Reinke, und willen slapen gan.
Gy sind mode, Grimbart, frunt.
Sus gingen se slapen tor selven stund

Up den Saal getlegen mit hoye,
Reinke, syn wyff un alle de proye.
Reinke, was in angste groet.
He dachte: gut rad waere nu wol noet.
Sus lach he in danken beswart
So lange, dat id morgen wart.

18) K. Frey, Hektor. Anmerkungen zu Ilias und Odyssee. Bern 1895[1]). 51 S. 4.

Frey, der schon in seiner ersten Abhandlung „Homer“ (vgl. JB. XIII S. 247) so entschieden für den einen Dichter Homer eingetreten ist, dafs er glaubt, ihm sei kaum ein Vers zu nehmen, thut dies auch in der vorliegenden Schrift. Für die Einheit der Dichtung spricht ihm die völlig gleiche Behandlung, die Hektor in allen Teilen derselben erfährt. Ich habe in dem Programm Die Bedeutung der Widersprüche S. 19ff., das der Verf. nicht gekannt zu haben scheint, ebenfalls auf diese Gleichmäfsigkeit aufmerksam gemacht, und der dort geführte Beweis, dafs der Dichter trotz seiner Teilnahme für den Helden doch immer ein Grieche bleibe, der die Griechen unwillkürlich in seiner Darstellung bevorzuge, wird auch durch die allgemeinen Bemerkungen, die der Verf. seiner Ausführung vorausschickt, bestätigt. Er hat nämlich nach dem Vorgange Hygins und v. Hahns sich die Mühe genommen zu zählen, wie viele Griechen und Troer in den Kämpfen der Ilias wirklich getötet werden, und ist zu dem Ergebnis gekommen, das in der Hauptsache mit dem seiner Vorgänger übereinstimmt, dafs aufser „vielen“ unbekannten 183 benannte Troer, dagegen nur 53 benannte Griechen fallen, von denen Hektor allein 28 tötet. Hinzugefügt könnte noch werden, dafs es den Griechen fast immer, den Troern sehr selten gelingt, den Gefallenen zu rächen und ihn selbst mit den Waffen zu retten.

In seinen Anmerkungen zur Odyssee, die hier schon mit erwähnt seien, wendet F. sich scharf gegen die auflösende Kritik, vor allem gegen v. Wilamowitz, dessen „Homerische Untersuchungen“ ihm ein Buch mit „sieben mal sieben“ Siegeln ist. Die Einheit der Odyssee sieht er vor allem darin, dafs der Dichter, statt die Nosten aller Helden (aufser Odysseus, Agamemnon, Menelaos, Aias-Lokris, Diomedes, Nestor, Philoktetes, Idomeneus) „in übersichtsloser, gleichmäfsiger Ausführlichkeit zu erzählen“, einen Nostos zur Hauptsache gemacht und die Nosten der anderen nur als Nebensache behandelt hat, indem er sie da und dort geschickt anknüpfte. „Aber man bemerkt auch ein Zurückgreifen über die Heimkehr hinaus“, auf die Ereignisse, die zwischen dem Ende der Ilias und dem Anfange der Odyssee liegen. Es wird der Ruhm des Neoptolemos geschildert, der Tod des Aias-Salamis und

[1]) Die Abhandlung ist mir erst nach der Drucklegung meines letzten Jahresberichtes (s. JB. XXIV S. 91ff.) zugegangen.

des Antilochos. So ist „jedenfalls wohl auch ein Nekrolog des Achilleus“, eine Erzählung von seinem Leichenbegängnis erlaubt. Da diese sich in der „zweiten Nekyia“ (ω 36—94) findet, so ist F. „geneigt, die Echtheit dieser für ziemlich möglich und klar zu halten“. Er glaubt, mit dieser Ansicht fast allein zu stehen, und schreibt: „Die ganze mir bekannte Wissenschaft stimmt für Unechtheit“. Deshalb möge zu seinem Troste, vielleicht auch zu seiner Freude, bemerkt sein, dafs ich bereits im Jahre 1890 Die Bedeutung der Wiederholungen S. 149 Anm. für ihre Echtheit eingetreten bin. Ich habe dort folgende Gründe für ihre Zugehörigkeit zum Plane der Dichtung angeführt: 1) „Wenn der Dichter des Schlusses der Odyssee eine kurze Zusammenfassung des Erzählten geben wollte, so ist klar, dafs er diese nicht blofs über die Gesänge ε—μ gegeben haben wird, sondern auch über β—δ und ν—ψ. Der erste Teil findet sich in dem Gespräche zwischen Odysseus und Penelope ψ 310—341 (Verse, die von den allgemein als echt geltenden ψ 241 ff. nicht zu trennen sind, wie an anderer Stelle gezeigt wurde), der zweite ω 120—190, d. h. in der zweiten Nekyia. 2) Es ist im ersten Teile der Dichtung so häufig auf den Gegensatz zwischen dem Schicksal Agamemnons und Odysseus' hingewiesen worden, dafs es dem Dichter angemessen erschien, das, was in λ noch unsicher war (vgl. λ 441 f.), hier nach der Vollendung als herrlichste Thatsache hinzustellen, so dafs die schönen Worte, in denen Agamemnon Odysseus glücklich preist (ω 192—202), in wirksamem Gegensatze zu jenen Versen in λ stehen. 3) Die vollste Bedeutung erhält diese Szene aber erst, wenn wir sie uns als Abschlufs von Ilias und Odyssee denken. Nicht nur werden hier (ω 35—94) der Tod Achills, der Kampf um seine Leiche und die Ehren seiner Bestattung erzählt, sondern nahe bei Odysseus' Rückkehr steht die Erzählung von seiner Werbung zum Kampfe gegen Troja. Der Ring ist wirklich geschlossen, wie schon Aristoteles erkannte (vgl. Adam, Die Odyssee und der epische Cyklus S. 108 ff.).

Mit Recht scheint mir daher Frey (S. 47) zu fragen: „Wer sollte auch aufser Homer dieses prachtvolle Stück gedichtet haben?“ Gewifs würde das Werk eines gewöhnlichen Interpolators stümperhafter ausgefallen sein und unsern grofsen Dichter nicht zu den herrlichen Versen begeistert haben, auf die Fr. hinweist:

Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Dafs das Schöne vergeht, dafs das Vollkommene stirbt.

19) P. Cauer, Homer als Charakteristiker. N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1900 S 597—610.

Wie Frey zeigt auch Cauer die in den Gedichten sich überall gleich bleibende Kunst des Dichters, Menschen der ver-

schiedensten Art naturwahr zu schildern. Der Verf. giebt hier unter anderem eine feine psychologische Erklärung der vielbehandelten Szene zwischen Odysseus und seiner Gattin mit ihrem auffallenden Schlufs. Wenn er schon früher (Grundfragen der Homerkritik S. 300 ff.) von der Billigung der Ansicht Nieses u. a. zurückgekommen ist und der Szene auch ohne den gewünschten Abschlufs ihre Berechtigung zuerkannt hat, so führt er doch hier erst treffend aus (im Anschlufs an seine Bemerkungen zu υ 90 in seiner Schulausgabe), wie packend gerade der jetzige Schlufs ist und seine enge Fortsetzung in υ erhält (s. o. S. 134), so dafs jeder Gedanke an eine ursprünglich andere Fassung zurückzuweisen sei. Und über die „drei Würfe nach Odysseus", die von der negativen Kritik ebenfalls verwandt sind, um Original und Nachdichtung zu erweisen, schreibt C. (S. 61) sehr richtig: „Auffallen kann es ja wirklich, wie dasselbe Motiv dreimal behandelt wird; aber die psychologische Motivierung ist jedesmal so vollkommen und so eigentümlich, die Ausführung so fein charakterisierend, dafs, wer einmal darauf geachtet hat, ungern eines der drei Stecke würde entbehren mögen". Endlich sei die meiner Ansicht ganz entsprechende Schlufsbemerkung (S. 60) über die Doppelnatur des epischen Stiles erwähnt: „Die schöpferische Kraft des Einzelausdruckes ist im Absterben, die schöpferische Kraft der Darstellung im grofsen nimmt zu; ja sie wurde erst möglich, seit die Einzelprägung im wesentlichen geleistet war und dem, der Gröfseres plante, einen bearbeiteten Stoff und ein bequemes Werkzeug bot".

Mit der Odyssee allein beschäftigen sich folgende Schriften:

20) Wetzel, Betrachtungen über Homers Odyssee als Kunstwerk. I. Teil. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresber. d. K. St. Matthias-Gymn. zu Breslau 1901. 18 S. 4.

W. sieht in der Odyssee ein Kunstwerk, dafs den Anforderungen, die Aristoteles stellt, entspricht. Sie ist fest gegliedert, die Handlung einheitlich, der Held steht weitaus im Vordergrunde, Nebenpersonen, Ereignisse und Handlungen welche die Haupthandlung nur begleiten, sind an passender Stelle eingeschoben und stören den einheitlichen Eindruck nicht. Es ist auch ein leitender Grundgedanke da: „Homers Odyssee ist das hohe Lied des griechischen Altertums, welches Gattentreue und Heimatsliebe in unvergänglicher Schönheit verherrlicht" (S. V). Dies weist der Verf. in einer genauen Analyse der Handlung nach, welche dieser erste Teil bis zum Abschiede des Odysseus von der Nausikaa führt. Wesentlich neue Gedanken können wir dabei, nachdem so viel darüber geschrieben worden ist, nicht erwarten. Jedenfalls entspricht die Ausführung durchaus der Ansicht, die ich schon lange vertreten habe, und ich begrüfse es mit Freuden, einen neuen Anhänger derselben gefunden zu haben. Zwar be-

merkt er: „Freilich ist ebensowenig zweifelhaft, dafs dieses ursprüngliche Kunstwerk durch eine ganze Reihe von späteren Zuthaten und Einschiebungen schon im griechischen Altertum vielfach entstellt worden ist"; aber da diese Zusätze nur Erweiterungen einzelner Teile sein sollen, z. B. im dritten und vierten Buche, nicht aber die ganze Komposition betreffen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Denn er warnt ausdrücklich, voreilig zu sein, und hält — dies ist entscheidend — selbst die Telemachie, zum bei weitem gröfsten Teile für ein Glied der Dichtung, das sich „trefflich in den Rahmen einfügt".

21) H. Nauck, Ist man berechtigt, in der Odyssee einen zweiten Dichter anzunehmen? Ein Dialog. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresb. d. Kaiserin Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg 1898. 43 S. 4. — Vgl. WS. f. kl. Phil. 1898 Sp. 1081—83 (Rothe); Berl. ph. WS. 1899 Sp. 97—102 (Peppmüller).

Zu den festesten Stützen von Kirchhoffs Ansicht über die Odyssee galt der Nachweis, dafs β vor α vorhanden gewesen sei, da α von Vs. 88 ab nur eine verzerrte, mifslungene Kopie der vortrefflichen Darstellung in β sei. Urteilt doch selbst der vorsichtige Bonitz (Die Entstehung der homerischen Gedichte S. 92[5]) darüber, dafs dies „mit einer in solchen Dingen seltenen Überzeugungskraft erwiesen" sei und dafs mit dem, der dies nicht zugebe, nicht weiter über die homerische Frage zu sprechen sei. Trotzdem haben sich wiederholt Stimmen dagegen erhoben; aber diese Angriffe sind ziemlich wirkungslos geblieben, da entweder nur eine Einzelheit aus dem Beweise herausgenommen (s. S. 170) oder mit ungleichen Waffen, der Annahme von Interpolationen oder der Laune des Dichters, gekämpft wurde. Nauck ist der erste, der Kirchhoff im vollen Umfange mit seinen eigenen Waffen, streng logischer Methode und Inhaltserklärung, die nichts unberührt läfst, bekämpft. Die Form ist eine eigentümliche, ein Gespräch in sokratischer Art; aber sie bietet dem Verf. die Möglichkeit, alle Punkte, die für und wieder seine Auffassung sprechen, gründlich zu erörtern, einzelnes genauer zu fassen, anderes fallen zu lassen. Bei der Bedeutung, die gerade diese Abhandlung Kirchhoffs gehabt hat, ist es angezeigt, auf die erste Bekämpfung genauer einzugehen.

Kirchhoff zergliedert bekanntlich die Rede der Athene α 272—305 und kann nicht scharf genug das Unlogische in der Verbindung der einzelnen Gedanken tadeln, so dafs er (Od.[2] S. 251) schreibt: „Nur ein stammelndes Kind konnte diesen Gedanken (der zwischen α 292/93 nach seiner Ansicht zu ergänzen ist), wenn es ihn dachte, ohne Ausdruck lassen, nur ein Blödsinniger oder wer von dem Zusammenhange keine Ahnung hatte, weil er den Sinn der gebrauchten Worte nicht verstand, nicht aus eigenem Bewufstsein heraus sie dichtete, ihn nicht denken". Daraus schliefst K., dafs der Dichter von α nach einer Vorlage

dichtete und dafs diese Vorlage β gewesen sei. Denn nur jemand, der eines anderen Gedankengang oberflächlich auffasse, könne, ja müsse unter gewissen Umständen solchen Unsinn schreiben. Nauck zeigt nun zunächst, dafs diese Ansicht einen methodischen Fehler enthalte; denn K. habe die Umstände, unter denen dies eintreten müsse, nicht nachgewiesen. Für die Erklärung einer überlieferten Stelle genüge der Nachweis, dafs etwas möglich sei, für die Hypothese aber müsse die zwingende Notwendigkeit erwiesen werden. Diesen Nachweis aber erbringe Kirchhoff so wenig, dafs gerade in dem schlimmsten Falle, dem oben angeführten, das zweite Buch, die Vorlage, überhaupt keinen Anlafs biete, den Sinn falsch zu verstehen und deshalb Unsinn zu sagen. Diese Behauptung N.s ist ganz richtig; es hat schon Heimreich Progr. Ploen 1871 S. 5 darauf aufmerksam gemacht, dafs im zweiten Buche von einer Tötung der Freier keine Rede ist; vgl. JB. XIX S. 130. So müssen wir Nauck zustimmen, dafs, wenn der Gedankengang in α 272—305 blödsinnig ist, wie es Kirchhoff behauptet, er es ist ganz unabhängig davon, ob β dem Dichter vorlag oder nicht: d. h. nicht das Original, sondern die Unfähigkeit des Dichters hat den Unsinn, wenn es einer ist, geschaffen.

Aber N. geht weiter und versucht zu zeigen, dafs umgekehrt α vor β entstanden sein müsse. Athene rät α 272ff. Telemach, die Mutter aus dem Hause zu ihren Eltern zu schicken; in β macht ein Freier denselben Vorschlag, Telemach aber weist ihn mit Entrüstung zurück. Nun scheint es N. unglaublich, dafs jemand, dem diese Zurückweisung schon vorlag, die weise Göttin einen solchen Vorschlag machen liefs. Das wäre nicht sklavische, unselbständige Nachahmung einer Vorlage, sondern „tapfere, kräftige Unabhängigkeit". Die Worte erhalten einen ganz anderen Sinn, wenn β nach α entstanden ist; dann hat der Gedanke Athenes, dafs die Mutter das Haus verlassen müsse, Telemach Veranlassung gegeben, über die Frage nachzudenken, und er kann den Vorschlag so gründlich und schön, wie er es thut, ablehnen (S. 31). Läfst diese Auffassung es mindestens schon als wahrscheinlich erscheinen, dafs α vor β entstanden ist, so wird die Wahrscheinlichkeit zur Gewifsheit erhoben durch die Verse β 262 ff., in denen Telemach zu der Göttin betet, die ihm gestern erschienen sei. Diese Stelle kann nur auf α gehen. Auch Kirchhoff hat das Unbequeme derselben eingesehen und deshalb, um seine Hypothese zu halten, hier Änderung des ursprünglichen Textes angenommen. Wieder weist N. das Unwahrscheinliche dieser Annahme nach. Nach K. soll nämlich Telemach ursprünglich einfach zu Athene als der Schutzgöttin seines Vaters und seines Hauses gebetet haben (Od.[2] S. 180). Aber damit verträgt sich zunächst nicht β 372, wo Telemach auf die Frage der Eurykleia, wie er zu dem Gedanken der Seefahrt gekommen

sei, antwortet: *θάρσει, παῖ, ἐπεὶ οὔτοι ἄνευ θεοῦ ἥδε γε βουλή*, also wohl den Rat auf Eingebung eines Gottes setzt, aber nicht der bestimmten Athene, d. h. die Worte setzen α 272 ff. in Verbindung mit α 323, aber nicht β 262 in der von Kirchhoff angenommenen Fassung voraus. Auf das gleiche Ergebnis führt auch γ 371 ff., wo Telemach erst von Nestor erfährt, dafs die ihn beschützende Göttin Athene sei. Auch β 314/15 weisen in geschickter Weise auf α 296 ff. zurück. Ich halte auch diese Erklärung für durchaus richtig, ebenso die weitere Bemerkung, dafs, wenn der Bearbeiter in β 262 die Änderung vorgenommen hätte, wie K. es will, obwohl dazu ein zwingender Grund nicht vorlag, er jedenfalls nicht so blödsinnig und unzurechnungsfähig war, wie K. ihn hinstellt: er stand über, nicht unter dem Stoffe. Vgl. meine ganz ähnlichen Ausführungen JB. XIX (1892) S. 130/31.

So bleibt von dem Rüstzeug, das Kirchhoff anwendet, um zu beweisen, dafs β Original und α Kopie sei, nur die sprachliche Form übrig, die zu Ungunsten von α sprechen soll. Diesem „sprachlichen Beweise" gegenüber steht Nauck ganz auf dem von mir (s. o. S. 140 f.) vertretenen Standpunkt, nämlich dafs sich daraus nichts Entscheidendes folgern lasse. „Wenn ich die an sich einfachen und leicht verständlichen Worte", so schreibt er S. 10, „hinter einander lese: *καὶ ἀνέρι μητέρα δοῦναι· αὐτὰρ ἐπὴν δὴ ταῦτα τελευτήσῃς τε καὶ ἔρξῃς, φράζεσθαι δὴ ἔπειτα κτλ.*, und ich soll mir vorstellen, die Denkwidrigkeit, die ich sonst darin finde, wird psychologisch erklärt, wenn ich bedenke, dafs die Worte *καὶ ἀνέρι μητέρα δοῦναι* schon im zweiten Buche in der Form *καὶ ἀνέρι μητέρα δώσω* vorkommen, wenn also rein nur damit die Undenkbarkeit hier an dieser Stelle psychologisch völlig ausreichend motiviert sein soll, so mufs ich sagen, es ist wirklich ein Jammer, dafs das so lange hingenommen ist". Und weiter unten erklärt er: „Auch das ist richtig, dafs, wenn der Nichteinschub (eines Gedankens zwischen *δοῦναι* und *αὐτὰρ ἐπὴν* . .) Blödsinn bedeutet, dieser Blödsinn immer bleibt, ob nun der Dichter von β auch α gedichtet hat, oder ob man annimmt, der Dichter von α sei ein anderer, und es ist wohl auch richtig, dafs es nicht eine Stelle erklären heifst, wenn man den einen Dichter von der Unzurechnungsfähigkeit entlastet und einem anderen wieder eine Unzurechnungsfähigkeit aufpackt". Dafs es im besonderen an dieser Stelle mit dem „sprachlichen Beweise" genau so steht, wie ich Die Bedeutung der Wiederholungen S. 125 ff. an vielen Beispielen gezeigt habe, geht am deutlichsten daraus hervor, dafs Faust (Hom. Stud. S. 31) in der That glaubt, die Worte in α *καὶ ἀνέρι μητέρα δοῦναι* seien ursprünglich und in β mifsverständlich wiederholt worden. Wenn so verschiedene Ansichten über das Verhältnis zweier Stellen möglich sind, dann mufs man doch gegen die Beweiskraft der sprachlichen Form mifstrauisch sein.

Nachdem so N., wie mir scheint, überzeugend ausgeführt hat, dafs sich die Schwierigkeiten in der Rede Athenes α 269—302 nicht aus der von K. angenommenen sinnlosen Benutzung von β durch den Verf. von α erklären lassen, geht er selbst zu einer Erklärung derselben über und verfährt dabei nach dem methodisch richtigen Grundsatz (S. 17): „Man mufs sich der Möglichkeit kein Mal verschliefsen, dafs die Überlieferung falsch ist, aber um es mich glauben zu machen, genügen Beweise von der Stärke noch lange nicht, wie sie etwa genügen würden, um mich noch weiter an die Richtigkeit der Überlieferung glauben zu lassen". Im letzteren Falle genügt es, zu beweisen, dafs etwas möglich ist, während im ersteren Falle zu zeigen ist, dafs etwas gar nicht anders sein kann, als man (gegen die Überlieferung) annimmt. Die Darlegung, wie nach seiner Auffassung α 272—302 einen durchaus verständlichen Sinn haben, giebt N. in dem letzten, umfangreichsten Teile seiner Schrift (S. 17—43). Leider ist diese gerade infolge der beliebten Gesprächsform sehr schwer zu lesen und zu verstehen, so dafs ein Bericht darüber kaum möglich ist.

Der ausgesprochene Zweck von Athenes Reise zu Telemach ist der, ihm Mut in die Seele zu flöfsen (α 90ff.), damit er die ihm gebührende Stellung im Hause durch entschlossenes Auftreten gegen die Freier und auch gegen die Mutter gewinne und eine Reise auf Kunde nach seinem Vater unternehme. Deshalb hält sie ihm zuerst das Beispiel seines Vaters vor, der sicher, wenn er zurückkehre, die Freier töten würde. Da jedoch die Rückkehr des Vaters unsicher sei, so solle er selbst handeln. Ihr Gedanke hierbei ist, er solle die Freier töten. Doch, um ihn nicht von vorn herein vor den Kopf zu stofsen, indem sie ihm fast Unmögliches rät, verlangt sie zuerst Leichteres von ihm: er soll den Freiern in offener Versammlung absagen, damit er später das Recht ganz auf seiner Seite habe, wenn sie dieser Aufforderung nicht folgten. Auch gegen die Mutter soll er auftreten; sie giebt ihm nicht geradezu den Befehl, die Mutter nach Hause zu den Eltern zu schicken, sondern stellt dies gleichsam nur als eine Forderung hin (daher die Loslösung auch in sprachlicher Beziehung, nach dem Accusativ μητέρα der Imperativ ἄψ ἴτω). Jedenfalls aber soll er auch der Mutter gegenüber Herr im Hause werden, er, der bis dahin gar nichts zu sagen hatte. Darauf schreitet sie zum Schwereren: er soll eine Reise unternehmen, um sichere Kunde über den Verbleib des Vaters einzuziehen; dann soll er, je nach dem Ergebnis der Reise, entweder noch ein Jahr warten oder bald dem Vater ein Grabmal setzen und die Mutter „einem Manne" (nicht notwendig einem der jetzigen Freier) geben. Nachdem sie so eine Reihe von Entschliefsungen, immer zum Schwereren aufsteigend, von ihm verlangt hat, kommt sie endlich mit der schwersten, dem Gedanken

an die Ermordung der Freier. Denn dafs diese auch nach der Verheiratung der Mutter nicht das Haus verlassen (vgl. β 243 ff., auch χ 50 ff. konnte herangezogen werden), ist sehr wahrscheinlich. Auch wird Athene von Telemach ihre Ermordung für ihr schändliches Treiben, nicht einfache Entfernung, ebenso gefordert haben, wie später Odysseus (χ 61 ff.) nicht einmal mit einer angemessenen Bufse zufrieden ist, sondern ihren Tod will. Um ihm aber für diese schwerste Aufgabe Mut zu machen, fügt sie sogleich den Hinweis auf die kühne That des jungen Orestes hinzu, der in gewisser Beziehung noch Furchtbareres gewagt habe. Wenn so der Athene von Anfang an alles auf die Ermordung der Freier ankommt, so braucht auch jener Zwischengedanke, den Kirchhoff zwischen α 292 und 293 vermifst, nicht ausgedrückt zu sein.

Man mufs zugehen, dafs eine bessere Erklärung des vorliegenden Textes noch nicht vorgebracht worden ist, und es reicht, wie N. richtig bemerkt, vollkommen aus, um den überlieferten Text zu retten, wenn man auch nur ihre Möglichkeit zugesteht. Jedenfalls ist sie allen Konjekturen, namentlich der Auswerfung von Versen, vorzuziehen, weil diese nie erklären können, wie die Verse, wenn sie so unsinnig sind, in den Text gekommen sind und sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

22) Homers Odyssee erklärt von Ameis-Hentze. Heft 1, 1. Gesang 1—6. 11. Auflage. Leipzig 1900, B. G. Teubner.

Hentze nennt die eben behandelte Schrift (S. XVII) „sehr beachtenswert“ und hat auf Grund derselben eine neue Erklärung der Verse α 274—79 versucht; er ist aber von dem wichtigsten Teile der Ausführung, wie es scheint, nicht überzeugt. Denn zu α 295 steht noch die Bemerkung: „Dafs die Freier auch nach der Verheiratung der Penelope noch im Hause verbleiben sollten, ist unbegreiflich. Auch mufs der Rat der Göttin, die Freier zu töten, an sich nach dem Eingange der Rede (253 —268) befremden . . . Wahrscheinlich sind 293—302 nicht ursprünglich“. Warten wir ab, ob ein nochmaliges Studieren der Nauckschen Schrift den Verf., der so vieles in den Anmerkungen von Ameis gebessert hat, nicht doch zu einer anderen Auffassung bringt.

23) G. Zutt, Homerische Untersuchungen. Progr. d. Grofsherzogl. Gymn. Baden-Baden 1895/96[1]). 20 S. 4.

Z. bespricht in diesen Untersuchungen zuerst die vielbehandelte Penelopeszene σ 158—303. Nachdem er die verschiedenen, von einander so abweichenden Ansichten von Kayser, Bergk, Kirchhoff, Kammer und v. Wilamowitz angeführt und das

[1]) Die Abhandlung ist mir erst nach der Drucklegung des letzten Jahresberichtes zugegangen.

Richtige an jeder sowie den Fortschritt zur besseren Beurteilung dargelegt hat, entwickelt er seine eigene Ansicht, die dahin geht, dafs diese Szene weder gegen die „Kontinuität der Sage verstofse", wie Kayser meint, noch mit v. Wilamowitz für eine Art Parodie zu halten sei, sondern in ihrem Kern (σ 243—80) die konsequente Durchführung eines schon β 91 ff. angedeuteten, in ν 376—81, ο 16—19, π 73—78; 126; 364 ff. wiedererwähnten und in τ 158, υ 333 ff. und φ 72 weitergeführten Motivs sei, dafs nämlich Penelope mit Rücksicht auf ihren mannbar gewordenen Sohn wie auf das Haus, dem das schwerste Unglück droht, wenn sie sich nicht wieder verheiratet, dem Drängen der Freier, so schwer es ihr werde, nachgeben will. Auf die Bedeutung der Szene in diesem Sinne hat bereits P. Cauer, WS. f. kl. Phil. 1885 No. 17 und 18 hingewiesen; vgl. JB. XIII S. 319, wo ich einige Bedenken gegen diese Annahme vorgebracht habe, obwohl ich ihre Möglichkeit, namentlich mit Rücksicht auf deutsche Märchen ähnlichen Inhaltes, zugebe. Freilich setzte dann diese Szene eine ganz anders gestaltete Odyssee voraus; es durfte das Unwesen der Freier dann nicht so geschildert sein, wie es jetzt geschieht. Z. setzt aber gerade dieses Motiv in Verbindung mit dem drohenden Mordanschlag der Freier gegen Telemach und hält so die jetzige Form der Odyssee im wesentlichen aufrecht.

Die Szene soll später eine Überarbeitung erfahren haben, die von den Schlufsversen, wo Penelope von Geschenken spricht, ausging und nun die ganze Szene zu einer Art Parodie umwandelte, wie solche der Verf. auch in dem Zweikampfe des Odysseus und Iros, ferner in dem Liede des Demodokos in ϑ, endlich in der ἀπάτη Διός in der Ilias zu erkennen glaubt. „Es ist auch kein Zweifel (?), wie Gemoll richtig bemerkt hat, dafs eine ganze Reihe von Versen der jüngeren Dichtung Verse älterer Dichtung parodieren" (S. 12). Trotzdem sei die Szene nicht auszuscheiden; sie sei so gut und so schlecht wie viele andere. Diesem Gedanken stimme ich unbedenklich zu; sicher ist ihr, wie Z. richtig bemerkt, durch die Annahme von Interpolationen nicht zu helfen.

Der letzte Teil der Schrift behandelt den „Ölbaum im Thalamos des Odysseus" und den „Garten des Alkinoos". Die interessante Ausführung gehört in das Gebiet der Mythologie und hängt mit unserer Frage nur lose zusammen. Wichtig ist aber der Schlufssatz des ersten Teiles (S. 15), in dem sich der Verf. trotz aller von mir dagegen erhobenen Bedenken (s. auch o. S. 168) für die zuerst von Niese geäufserte Vermutung ausspricht, dafs nämlich der Dichter „seinem ihm so lieben epischen Mittel des ἀναγνωρισμός zu Gefallen die Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope vor der τόξου ϑέσις arg verstümmelt und ihrer eigentlichen Bedeutung beraubt hat"; und ebenso der gelungene Nachweis im zweiten Teile, dafs die Verse η 103—131

ganz gewifs nicht einem „Interpolator“ gehören, sondern wesentlicher Bestandteil eines alten Märchens sind, das sich auch bei anderen indogermanischen Völkern findet. Leider ist die angekündigte Arbeit, in der diese Frage mit anderen ausführlicher behandelt werden soll, noch nicht erschienen.

24) M. Groeger, Die Kirke-Dichtung in der Odyssee. Philol. N. F. XIII (1900) S. 206—237.

Der Verf. unterzieht die Kirkedichtung einer eingehenden Besprechung und zeigt, dafs Kirke, die „Mischerin“, zwar Original sei (Kalypso und Medea seien ganz andere Gestalten), dafs aber die Dichtung in der vorliegenden Gestalt sehr jung sei. Sie entlehne nicht nur ihre Motive, sondern auch einzelne Verse und Wendungen aus den verschiedensten Teilen der Ilias (namentlich Ω) und der Odyssee. Der Gesang sei später als δ, ε und auch als der Anfang von $\varkappa$. Was aber auch die Quelle gewesen sein möge, sicher habe der jetzige Dichter auch λ in den vorliegenden Zusammenhang gebracht. Bezeichnend sei auch der Schlufs von δ, wo Menelaos ebenfalls noch ein gefährliches Abenteuer bevorstehe, auf das er durch ein göttliches Wesen aufmerksam gemacht wird, und sich auch der Kunstgriff der Selbsterzählung findet. Jünger als $\varkappa$ sind nur η 246—55 und μ und ψ von Vs. 300 an. Die Untersuchung ist mit Scharfsinn geführt, und wenn auch bisweilen der freien Erfindung zu wenig und der Nachahmung zu viel zugeschrieben wird, so lassen sich doch erhebliche Einsprüche gegen das Verfahren nicht machen.

Die folgenden Schriften streifen nur die homerische Frage:

25) H. Usener, Der Stoff des griechischen Epos. Sitz. Ber. d. K. Akad. d. Wiss. in Wien, Hist.-phil. Kl. Bd. 137. (In Komm. b. Gerolds Sohn. Wien 1897.) 63 S. gr. 8.

U. sucht die Wahrheit zwischen den beiden Ansichten, dafs die griechische Sage entweder allein aus der Geschichte oder allein aus dem Mythus entstanden sei, in der Mitte. Sage schliefse sich sehr bald an geschichtliche Persönlichkeiten an (Alexander, Dietrich v. Bern, Friedrich Barbarossa); bei der griechischen Heldensage aber lasse sich kein einziger Name als ein geschichtlicher nachweisen. Dagegen sei sicher, dafs fast alle Helden in den verschiedensten Gegenden Griechenlands ihren Kult gehabt hätten (Nestor, Achill, Diomedes, Helena, die Lichtgöttin, Odysseus). Daher schliefst er (S. 14): „Der Vorgang der griechischen Sagenbildung, in hohes Altertum zurückreichend, mufs wesentlich verschieden von dem gewesen sein, den wir sonst in geschichtlicher Zeit wahrnehmen. Statt die Helden der geschichtlichen Erinnerung mythisch zu verklären, sind ohne weiteres an deren Stelle die als Heroen verehrten Ahnen der am Kampfe beteiligten Stämme und Geschlechter geschoben worden. Mit anderen Worten:

die geschichtlichen Persönlichkeiten sind nicht durch Sagenbildung idealisiert worden, sondern haben die Vorstellung des mythischen Ideals so stark erregt, dafs dieses jene verdeckt hat. Die unerläfsliche Voraussetzung dieses Herganges ist der Kultus der Ahnen“. Bei den Griechen der älteren Zeit herrschte eine tief religiöse Stimmung, die alles Gelingen auf das Eingreifen höherer Mächte, der Götter und Heroen zurückführte und ihnen vor allem den Sieg zuschrieb (vgl. Herod. 8, 109 und besonders eine alte Inschrift der Selinuntier).

So begreift sich das Eingreifen der Götter in die Handlung des Epos, das der Dichter nicht erfunden, sondern von der Sage überkommen hat. Die Anfänge des Epos sind in den Hallen der Fürsten zu suchen. Beim Mahle sang ein Sänger den Preis der Heroen (ἀναθήματα (= Weihegaben) δαιτός): es war dies zuerst nur (wie bei den Anfängen des Dramas) religiöse Lyrik. Das führte zu einer gewissen Erstarrung, aus der das Volk erst durch grofse Unternehmungen herausgerissen wurde (Eroberungs- und Wanderzüge). Damit kommt neuer Inhalt und neues Leben in die Lieder. Die Halle, die zu Schmaus und Gelag verschiedene hervorragende Kampfgenossen vereint, hallt wieder von dem Ruhme verschiedener Heroen. Mittelpunkt wird die Entführung der Helena, „des Lichtgottes“, ein weitverbreitetes Motiv; an diesen reihen sich die Thaten einzelner an. „Aber man würde einen grofsen Irrtum begehen, wenn man glauben wollte, dafs der epische Gesang von Anfang an das Streben gehabt hätte, den Faden der Sage vom Raube der Helena an bis zum Falle von Troja abzuspinnen. Die Iliasdichtung war, wenn sie auch noch immer sich in einem gewissen Flusse befand, bis zu ihrem Ziele, dem Tode Hektors, geführt worden, bevor Arktinos in der Aithiopis und der Iliupersis dem Gange der Sage bis zur Eroberung der Feste folgte“ (S. 21/22). Daran schlossen sich die anderen Dichtungen von der Rückkehr der Helden; dann erst fafste ein Dichter (in den Kyprien) den Gedanken, die Vorbedingungen der Ilias darzustellen.

Am Anfange des Epos stehen Einzellieder; ein solches ist z. B. Diomedes und Glaukos (vgl. das Hildebrandslied), Hektor und Andromache, das Kalypsolied u. a. „Überall sind es fesselnde, das Gemüt der Zuhörer rührende Situationen, welche der Sänger heraushebt und zu Erzählungen von unvergänglichem Reiz ausarbeitet. Dahin gehört auch das Lied vom Streite der Könige, das den Stein ins Rollen brachte“ (S. 23). Die letztere Ansicht kann ich nicht teilen, wie ich schon öfters gesagt habe. Es ist nie eigentliches Einzellied gewesen, sondern von Anfang an für einen gröfseren Zusammenhang gedichtet worden. Es giebt dies in gewissem Sinne der Verf. selbst zu, wenn er fortfährt: „Dieses Lied hatte nicht den geringsten Anhalt in der Göttersage; aber packend und hinreifsend nicht nur durch die geschilderte Ver-

wickelung, sondern auch durch die Kraft der Darstellung, hat es unaufhaltsam dazu geführt, die Folgen jenes Zwistes, die Not der Achäer, den Kampf um die Schiffe, das Eintreten des Patroklos und die Rache des Achilleus an Hektor aufzurollen. Auf verschiedenen „Wegen" (οἶμαι) haben nicht wenige Sänger es versucht, vom Streite der Könige bis zu Patroklos zu gelangen: aus ihren Versuchen ist der Knoten geschlungen, durch den heute die Entzweiung und Versöhnung der beiden Führer zusammengehalten wird". Solche Kraft konnte das Lied nur haben, wenn es von vornherein auf eine gröfsere Dichtung berechnet war.

Im folgenden zeigt der Verf., wie die Analyse der Heldensage auch reichen Ertrag für die Göttersage liefert. Als Beispiel dafür wählt er Axylos und Kalesios (*Z* 12ff.), Adrastos und Amphiaraos (*E* 612, *Z* 37) und Thersites (*B* 211—77). Hierbei hat er eine von allen mir bekannten verschiedene Auffassung über die ursprüngliche Gestalt des zweiten Gesanges und die Bedeutung des Thersites; diese will ich deshalb hier noch erwähnen (S. 42). „Die Szene (in der Thersites auftritt) ist nicht mit geschickter Hand eingefügt. Agamemnon selbst, wenn wir dem Dichter glauben wollen, der nur gänzlich vergessen hat, für diesen verzweifelten Einfall das leiseste Motiv anzugeben, wie die Hoffnungslosigkeit nach dem Rücktritt des Achilleus oder das Murren des ungeduldigen Heeres — Agamemnon also oder vielmehr ursprünglich ein ganz anderer, den Atriden ungünstiger oder über die Behandlung des Achilleus empörter Held fordert die Griechen auf, vom vergeblichen Kampfe abzustehen und die Heimreise anzutreten. Der Vorschlag ist ernst gemeint (vgl. Vs. 141). Odysseus (169—71) hat ebensowenig eine Ahnung davon, dafs es nur eine Prüfung sein soll, wie die Göttin (155ff.). Noch deutlicher spricht dafür die Rede des Thersites, die den Agamemnon, statt ihn wegen seines Vorschlages zu loben, wegen seiner Unersättlichkeit begeifert (225—34). Die Einfügung der *Πεῖρα* wird vermittelt durch die Verse 73—75, die auf die vorangehende Rede des Agamemnon nicht folgen konnten und sich mit der Erwiderung des Nestor (76—82) übel vertragen. Auch *B* 203—205 (die schönen Worte über die πολυκοιρανίη) passen nicht für die Menge, sondern nur für die Adligen: sie standen an Stelle von Vs. 192—97, in welchen jetzt künstlich an die βουλὴ γερόντων erinnert wird". Thersites aber war ursprünglich keine so verachtete Persönlichkeit, sondern gehörte einem erlauchten Königsgeschlechte an, wie der Verf. in langer Ausführung zu beweisen versucht. Dafs der Aufbau des zweiten Buches der Ilias ungewöhnlich viel Anstöfse für den scharfen Kritiker bietet, ist öfters in diesen Berichten betont worden (vgl. JB. XIII S. 293ff., XVI S. 135, XIX S. 146); aber so radikale Mittel der Heilung, wie sie hier vorgeschlagen werden, sind bisher nicht angewandt worden; sie

haben für mich auch keine Überzeugungskraft, so blendend sie auf den ersten Blick scheinen.

26) Bethe, Homer und die Heldensage. N. Jahrb. f. kl. Philol. 1901 S. 657—76. — Vgl. den Bericht in der Zeitschr. f. d. GW. 1902 S. 183—85.

In diesem Aufsatze, der als Grundlage eines Vortrages des Verf.s auf der Philologen-Versammlung in Strafsburg dienen sollte, behandelt B. die Entstehung der homerischen Heldensage in einem wesentlich anderen Sinne, als es Usener gethan hat. An die Spitze stellt er den Satz: „Kein Widerspruch wird sich dagegen erheben, dafs die Heldensage aus Göttlichem, Geschichtlichem und Dichterischem zusammengewoben ist“. Daran knüpft er, da in Troja eine der Burg von Mykenai etwa gleichaltrige Stadt im Hügel von Hissarlik sicher bestimmt sei, die Frage: „Wie verhält sich Homer zu diesem Troja?“ Allgemein angenommen ist, dafs die Sage vom trojanischen Kriege zurückgeht auf die Äoler. Die Besiedelung der Troas durch die Äoler fällt aber, wie schon E. Meyer im Jahre 1877 nachgewiesen hat, erst in das 7., höchstens in das 8. Jahrhundert v. Chr., d. h. in eine Zeit, in der die Gedichte in der Hauptsache abgeschlossen waren, so dafs später nur noch unwesentliche Erweiterungen dazu gekommen sind. Diese Zusätze weisen allerdings, wie B. an ein paar bezeichnenden Beispielen zeigt (Satnios Ξ 442—46 und die Lelegerstadt am Flusse Satnioeis Φ 87, Υ 92 und Z 35, Lyrnessos Υ 92, Thebe 691 u. a.) auf äolische Kämpfe hin, aber sie haben weder für die Sage noch für den Gang der Dichtung irgend welchen Einflufs.

Wichtiger ist Kebriones, der Wagenlenker Hektors, der doch von der Stadt Kebrene im oberen Skamandrosthale unzertrennlich ist. Diese Stadt nahm später eine äolische Kolonie von Kyme auf. „Da aber diese Kolonie am weitesten östlich ins Innere der Troas vorgeschoben ist, so kann die in einem älteren Liede gefeierte Überwindung ihres Eponymos durch Patroklos nicht das Vordringen der jüngsten Äoleransiedelung spiegeln“ (S. 664). Nun giebt es aber Kebrener auch in Thrakien, und dahin weisen auch Sarpedon in der ursprünglichen Form und Rhesos. Thrakien aber ist durch Äoler kolonisiert worden. Wie so die Besiedelung Thrakiens in den Bestand der troischen Sage eingedrungen ist, so auch die von Lesbos (vgl. Achills Kampf mit Telephos an der Küste Teuthraniens und seine Eroberung sieben lesbischer Städte, darunter Bresa). Doch auch dies sind junge Bestandteile der Sage: Briseis, ursprünglich namenlos „das Mädchen von Bresa“, hat nicht im entferntesten für die Sage die Bedeutung wie etwa Helena, der die Sage Eltern und Nachkommen giebt. Aber sie weist doch darauf hin, dafs der Dichter, der sie einführte, auf Lesbos und für Lesbier gedichtet hat. Indes,

obwohl noch verschiedene andere Züge, z. B. selbst der Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ, (so wohl nach dem lesbischen Städtchen Gerenia genannt) an die Bedeutung von Lesbos für die Sage erinnern, „so ist doch auf Lesbos von den grofsen Troerhelden, den Feinden der Achäer, besonders von Hektor, Äneas, Deiphobos, keine Spur zu konstatieren, von Alexandros-Paris vielleicht eine verschüttete, und Menelaos, Helena und Troja selbst sind mit der Insel ebenso wenig durch irgend ein noch so lockeres Band verknüpft" (S. 667). Es ist deshalb E. Meyers Behauptung zu erweitern: „Die troische Sage ist weder aus den Kämpfen der Äoler um den Besitz der Troas noch der thrakischen Küste noch der Äolis noch um Lesbos und Tenedos entstanden" (S. 668). Ins Mutterland also müssen wir zurückgehen, wenn wir nach dem Ursprunge der Heldensage forschen wollen. Ihre Kämpfe im Mutterlande sind dann mit dem Wandern der Stämme anderswohin getragen worden, wie z. B. auch die Thaten des Herakles überallhin, wohin Dorier gekommen sind, und wie in der Ilias (*E* 627—98) die Kämpfe des Rhodiers Tlepolemos mit dem Lykier Sarpedon, ursprünglich zwei Nachbarn, hierher verpflanzt sind, während sie ursprünglich in Lykien gesungen wurden; ähnlich steht es mit dem Kampfe zwischen Idomeneus und Phaestos (*E* 42—47), zweien Kretern.

In überzeugender Weise legt nun der Verf. an der Hand der Überlieferung, einzelner Scholiennotizen, Bemerkungen des Pausanias und der Lexikographen dar, dafs wirklich die Haupthelden und ihre Kämpfe mit den Hauptgegnern (z. B. Achilleus und Patroklos gegenüber Alexandros-Paris) und die wichtigsten Frauen (Alexandra-Kassandra und Andromache) auf Thessalien und Nordgriechenland hinweisen. Auch Hektor fehlt nicht: er ist, wie schon F. Dümmler gesehen hat, in Böotien zu Hause. Diese Heimat erklärt seine ritterliche Gegnerschaft gegen den ebenbürtigen Salaminier Aias, der ursprünglich, wie schon v. Wilamowitz und Robert erkannt haben, mit dem Lokrer Aias identisch ist. Überall ist es also ursprünglich ein Kampf von Nachbar wider Nachbar.

Dasselbe gilt von der übrigbleibenden Gruppe: Helena, Agamemnon, Menelaos und Alexander-Paris, Alexandra-Kassandra, Deiphobos. Ihre Heimat ist Lakedaimon, wo alle, auch Deiphobos, ihre Kulte haben. Äneas endlich sitzt fest in Arkadien, und mit ihm Anchises und Aphrodite, ja sein Grofsvater Kapys und endlich Dardanos, der Eponym des Stammes. Ist dies alles durch bestimmte Nachrichten bezeugt, so wird man vielleicht dem Verf. auch das Auffälligste zugeben: der Sohn des Dardanos ist Erichthonios; diesen setzt Bethe gleich dem berühmten attischen Könige Erechtheus; sein Sohn war Tros. So waren also die Trojaner ursprünglich in Attika. In der That soll nach einer Notiz bei Dionys. Hal. Ant. Rom. I 6 am attischen Demos Xypete,

zwischen Athen und Phaleron gelegen, noch der Name der Troer gehaftet haben.

Nun kommt B. zur letzten entscheidenden Frage: „Wie ist aus diesen Ursprüngen die Sage vom Kriege um Troja, wie unsere Ilias entstanden?“ Eine befriedigende Antwort wird darauf nicht gegeben; aber der Verf. macht dazu einzelne treffende Bemerkungen, die geeignet sind, Licht auf mehrere dunkle Punkte zu werfen. Die Sage wie unsere Ilias stellen sich als ein loses Gefüge dar, das auseinander fallen würde, wenn man sich den trojanischen Krieg wegdächte. Achill und Menelaos, beides Todfeinde des Alexandros, gehen nebeneinander her; die Menis wie die Achilleuslieder ignorieren Menelaos (?), und bei der Hauptthat des Menelaos, dem Zweikampfe mit Paris, fehlt Achill. Andererseits sind Hektor und Paris Achill gegenüber Dubletten. „Es spielt überhaupt Alexandros in unserer Ilias eine klägliche, seiner Stellung als Besitzer des schönsten Weibes — nur der stärkste Held kann das schönste Weib erhalten und behalten — durchaus unwürdige Rolle“ (s. o. S. 151). Es ist klar, die einzelnen Stammessagen waren schon zu weit gediehen und gefestigt, um ein organisches Ganze zu bilden. Der Versuch dazu ist nach B. in Lesbos gemacht worden, weil hier die verschiedenen Stämme mit ihren Lokalhelden zusammengeströmt sind und man hier im gegenüberliegenden Festlande Troer und die mächtige Stadt Troja wirklich vorfand. Die in der Heimat benachbarten und schon feindlichen Stämme hafsten sich auch in der neuen Heimat: daraus entstand die Sage vom trojanischen Kriege.

Dieses neue Problem erfordert freilich eine eingehendere Behandlung, wie der Verf. selbst zugiebt. Wir gelangen damit in die Vorgeschichte der griechischen Stämme. Neue Fragen drängen sich auf: Wie lange hat das Troja, das Mykenai etwa gleichaltrig sein soll, bestanden? Wann hat die Besiedelung von Lesbos stattgefunden? Wann hat hier die Sage vom trojanischen Kriege ihre erste Form erhalten? Auf diese Fragen erhalten wir keine Antwort; die Erfindung der Menis, des Grundgedankens unserer Ilias, wird zwar sehr ansprechend nach Lesbos verlegt, aber über die Zeit der Entstehung keine Vermutung gewagt.

27) **Ed. Schwartz, Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie.** In der Festschr. der philos. Fakultät d. Univ. Strafsburg 1901. 8 S. gr. 8.

Der Verf. geht aus von der Stelle *γ* 306/7, wo Aristarch *ἄψ ἀπ' Ἀθηναίης* las, während die Vulg. *ἄψ ἀπ' Ἀθηναίων* hat. S. hält die La. Aristarchs für die einzig richtige, die andere für eine Konjektur und sucht dies in geistreicher Darstellung zu erweisen. Die ursprüngliche Telemachie hat eine starke Überarbeitung erfahren, um in den Rahmen unserer Odyssee eingefügt werden zu können. Spuren dieser Überarbeitung zeigen sich

deutlich. Auffallend ist zunächst in der Erzählung von dem Tode Agamemnons das γάϱ in γ 276 ebenso wie am Schlufs 303 ff. die Worte τόφϱα δὲ ταῦτα κτλ. Denn Ägisth brachte Agamemnon nicht während der Irrfahrten um. Der Mord Agamemnons ist hier offenbar gestrichen und die Lücke überkleistert worden. Aufklärung darüber bringen die wieder höchst auffälligen Vs. δ 514—21. Hier ist 519/20 ein mifslungener Versuch, das Umfahren um das Kap Malea wegzuschaffen und zwischen 516/17 ist etwas gestrichen worden. Die Schwierigkeit verschwindet, wenn Agamemnon nicht nach Mykene will, sondern nach Sparta, als dessen König er seit Aischylos erscheint (oder richtiger von Amyklai; vgl. Pind. Pyth. 11. 16). Wenn auch Mykenai ältere Ansprüche (in der Ilias) auf Agamemnon hat, so weist doch der Ehebruch Klytaimnestras und die Rache des Orest entschieden auf Sparta hin. Klytaimnestra ist die Tochter des spartanischen Königs Tyndaros, und Orestes ist von dem an Sparta grenzenden Tegea nicht zu trennen. Wie die Spartaner angewiesen werden, die Gebeine des Orest aus Tegea zu holen, so ist auch Orest in Tegea von der Athene Alea beschützt worden, ehe der delphische Apollo und die Amphiktyonen an ihre Stelle traten. Die Erzählung in der Odyssee ist zerstört, weil sie der Ilias, die nur den Agamemnon von Mykenai kennt, widersprach. Gewaltsam ist γ 305 Mykenai eingesetzt, gewaltsamer noch sind die Berichte von Agamemnons Tod verstümmelt bis auf die Spur vom Kap Malea und die La. ἄψ ἀπ' Ἀϑηναίης.

Wo wohnt nun Menelaos, wenn Agamemnon König von Sparta ist? Eine Reihe einzelner Wahrnehmungen, namentlich der unmotivierte Schlufs von γ und der Anfang von δ, führen S. dahin, Menelaos in Messenien, nur eine Tagereise von Pylos, zu suchen und so die Entstehung der Telemachie erst nach der Eroberung Messeniens durch Sparta anzunehmen. Die Verse, die dieser Annahme widersprechen, z. B. β 214/15, sind dann als spätere Zusätze zu betrachten. Wir erwarten zunächst noch andere Beweise als die von S., wie vorher von Bethe, angeführten, ehe wir an eine so späte Abfassung der Gedichte glauben.

28) Th. Becker, Die Vorgeschichte zur Haupthandlung der Ilias. Progr. Neu-Strelitz 1898. 29 S. 4.

Eine sehr lehrreiche Abhandlung. Der Verf. weist auf die vielen Lücken in der Erzählung der Ilias hin, die ihre Ergänzung z. T. in den kyklischen Epen, namentlich in den Kyprien finden, und giebt am Schlufs (S. 29) die Gründe an, die diese Lücken erklären: 1) Manche Punkte der Sage berührt der Dichter offenbar deshalb nicht, weil sie zu seiner Zeit oder in seiner Heimat überhaupt nicht vorhanden waren; 2) anderes übergeht er, weil er es als bekannt voraussetzt und weil einem Dichter seiner Zeit die Verpflichtung, durch eine Vorgeschichte

über alle Verhältnisse zu orientieren, überhaupt fremd ist; 3) wieder anderes bleibt weg, weil kein Anlafs war, es zu erwähnen. Ich teile durchaus die Ansicht des Verf.s und habe wiederholt in diesen Jahresberichten und anderswo betont, wie verkehrt es sei, daraus, dafs diese oder jene Angabe über Götter oder Helden sich in einem Gesange oder selbst in der Ilias oder Odyssee nicht findet, zu schliefsen, dafs der Dichter sie nicht gekannt habe.

Im einzelnen hebe ich die Begründuug hervor, weshalb der Dichter der Ilias die Dichtung nicht bis zur Einnahme von Ilios geführt habe. Die Erklärung, die ich dafür in diesen JB. XXII S. 188 gegeben habe, berichtigt der Verf. (S. 3) dahin: „Die wohlverständliche Absicht des Dichters ist in der Ilias nicht, wie in den beiden Schillerschen Werken, dafs der Hörer sich das Selbstverständliche ausmalen soll und dafs die Wirkung des eindrucksvollen Schlusses nicht zerstört werden soll, sondern dafs durch den Gedanken an die Einnahme Trojas die Hörer nicht von dem Thema der Ilias abgezogen werden sollen“. Vielleicht entspricht diese Auffassung mehr dem Geiste der homerischen Kunst. Derartige von feinem Verständnis für die grofsen Dichtungen zeugende Bemerkungen finden sich nicht wenige in der inhaltreichen Schrift.

29) W. Stengel, Die Homerlektüre im fünften Jahreskurse der Realanstalten. Wiss. Beilage zum Progr. des Realprogymn. zu Schmalkalden 1898. 28 S. 4.

In dieser mit grofser Begeisterung für die homerischen Gedichte geschriebenen Abhandlung, deren Hauptzweck ist, zu zeigen, wie Homer auch für die Realanstalten nutzbar gemacht werden kann, spricht der Verf. auch über die Entstehung der homerischen Gedichte seine Ansicht aus. Er ist ein entschiedener Anhänger Erhardts und glaubt, dafs die jetzige Einheit vom ganzen Volke geschaffen sei. „Selbst die Schule kann an der Person eines einzelnen Dichters der Epen nicht festhalten, so verlockend es auch vom erzieherischen Standpunkt aus wäre, einen alles überragenden menschlichen Geist der Bewunderung der Knaben vorzuhalten“ (S. 6). Wie ich darüber denke, habe ich bei der Besprechung von Erhardts Buch (JB. XXI S. 11—16) auseinandergesetzt. Hier will ich nur noch hinzufügen, dafs gerade im Schulunterricht das Festhalten an dem einen Homer schon um der planmäfsigen Anlage der Dichtungen willen notwendig ist. Verwehrt aber soll es keinem Lehrer sein, auf die allmähliche Entwickelung des Heldengesanges und der Spuren, die sich davon heute noch in den grofsen Dichtungen finden, hinzuweisen. Wie sich derartige Spuren von benutzten Quellen auch in zweifelhaft einheitlichen Dichtungen finden, habe ich in der Schrift Die Bedeutung der Wiederholungen besonders an Schillers Tell und Goethes Goetz gezeigt. Eine derartige Hin-

weisung bei Behandlung der homerischen Gedichte kann also auch nutzbar werden für das Verständnis unserer grofsen Dichtungen, während eine „kunstvolle Einheit“, die von einer „Vielheit“ hervorgerufen sein soll, schon für Männer mit gereiftem Kunstverstande unfafslich ist, bei Anfängern aber, die ein richtiges Verständnis für Kunstwerke sich erst erwerben wollen, geradezu sinnverwirrend wirken mufs.

Mit derselben Frage beschäftigt sich auch

30) Vogrinz, Die Homerische Frage in der Schule. Gymn. XIX (1901) Sp. 77—82.

V. meint, dafs man in einer Einleitung den Schülern das Wichtigste über diese Frage mitteilen müsse; und zwar in der Weise, dafs man 1) über die Persönlichkeit Homers spricht, die Ansprüche der sieben Städte, die Angaben Herodots darüber u. a.; 2) über die Werke, dafs nämlich ursprünglich noch andere Dichtungen als Ilias und Odyssee ihm zugesprochen wurden; 3) über die Geschichte des Epos bis auf die Zeit der Alexandriner, dabei das Zeitalter der Aöden von dem der Rhapsoden unterscheidet und erzählt, dafs erst in dem dritten Zeitalter, dem der „Grammatiker“ von Pisistratus ab, sich die beiden grofsen Dichtungen aus der Masse der andern abgesondert und Homer allein zugeschrieben seien, diese selbst aber sich aus einem Kern allmählich erweitert haben und ihre jetzige Gestalt einer Redaktion verdanken. „Seit etwa 400 (nicht früher?) liegen Ilias und Odyssee in der Gestalt vor, wie wir sie haben, nur nicht nach Büchern eingeteilt, was erst in Alexandria geschah“. Dazu sollen dann noch besondere Einleitungen zu einem jeden der beiden Epen erfolgen, welche die Sage überhaupt (ohne Deutungsversuche) und die Landschaft zum Inhalte haben. — Ich stehe auf dem Standpunkte Cauers und meine, dafs man in der Einleitung nur das Notwendigste wie oben 1) erzählen und dann, wenn es etwa bei der Lektüre das Verständnis einer Stelle erfordert, mehr über diesen oder jenen der oben berührten Punkte sprechen soll.

31) H. Stier, Der Schauplatz der Ilias. Beilage zu dem Jahresb. des Königl. Wilhelms Gymnasiums in Magdeburg 1899. 21 S. 4.

Der Verf. sucht zu beweisen, dafs die Auffassung von dem Schauplatz der Handlung in dem ganzen Gedichte dieselbe sei: die Stadt auf einer Anhöhe (Hissarlik) gelegen, davor die Ebene, auf der einen (westlichen) Seite vom Skamander, der nie überschritten wird (?), begrenzt, am Gestade die Schiffe, deren äufserste Enden die des Achilleus und Ajax bilden. Die Stadt vermutet er mit Dörpfeld in der sechsten Schicht und meint, dafs der Dichter sie oder ihre Trümmer gesehen haben müsse. Er schliefst seine Darlegung, die durch zwei Abbildungen von Hissarlik und

eine Skizze der troischen Ebene veranschaulicht wird, mit den bemerkenswerten, für unsere Ansicht wichtigen Worte: „Wenn aber die jetzt mehr und mehr durchdringende Überzeugung, dafs die Ilias im wesentlichen eine einheitliche Kultur, die mykenische, schildert, der Behauptung, dafs das Gedicht die Schöpfung verschiedener Zeiten und Persönlichkeiten sei, eine ihrer besten Stützen nimmt, so kann uns auch die Einheitlichkeit und Anschaulichkeit des Landschaftsbildes in der Überzeugung bestärken, dafs der Glaube an den einen Genius, in dessen Geiste der einheitliche Plan der Dichtung entstand, so leicht nicht zu erschüttern ist“.

32) M. Goldschmidt, Gentagelserne I: De Homeriske Digte. Kopenhagen (F. Hegel u. Sohn) 1900. 261 S. 8.

Die schon oft, zuletzt von Pfudel und mir (vgl. JB. XVII (1891) S. 276—80) behandelte Frage über die verschiedenartigen Wiederholungen bei Homer und ihre Bedeutung für die höhere Kritik wird von dem Verf. noch einmal in 7 Kapiteln in erschöpfendster Weise erörtert. Er ist Unitarier und steht im ganzen auf dem von mir vertretenen Standpunkt, wenn er auch (S. 13) behauptet, es gebe Stellen, deren Priorität vor andern über jeden Zweifel erhaben sei. Er giebt jedoch zu, dafs die Methode unsicher ist und die gröfste Vorsicht erheischt. Aus dem reichen, wohlgegliederten Material kann ich hier nur wenige Einzelheiten hervorheben. Der Verf. sieht, im Gegensatz zu Schultz (s. o.), in den Wiederholungen oft ein berechnetes Kunstmittel des Dichters, wenn die gleiche Handlung mit den gleichen Worten geschildert wird, z. B. *H* 417—21, wo *νέκυάς τ' ἀγέμεν, ἕτεροι δὲ μεθ' ὕλην* von Troern und dann von Achäern gesagt ist; ebenso ist in den folgenden Versen *H* 427—33 die Schilderung der Beerdigung auf beiden Seiten ganz gleich. In andern Fällen nimmt diese Wiederholung geradezu die Form des Refrains an, z. B. *Γ* 191 u. 225; 251 u. 273; 283 u. 311; 272 u. 326; 292 u. 364 u. a. bei gleichen Handlungen. Bezeichnend ist auch, dafs bestimmte Handlungen bestimmter Personen immer in derselben Weise geschildert werden, z. B. *N* 136, *O* 306, *P* 262 *Τρῶες δὲ προύτυψαν ἀολλέες, ἦρχε δ' ἄρ' Ἕκτωρ* oder *H* 219, *Λ* 485, *P* 128 *Αἴας δ' ἐγγύθεν ἦλθε φέρων σάκος ἠύτε πύργον* und die vielen ähnlichen Verse in *ι—μ* für das Abfahren, die Fahrt selbst, das Landen, Schlafengehen u. a.

Im 5. Kapitel behandelt er die für die höhere Kritik besonders wichtigen „wirklichen“ Wiederholungen, d. h. die Verse, die für eine Stelle geschaffen und an der andern nachgeahmt, d. h. entlehnt sind. Dabei erörtert er u. a. auch das Verhältnis der vielbesprochenen Stellen *π* 284 ff. und *τ* 4 ff. und schliefst sich dabei Kirchhoffs Ansicht an. Im 7. Kapitel werden die sehr

zahlreichen Anklänge im Wortlaut zwar verschiedener, aber im Inhalt ähnlicher und in der Form aneinander erinnernder Verse erwähnt, z. B. *I* 182 *ὥς κέν μιν ἀρέσσαμενοι πεπίθωμεν*, und *Α* 100 *τότε κέν μιν ἱλασσόμενοι πεπίθοιμεν*. Es sind dies „Reminiscenzen", die, da sie sich so zahlreich finden, wiederum zeigen, wie gern der Dichter geprägtes Sprach- und Versgut verwendet. Der Verf. konnte hier noch weiter gehen und die schon von mir (Die Bedeutung der Wiederholungen S. 156) angeführten Fälle heranziehen. Am Schlufs folgen noch (S. 239—261) 4 Exkurse: 1) über die Chryseisepisode, 2) über die Wiederholungen in einzelnen Gesängen aus den benachbarten, 3) über das 7. Buch der Ilias, 4) über das Verhältnis des 8. Buches zu den vorangehenden. Leider hat der Verf. nicht, wie es meistens von Schriftstellern unserer nordischen Nachbarn geschieht, seine Untersuchungen in deutscher oder lateinischer Sprache veröffentlicht; sie werden darum kaum einen weiteren Leserkreis finden. Mindestens hätte er die Hauptergebnisse in dieser Form darlegen sollen.

33) H. Meylan-Faure, Les épithètes dans Homère. Dissertation présentée à la Faculté des lettres de l'Université de Lausanne. Lausanne 1899. 132 S. — Vgl. Berl. phil. WS. 1900 Sp. 833—37 (Peppmüller); Z. f. d. öster. Gymn. 1901 S. 219—20 (Vogrinz).

Der Verf. nimmt in dieser übersichtlichen und erschöpfenden Behandlung eines reichen Stoffes auch Stellung zu der Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte. Er schliefst sich dabei in der Hauptsache an A. Croiset (vgl. JB. XVI S. 127 ff.) an und meint, man dürfe nicht alle Teile gleich behandeln, namentlich sei die Odyssee erheblich später als die Ilias (etwa mit Ausnahme von *Ω* S. 130). Auch den „konventionellen Stil im Epos", den v. Wilamowitz und Helbig im Epos zu erkennen glauben, will er nicht gelten lassen und ebenso wenig die uneingeschränkte Wirkung des Versmafses auf die Anwendung der Beiwörter, wie sie Düntzer annimmt. Er weist eine Entwickelung in der Bedeutung der Epitheta nach, besonders derer, welche die Götter und die Kultur betreffen; aber wenn er auch öfters von den älteren Teilen des Epos und von jüngeren Zusätzen ganz im allgemeinen spricht, so ist doch nirgends gezeigt, dafs sich bestimmte Bedeutungen ausschliefslich in bestimmten Büchern oder Teilen der Ilias und Odyssee finden und dafs diese aus diesem Grunde für jünger oder für älter gelten müfsten. Solange dieser Nachweis nicht erbracht wird, solange z. B. in den für jung angesehenen Teilen die Epitheta auch in der ursprünglichen Bedeutung erscheinen, solange wird man die Epitheta für die höhere Kritik nicht verwenden können. Dieser Nachweis aber dürfte schwerlich gelingen.

34) C. Hoerenz, De vetustiore versus heroici forma in Homeri carminibus inventa. Wiss. Beilage z. Jahresb. d. XII. Realschule zu Berlin 1901. 24 S. 4. — Vgl. WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 1108—1111 (Draheim).

Nach Darlegung der verschiedenen Ansichten über die Entstehung des Hexameters, wobei die von H. Draheim, Die Entstehung der Hom. Hexam. Jahrb. f. klass. Phil. 1897 S. 657—69 übersehen ist, entscheidet sich der Verf. für die Westphals, der seinen Ursprung aus der Zusammensetzung zweier Verse mit vier Hebungen, jenem alten, den Indogermanen gemeinsamen Versmafse herleitet. Aus den vier Hebungen wurden, durch Abschwächung der letzten, drei, die Anakrusis fiel am Anfange weg, in der Mitte blieb sie bestehen. Bezeichnend für den Hexameter ist nämlich, dafs die überwältigende Mehrheit aller Verse die Cäsur in der Mitte hat, und zwar so, dafs bei Homer noch die Cäsur *κατὰ τρίτον τροχαῖον* überwiegt und dafs hier auch gewisse Freiheiten vorkommen, die sonst nur der Versschlufs zeigt. Sehr häufig erscheinen nämlich hier statt zweier Kürzen, nach und vor einer Länge, eine Länge und eine Kürze oder sind vielmehr vorhanden gewesen, als das ϝ noch die Fähigkeit hatte, Position zu bilden, und dasselbe von der Verbindung von muta cum liquida galt.

Für die höhere Kritik kommt freilich aus der sorgfältigen Sammlung und Sichtung des hierauf bezüglichen Materials nichts heraus, da einmal, wie die Übersicht auf S. 23 zeigt, diese Freiheiten über alle Bücher ziemlich gleichmäfsig verteilt sind und sie andererseits nicht auf die Mitte des Verses beschränkt bleiben, sondern z. B. die Positionsvernachlässigung von *θρ* in *θρόνος* sich nur 4 mal in der trochäischen Cäsur und 19 mal an anderen Stellen und die von *τρ* in *τραπείομεν* sich 13 mal in der trochäischen Cäsur und 52 mal anderwärts findet. Zu dieser Erkenntnis ist schon Draheim a. a. O. (S. 668) gekommen, der ausdrücklich davor warnt, aus solchen Spuren (er führt noch andere als H. an) älterer Kunstweise auf ein besonders hohes Alter eines Verses zu schliefsen, „da man gar kein Mittel hat, um zu unterscheiden, ob wirklich Altertümliches oder Nachahmung, poetische Licenz aus der Technik der Aöden vorliegt“. Dagegen hält er es für wahrscheinlich, dafs der äolische Dialekt der alten accentuierenden Poesie besonders nahe gestanden hat, da in diesem Dialekt die Wörter auf der Stammsilbe betont wurden, und dafs erst der Übergang der epischen Poesie auf die Ionier in verschiedenen Übergängen den quantitierenden Hexameter geschaffen hat. Dies ist in der That sehr wahrscheinlich.

35) J. Schreiner, Homers Odyssee — ein mysteriöses Epos. Elementarskizzen der drei wichtigsten Örtlichkeiten *Ὠγυγίη*, *Σχερίη*, *Ἰθάκη* auf historisch-geographischer Basis entworfen. Braunschweig und Leipzig 1901, R. Sattler. III u. 103 S. 8. — Vgl. WS. f. kl.

Phil. 1901 Sp. 395—401 (Draheim) und Berl. phil. WS. 1901 Sp. 1057 —58 No. 35 (Haeberlin).

Für unseren Zweck genügt es, auf folgende Worte der Einleitung hinzuweisen: „Auf Grund eines umfangreichen Materials unverdrossenster Gegenüberstellungen aus den Texten Homers und der hl. Schrift stelle ich die Behauptung auf, dafs die glorreiche Geschichte des Volkes Israel vom Dichter Homer mit genialem Überblick und bewunderungswürdigem Aufbau unter dem undurchdringlichen Schleier einer geheimnisvollen Sprache zur meistenhaften Darstellung gebracht und dem Andenken aller Zeiten überliefert worden". Wer diesen Beweis für möglich hält, den müssen wir auf die Schrift selbst verweisen.

Ähnlich steht es mit dem folgenden, schon im letzten Bericht kurz erwähnten Buche:

36) S. Butler, The authoress of the Odyssey. London, New York and Bombay 1897. 275 S. 8. — Vgl. Berl. phil. WS. 1900 Sp. 1009 —13 (Peppmüller); N. phil. Rundsch. No. 14 S. 313—15 (Kluge).

Das Buch hat mir zwar auch jetzt nicht vorgelegen, aber aus der ausführlichen Besprechung Peppmüllers ersieht man doch wenigstens einige Gründe, welche zu dieser wunderlichen Ansicht geführt haben. Nausikaa selbst, eine griechische Prinzessin, die in Trapani (Drepanon) in Sicilien lebte, soll die Dichterin sei, da nur eine Frau so fein gezeichnete Frauengestalten wie Nausikaa und Penelope erfinden könne. Auch verrät der milde Hauch, der über der ganzen Dichtung schwebe, gegenüber dem kriegerischen Ungestüm und der Wildheit der Leidenschaft in der Ilias ein liebevoll in den Stoff sich versenkendes Frauengemüt. Der Freiermord mache zwar eine Ausnahme; es müsse aber zugegeben werden, dafs dieser der am wenigsten gelungene und ansprechende Teil der Dichtung sei. Eine Widerlegung dieser Ansichten ist nicht schwer; Peppmüller hat sie gegeben.

Folgende Schriften, die hierher gehören oder zu gehören scheinen, sind mir nicht zugänglich gewesen:

Caesareo, 1) Il Subiettivismo nei poemi di Homeri. Palermo 1898. 2) L'evoluzione storica del carattere d'Ulisse Riv. St. A. IV S. 1/2.

A. Olivieri, Osservazione critiche 1) Sui lib. dell' Odissea; 2) Sui ritorne di Ulisse da Troia secondo l' Odissea. Riv. St. A. III S. 121—30.

N. Perini, 1) Reliquie di Oidipodia nell' Odissea. Sinigaglia 1898. 15 S. 2) Un secondo frammento di Oidipodia. ib. 1898. 22 S.

Batjusskow, Die Entstehung der Homerischen Frage in der französ. Litt. d. 17. Jahrh. In den Comment. f. Pomialowski S. 153—171 (Petersburg 1897).

W. C. Lawton, The successors of Homer. London 1898. 210 S.

H. Howarth, The cyclic poems and the Homeric question. Arch. Journ. 1898 No. 225 S. 10—39.

Chr. Muff, Der Zauber der Homerischen Poesie. Vortrag. Erfurt 1900. 37 S.

E. Debenetti, L'episodio di Tersite. Ac. Riv. IV S. 88—91.

A. Ludwig, 1) Über die Integrität der Ilias bei der Voraussetzung, dafs das Gedicht aus selbständigen Gesängen zusammengestellt wurde. CMF. VI S. 84—91. 2) Penelopes Weben in der Odyssee (II. 93 ff.). Ebend. S. 113—116.

A. Roemer, Homerische Gestalten und Gestaltungen. Leipzig 1901, A. Deichert Nachf. 20 S. (Aus der Festschr. d. Universität Erlangen.) Nach Weifsenfels (Berl. phil. WS. 1902 Sp. 161—63) sieht der Verf. in Ilias und Odyssee vollendete Kunstwerke eines Dichters, der alles aus sich heraus ohne Vorlage schuf.

Friedenau bei Berlin. C. Rothe.

6.

Homer

(mit Ausschlufs der höheren Kritik).

I. Ausgaben und Übersetzungen.

1) Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Erster Band. Zweites Heft. Gesang IV—VI. Fünfte, berichtigte Auflage, besorgt von C. Hentze. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 131 S. 8. geb. 1,20 *M.*

2) Anhang zu Homers Ilias. Schulausgabe von K. F. Ameis. VI. Heft. Erläuterungen zu Gesang XVI—XVIII von C. Hentze. Zweite, zum Teil umgearbeitete Auflage. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 170 S. 8. geb. 2,10 *M.*

3) Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Erster Band. Erstes Heft. Gesang I—VI. Elfte, berichtigte Auflage, besorgt von C. Hentze. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 208 S. 8. geb. 2 *M.* — Zweites Heft. Gesang VII—XII. Zehnte, berichtigte Auflage, besorgt von C. Hentze. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 197 S. 8. geb. 1,35 *M.*

4) Anhang zu Homers Odyssee. Schulausgabe von K. F. Ameis. IV. Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXIV von C. Hentze. Dritte, umgearbeitete Auflage. Mit 2 Registern. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 148 S. 8. geb. 2,60 *M.*

Die Zweckbestimmung der Homerbearbeitung von Ameis-Hentze hat mit der Umgestaltung des griechischen Unterrichts auf unseren Gymnasien auch ihrerseits in den letzten Jahren allmählich eine Änderung erfahren. Ursprünglich sollte die Ausgabe „ein Hilfsmitttel zum schulmäfsigen Verständnis der homerischen Lieder" sein (Vorrede zur 1. Auflage der Odyssee), d. h. sie sollte sowohl in den Händen der Schüler eine Unterstützung der häuslichen Vorbereitung bilden als auch dem Lehrer das Material zur Beurteilung textkritischer und exegetischer Streitfragen für seinen eigenen Bedarf liefern. Dieser letztere Gesichtspunkt führte bekanntlich bei den weiteren Auflagen zur Ausarbeitung eines besonderen „Anhanges", in dem die wissenschaftlichen Erörterungen, die über den Gesichtskreis der Schüler hinausgingen, zusammengestellt und nunmehr ausführlicher und eingehender behandelt wurden. Aber auch der noch verbleibende Kommentar erwies

sich für den Gebrauch des Schülers seit Einführung der Lehrpläne vom Jahre 1892 zu umfangreich, er setzte im allgemeinen gröfsere Vorkenntnisse voraus, als gegenwärtig dem angehenden Homerleser zu Gebote stehen, und konnte sich von der Voraussetzung eines mehr philologischen Unterrichtsbetriebes nicht frei machen. Daher wurde dem besonderen Bedürfnisse des Schülers durch die Herausgabe einer Anleitung zur Vorbereitung auf Homers Odyssee (1891—1893; vgl. JB. 1893 S. 66 und JB. 1899 S. 120) zu genügen gesucht. Somit bleibt, wie auch C. Hentze in der Vorrede zur 11. Auflage des ersten Heftes des Odysseekommentars ausspricht, der Kommentar sowohl wie der Anhang hauptsächlich dem Gebrauche von Lehrern und Studierenden vorbehalten. Dieser Wandlung unterliegt selbstverständlich auch die Bearbeitung der Ilias, wenn zu dieser auch kein Schülerkommentar desselben Bearbeiters vorliegt. Die weiteren Folgerungen aus dieser Verschiebung des Zweckes lassen sich leicht übersehen: es besteht fernerhin kein Grund mehr, den Inhalt des Anhanges von dem Kommentar getrennt zu halten, teils weil die Scheidung zwischen beiden sachlich nicht immer leicht zu vollziehen war, teils weil sie sich infolge des nicht gleichzeitigen Erscheinens der entsprechenden Teile von Kommentar und Anhang nur ungleichmäfsig durchführen liefs. Es wird also, und das schwebt C. Hentze deutlich vor, eine umfassende wissenschaftliche Ausgabe mit umfassendem Kommentar entstehen müssen, in welchem in gleicher Weise die Fragen der Textkritik und der Erklärung wie die Probleme der höheren Kritik fortlaufende Beachtung finden. Solche Ausgabe würde allein den Zweck zu erfüllen haben, in die wissenschaftliche Beschäftigung mit Homer einzuführen.

Inzwischen wird die Homerausgabe von Ameis-Hentze in diesen Berichten fortan denjenigen Hilfsmitteln zugerechnet werden müssen, welche wissenschaftlichen Studien und Forschungen dienen.

Das Kommentarheft zur Ilias weist in der neuen Bearbeitung im ganzen den gesicherten Bestand der letzten Auflage auf; im einzelnen sind grammatische Kleinigkeiten hier und da gestrichen oder hinzugefügt, oft hat der Ausdruck eine genauere Fassung erhalten. Die Verweisungen auf Krüger sind fortgelassen. — In dem 6. Heft des Anhangs zur Ilias ist die Litteratur der 19 Jahre, welche seit dem Erscheinen der 1. Auflage verstrichen sind, nachgeholt und bearbeitet worden, so dafs es über den gegenwärtigen Stand der Homerforschung Auskunft giebt.

Dem Kommentar zu Odyssee I—VI und VII—XII brauchten unter den oben dargelegten Umständen nicht mehr so enge Grenzen, wie früher, gezogen zu werden. „Es sind daher jetzt auch solche Ergebnisse neuerer Forschung, die über die nächsten Zwecke einer erklärenden Schulausgabe hinausgehen und die sonst in die Anhänge verwiesen wurden, in die Ausgabe selbst auf-

genommen, sobald sie das allseitige Verständnis der Dichtung fördern, die Grundlagen der homerischen Kultur zu beleuchten oder sonst Anregung zu bieten geeignet scheinen". Für die sprachliche Erklärung ist besonders Delbrücks vergleichende Syntax, für Sacherklärung Fellners homerische Flora und Pöhlmanns „Aus Altertum und Gegenwart" benutzt worden.

Das 4. Heft des Anhangs zur Odyssee erscheint nach zwanzig Jahren in neuer Auflage und hat dementsprechend bedeutende Umgestaltung und Bereicherung erfahren.

5) *ΟΜΗΡΟΥ ΙΛΙΑΣ.* Homers Ilias. Schulausgabe von Paul Cauer. Zweite, berichtigte und durch Beigaben vermehrte Auflage. Leipzig 1902, G. Freytag. IV u. 656 S. 8. geb. 2 *M*.

6) *ΟΜΗΡΟΥ ΟΔΥΣΣΕΙΑ.* Homers Odyssee. Schulausgabe von Paul Cauer. Dritte Auflage (unveränderter Abdruck). Leipzig 1902, G. Freytag. Band I: XXII u. 202 S., Band II: II u. 234 S. 8. zusammengebunden 2,40 *M*.

Im Text der Ilias sind einige Versehen verbessert, Ξ 416 liest Cauer *τῶν δ' οὔ τιν' ἔχει* statt *τὸν δ' οὔ περ ἔχει*, der Text der Odyssee ist unverändert geblieben. Zur Begründung des Textes wird auf die editio maior mit Vorrede und Anmerkungen, welche für beide Gedichte weitergeführt wird, und auf die 1895 erschienenen „Grundfragen der Homerkritik" (vgl. C. Rothe JB. 1896 S. 184—191) verwiesen. Die Beigaben zu beiden Gedichten sind dieselben wie in der zweiten Auflage der Odyssee, welche 1894 abgeschlossen ist (JB. 1899 S. 110—111): eine für den Unterricht wertvolle Sammlung von Stimmen des Altertums über Homer, sowie je ein Verzeichnis der Eigennamen und ein sachliches Register. Für die Ilias ist das erstere aus dem früher lateinisch geschriebenen deutsch umgearbeitet und bei dieser Gelegenheit in den längeren Artikeln durch erläuternde Angaben brauchbarer gemacht, das sachliche Register aber neu ausgearbeitet worden. Die Sachregister werden sich im Unterricht als nützliche Hilfsmittel gebrauchen lassen, um Leben, Einrichtungen und Sitten des Heldenzeitalters zu erörtern, auch als Stoffsammlung für deutsche Aufsätze dienen können. Den Inhalt der einzelnen Gesänge hat Cauer auf Grund der Wolfschen Summarien angegeben; aber er ist ein gutes Stück über Wolf hinausgegangen, indem er sein besonderes Augenmerk darauf richtete, Zusammengehöriges hervorzuheben, die Hauptabschnitte zu bezeichnen, das gegenseitige Verhältnis der Teile anzudeuten und so ein deutliches Bild von dem Aufbau des Ganzen zu geben. Empfehlen würde es sich für eine neue Auflage der Ilias, in dieser Inhaltsangabe über die einzelnen Gruppen der Gesänge zusammenfassende Überschriften zu setzen, wie für die Odyssee bereits geschehen ist. Tabellarische Übersichten über die Handlung sind beiden Gedichten beigegeben, die Handlung der Ilias wird auf 49 Tage berechnet.

7) Die Gedichte Homers. Erster Teil: Die Odyssee. Bearbeitet von O. Henke. Text. Erster Band. Buch 1—12. Mit 2 Karten. Dritte Auflage. Leipzig 1901, B. G. Teubner. VI u. 219 S. 8. geb. 1,60 *M.*

Der Text ist ein sorgfältig durchgesehener Abdruck der zweiten Auflage.

8) Homers Odyssee, erklärt von J. U. Faesi. Erster Band. Gesang I—VI. Neunte Auflage, neu bearbeitet von Adolf Kaegi. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. XXX u. 188 S. 8. 2,10 *M.*

Die Neubearbeitung der Odysseeausgabe aus der Sammlung von Haupt und Sauppe hat mit den Traditionen Faesis und ganz besonders Hinrichs' vollständig gebrochen und durch grundsätzliche Umgestaltung der Einleitung und des Kommentars einen dankenswerten Schritt gethan, um die Ausgabe der Schule näher zu bringen. Die Kaegische Bearbeitung ist demnach der zweiten im JB. 1895 S. 338 und 341 von mir bezeichneten Gruppe zuzurechnen, d. h. den „Ausgaben und Hilfsmitteln, welche ausdrücklich für den Schulgebrauch bestimmt sind oder darauf Rücksicht nehmen".

Dem Wortbestande des Textes ist die Überlieferung zu Grunde gelegt worden, ohne dafs die Aufnahme von Konjekturen ausgeschlossen wurde; der Herausgeber schreibt z. B. α 204 *εἴ περ ἑ* nach Cobet und β 368 *φθίεαι* nach Wackernagel und Blafs. In der Accentsetzung bei den Enklitika werden mit Recht, entgegen dem von Ludwich beobachteten Brauche, die Regeln der Schulgrammatiken befolgt. Die herkömmliche Accentuierung des *ἠέ* u. s. w. in Doppelfragen ist beibehalten, scheint mir aber durch die Bemerkung des Kommentars zu α 175 nicht ausreichend begründet. In Vergleich zur 8. Auflage bedeuten Schreibungen wie *ἀπέτεισε, ἔμειξαν, φθεῖσαι, ἧος, ἥαται, χρῆος, χρηώ, ῥῆα, ὀνήατα, θήω, ἐπιβήομεν, Ληόκριτος, μαχέσσασθαι, ἴσσασιν, Ἀρκεσσιάδαο, Κλυταιμήστρη, ὅο* eine weitgehende Veränderung des sprachlichen Gewandes; sie beruhen teils auf theoretischen Erwägungen, teils auf der Grammatik der Inschriften. Das Für und Wider der ersteren kann nicht bei jeder Homerausgabe von neuem besprochen werden; die Gültigkeit der letzteren für den Text Homers bedarf noch eines zwingenden Beweises.

Dem neuen Zwecke der Ausgabe entsprechend, ist aus Hinrichs' Einleitung fortgelassen, was auf S. 12—17 über das Zeitalter der Odyssee, die religiösen und sittlichen Ideen und die Heroenmythen und auf S. 32—40 über inneren Zusammenhang, sachliche Widersprüche, ästhetische und sprachliche Verschiedenheiten einzelner Teile ausgeführt war. Der erste Teil der Einleitung von Hinrichs S. 1–12 ist durch einen Abschnitt über „Entstehung und Verbreitung der homerischen Gedichte" (S. IX—XIII) ersetzt worden, in dem unter Ausscheiden der

homerischen Frage über die Person des Dichters, über die Entstehung ünd Verbreitung des epischen Gesanges, über die homerische Sprache und die erste Feststellung des Textes kurz berichtet wird. Dem Umfange und der Anlage nach kommt dieser Teil der Einleitung, wie er jetzt ist, unter den älteren Ausgaben der Einleitung von Naumann (Odyssee Band I) S. VIII—X am nächsten. An zwei Stellen greift Kaegi weiter aus, er berichtet S. X über Entstehung der Heldenlieder vor Homer (vgl. Hinrichs S. 2f.) und S. XII über das Zustandekommen von Normalexemplaren (vgl. Hinrichs S. 8f.).

Im zweiten Abschnitt der Einleitung wird S. XIII—XXVI die Erzählung des Inhalts und S. XXVII—XXVIII die Übersicht über die Tageberechnung aus Faesi-Hinrichs S. 18—32 wiederholt, erstere übersichtlicher gemacht durch Einschiebung von Überschriften und durch Buchangaben am Rande, letztere genauer gefafst und tabellarisch gegliedert. Erfreulich ist es, dafs nun auch Kaegi den dritten Teil der Odyssee mit ν 185 beginnen läfst (S. XXI), wie Naumann diese Teilung dadurch, dafs er mit ν 185 den 2. Band beginnt, aufs nachdrücklichste hervorgehoben hat. Ungefähr gleichzeitig hat Henke (1894), später P. Cauer (1896) an dieser Stelle wenigstens einen Einschnitt bezeichnet. Bei Kaegi ist daneben aber die alte Angabe ν 125 auf S. XV noch zweimal stehen geblieben.

Der Kommentar enthält zwei verschiedene Bestandteile. Von den umfangreichen sachlichen und gelehrten Erörterungen der 8. Auflage ist vieles gestrichen, anderes in der Form bedeutend gekürzt, das Beibehaltene nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft berichtigt worden. Die Gliederung des Inhalts ist durch Überschriften innerhalb der Anmerkungen bezeichnet (an vier Stellen ist auch der Strich zwischen zwei Zeilen des Textes angewandt, nach α 95, 323, β 259, δ 623). Durch die Entlastung des Kommentars hat Kaegi Raum geschaffen für die Aufnahme grammatischer erklärender Bemerkungen, welche nunmehr den Text fortlaufend begleiten. Sie haben den Zweck, für den Schüler die Schwierigkeiten der Formenlehre zu beseitigen, indem sie die Formen zergliedern, auf die Grundbestandteile zurückführen, mit den attischen vergleichen u. s. w. Die Vorzüge dieses Verfahrens sind offenkundig, seine Anwendung in dieser Ausgabe bedeutet für sie einen Fortschritt. Die Ausführung wird überall da, wo es sich um blofse Formenerklärung und um einfachste grammatische Regeln handelt, für die es fest überlieferte Ausdrucksformen giebt, eine gewisse Übereinstimmung unter den nach solchen Gesichtspunkten ausgearbeiteten Anmerkungen ergeben, sodafs an manchen Stellen die Übereinstimmung im Ausdruck mit Naumanns Kommentar (1894) nicht überraschen kann. Prosodie und Metrik, soweit ihre Kenntnis zum Lesen des Verses nötig ist, werden gleichfalls in den Kommentar einbezogen, ebenso wird

zu den Bemerkungen in der Regel auf die nächstvorangehende ähnliche Stelle verwiesen.

Jedenfalls bezeichnet der zweite Bestandteil des Kommentars eine Umkehr von Hinrichs' mit Ballast überladener Erklärungsweise. Dafs ein solcher Kommentar nicht blofs auf das Redaktionscirkular vom Jahre 1848 (vgl. Kaegi S. IV—V) gegründet werden konnte, sondern auch des Beispiels neuerer Arbeiten bedurfte, die Kaegi S. VI erwähnt, beweist zur Genüge die Reihe der acht von Faesi, Kayser und Hinrichs bearbeiteten Auflagen, deren keine auch nur annähernd den oben erwähnten Gesichtspunkten Rechnung trägt. Kaegis Bearbeitung ist also eine dankenswerte Bestätigung dafür, dafs seine Vorgänger die richtige Bahn gefunden haben, wenn sie fordern, dafs in dem Kommentar nichts anderes stehen soll, als was alle Schüler sich vollständig anzueignen haben.

9) B. Fahland, Einige Abschnitte aus einer gereimten Odyssee. Greifenberg i. P. 1900. Progr. 16 S. 4. 1 *M*.

Der Übersetzer trifft in den kurzen Reimpaaren den Ton behaglicher Erzählung recht gut, die Reime sind meist rein (aufgefallen ist mir u. a. Meer: Erderschütterer; Mann: nahn; hierher: Danaer), und die Verbindung der Verse entspricht dem Brauche des höfischen Epos. Nur auf S. 9 finden sich drei Reimpaare hintereinander, die jedesmal einen Satz für sich bilden. Die Übertragung entfernt sich nicht zu weit von dem Urtext. Übersetzt sind V 268—332, VI 110—213, XI 567—575, 582—600, XII 166—200, XIX 53—260, XXI 388—XXII 43. Als Probe möge hier die Übersetzung von VI 110—126 stehen:

Schon wollten sie das Spiel beenden
Und sich zurück nach Hause wenden,
Wenn sie die Mäuler eingespannt,
Gefaltet alle Leinewand,
Als Pallas einen neuen Plan,
Die strahlenäugige ersann,
Wie sie erweckte den Odyfs
Und ihn die Jungfrau schauen liefs,
Dafs sie den Weg ihm zeigen möchte,
Der zur Phäakenstadt ihn brächte:
Es warf nach einer Dienerin
Den Ball die Königstochter hin,
Doch der, verfehlend weit das Ziel,
In tiefen Strudel niederfiel.
Die Mädchen kreischen auf erschreckt,
Und aus dem Schlummer wird erweckt
Odyfs; er setzt sich aufrecht hin
Und überlegt in seinem Sinn:

Weh mir! in welcher Menschen Land
Hat mich geführt das Schicksals Hand?
Sind's Wilde, die gesetzlos leben,
Zurück vor keinem Frevel beben?
Sind sie von Gottesfurcht erfüllt,
Und gegen fremde Gäste mild?
Umscholl mich nicht ein Kreischen eben
Wie Mädchenstimmen es erheben?
Sind's etwa Nymphen, die auf steilen
Berggipfeln pflegen zu verweilen,
An Wasserquellen, neben Bächen
Und auf grasreichen Wiesenflächen?
Doch sind gewifs wohl nahe mir
Auch sprachbegabte Menschen hier.
Um dieses schleunig zu ersehn,
Will ich sogleich auf Forschung gehn.

II. Homer im Schulunterricht.

10) Klett, Präparation zu Homers Ilias. 1. Heft. Buch I und II. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 28 S. 8. 0,40 *M*. (Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern.)

11) A. Ranke, Präparation zu Homers Odyssee. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Buch I und V. Sechste, verbesserte Auflage von F. Ranke und H. Reiter. 1899. 31 S. 8. 0,60 ℳ. — Buch VI, VII, VIII (Auswahl). Vierte, verbesserte Auflage von F. Ranke und H. Reiter. 1899. 22 S. 8. 0,50 ℳ. — Buch XIX—XXIV in Auswahl von H. Reiter. 1899. 16 S. 8. 0,40 ℳ. — Vgl. WS. f. klass. Philol. 1900 Sp. 217f.

12) G. Werkhaupt, Wörter-Verzeichnis zu Homers Odyssee. Nach der Reihenfolge der Verse. Nebst Erklärung der homerischen Formen. Erstes Heft. Gesang I und II. Paderborn 1900, F. Schöningh. IV u. 52 S. 8. 0,75 ℳ.

13) G. Fehleisen, Präparation zu Homers Odyssee. Leipzig, B. G. Teubner. 1. Heft. Buch I und II. Zweite Auflage. 1901. 18 S. 8. 0,30 ℳ. — 2. Heft. Buch V—VIII. Zweite Auflage. 1901. 40 S. 8. 0,60 ℳ. — 3. Heft. Buch IX—XII. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und W. Kohlhammer in Stuttgart.) 1899. 40 S. 8. 0,60 ℳ. — 4. Heft. Buch XIII—XVIII. 1900. 21 S. 8. 0,40 ℳ. — 5. Heft. Buch XIX—XXIII. 1900. 21 S. 8. 0,40 ℳ.

Die Rankeschen Präparationen zu Homer führen in den Wortschatz und in die Formenlehre ein. Zu den Wörtern werden nicht blofs die Bedeutungen angegeben, sondern es wird auch die Ableitung nachgewiesen; die Fülle des etymologischen Stoffes ist indessen so grofs, dafs sie bei der Präparation von dem Schüler nicht bewältigt werden kann, sie geht oft über das Bedürfnis hinaus (z. B. *πάσσαλος — πακjαλος*; *ὄσσε — ὄκjε — oculus*) und legt die Gefahr nahe, in eine linguistische Behandlung der homerischen Sprache zu verfallen. Die Formen werden in den Fufsnoten mit den attischen verglichen, Zwischenbildungen oder zur Erklärung nur angesetzte Formen stehen in Klammern daneben. Wortkunde und Erklärung sind sorgfältig bearbeitet und von Irrtümern frei. Reiter, der das erste Buch der Odyssee und den Schlufs derselben in Auswahl bearbeitet hat, schliefst sich dem Programm der Sammlung an. Für den Fall, dafs ein Schüler ein Wort vergessen hat, wird er auf das Lexikon verwiesen.

Werkhaupt bietet hauptsächlich ein Vokabelverzeichnis, die Angaben über Ableitung sind auf das äufserste Mafs beschränkt, die Formenerklärung, die wie bei Ranke auf den Fufs der Seite verwiesen ist, genügt, um die auffallendsten Schwierigkeiten der Formenlehre zu beseitigen.

In Fehleisens Präparationen zur Odyssee und in dem nach denselben Grundsätzen gearbeiteten Heft zur Ilias von Klett wird auf die Formenlehre nicht eingegangen, gelegentlich finden sich Hinweise auf die Konstruktion, meist in fragender Form. Fehleisen macht einen weitgehenden Gebrauch von Verweisungen bei wiederholtem Vorkommen desselben Wortes. So wird zu ζ 18—53 (2. Heft S. 17) dreiundzwanzigmal auf Stellen in η, zu ϑ 121—193 (2. Heft S. 31) achtmal auf ε, sechsmal auf ζ, dreimal auf η und fünfmal auf ϑ, zu ψ 134—246 (5. Heft S. 20) elfmal auf τ, dreimal auf υ, zweimal auf φ und viermal auf ψ verwiesen. An

diesen Stellen mufs also der Schüler, wenn er das Wort vergessen hat, zurückblättern. Dem 2. und 3. Hefte (Heft I B, welches den dritten und vierten Gesang behandelt, liegt mir nicht vor) ist aufserdem ein alphabetisches Wörterverzeichnis beigegeben, „damit es der Rückverweisungen nicht allzuviele werden“, also unter Umständen mufs der Schüler auch noch den Umweg durch dieses Verzeichnis machen. Ein alphabetisches Verzeichnis giebt auch Klett. Freilich ist der Schüler noch hilfloser, wenn wie bei Ranke solche Nachweisungen ganz fehlen; aber die unleugbar bestehende Schwierigkeit giebt immer wieder zu bedenken, ob nicht von vorn herein der Gebrauch eines Wörterbuchs mehr zu empfehlen ist. Die verbreiteten griechischen Wörterbücher, insbesondere das von Benseler-Kaegi, reichen für Homer vollständig aus und geben kurz und klar die Bedeutungen an; es giebt aber auch ebenso vortreffliche Wörterbücher für Homer, deren Preis die Kosten einer fortlaufenden Präparation nicht einmal erreicht.

Fehleisens Präparation zur Odyssee umfafst α, β, ε—κ vollständig, λ 1—234, 333—640, μ, ν, ξ 1—408, 457—522, ο 301—492, π 1—405, ρ 1—491, σ 1—157, 306—418, τ 1—398, 467—498, υ, φ, χ, ψ 1—287.

14) E. Weifsenborn, Leben und Sitte bei Homer. Ein Hilfsheft zur Würdigung und Erklärung der Ilias und Odyssee in deutscher Übersetzung. Mit Abbildungen im Text. Leipzig 1901, B. G. Teubner. VI u. 98 S. 8. 0,80 ℳ.

Das Hilfsheft ist auf Schulen ohne griechischen Unterricht berechnet und nach dem Muster von Henkes Hilfsbüchern mit den notwendigen Abweichungen bearbeitet. Es giebt in kurzen Zügen eine gute Übersicht über die geschichtliche und geistige Welt Homers, über die Eigentümlichkeiten der epischen Poesie, sowie über die homerischen Altertümer. Seinem Zwecke gemäfs nimmt der Verfasser häufig auf die deutsche Litteratur Bezug; er beginnt mit einem Abschnitt über die alten Griechen und das deutsche Volk. Als deutsches Epos wird mehrfach Goethes Hermann und Dorothea herangezogen. Die Textbilder stellen das Haus des Odysseus im Grundrifs, Geräte, Schmucksachen und Waffen dar. Die Abbildung der Pallas Athene ist dem Titelblatt vorgesetzt, eine Karte der Irrfahrten des Odysseus bildet den Schlufs.

III. Sprachliches.

15) H. Brunnhofer, Homerische Rätsel. Die homerischen epitheta ornantia etymologisch und historisch-geographisch gedeutet. Leipzig 1899, W. Friedrich. XVI u. 35 S. 8. 5 ℳ. — Vergl. F. Solmsen, WS. f. klass. Phil. 1899 Sp. 673—676.

Zu den Etymologieen bahnt sich der Verf. durch gewagte völkergeschichtliche Annahmen den Weg, die Karer werden zu einem Mittelgliede zwischen Sanskrit und Zend und dem Griechi-

schen, Slaven haben sich nach dem Verfasser schon vor Herodots Zeit in Kleinasien angesiedelt. Daher darf man sich nicht wundern, wenn für dunkle homerische Wörter — es sind nicht alle Epitheta besprochen — bald aus der Ursprache der Arier, bald aus dem Russischen und Litauischen neues Licht gesucht wird und auch Armenisches und Assyrisches gelegentlich hineinspielt. Ein Prinzip ist darin ebensowenig zu erkennen wie geschichtliche Beweisführung. Die Zusammenstellung folgt hauptsächlich bloſser Lautähnlichkeit, z. B. *ἀγανός* = armenisch *aganil*; *ἀτραπιτός* = zend *âtar, atra* Feuer, und **πιτος* von *πιύω*, also feuerspeiend; *διηνεκής* aus **divanaç* den Himmel erreichend. Demnach erblickt Odysseus beim Erwachen in Ithaka Od. 13, 194 „die himmelanstrebenden Vulkane des Kaukasus"; denn nach „Armenien verweist uns der Name des Berges *Κόραξ*, die *Κόρακος πέτρη*". Auch innerhalb des Griechischen setzt sich der Etymologe über die Gesetze der Forschung hinweg; weil die gewöhnliche Bedeutung von *ἀγχίμαχος* „nichtssagend" ist, führt er das Wort „auf die zwar anderwärts nicht nachweisbare Nebenform *ἄγχος*, *ἀγχι* für *ἔγχος*" zurück und übersetzt „lanzenkämpfend"; dagegen setzt er *ἀγχι* in *ἀγχίνοος* gleich mit *aqui* in *aquifolius* scharfblättrig. Eine groſse Rolle spielt der Bedeutungswandel; der Verfasser konstruiert ihn mit groſser Freiheit, trägt seine Mutmaſsungen in die sprachliche Entwickelung als Thatsachen ein und ist mit der Annahme von Miſsverständnissen und Irrtümern, die schon im Indischen, Assyrischen u. s. w. begangen seien, leicht bei der Hand, scheut sich aber nicht, für seine unwahrscheinlichen Kombinationen die Notwendigkeit zu behaupten. Die Ausführungen über *γαιήοχος ἐννοσίγαιος* sind ein Musterbild dieses Verfahrens. Die feste Grundlage, welche der homerische Sprachgebrauch bietet, wird nirgends benutzt. Wer das bekannte *ὀλοώτατος ὀδμήν δ* 442 erläutern will, wird nicht umhinkönnen, auch *πικρὸν ὀδμή δ* 406 und den Gebrauch maskulinischer Adjektivformen neben femininen Substantiven und umgekehrt in Betracht zu ziehen. Brunnhofer liefert hier ein bezeichnendes Beispiel „etymologischer Grübelei"; er erkennt in *ὀλοώτατος* einen Gott Oloot at, den *Haurvatâṭ* oder *Haurvaṭ* der zoroastrischen Mythologie, dem es zustand, „den Menschen die Speisen angenehm zu machen". In der Homerstelle wird zwar nicht Speise angenehm gemacht, sondern der unerträgliche Geruch der Robben in Wohlgeruch verwandelt, auch nicht durch den Gott, sondern durch des Proteus Tochter Eidothea, aber *haurvatât* = *sarvatâṭ* bedeutet auch Allheit; „als personifizierte Allheit muſs sich Proteus *Ὀλοώτατ* in alle möglichen Geschöpfe und Dinge verwandeln". Brunnhofer übersetzt den Vers: „schrecklich quälte der Geruch der seegenährten Robben des Olootat". Wie lautet nun die sprachlich-mögliche griechische Form des Namens *Haurvatât*? — Durch solches Rätselraten wird die homerische Wortforschung nicht gefördert.

16) J. Bach, Homerische Syntax. Für den Schulgebrauch zusammengestellt. Strafsburg i. E. 1899. Progr. 55 S. 8. — Vgl. O. Dingeldein, N. phil. Rundsch. 1900 S. 61.

Eine Zusammenstellung der syntaktischen Eigentümlichkeiten des Epos kann erwünscht sein, wenn man auch nicht mit dem Verfasser eine eingehendere Beschäftigung mit der homerischen Syntax auf der Schule fordert. Für den Schüler wird es immer genügen müssen, dafs er die Übereinstimmung oder Abweichung der homerischen Grammatik von der attischen, von der stets auszugehen ist, erkennt. Eine nach allen Richtungen systematische Darstellung schliefst auch der Verfasser aus. Am leichtesten darzustellen war die Kasuslehre und der Gebrauch der Verbalnomina. Aber die Verwendung der Tempora und Modi ist bei Homer noch so stark im Flufs begriffen, dafs sie sich auch nicht annähernd zu festen Regeln zusammenfassen läfst. Der Verfasser hat einen beachtenswerten Versuch dazu gemacht, doch ist zu bezweifeln, dafs es einem Schüler auch unter Anleitung des Lehrers möglich sein wird, sich durch die §§ 50—53 mit vollem Verständnis durchzuarbeiten. Auch in den folgenden Partieen, in denen übrigens das System sich nicht unterdrücken liefs, mufsten so viele Ausnahmen, Einschränkungen und Modifikationen der gefundenen Regeln angesetzt werden, dafs der Gewinn einer Durcharbeitung dadurch beeinträchtigt wird.

17) G. Autenrieth, Wörterbuch zu den Homerischen Gedichten. Für Schüler bearbeitet. Mit vielen Holzschnitten und 2 Karten. Neunte, verbesserte Auflage, besorgt von A. Kaegi. Leipzig 1902, B. G. Teubner. XIV u. 372 S. 8. geb. 3,60 ℳ.

Nach dem Tode Autenrieths († 8. Juni 1900) hat Kaegi die Bearbeitung der weiteren Auflagen des Wörterbuchs übernommen. Die von ihm beabsichtigte Umgestaltung liefs sich in dieser Auflage, deren schnelles Erscheinen erforderlich war, noch nicht durchführen, sie wird für die nächste Auflage in Aussicht gestellt. Diesmal sind nur die nächstliegenden Änderungen vorgenommen worden. Wie die Vorrede angiebt, sind eine Reihe von Druckfehlern nach dem Handexemplar des Verfassers verbessert, die Fettschrift ist auf die Stichwörter und Verweisungen beschränkt, eine Anzahl unhaltbarer Etymologieen ist getilgt, Verbesserungen und Ergänzungen nach dem Handexemplar des Bearbeiters sind hinzugefügt worden. Die Figur unter *πέλεκυς* hat Kaegi durch die Abbildung eines antiken Originals ersetzt.

18) Chr. Harder, Schulwörterbuch zu Homers Ilias und Odyssee. Mit 2 Karten und 95 Abbildungen. Leipzig 1900, G. Freytag. XXVI u. 339 S. 8. geb. 4 ℳ. — Vgl. G. Vogrinz, WS. f. klass. Phil. 1900 Sp. 1223—1225; Riv. di filol. e d'instruzione class. 1900 S. 625.

Neben den vorhandenen vortrefflichen Wörterbüchern zu Homer erscheint hier ein neues, von dem zu erwarten steht, dafs

es seinen Platz erobern werde. Es empfiehlt sich äufserlich durch eine gute Ausstattung, durch übersichtliche Anordnung und durch den bildnerischen Schmuck. In der Bearbeitung der einzelnen Artikel ist die Etymologie auf das dem Schüler Notwendige und Verständliche, hauptsächlich auf die Vergleichung mit dem Lateinischen und den germanischen Sprachen, beschränkt; die der homerischen Sprache eigentümlichen Wortformen sind möglichst vollständig aufgezählt, wobei auf die neueren Ausgaben von Rzach und Cauer Rücksicht genommen wurde. Es ist ein glücklicher Gedanke des Verfassers gewesen, mit dem Wörterbuch eine Formenlehre zu verbinden; dadurch wird von vorn herein in der Erklärung der Formen Übereinstimmung zwischen Wörterbuch und Grammatik erzielt und das erstere zugleich von manchen Einzelausführungen entlastet, die durch einen einfachen Hinweis auf die Formenlehre ersetzt werden (vgl. *αὐτόματος*, *καλοῦροψ*, *κῶας*, *πέκω*, *Περσεύς*). Von einem Abrifs der Syntax ist abgesehen worden, weil sich diese noch nicht so knapp und scharf formulieren läfst wie die Formenlehre. Die Einleitung behandelt auf 18 Seiten in übersichtlicher Anordnung und geschickter Ausdrucksweise die geschichtliche Grundlage der homerischen Epen, die Metrik, die Prosodie, die Laut- und Formenlehre, innerhalb der letzten beiden Abschnitte das vom Attischen Abweichende. Die Anordnung des Wörterbuchs ist übersichtlich im Druck, die Lemmata enthalten niemals blofse Stämme oder Wurzeln, sondern stets ganze Formen, gleichlautende Wörter verschiedener Abstammung sind durch vorgesetzte Ziffern unterschieden (vgl. *ὅρμος*, *πόσις*), in der Verdeutschung ist überall die Stammbedeutung hervorgehoben (vgl. *ἀληθής* unverholen) und den neuesten Forschungen Rechnung getragen, den Substantiven sind die geläufigsten Beiwörter (vgl. *κῦμα*), den Verben die gangbarsten Verbindungen (vgl. *ὄρνυμι*) hinzugefügt. Abbildungen sind vorwiegend für solche Gegenstände beigegeben, wo die deutsche Beschreibung der inneren Anschauung nicht genügend zu Hilfe kommen kann; sie sind teils archäologischen Werken entnommen, teils nach Photographieen hergestellt, andere sind, wo eine Nachbildung von Denkmälern nicht möglich war, in Zeichnung entworfen. Sie sind sämtlich in vorzüglicher Technik ausgeführt.

IV. Homerstudien bei den Alten.

19) H. Schrader, De Plutarchi Chaeronensis *ΟΜΗΡΙΚΑΙΣ ΜΕΛΕΤΑΙΣ* et de eiusdem quae fertur Vita Homeri. Festschrift zur Begrüfsung der Philologenversammlung in Bremen. Gotha 1899, F. A. Perthes. 40 S. 8. 0,80 *M.*

Plutarch hat in den *Μελέται Ὁμηρικαί* den Nachweis unternommen, dafs die Lehren aller Philosophenschulen sich aus Homer belegen lassen. Das Werk umfafste vier Bücher, die

Fragmente aus Gellius gehören dem ersten und zweiten an, in denen nachweisbar von Chrysipp, Epikur und den Pythagoreern gehandelt wurde. In Galenus de placitis Hipp. et Plat. III S. 265, 16 ff. wird eine doppelte Rezension der Chrysipp behandelnden Stelle nachgewiesen, die zweite ist bei einer Überarbeitung durch Galenus selbst in den Text aufgenommen, sie geht aller Wahrscheinlichkeit nach auf Plutarch zurück. Dadurch wird ein umfangreiches Fragment für die *Μελέται* gewonnen.

Denselben Zweck hatte die Lebensbeschreibung Homers, die nicht wie in den Ausgaben *περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς ποιήσεως Ὁμήρου*, sondern mit den Handschriften *περὶ Ὁμήρου* zu überschreiben ist. Sie war nicht eines der Bücher der *Μελέται*, stand aber mit diesen im Zusammenhange. Sie ist eine Kompilation aus verschiedenen Schriftstellern, darunter auch Plutarch. Was in den *Μελέται* von der Übereinstimmung Homers mit philosophischen Lehrmeinungen gesagt ist, ist mit Zusätzen in die Vita aufgenommen (Kap. 112—160), voran gehen Excerpte einer Allegorieensammlung der Stoiker (Kap. 93—111). Der Anfang über Homers Darstellungsweise sowie der Schlufs über seine Redekunst und über öffentliches und Privatleben gehen nicht auf Plutarch zurück; einiges erinnert an Dioskurides *περὶ τοῦ καθ' Ὅμηρον τῶν ἡρώων βίου*, welche Schrift Plutarch gekannt hat. Die ganze Kompilation scheint dem Bestreben, für Vorlesungen eine Art homerischer Encyklopädie zu schaffen, ihre Entstehung zu verdanken.

20) J. Tolkiehn, Homer und die römische Poesie. Leipzig 1900, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. VI u. 219 S. 8. 6 ℳ.

Die Frage nach dem Einflufs der homerischen Dichtung auf die römische Poesie läfst sich nur auf Grund eines so umfassenden Materials, wie es Tolkiehn gesammelt hat, und einer vorsichtigen Kritik, wie er sie übt, lösen. Der Grundsatz: „sehen wir, dafs ein Autor oft auf Homer zurückgreift, so werden wir auch an zweifelhaften Stellen an unmittelbaren Einflufs glauben; wo indessen die Nutzung des homerischen Stoffes nur sporadisch auftritt, werden wir zu desto gröfserer Behutsamkeit veranlafst sein“ bildet eine brauchbare Grundlage. In vielen Fällen, namentlich im Drama, ist nur mittelbarer Zusammenhang anzunehmen. Der homerische Stoff tritt in den verschiedensten Erscheinungsformen hervor. Der Verfasser mustert die Zeugnisse der Römer über den Einflufs Homers auf ihre Litteratur, würdigt die Homerkenntnis der alten Erklärer mit dem Ergebnis, dafs deren Bemerkungen, soweit sie die Abhängigkeit Vergils von Homer betreffen, aus Monographieen über denselben Gegenstand geflossen sind, die keinen hohen Wert beanspruchen dürfen. Dies wird durch eine eingehende Erörterung des fünften Buches der Saturnalia von Macrobius überzeugend nachgewiesen. Nach

diesen allgemeinen Darlegungen geht der Verfasser in einem besonderen Teil an die Untersuchung der einzelnen Nachdichtungen. Er behandelt zunächst die Homerübersetzungen von Andronicus bis auf Hieronymus, darunter sieben mehr oder minder vollständige; sie stehen allesamt dem Urtexte ziemlich fremd gegenüber, selbst bei Cicero hat der homerische Geist keinen gleichwertigen Ausdruck gefunden. Die Verarbeitung homerischen Stoffes bei den römischen Epikern scheint nur selten zu einer wirklichen Ausbeutung Homers geführt zu haben. Zahlreich und leichter nachzuweisen sind innerhalb der Lyrik die Nachdichtungen, besonders in Ovids Heroiden, auch in der 'Deliberativa Achillis, an corpus Hectoris vendat' des Karthagers Bloscius Aemilius Dracontius finden sich neben vielem Nichthomerischen homerische Bestandteile. Im Epigramm sind die Nachwirkungen Homers noch in den spätesten Zeiten zu erkennen, wenngleich die Kürze der meisten Gedichte eine genaue Kenntnis ihrer Herleitung oft erschwert. Die fragmentarische Überlieferung des Dramas läfst ein sicheres Urteil nicht gewinnen, bei einigen Dramen des Ennius und des Accius gelangt man auch nur bis zu der Möglichkeit, dafs die Verfasser Homer selbst nachgedichtet oder dafs sie sich an ein den Homer stark benutzendes Drama angelehnt haben. Unter der nicht grofsen Zahl römischer Dichter, welche homerische Stoffe in Episoden gröfserer Dichtungen verarbeitet haben, nimmt Ovid die erste Stelle ein.

Zu den Gesamtergebnissen dieser Untersuchung, die neben dem nachhaltigen Einflufs Homers auf die Römer zugleich deren Unfähigkeit, die homerische Dichtung in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und in sich aufzunehmen, klar hervortreten läfst, gehört auch die Beobachtung, dafs die Ilias bei ihnen in höherem Ansehen stand, was in dem Charakter und in der geschichtlichen Entwickelung des Volkes seine Erklärung findet und mit den Ergebnissen einer früheren Schrift desselben Verfassers 'De Homeri auctoritate in cotidiana Romanorum vita' (vgl. JB. 1899 S. 147f.) übereinstimmt.

V. Sacherklärung.

21) J. Nelson, Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt. Mit 20 Abbildungen. Leipzig 1900, R. Voigtländer. 125 S. 8. geb. 1,25 *M*. — Vgl. —n—o— Liter. Centralbl. 1900 Sp. 546; Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1900 S. 363; Schwarze, Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. 1900 Heft 11.

In anziehender, klarer, niemals überschwenglicher aber von warmer Begeisterung erfüllter Darstellung werden die Leser — das Buch ist ganz besonders für Gymnasiasten geeignet — mit dem merkwürdigen Lebensgang Schliemanns von seiner Wiege in dem mecklenburgischen Landpfarrhause bis zu dem Grabdenkmal nicht weit von Athens Akropolis vertraut gemacht. Sie durchwandern

die Stätten, an denen jener seltene Mann mit rastloser Thätigkeit 20 Jahre lang gearbeitet hat, um die Reste uralter Kulturperioden ans Tageslicht zu fördern, Troja, Mykenai, Orchomenos, Tiryns, Marathon und lernen die Hauptresultate der Ausgrabungen und die sich daran anknüpfenden wissenschaftlichen Fragen kennen. Ein Teil des Dankes, den Mit- und Nachwelt dem uneigennützigen Forscher schuldet, wird damit abgetragen, dafs von seinem Lebenswerke auch die Jugend schon bei ihrer Einführung in das klassische Altertum erfährt.

22) H. Stier, Der Schauplatz der Ilias. Magdeburg 1899. Progr. 21 S. 4. — Vgl. Heydenreich, Mitteilungen aus d. historischen Litt. 1900 S. 3—5; C. Rothe, JB. 1902 S. 183f.

Die Abhandlung bietet eine anschauliche Schilderung der Landschaft Troas und im Anschlufs an Dörpfeld der Stadt und der Burg der sechsten Stadt. Die Übereinstimmung mit den Angaben der Dichtung wird nachgewiesen. Sie ist deshalb nicht vollständig, weil der Dichter die Stadt auch nur im Zustande der Zerstörung gesehen, im übrigen aus bereits überkommenen sagenhaften Erzählungen geschöpft hat. Aber das Bild, welches Homer vom Schauplatz der Kämpfe entrollt, ist kein blofses Phantasiebild.

Von Einzelheiten ist folgendes zu beachten. Dafs Zeus sich nach dem Gargoron begiebt, um dem Kampfplatze nahe zu sein, ist darin begründet, dafs der Olymp von der Troas aus nicht gesehen werden konnte, wie die Berge von Samothrake, von denen aus Poseidon Umschau hält. Das dardanische Thor ist ein zweites Thor neben dem skäischen, die Annahme „läfst sich mindestens nicht widerlegen". Der Winkel der hohen Mauer, auf den Patroklos dreimal den Fufs setzte (*Π* 702), wird durch den senkrechten Ober- und den abgeböschten Unterbau der Mauer gebildet. Der Mendere ist der alte Skamandros, der Kalifatli Akmak ein später entstandenes, dann wieder ausgetrocknetes Flufsbett desselben. Auch die Dichtung setzt den Hauptflufs am Westrande der Ebene voraus, dies bezeichne *ἐπ' ἀριστερά* *N* 306ff. 247. 758ff. Die dreimal erwähnte Furt wird nie durchschritten, sie liegt also nicht zwischen dem Lager und der Stadt. Der verwundete Hektor wird an die Furt geführt, um sich zu erholen; Priamos hält an der Furt an, um die Rosse zu tränken; während Achill die Troer verfolgt, suchen sie sich nicht über die Furt zu retten. — Der Simois ist nicht ein „Sohn", sondern ein „Bruder" des Skamander, also ein selbständiger Flufs *M* 19ff.; wo er mündete, steht nicht fest. — Der Abhandlung sind zwei Lichtbilder von Teilen der Ausgrabungen und eine Kartenskizze beigegeben.

23) G. Schmid, De aquila, quae apud Horatium carm. IIII 4, de *ΑΙΓΥΠΙΩΙ*, columba, *ΑΡΠΗΙ*, quae aves apud Home-

rum inveniuntur, ratione historiae naturalis habita. St. Petersburg 1898, Ricker. 29 S. 8.

Die von Horaz erwähnten *verni venti* benutzt der Verfasser zum Übergang auf Homer. Der Wind ist den Vögeln zum Aufschwunge nötig; wenn Homer vom Adler sagt, er fliege *πνοιῇς ἀνέμοιο* *M* 207, so bedeutet das *ventorum ope*, *μετὰ πνοιῇς ἀνέμοιο* *β* 148 = *in aëre ventis commoto*, *ἅμα πνοιῇς ἀνέμοιο* bedeutet im Wetteifer mit dem Winde (von Pferden gesagt *Π* 149, *T* 415). Homer bezeichnet mit *ἀετός* gewöhnlich den chrysaëtos (Steinadler, Goldadler), der in Griechenland häufig ist, legt ihm aber die Gewohnheiten des circaëtos, des Schlangenadlers oder des Kaiseradlers bei, der in Griechenland und Innerasien nistet. Daher nennt er den Adler *θηρητήρ*; denn er raubt Gänse, Tauben, Kraniche, Schwäne, Hasen, Lämmer und junge Rehe. Er schreckt den Hasen aus dem Gebüsch und stöfst auf ihn im Laufe *P* 674 f. — *Αἰγυπιός* ist der Wanderfalke, der in Kleinasien häufig vorkommt, er jagt kleine Vögel, z. B. Staare und Dohlen; auf solche bezieht sich der Vers *χ* 304 *ται μὲν τ' ἐν πεδίῳ νέφεα πτώσσουσαι ἵενται*, welcher zu übersetzen ist: die (*ὄρνιθες* Vs. 303) stürmen (als =) in Scharen in niedrigem Fluge über das Feld dahin. Der Falke stöfst auf vereinzelte, die sich von dem Schwarm getrennt haben. Über dieses Schauspiel freuen sich die Landleute *χ* 306. — Das Taubenschiefsen *Ψ* 850 ff. findet fern von den Schiffen am Strande statt, *τηλοῦ ἐπὶ ψαμαθοῖς* Vs. 853; vgl. Vs. 258. Meriones trifft die Taube, die gerade über ihm kreist, am Flügelgelenk, wo dieses ungefähr in der Mitte zwischen Kopf und Schwanz am Körper sitzt, *ὑπὸ πτέρυγος βάλε μέσσην* Vs. 875, der Pfeil dringt mit der Spitze durch das Gelenk, *ἀντικρὺς δὲ διῆλθε βέλος* Vs. 876, und fällt dann infolge der eigenen Schwere zurück. Den Tod der Taube schildert Homer mit scharfer Naturbeobachtung. Sie fällt *τῆλε δ' ἀπ' αὐτοῦ* im langen Falle senkrecht herunter. Vergil läfst den Pfeil die Taube selbst durchbohren: *fixamque refert delapsa sagittam.* Die Erklärung dieser Stelle ist annehmbar und entkräftet die besonders von Lehrs erhobenen Bedenken. Die Bezeichnung *φάσσα* bezieht Schmid auf die Ringel- oder Holztaube; ob *πέλεια*, *πελειάς* Feld- oder Turteltaube bedeutet, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Achilles hat eine gezämte Feldtaube an dem Maste befestigt. — Die *ἅρπη* *T* 350 erklärt Schmid für gypaëtos barbatus, *κατέπαλτο* als *ingentu nisu volare coepit.*

24) G. Schmid, De Pandaro venatore Homerico. St. Petersburg 1901 (Leipzig, G. Fock). 36 S. 8. (Aus Comment. Minister. Inst. Publ.)

Wo Zeleia, des Pandaros Vaterstadt gelegen gewesen, ist eine strittige Frage, weil bei Homer sowohl das Flufsgebiet des Aisepos als auch Lykien als sein Aufenthaltsort angegeben wird.

Schmid sucht von der Naturgeschichte aus eine Entscheidung zu gewinnen. Neben dem alpinen, dem pyrenäischen, dem kaukasischen und sibirischen Steinbock, welche alle nur eine engbegrenzte Verbreitung haben, giebt es den persischen oder asiatischen (capra aegagrus bezoarticus, persisch *pazân*, Paseng), der in ganz Vorderasien, Armenien und Persien vorkommt. Für Lykien wird sein Vorkommen von neueren Reisenden ausdrücklich versichert. Dafs dieser Steinbock in der Troas heimisch war, wird aus den Zeichnungen auf Spinnwirteln und aus einer Stelle Nikanders von Keller mit Unrecht gefolgert. Pandaros hat also Jagdzüge nach Lykien unternommen, es findet sich keine Stelle bei Homer, wo er ein Lykier genannt wird. Damit wird auch die Annahme eines zweifachen Stammes der Lykier hinfällig. Wilde Ziegen von kleinerer Gestalt und schwächerem Gehörn waren auf den Inseln des ägäischen Meeres verbreitet, aber nicht auf Ithaka. Die wilden Ziegen, welche der junge Odysseus jagte, lebten auf den *νήσοις ὀξείαις* nicht weit von Ithaka, welche Strabo VIII 3, 26 mit den *νήσοισι θοῇσιν* (*ο* 299) gleichsetzt. Der homerische Bericht über des Pandaros Jagd zeugt von genauer Beobachtung. Die Angabe über das Mafs der Hörner (je 1,25 m) ist nicht unglaubwürdig. Den Bogen denkt sich Schmid mit Fellner aus biegsamem Holze hergestellt und an den Enden durch die darübergeschobenen Hörner verziert, dieser Bogen wird auch Anthol. Pal. VI 113 beschrieben. Die Kunst, das Horn biegsam zu machen, war in homerischer Zeit noch nicht bekannt. Das Holz wird das des Kornelkirschbaumes (cornus) gewesen sein, nach Herodot 7, 92 führten die Lykier *τόξα κρανέινα*. Aber ihre Pfeile waren ungefiedert, darum versteht Schmid *ἰὸν πτερόεντα*: einen Pfeil von Vogelsschnelle.

25) G. Schmid, De Odysseae l. X vs. 28 sqq. et de Iliadis l. XVIIII vs. 375 sqq. Comment. Minister. Instr. Publ. (Petersburg 1901.) S. 131—135.

In den bekannten Versen, in denen Homer den Odysseus sein Heimatland zum ersten Male wieder erblicken läfst, deutet Schmid *τῇ δεκάτῃ* auf die zehnte Morgenröte, weil Homer ein Ereignis, das er nach Verlauf einer Reihe von Tagen eintreten läfst, stets in die Morgenstunden verlegt. Die *πυρπολέοντες* sind dann Leute, welche Feuer anzündeten, um sich das Frühstück zu bereiten.

An der Iliasstelle ist dagegen von einem Feuer die Rede, welches am Abend oder in der Nacht brennt und von heimkehrenden, aber infolge widriger Winde vom Lande wieder abtreibenden Fischern erblickt wird.

26) S. J. Engel, Zum Rechte der Schutzflehenden bei Homer. Dissertation. Passau 1899, Ablafsmayer u. Penninger. 76 S. 8. —

Vgl. P. Cauer, WS. f. klass. Phil. 1900 Sp. 6—8; M. Seibel, Blätter f. d. GSW. 1900 S. 571—574.

Aus ξ 199 folgert Engel mit Autenrieth das unbedingte Recht des Schutzflehenden auf Schonung. „Von dem Augenblick an, wo der Pirat die Kniee des Königs als ein Wehrloser flehend berührte, durfte ihn jener nicht mehr als Feind betrachten oder behandeln, sondern war verpflichtet, ihn als einen *ἱκέτης* und Schutzbefohlenen des *Ζεὺς ξείνιος* aufzunehmen, sowie gegen jede Unbill zu beschirmen“. So zwingt *π* 421 ff. den Odysseus die Pflicht gegen den *Ζεὺς ἱκετήσιος*, sein eigenes Gefühl gegen Eupeithes, der ein den Ithakesiern befreundetes Volk, die Thesproten, geschädigt hat, zu unterdrücken und sogar dem Racheverlangen des Volkes entgegenzutreten. Dagegen tötet Odysseus den Leiodes *χ* 310 ff. trotz seines Flehens, obwohl dieser weder eine hervorragende Schuld auf sich geladen noch am bewaffneten Widerstand teilgenommen hatte. Aber Leiodes flehte ihn auch nur um Gnade an; Schutz konnte er nicht mehr erbitten, weil er bereits eine feindselige Handlung gegen den König unternommen hatte. Adrestos *Z* 43 ff. ist bereits Gefangener des Menelaos, als er um dessen Schutz fleht; er wird getötet. Gegen Lykaon *Φ* 34 ff. hat Achill bereits die Lanze erhoben, Lykaon mufs die Lanze unterlaufen, um seines Gegners Kniee zu erfassen, darum wagt er nicht, sich als *ἱκέτης* zu bezeichnen, er sagt nur *ἀντί τοί εἰμ' ἱκέταο*, hatte also selbst das Gefühl, dafs er den Anspruch auf Schutz bereits verloren habe. Diese Stellen ergeben das Merkmal, dafs eine Handlung, welche den Anzuflehenden zum persönlichen und aktiven Feind dessen stempeln mufste, der den Schutz begehrt, bereits vorgefallen ist; das Recht auf Schutz wird dagegen durch rasches Handeln, Erfassen eines günstigen Augenblickes, gewissermafsen durch Überrumpelung erworben, so dafs das Flehen um Schutz bereits fertige Thatsache ist, ehe der Gegner seinen Entschlufs gefafst hat. Diesen Augenblick hat Dolon *K* 370 ff. verpafst, er ist vom ersten Augenblick an Beute seiner Nachfolger; Peisandros und Hippolochos sind *Λ* 122 ff. Agamemnon gegenüber in einer Zwangslage und können im günstigsten Falle nur in Gefangenschaft geraten. Auch gegen Tros *Υ* 460 ff. hatte Achill nach Engels Annahme schon das Schwert erhoben, ehe dieser ihn anflehte, also konnte Tros nicht mehr um Schonung bitten, und Achill konnte seinen Schwerthieb nicht mehr aufhalten. Gegen Leiodes galten als einzelnen Odysseus' Worte *νῦν ὑμῖν καὶ πᾶσιν ὀλέθρου πείρατ' ἐφῆπται*, eine freiwillige Zuflucht liefsen sie ihm nicht übrig.

Diese an sich klar entwickelten Gedanken stützt der Verfasser durch völkerpsychologische Erwägungen und durch Analogieen aus dem Leben der Beduinen. In der von Odysseus erzählten Piratengeschichte drückt sich aber nicht eine lediglich dem Orient eigentümliche Sitte aus. Indessen wird der Nachweis geführt,

dafs der Dichter jener Raubfahrt nach Ägypten eine vorzügliche geographische Kenntnis der Örtlichkeiten und ihrer Entfernungen besafs, so dafs die Vermutung nicht abzuweisen ist, jene Erzählung habe ein geschichtliches Ereignis zum Hintergrunde. Dieses wird im mykenischen Zeitalter gesucht und aus kulturgeschichtlichen Erwägungen in der Zeit der 19. Dynastie verlegt. Der Ton, in welchem der Dichter den Vorgang zwischen dem ägyptischen Könige und dem Piratenführer erzählt, läfst in jener ritterlichen That nichts anderes erblicken als den Abglanz einer Denkweise, wie sie den Griechen der Heroenzeit ohne weiteres verständlich gewesen sein mufs.

27) K. Koch, Quae fuerit ante Socratem vocabuli *ΑΡΕΤΗ* notio. Diss. Jena 1900. 66 S. 8.

Das Wort *ἀρετή* bezeichnet nach Koch ursprünglich eine Vortrefflichkeit, einen Vorzug, und zwar einen äufserlich wahrnehmbaren. Homer gebraucht das Wort auch von Pferden *Ψ* 276 und von den Füfsen *Υ* 411. Auf den Menschen angewandt, bedeutet es eine Glückslage, eine vorteilhafte Beschaffenheit, mit dem Plural bezeichnet Homer die Arten der Vorzüge; dazu gehören Glück *ν* 45, Gesundheit *σ* 133, Kriegstüchtigkeit, soweit sie auf Körperkraft beruht, *N* 275, 277, *Λ* 90 und so auch *N* 237; Tapferkeit allein bedeutet es bei Homer noch nicht, auch *X* 268 ist *ἀρετή* nur die Fähigkeit etwas zu thun; ferner das Ansehen, welches auf solchen Vorzügen beruht, z. B. *ω* 515 Ruhm kriegerischer Tüchtigkeit; schliefslich Reichtum *ω* 192, auch bis zu einem gewissen Grade Klugheit. Eine moralische Bedeutung hat *ἀρετή* *ω* 193 und 197, aber aus dieser Stelle läfst sich nichts für den Sprachgebrauch der Hauptmasse der Dichtung schliefsen; *ρ* 322 bezeichnet *ἀρετή* nur den Nutzen. Dagegen weist Koch in *ξ* 402 mit Sicherheit die moralische Bedeutung nach; denn dort handelt es sich um Gefühl für das Rechte, um die Verehrung der Götter und um Achtung vor einem Menschen. Das ist aber auch die einzige Stelle, wo *ἀρετή* Tugend bedeutet, und sie steht in der Odyssee; in der Ilias ist unter *ἀρετή* meist kriegerische Tüchtigkeit verstanden, auch *ἀριστεύειν* in *Z* 208 hat keine moralische Bedeutung.

28) P. Cauer, Homer als Charakteristiker. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 1900 S. 597—610. — Vgl. C. Rothe, JB. 1902 S. 167 f.

Die oft bewunderte Charakterschilderung bei Homer läfst die Unterschiede in Alter und Geschlecht deutlich hervortreten. Besonders lebenswahr sind die Frauen in der Odyssee geschildert. Daneben stehen die Standesunterschiede: der gedrückte Sklave, der übermütige Junker auf Ithaka, sind mit feinen individuellen Zügen geschildert, man merkt wohl, dafs Ktesippos in den Kreis der letzteren sich mehr eindrängt als hineingehört. Mit realisti-

scher Kraft sind die Bettler gezeichnet; in erkennbarem Gegensatz steht Odysseus, der vermeintliche Bettler, in dem der Grimm über die erlittene Schmach hervorbricht, und Iros, der wahre Bettler. In der Ilias spricht sich der gröfste Gegensatz der Stände in Agamemnon und Thersites aus. Als Kenner der menschlichen Seele zeigt sich Homer vor allem da, wo er seine Personen in verschiedenen Glückslagen und Umständen handeln läfst; in Hektor kämpft beim Abschied der Ernst des Kriegers mit der Freude des Vaters. Die Träume der Penelope und des Odysseus vor dem Entscheidungstage sind aus den Gedanken und Erlebnissen beider fein herausentwickelt. Die höchste Kunst zeigt Homer, wo er Charaktere bildet und durchführt. Die Freier sind keine blofse Masse, sie zeigen persönliche Unterschiede. Auch in der Ilias sind greifbare Personen geschildert. Agamemnon kann nicht anders als verletzen, auch wo er loben will. Helena ist mit besonderer Zartheit und Schonung geschildert; aus ihrem Charakter heraus sucht Cauer den merkwürdigen Gedanken zu erklären, mit dem sie sich *Z* 358 zu trösten sucht. An Menelaos hebt er den feinen überlegenen Scherz hervor *δ* 256 ff., 274 ff. Im Gegensatz zu Agamemnon besitzt Alkinoos ein ausgesprochenes Taktgefühl.

Die Fähigkeit zu charakterisieren ist in der Odyssee gröfser als in der Ilias, sie ist also mit der Zeit gestiegen. Die schöpferische Kraft des einzelnen Ausdrucks ist im Absterben, die schöpferische Kraft der Darstellung im grofsen nimmt zu, ja sie wurde erst möglich, als die Ausprägung des Sprachgutes im ganzen vollzogen war.

Die Untersuchung der Charakteristik streift an die Fragen der Kompositian heran, insofern als sich wiederholende Handlungen, wie der dreifache Wurf in der Odyssee, an jeder einzelnen Stelle besonders begründet werden und so auch ihrerseits wieder Verschiedenheiten aufweisen.

VI. Litteraturnachweise.

Von früher besprochenen Werken sind inzwischen, soweit mir bekannt, folgende Besprechungen erschienen:

Homers Ilias und Anhang zur Ilias von Ameis-Hentze, verschiedene Hefte. Besprochen von M. Seibel, Bl. f. d. GSW. 1899 S. 131 ff., 321—323; 1900 S. 303—307.

P. Cauer, Anmerkungen zur Odyssee. 3. und 4. Heft. Berlin 1896, G. Grote. Besprochen von K. Rück, Bl. f. d. GSW. 1899 S. 128 f.

Homers Odyssee, für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet von J. Bach. Münster i. W. 1895, Achendorff. Besprochen von J. Miller, Neues Korrespondenzbl. f. d. Gelehrten- u. Realsch. Württembergs 1898 S. 478 f.

Homers Odyssee, zum Schulgebrauch bearbeitet von E. Naumann, 2 Teile Text und 2 Teile Kommentar. Bielefeld u. Leipzig 1894 und 1895. Besprochen von E. Haupt, Päd. Arch. 1900 S. 120.

H. Schmitt, Präparation zu Homers Ilias. 4 Hefte. Hannover 1897. — H. Reiter, Präparation zu Homers Odyssee. Buch XIII—XVIII in Auswahl. Hannover 1898. — A. Koch, Schülerkommentar zu Homers Odyssee. 1. Heft. Leipzig 1898. Besprochen von G. Vogrinz, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1898 S. 701—703; 1899 S. 493—494.

A. Koch, Schülerkommentar zu Homers Ilias. 1. und 2. Heft. Leipzig 1899. Besprochen von My., Rev. crit. 1898 S. 245f.

F. Gloeckner, Homerische Partikeln mit neuen Bedeutungen. 1. Heft. Leipzig 1897. Besprochen von E. Eberhard, N. phil. Rundsch. 1898 S. 553—556; O. Häberlin, DLZ. 1899 Sp. 1313f; M. Seibel, Bl. f. d. GSW. 1899 S. 631—633; Knös, Nordisk Tidskrift for Filol. 1900 S. 128.

G. Autenrieth, Wörterbuch zu den homerischen Gedichten. 8. Auflage. Leipzig 1897. Besprochen von G. Vogrinz, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1899 S. 107—113; v. h., Österr. Litt.-Bl. 1898 S. 431; M. Seibel, Bl. f. d. GSW. 1899 S. 810.

J. Bach, Homerische Formenlehre. Münster i. W. 1898. Besprochen von G. Vogrinz, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1899 S. 492f.

L. Adam, Homer der Erzieher der Griechen. Paderborn 1897. Besprochen von G. Vogrinz, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1899 S. 703—705; K. Kummer, Österr. Litt.-Bl. 1898 S. 424; J. Sitzler, Gymnasium 1899 S. 154; P. Cauer, WS. f. klass. Phil. 1899 Sp. 901—903; M. Seibel, Bl. f. d. GSW. 1900 S. 733—736.

St. Fellner, Die homerische Flora. Wien 1897. Besprochen von H. Stadler. Bl. f. d. GSW. 1899 S. 323—326.

Nicht vorgelegen haben mir folgende Ausgaben und Schriften:

Homeri Odysseae carmina cum apparatu critico ediderunt J. van Leeuwen J. F. et M. B. Mendes da Costa. Editio altera passim aucta et emendata. Accedunt tabulae 3. Pars II, Carmina XIII—XXIV. Leiden 1898, A. W. Sijthoff. 3 *M.*

Homeri Odysseae epitome. In usum scholarum ed. A. Scheindler. Ed. II. Wien 1900, A. Hoelder. XVIII u. 295 S. 1,92 *M.*

Homers Ilias. Übersetzung von J. H. Vofs. Abdruck der ersten Ausgabe. Leipzig 1900, M. Heste. 372 S. 1 *M.*

A. Scheindler, Wörterverzeichnis zu Homeri Iliadis *A—Δ*. Nach der Reihenfolge der Verse geordnet. 4. Auflage. Wien und Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1900. X u. 85 S. geb. 1 *M.*

Ehlers, Zur Odyssee als Schullektüre. Prenzlau 1900. Progr. 32 S. (Hannover, C. Meyer. 0,50 *M.*) — Vgl. W. Nestle, Korrespondenzbl. f. d. Gelehrten- und Realsch. Württembergs 1900 S. 357; O. Dingeldein, N. phil. Rundsch. 1900 S. 529f.

P. Warncke, Der Dativ pluralis auf -εσσι bei Homer. Schrimm 1900. Progr.

A. Ludwich, Kritische Miscellen (I—XI). Königsberg, Vorlesungsverz. für Sommer 1897. 20 S. 4.

A. Ludwich, Über Homercitate aus der Zeit von Aristarch bis Didymos. Königsberg, Vorlesungsverz. für Winter 1897/98. 41 S. 4.

A. Ludwich, Kritische Miscellen (XII—XX). Königsberg, Vorlesungsverz. für Winter 1899/1900. 11 S. 4.

A. Ludwich, Der Karer Pigres und sein Tierepos Batrachomyomachie. Die byzantinischen Odysseus-Legenden. Zwei Entgegnungen. Königsberg, Vorlesungsverz. für Sommer 1900. 24 S. 4.

A. Ludwich, Textkrische Untersuchungen über die mythologischen Scholien zu Homers Ilias. I. Königsberg, Vorlesungsverz. für Winter 1900/01. 28 S. 4. 0,30 *M.*

A. Ludwich, Über die Papyrus-Kommentare zu den homerischen Gedichten. Königsberg, Vorlesungsverz. für Sommer 1902. 24 S. 4.

P. M. Beranek, Die Bedeutung der ägyptischen Papyrusfunde für die Geschichte und die Kritik des Homertextes. Bozen 1900. Progr. — Vgl. J. Golling, Gymnasium 1900 S. 749f.

A. Ludwig, Über das Schwanken der lokalen Darstellungen in der Ilias. (Sitzungsber. der Kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.) Prag 1898, F. Rivnac. 20 S. 0,28 *M.*

Odysseus als Afrikaumsegler und Amerikaentdecker von Eumaios. Leipzig, G. Fock. 72 S. mit 5 Taf. u. 1 Karte. 1,50 *M.*

Homers Iliad. Ed. with apparatus criticus, prolegomena, notes and appendices by W. Laaf. Vol. I, books 1—12. 2. edition 1900. 18 *sh.* — Vgl. T. W. Allen, Class. Rev. 1900 S. 360—362.

Homers Iliad, Books 22—24. Translated with test papers by W. J. Woodhouse and R. M. Thomas. London 1900, Clive. 72 S.

Homers Iliad, Rendered into English Prose by S. Butler. London 1898, Longmans. 8. 7 *sh.* 6 *d.*

Homers Odysseys, Book 9 by A. Douglas Thomson. London 1899, Black. 136 S. — Vgl. Athenaeum 1899 S. 72.

Homers Odyssey, Book 11, edited by Nairn. London 1900, C. J. Clay. 128 S. 2 *sh.* — Vgl. My., Rev. crit. 1900 S. 81.

Homers Odyssey in English for those who cannot read the original by S. Butler. London 1900, Longmans. 7 *sh.* 6 *d.*

Homère, L'Iliade et l'Odyssée. Abregées et annotées par Alph. Feillet, sur la traduction de P. Giguet. Nouvelle édition. Paris 1900, Hachette et Co. XII u 372 S. 16. mit Illustrationen von Olivier. 2 *fr.* 50 c.

Homère, L'Iliade. Chant 1 expliqué littéralement, traduit an français et annoté par C. Leprevost. Paris 1900, Hachette et Cie. 90 S. 1 *fr.* — Chant 11. 1900. 124 S. 1 *fr.* — Chant 22. 1900. 73 S. 1 *fr.*

Homère L'Iliade. Chant 22. Edition scolaire par E. Ragon. Paris 1900, Poussielgue. 51 S.

Homère, L'Odyssée. Texte grec, publié avec un argument analytique et des notes en français par A. Pierron. Chants 6 et 11. Paris 1900, Hachette et Cie. 31 S. u. 48 S. Je 25 c.

Homère, L'Odyssée. Chant 1. Edition scolaire par E. Ragon. Paris 1900, Poussielgue. 39 S.

Homère, L'Odyssée. Chant 21. Expliqué littéralement, traduit en français et annoté par E. Sommer. Paris 1900, Hachette et Cie. 64 S. 1 *fr.*

Homère, L'Odyssée. Traduction de Bitaubé. Tome 2. Paris 1899, Pfluger. 160 S. 25 c.

Leconte de Lisle, Nausicaa, 6iéme rapsodie de l'Odyssée, traduite. Avec 50 compositions en couleur, dont 23 hors texte, par G. de Latenay. Paris 1899, H. Pizza. En souscription 100 *fr.*

Omero, L'Iliade, commentata da C. O. Zuretti. Vol. II. libri V—VIII. Turin 1900, Loescher. XVI u. 188 S. — Vgl. A. Bersano, Bolletino di filol. class. 1900 S. 193—195; My., Rev. crit. 1900 S. 176; H. Kluge, N. phil. Rundsch. 1900 S. 361f. — Dasselbe. Vol. III libri IX—XII. 1900. XI u. 199 S.

Omero, L'Iliade, il libro III con note italiane di M. Fuochi. Mailand 1899, Albrighi Sergate & Co. 64 S. — Vgl. E. Pistelli, Atene e Roma 1899 S. 253f.; O. Zuretti, Riv. di filol. class. 1899 S. 305ff.

Omero, Il libro VI dell' Odissea commentato di S. Lo. Cascio. Cattanisetta 1899, Tip. dell' Omnibus. 99 S. gr. 8. 1,20 *lire*. — Vgl. Fr. Müller, Berl. phil. WS. 1899 Sp. 1563; R. Harmand, Rev. des études gr. 1899 S. 414; H. Kluge, N. phil. Rundsch. 1900 S. 193—195; P. Cesareo, Rivista di filol. class. 1900 S. 110—112.

A. Romizzi, Antologia Omerica e Virgiliana nelle migliori versioni italiane, con note, confronti e riassunti. Turin 1898, Paravia u. Co. VIII u. 177 S. 2 *lire*. — Vgl. H., WS. f. klass. Phil. 1899 Sp. 149; N. Festa, Atene e Roma 1899 S. 46f.; A. Dufourcq, Bull. critique 1899 S. 85; G. Fraccaroli, Riv. di filol. class. 1900 S. 470ff.; V. Glackant, Rev. du études gr. 1900 S. 214. — Dasselbe. 2. edizione rividuta ed ampliata. Ebenda 1900. VIII u. 227 S. — Vgl. V. Brugnola, Bolletino di filol. class. 1900 S. 75.

C. Tincani, Antologia omerico-vergiliana ad uso delle scuole normali e gimnasali. Florenz 1900, G. C. Sansoni. IX u. 329 S. — Vgl. Valmaggi, Bolletino di filol. class. 1900 S. 114—115.

Ομηρος, ἡ Ἰλιάδα μεταφρασμένη ἀπ' τὸν Ἀ. Πάλλη. Μέρος δεύτερον, Η—Μ. Athen 1900, Blastos. 128 S. — Vgl. C. O. Zuretti, Riv. di filol. 1900 S. 623f.

S. Federici, *Φρήν, φρένες* in Omero. Perugia 1898. 6 S.

Rasia Dal Polo, De Homericis comparationibus. Emporii 1899, E. Traversari. 33 S. — Vgl. L. Cisorio, Bolletino di filol. class. 1900 S. 285.

E. Barclay, Homeric similes from the Iliad designs. London 1900, Bell. Folio. 40 *sh*.

H. Maylan-Faure, Les epithètes dans Homère. Lausanne 1899. Dissert. 127 S. — Vgl. R. Peppmüller, Berl. phil. WS. 1900 S. 833—837; H. Kluge, N. phil. Rundsch. 1900 S. 313—315; M. H., Rev. crit. 1900 S. 253; C. Rothe, JB. 1902 S. 185.

V. Terret, Homère, étude historique et critique. Avec 15 gravures et 5 cartes. Paris 1898, A. Fontonoing. 15 *fr*. — Vgl. Sittl, N. phil. Rundsch. 1898 S. 601f.; A. Levi, Bolletino di filol. class. 1899 S. 145f.; A. Martin, Rev. de Philol. 1899 S. 90f.; Lit. Centralbl. 1899 Sp. 131f.; J. P. Waltzing, Bullet. bibliogr. et péd. du Musée Belge 1899 S. 33; R. Peppmüller, Berl. phil. WS. 1900 Sp. 1089—1096.

H. d'Arbois de Jubainville, La civilisation des Celtes et celle de l'épopée Homérique. Cours de littérature celtique. Tome VI. Paris 1899, Thorin et fils (Albert Fontenoing). XV u. 418 S. 8. 8 *fr*. — Vgl. Sam. Wide, Berl. phil. WS. 1899 Sp. 1300—1302; H. Kluge, N. Phil. Rundsch. 1900 S. 82f.; Th. Reinach, Rev. des études gr. 1899 S. 393f.; A. de Barthélemy, Bull. critique 1899

S. 503—506; E. Ernault, ebenda S. 506—511; G. Dottin, Rev. crit. 1899 S. 469—471; Le Nestour, Rev. celtique 1900 S. 99—105; T. H. Williams, Class. Rev. 1900 S. 328—331.

F. du Mesnil, Madagascar, Homère et la civilisation Mycénienne. 2. Auflage. Paris 1898, Ch. Delagrave. 204 S. 12. 2 *fr.* — Vgl. S. Rt, Rev. crit. 1898 S. 379; R. Harmand, Rev. des études gr. 1898 S 13.

P. Cesareo, Il subbietivismo nei poemi di Omero. Palermo 1898. Vgl. G. Fraccaroli, Riv. filol. 1898 S. 464—469; D. Bassi, Bolletino di filol. class. 1899 S. 121—123; H. Kluge, N. phil. Rundsch. 1899 S. 337ff.; R. Harmand, Rev. des études gr. 1899 S. 133f.

N. Perrini, Reliquie di Oidipodia nell' Odissea. Sinigaglia 1898, Pattoni. — Vgl. C. O. Zuretti, Bulletino di filol. class. 1898 S. 97—99.

N. Perrini, Un secundo frammento di Oidipodia nell' Odissea. Ebenda 1898. — Vgl. P. Cesareo, Riv. fil. 1899 S. 137.

W. C. Lawton, The successors of Homer. London 1898, Innes. 210 S. 8. 5 *sh.*

J. R. Harris, The Homeric centones and the art of Pilate. Cambridge 1898, University Press. 5 *sh.*

W. C. Perry, The wormen of Homer. New York and London. 12 *sh.*

N. M. Isham, The Homeric palace. Providence 1898, Preston u. Roundslo. VIII u. 64 S. 1 *sh.* — Vgl. F. Noack, Lit. Centralbl. 1899 Sp. 1106—1109.

Während des Druckes ist mir zugegangen:

Edm. Bassenge, Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Dresden 1902, Holze und Pahl (vormals Pierson). IV u. 56 S. 8. 0,80 *M.*

Wenn heutzutage von Kunst in der Schule gesprochen wird, so wird gewöhnlich die Malerei ins Auge gefafst; der Wert der dramatischen Kunst wird nicht unterschätzt, aber ihre Ausübung in der Schule ist schwieriger, umständlicher, von zahlreicheren Vorbedingungen abhängig. Es fehlt zunächst noch an geeigneten Dramen. Der „Streit vor Ilios“ ist ein solches, in der Darstellung dieser Handlung, in der Durchführung dieser Charaktere wird den jugendlichen Künstlern eine würdige, bei einiger Hingabe wohl zu bewältigende, jedenfalls äufserst lohnende Aufgabe gestellt; sie können in Wirklichkeit umsetzen, schaffend vor Augen führen, was in ihnen von den Heldengestalten Homers — und das sind Menschen von Herz und Gefühl, wie wir — Leben gewonnen hat. Dazu durchzieht ein Hauch des Sophokleischen Dramas das Stück.

Die Handlung der Ilias ist zu kurzen, wirksamen Szenen zusammengefafst. Patroklos, ob des endlosen vergeblichen Kampfes verzweifelnd, klagt die Götter an, sie wollen das Achäervolk vernichten, Nestor weist ihm nach, dafs der Achäer eigene Uneinigkeit Troja vor dem Falle schützt. Hadernd treten Achill und Agamemnon in das Zelt, es entspinnt sich der Streit um

Briseis, Achill thut den Entschlufs kund, nach Phthia zurückzukehren, Nestor verhindert den Schwerthieb auf Agamemnon. Dem Freunde gelingt es, Achill zu besänftigen, dieser schwört jedoch, nicht eher wieder zu kämpfen als in der äufsersten Not. Schon brennen die Schiffe, Agamemnon bietet durch Aias die Versöhnung an, doch Achill bleibt unbeweglich, noch steht ja sein eigenes Schiff unversehrt. Selbst seinen Stammesgenossen (dem Chor) erscheint er grausam. Auch Patroklos dringt vergeblich in ihn zu helfen, er erlangt aber die Erlaubnis, in Achills Waffen zu kämpfen. Er zieht in den Kampf und fällt. Nestor meldet die Jammerbotschaft, Krieger tragen den Leichnam ins Zelt, Achill, von Sinnen vor Leid, schmäht die Götter, doch er erhebt sich zur Rache. Wie ein Sturmwind rafft er Hektor dahin, dessen Untergang Aias berichtet, und milder und versöhnlicher wird ihm die Seele gestimmt. Da naht Priamos, der unglückliche Greis; in Vorahnung des eigenen frühen Todes segnet ihn Achill und giebt ihm des Sohnes Leichnam heraus. Er vergiebt auch dem Oberkönige, bei Patroklos Leichenfeier soll der Groll zwischen den Fürsten begraben werden. So ist der Kampf vor Ilios beendet, nun wird auch der Kampf um Ilios ein Ende finden.

Treffend sind die homerischen Charaktere der Personen festgehalten, Achill leidenschaftlich im Zorn und im Schmerz, aber edel und grofsmütig, Agamemnon eifersüchtig wachend über seine Obmacht, aber bereit, einen Fehler wieder gut zu machen, Nestor der redselige Alte voll weisen Rates, Patroklos mit einem Herzen glühend von Freundschaft und von Mitgefühl, Aias der rechtlich denkende Kriegsmann. Der Chor ist, wie oft im griechischen Drama, der vertraute Diener, der sich auch wohl einen Rat erlauben darf. Er ist mit Freiheit behandelt, er tritt ab und erscheint wieder, seine Klage um den Frühgefallenen erinnert an den Chor in der Braut von Messina, wie dort unterscheiden sich hier Ältere und Jüngere. Die Sprache strömt in wohllautenden Rhythmen dahin. Vers des Dialogs ist der Trimeter. Schauplatz ist das Zelt Achills.

Möchte man an recht vielen Anstalten für Schüleraufführungen dieses Drama wählen, diesem Wunsche des Vorworts von Otto Lyon schliefse ich mich an; es wird nicht nur den Aufführenden einen hohen Genufs bereiten, es wird auch vermöge der Einfalt und Gröfse seiner Handlung dem Geiste des Altertums Fernstehende diesen Geist verspüren lassen.

Rawitsch. E. Naumann.

7.

Archäologie.

I. Kunstgeschichte.

1) A. **Springer**, Handbuch der Kunstgeschichte. I. Das Altertum. Sechste Auflage, neubearbeitet von Ad. Michaelis. Mit 652 Abbildungen im Text und 8 Farbendrucken. Leipzig 1901, E. A. Seemann. XII u. 378 S. gr. 8. geb. 8 ℳ.

Wer sich noch des ersten „Textbuches" entsinnt, mit dem Anton Springer die „kunsthistorischen Bilderbogen" begleitete, und das Büchlein mit dem vorliegenden „Handbuch" vergleicht, wird kaum noch Anklänge finden; und doch ist eins aus dem andern hervorgegangen. Nach des Verfassers-Tode hat sich zunächst (in der vierten Auflage) der Titel geändert, insofern aus dem „Textbuch" ein „Handbuch der Kunstgeschichte" wurde; bei der fünften und der jetzt vorliegenden sechsten sind durch die Hand des zur Herausgabe berufenen Ad. Michaelis wesentliche Umgestaltungen vorgenommen, auch das Bildmaterial teils erneuert, teils vervollständigt worden, so dafs das Buch fast in ganz neuem Gewande erscheint. Besonders das Gebiet der Architektur ist einer völligen Umarbeitung unterworfen worden. Damit sind auch die vielbesprochenen „Hypäthraltempel" endgiltig verschwunden. Jetzt heifst es S. 101: „Über die Einrichtung solcher Hypäthraltempel ist viel gestritten worden; doch ist ihr Dasein überhaupt sehr fraglich. So viel steht fest, dafs im sonnenhellen Süden das von der Thür einströmende Licht die Cella im allgemeinen hinreichend erhellte und dafs die Doppelstellung der Säulen im Innern sowie die Anlage oberer Galerien (Hyperoa) von der Hypäthralform unabhängig ist (vgl. Fig. 184, wo schwerlich mit Recht Oberlichter über den Seitengalerieen angenommen sind)". Man darf wohl erwarten, dafs das als nicht richtig bezeichnete Bild bei der nächsten Auflage durch ein zweckentsprechendes ersetzt wird. S. 249 heifst es von dem ephesischen Säulenrelief: „Das am besten erhaltene, im Britischen Museum bewahrte Fragment (Fig. 439) wird bald als Parisurteil gedeutet, bald auf die Admetossage bezogen und Alkestis zwischen dem

geflügelten Todesgott (Thanatos) und Hermes darin erkannt". Dafs die Deutung auf Paris nicht richtig sein kann, läfst sich leicht erweisen; nur die eine Figur des Hermes stimmt mit der Hermesfigur der Berliner Vase überein, sonst spricht alles dagegen. Aber dafs auch die Robertsche Deutung auf Rückführung der Alkestis solche Lebensdauer besitzt, ist mir immer seltsam erschienen. Ich kann nur die von mir schon vor Jahren in der Berliner archäologischen Gesellschaft vorgelegte Deutung für richtig halten: Rechts sitzt der greise blinde König Phineus (teilweise zerstört), neben ihm zur linken Hand (also rechts vom Beschauer) befand sich (nicht erhalten) ein niedriger Tisch mit Speisen, darauf folgt Hermes, der nach Hesiods Dichtung den Boreaden entgegentritt (schol. Apoll. Rhod. II 296. Mon. d. Inst. III 49. Ann. d. Inst. 1843 S. 1), zwischen zwei Frauen, deren eine jedenfalls die Gattin des Phineus ist; darauf folgt einer der Boreaden mit dem umgegürteten Schwert, geflügelt (vgl. Apollod. Bibl. I 9, 21, 5 *θεασάμενοι δὲ οἱ Βορέου παῖδες Ζήτης καὶ Κάλαϊς, ὄντες πτερωτοί, σπασάμενοι τὰ ξίφη δι' ἀέρος ἐδίωκον*). Darauf folgte wohl ein (nur in Umrissen erhaltener) Argonaut und der zweite Boreade, unter dessen rechtem Flügel dann der oben erwähnte Tisch stand. Es ist also dargestellt Phineus mit den Boreaden in Erwartung der Harpyien. Ob die Harpyien an einem andern Teile der Säule, z. B. an einem Streifen dicht unterhalb des Kapitells, dargestellt waren, weifs ich nicht; sie waren vielleicht gar nicht nötig, da die Anwesenheit der Boreaden und die spähende Haltung des Hermes genügten, um die Darstellung erkennen zu lassen. Wie man darauf verfallen konnte, eine Säule des Artemisions mit dem Phineusmythus zu schmücken, ist eigentlich unnötig zu untersuchen, da in wiederholten Fällen, z. B. bei dem Zeustempel in Olympia, besonders aber bei dem Aphaiatempel in Ägina, erkannt ist, wie unabhängig der äufsere Schmuck des Tempels von seiner Bestimmung sein kann; aber in unserm Falle bieten die Worte des Plinius (N. h. XXXVI 95 *columnae centum viginti septem a singulis regibus factae*) vielleicht eine Erklärung: wenn die Säulen von den *singuli reges* geschenkt waren, d. h. von den Gewalthabern der Städte, dann konnte es leicht sein, dafs die einzelnen Fürsten Mythen darstellen liefsen, die ihren Städten besonders vertraut, gleichsam in ihnen heimisch waren.

Auf S. 116 wird unter Fig. 206 der Zeustempel in Olympia gegeben, ergänzt. Dazu wird bemerkt: „Die Metopen haben keine Reliefs, der Aufgang war durch eine schräge Rampe gebildet". Aber wenn das Bild in zwei so wesentlichen Punkten falsch ist, dann verlohnt es sich doch wohl, es durch ein neues zu ersetzen, das von den Fehlern frei ist. Auch Fig. 213 (S. 121) will mir wenig gefallen, dort wird der Niketempel von der Rückseite gegeben. Es giebt aber doch gut gelungene Aufnahmen,

die ihn von der Vorderseite zeigen. Fast das Gleiche gilt von Fig. 214 „der Parthenon von den Propyläen aus gesehen", nach Fr. Thiersch. Dadurch, dafs die darauf angedeutete Strafse nach der Westseite geführt ist, während nach Osten keine Verbindung zu sein scheint, wird bei dem Betrachter unmittelbar der Eindruck hervorgerufen, dafs die Westseite die eigentliche Eingangsseite ist. Hier könnte bei einer neuen Auflage noch eine Änderung angebracht werden.

Das Buch wird sich in seiner neuen Gestalt sicherlich zu den alten Freunden viele neue erwerben.

2) R. Menge, Einführung in die antike Kunst. Ein methodischer Leitfaden für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1901, E. A. Seemann. VIII u. 338 S. Lex.-8. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Dafs von dem Werke schon die dritte Auflage nötig geworden ist, zeigt deutlich, wie sehr das Buch allgemeine Anerkennung gefunden hat. Menge ist einer der ersten, die in Wort und Schrift für die Berücksichtigung antiker Kunst im Unterrichte der höheren Lehranstalten gewirkt haben; diesem Zwecke soll auch das vorliegende Buch dienen. Deshalb ist eine Anordnung gewählt, die das Buch von andern Kunstgeschichten unterscheidet: es wird von der Anschauung bestimmter Denkmäler ausgegangen, und erst in Rückblicken werden die auf Grund der Anschauungen gewonnenen Resultate geschildert. Dafs in der neuen Auflage die in den Ausgrabungen der letzten Jahre gefundenen Kunstwerke nach Gebühr berücksichtigt wurden, liefs sich ja erwarten, und die Erwartung wird durch Prüfung des Inhalts völlig bestätigt. Wie in der Vorrede gesagt wird, ist es dem Verf. möglich gewesen, auf einer längeren Reise durch Italien, Sicilien, Griechenland und Kleinasien fast alle die Gegenden zu besuchen, wo neuerdings Ausgrabungen angestellt worden sind, und von den neugefundenen Denkmälern Kenntnis zu nehmen. So zeigt die neue Auflage gegen die früheren vielfach Erweiterungen und Zusätze. Auch die auffälligste Veränderung, dafs auf den dringenden Wunsch des Verlegers Text und Abbildungen zu einem Buche vereinigt sind, kann auf allgemeinen Beifall rechnen, weil dadurch die Benutzung des Buches wesentlich erleichtert wird.

Mitunter könnte der Ausdruck etwas schärfer gefafst sein. Wenn es z. B. S. 63 von der Cellamauer des Poseidontempels in Paestum heifst: „Während die Längsseiten des ganzen inneren Hauses ununterbrochene Wände bilden, steht vorn und hinten von den Wänden nur je ein Pfeiler", so scheint mir dies wenig verständlich. Die Entasis soll (S. 65) nicht eine wirkliche, sondern nur eine scheinbare Anschwellung der Säulen sein, hervorgerufen dadurch, dafs für das untere Drittel keine Verjüngung eintritt,

sondern dieselbe Stärke beibehalten wird. Das widerspricht aber allem, was die Architekten über die dorische Säule lehren. So sagt z. B. Borrmann in seinem „Dorischen Tempel der Griechen“ (vgl. unten No. 14 S. 233) S. 7: „eine strebende Stütze, deren überschüssige Muskelkraft sich in einer mehr oder minder hervortretenden Anschwellung des Schaftes, der Entasis, ausspricht“. Und bei Durm, Die Baustile, heifst es Bd. I S. 62: „Nicht immer verjüngt sich der Säulenschaft in gerade fortlaufender Linie; eine geringe Ausbauchung derselben (Entasis) giebt der Stütze mehr Leben und erinnert so an die in halber Höhe leicht anschwellenden, hohen, nur im Gipfel belaubten Stämme der ägyptischen Dattelpalmen“. Auch was über die Stellung der Ecksäulen gesagt wird (S. 65: „nur sind die Ecksäulen aus dem oben erwähnten Grunde, d. h. weil sie sonst ihrer freien Stellung wegen dünner erscheinen würden, etwas näher an die benachbarten Säulen gestellt“) scheint mir nicht ganz richtig. Die Verkleinerung des letzten Interkolumniums hängt doch von der Stellung des Triglyphen ab. Da man den letzten Triglyph nicht in der Säulenaxe aufstellen konnte, sondern an die Ecke rücken mufste, so war es notwendig, entweder die letzte Metope um die Hälfte zu verlängern oder die letzte Säule unten an die vorletzte zu rücken. Und ist es praktisch, bei der Beschreibung der Säule mit dem Abakus zu beginnen? Doch wohl ebensowenig wie wenn man bei der Schilderung eines Hauses den Anfang mit dem Dache machen wollte. Was ich oben vom Ausdruck sagte, gilt auch (S. 65) von dem, was wir über den Echinos lesen: „Echinos, dessen Linie an den edleren Monumenten unten ziemlich gerade ansetzt, steil ansteigt und nach oben hin sich einzieht; in der älteren Zeit ist sie mehr weich und liegend, aber niemals so rundlich, dafs sie einen Viertelkreis beschriebe“. Sehen wir von den edleren Monumenten ab, die auch eine genauere Bestimmung verlangen, wer wird die oben citierten Worte verstehen, wenn ihm die Hand des Vortragenden fehlt, die durch Linienführung in der Luft oder an der Tafel den Ausdruck ergänzen kann? Dafs die Säulenzahl der Vorderseite immer eine gerade gewesen sei, ist nicht richtig, wie der Zeustempel in Akragas und der Tempel auf dem Forum Triangulare in Pompeji beweist. Vielleicht darf man aus der ungeraden Säulenzahl schliefsen, dafs bei solchen Tempeln die Eingangsthür zum Heiligtum als Doppelthür mit einem Pfeiler zwischen den beiden Thüren gestaltet war.

Doch das sind Kleinigkeiten, die jedenfalls beim Durcharbeiten des Buches immer mehr verschwinden werden. Ich hege die Überzeugung, dafs das Buch schon jetzt, in der Form, in der es vorliegt, viel Nutzen stiften kann, sowohl in der Hand der Schüler als auch in weiteren Kreisen, die durch Selbststudium sich mit der antiken Kunst vertraut machen wollen.

3) E. Frantz, Handbuch der Kunstgeschichte. Mit Textbild und 393 Abbildungen im Text. Freiburg im Breisgau 1900, Herdersche Verlagshandlung. XII u. 448 S. 8. 9 *M*, geb. 11 *M*.

Die Grundsätze, nach denen der Verfasser sein Werk hat abfassen wollen, sind durchaus als richtig anzuerkennen, das Buch soll „in präziser Darstellung Wachsen und Gedeihen der Kunstidee von den Anfängen bis auf die neuere Zeit schildern, die Hauptepochen gut charakterisieren, alle wichtigen Erscheinungen plastisch hervortreten lassen". Aber diese Grundsätze sind nicht überall befolgt worden, es begegnen Irrtümer, und die Sprache ist mitunter nicht so klar und präzis, wie man es von einem Buche, das auch in weiteren Kreisen verständlich sein soll, verlangen mufs. Ich habe nur den ersten Teil, in dem über die antike Kunst gehandelt wird, genauer durchgesehen. Hier wird S. 16 unter Fig. 16 nach Layard ein „Mosaikboden aus Kujundschik" abgebildet. Das ist aber ein Versehen, der Verfasser hat sich jedenfalls durch die Bezeichnung *pavement* irreführen lassen. Die Platte, in London befindlich, zeigt das Muster in Relief eingegraben, nicht in Mosaik hergestellt. S. 26 Fig. 27 „Kampf mit dem Einhorn". Warum nicht lieber „Kampf mit dem Löwen"? S. 29 heifst es: „Andere (Sarkophage), bei Sidon, Tortosa und Byblus entdeckte zeigen ägyptische Form, sind aber in den Reliefs gräzisierend. So jener schöne Sarkophag mit den Klagefrauen in Konstantinopel (Bild 31)". Inwiefern die Formen dieses Sarkophags als ägyptisch bezeichnet werden können, verstehe ich nicht, überhaupt mufs man sich wundern, dieses rein hellenische Kunstwerk unter den Werken phönizischer Plastik und Malerei angeführt zu finden. S. 43. Warum wird der Kuppelbau in Orchomenos als „Doppelgrab" bezeichnet? Wenn die Hinzufügung der Grabkammer dies veranlafst hat, dann müfste ja auch das sog. Schatzhaus des Atreus als Doppelgrab gelten. Ebd. „Zu Hissarlik, dem vermutlich durch Homer gefeierten Ilios". Aber hat denn in Bezug auf Homer jemals ein Zweifel bestanden? S. 45 „Die Architektur entfaltet sich nicht wie im Orient sklavisch am Palastbau, sondern am Tempel, dessen einfache Konstruktion und harmonische Gliederung aus reinem Formgefühl entsprossen sind". Aber was soll das heifsen? Es gehört ja ein Kommentator dazu, um den verborgenen Sinn den Lesern klarzumachen. Woher weifs der Verfasser, dafs man anfänglich die Säulen nur von Holz mit Metallplatten bildete? „Erst durch Bemalung mit überfallenden Blättern wird uns die Idee des Kapitäls verständlich". Wer mufs mit überfallenden Blättern bemalt werden? Das ist aus dem Satze nicht zu erkennen. S. 46 „in den aufgerollten Voluten (des ionischen Stils) spricht sich Nachgeben wider den Druck des Gebälkes aus, welches der dorische Stil nicht kennt". Aber unter den „aufgerollten" Voluten kann man doch nur solche Voluten verstehen, die aufgehört haben, Voluten

zu sein, weil ihre früheren Windungen gelöst und in eine Ebene verlegt sind. Und was ist das für ein Gebälk, das der dorische Stil nicht kennt? S. 49 bei dem Bilde 51 sind störende Druckfehler stehen geblieben, Asklepinion für Asklepieion und Dionysios-Theater für Dionysos-Theater. Oder hat es etwa diesen Namen bekommen weil die Stücke des Dionysios nicht darin aufgeführt sind? Die erste Epoche der Kunstentwickelung in Griechenland war nach S. 48 durch das Aufblühen des einfach griechischen Sinnes kenntlich. Was soll das heifsen? Ebd. „In Ephesos fand man die Trümmer des so berühmten, der Artemis geweihten Baues mit 20 m hohen Säulen". Aber diese Trümmer gehören ja erst dem Bau an, der nach dem von Herostrat angelegten Brande errichtet wurde, durften also nicht zur ersten Epoche gerechnet werden (dafs der Verf. nicht die geringen vom älteren Bau erhaltenen Fragmente meint, ist wohl sicher). Rätselhaft ist es, wie der Verf. sich das Entstehen der äginetischen Skulpturen denkt. Er setzt sie (S. 52) um 500 v. Chr., während er den Tempel, an dem sie angebracht waren (S. 48), erst nach den Perserkriegen entstanden sein läfst. Der Tempel des Zeus in Olympia wird S. 48 übrigens auch vor die Perserkriege gesetzt. Die Worte S. 52 „so erhielt die Plastik den höchsten Ausdruck der Kultur jener Zeit, geknüpft an die Herrschaft des Kimon und Perikles" scheinen mir gleichfalls im Ausdruck verfehlt zu sein. S. 53 Bild 56 wird der Zeus von Otricoli als Erläuterung zum Zeus des Phidias abgebildet. Darüber ist man doch schon seit längerer Zeit hinaus gekommen. In den Karyatiden des Erechtheion soll sich vielleicht Myron ankündigen (S. 54), eine Meinung, die jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich hat. Ebendort erwähnt er neben dem Doryphoros und dem Diadumenos des Polyklet auch den Apoxyomenos desselben Künstlers; aber da wir die Statue nicht kennen, durfte sie hier nicht erwähnt und von ihr nicht gesagt werden, dafs sie „über die Nachahmung der Natur, aber nicht über den Kreis des Genrehaften hinausgehe". S. 56 „auch der jugendliche Kopf aus Eleusis (Athen) wird als Original des Praxiteles angesehen". Gemeint ist der sog. Eubuleus, aber das mufste doch gesagt werden. „In der Niobe (S. 56) wird das duldende Frauenideal der Antike versinnlicht". Was soll das wieder heifsen? Was ist das, ein duldendes Frauenideal? S. 57. Der Apollo von Belvedere, dem man allmählich das Gorgoneion wieder aberkannt hat, mufs bei E. Frantz noch immer sein Heiligtum gegen die Kelten verteidigen. Und so liefse sich noch manches andere anführen, so dafs man für das Altertum nicht sagen kann, das Buch genüge allen Ansprüchen. Hoffentlich ist der Verf. in der Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit mehr zu Hause und stehen ihm hier bessere Hilfsmittel zu Gebote.

4) R. Förster, Das preufsische Königtum und die klassische Kunst. Rede gehalten am 18. Januar zur Feier des zweihundertjährigen Jubiläums des Königreichs Preufsen und des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. in der Aula Leopoldina der Universität Breslau. Breslau 1901, M. u. H. Marcus. 37 S. 8. 1 ℳ.

Das Königreich Preufsen steht hinter andern Ländern, nicht blofs Griechenland und Italien, sondern auch dem Süden Deutschlands, in Bezug auf antike im Lande entstandene Monumente weit zurück. Nur ein kleiner Teil preufsischen Landes ist vom Fufse eines antiken Römers, um von Griechen gar nicht zu sprechen, betreten worden, ein noch geringerer Teil preufsischen Landes ist Sitz römischen Lebens gewesen, und dieser ist zum gröfsten Teile erst spät an Preufsen gekommen. Und dennoch hat hier die Liebe zu den antiken Kunstwerken besonders Wurzel geschlagen, so dafs Männer dieses Nordens die begeistertsten Propheten der Schönheit dieser Werke geworden sind. Das ist vor allem durch die Pflege bewirkt worden, welche Preufsens Monarchen der antiken Kunst bewiesen haben; mit der einzigen Ausnahme Friedrich Wilhelm I., der die von seinem Vorgänger gesammelten Antiken gegen zwei Dragonerregimenter an August II. von Sachsen überliefs, haben alle Fürsten dieses Landes der antiken Kunst grofse Liebe entgegengebracht, haben gesammelt und durch Berufung der geeigneten Männer für die Erklärung und Veröffentlichung der gesammelten Schätze gesorgt. In welcher Weise dies geschah und wie allmählich zum Sammeleifer auch die Forschung mit dem Spaten in den klassischen Ländern hinzugetreten ist, das wird von R. Förster in ansprechender Weise erzählt. Zu gleicher Zeit sucht er für Provinzialmuseen und speziell für Universitätsmuseen die Hörer (und Leser) zu erwärmen. Hoffentlich kommt die Zeit bald, wo auch in Breslau ein neues Gebäude für die zahlreich dort vorhandenen Altertümer erbaut wird.

5) E. Löwy, Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst. Rom 1900, Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg). 60 S. 8. 3,60 ℳ.

Es ist keine ganz leichte Lektüre, die in dem vorliegenden Werke geboten wird, aber eine Lektüre, der sich alle diejenigen, die mit Lessings Laokoon auf der Schule zu thun haben, nicht entziehen dürfen. Was ist der Zweck der bildenden Kunst? Nicht etwa die von der Wirklichkeit gebotenen Erscheinungen nachzuahmen, denn da die Erscheinungen der Wirklichkeit von den ältesten Zeiten bis heute mehr oder weniger dieselben sind, so würde daraus eine Gleichheit aller Kunstwerke sich ergeben, die höchstens durch das gröfsere oder geringere Können der Nachahmenden Verschiedenheit erhielte. Sondern die bildende Kunst nimmt eine Umänderung der von der Wirk-

lichkeit gebotenen Erscheinungen oder mindestens eine Auswahl unter ihnen vor. Sie geht vom Erinnerungsbild aus, d. h. dem Bild, das als Niederschlag der von zahlreichen Exemplaren desselben Gegenstandes empfangenen Gesichtseindrücken in unserem Geist haften bleibt. Die Kunstdarstellungen sind demnach nicht Kopieen der wirklichen Gegenstände, sondern Spiegelbilder der psychischen Vorgänge, bei denen allerdings, aus praktischen Gründen, vielfach eine Befragung der Natur zu Hilfe gezogen wird. Wie das sich im einzelnen gestaltet, wie das Flachrelief und das Hochrelief sich entwickeln, wie auch die Rundplastik erst allmählich sich vom Erinnerungsbild loslöst und erst bei Lysipp eine in jedem Sinne körperliche wird, das wird hier sorgsam ausgeführt und durch reichlich eingestreute Abbildungen erläutert.

6) W. Passow, Studien zum Parthenon. Philologische Untersuchungen herausgegeben von A. Kiefsling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Siebzehntes Heft. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 65 S. 8. 3 ℳ.

Der vor kurzem plötzlich aus dem Leben geschiedene Verfasser, dem U. v. Wilamowitz im Vorwort einen warmen Nachruf gewidmet hat, hatte das Werk unvollendet hinterlassen; erst durch B. Gräfs Eintreten hat es die Form erhalten, in der es heute vorliegt. Es besteht aus drei Kapiteln. I. Der Tänienschmuck. II. Die Kentaurenmetopen des Parthenon und III. Das Parthenonpferd. Ganz interessant ist das erste Kapitel. Verf. macht darauf aufmerksam, dafs die Tänie nicht als Siegeszeichen gelten darf, sondern als Toilettenartikel, dafs jeder ordentliche Mensch, ob jung ob alt, arm oder reich, nicht anders als mit dem Bande ging. Wo das Haarband auf einer Abbildung fehlt, da liegt es, meint Passow, einfach an der Reproduktion oder an einer fehlerhaften Ergänzung des Originals. Wenn dagegen hervorgehoben wird, dafs vielfach Sieger mit Binden geschmückt werden, so macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs es sich hier um die der Siegeserklärung nachfolgende Ovation handelt: „sobald die Bekränzung durch die Preisrichter vorbei war, erfolgte die stürmische Ovation des Publikums, das den Sieger mit Blumen, Kränzen und allerhand guten Dingen überschüttete, die er im Triumphzuge einsammelte". Dafs an Stelle der leicht verwelklichen Kränze von den Freunden Bänder gegeben wurden, ist dann leicht verständlich. Es hätte nahe gelegen, an einen noch heute in Spanien üblichen Brauch zu erinnern, der als Parallele zu dem oben angeführten dienen kann. Wenn bei einem Stiergefecht der Matador den Beifall der Zuschauer erweckt, werfen ihm diese im Eifer des Beifalls alle möglichen Teile ihres Anzuges zu, so dafs sie selbst schliefslich nur noch dürftig bekleidet dasitzen. Der Sinn ist wohl derselbe wie bei der sog. Phyllobolie der Griechen. — Auch die Figuren des Parthenonfrieses haben die Tänie getragen, wie Passow zu zeigen sich bemüht. — Am bedeutendsten scheint

mir der dritte Abschnitt, über das Pferd, wie es im Parthenonfriese erscheint. Der Verf. zeigt, was für Kunstgriffe die Künstler des Frieses angewandt haben, um zwischen der Höhe der Fufsgänger und der Reiter auszugleichen. Dafs die dazu gehörenden Abbildungen nach Photographieen der Originale gemacht worden sind, erhöht ihre Bedeutung. Ob der Verf. aber recht hat, wenn er behauptet dafs die mehrfach auf Pferdedarstellungen vorkommenden Zeichen, die man gewöhnlich als Brandzeichen, so zu sagen als Gestütsmarke auffafst, nur dazu gedient haben, den Hüftknochen anzugeben, scheint mir fraglich.

7) **R. Preiser, Zum Torso von Belvedere. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht über das Fürstliche Rutheneum in Gera 1901. Mit einer Tafel. 20 S. 4.**

In letzter Zeit ist der berühmte Torso von Belvedere, das Werk des Apollonios, mehrfach untersucht und besprochen worden, und, wie häufig, sind die Archäologen zu ganz verschiedenen Resultaten gelangt. Während Bruno Sauer den Torso als ausspähenden Polyphem ergänzt, sieht Petersen in ihm einen ruhenden Herakles, und Robert möchte in ihm gar den Prometheus erkennen, der sein eben vollendetes Kunstwerk, die Menschengestalt, bewundernd beschaut. Indem der Verf. zunächst von jeder Deutung absieht und die Verletzungen feststellt und dann jedes einzelne Glied auf die sich aus den Thatsachen ergebende Restauration untersucht, kommt er zum Resultat, dafs die Gestalt dasitzt, als ob sie im Begriff sei aufzufahren, dafs der rechte Arm auf dem rechten Schenkel auflag, während der linke Arm die etwas hochragende, am linken Schenkel anliegende Keule, eine Art Pedum, gefafst hielt; der Kopf ist etwas nach dem linken Arme zugewandt, das Fell, das auf dem linken Schenkel aufliegt, ist kein Löwen-, sondern ein Pantherfell. Aus alledem erschliefst er die Deutung auf Polyphem, „der am Meeresstrand sitzt, die Rechte bequem auf dem Oberschenkel, mit der Linken sich lässig auf den langen derben Keulenstab stützend, den Kopf wohl leicht gegen die Brust geneigt, träge vor sich hinstarrend, halb in Schlummer gewiegt vom Gemurmel der Wellen — da! ein Plätschern in den Wogen oder das Bellen seines treuen Hundes oder gar der Lockruf Galatheens selber schreckt ihn auf: flink fährt er empor und vornüber nach links in der Richtung des Lautes. Zwar bleibt er sitzen, aber seine Drehung ist so gewaltsam, dafs der rechte Unterschenkel nach hinten, der rechte Arm fast bis zum Knie vorwärts, die Linke aber in einem Ruck mit hochgesteiftem Ellenbogen samt Stab nach rückwärts gefahren ist" u. s. w. Man kann alle Folgerungen, die Verf. aus den am Torso vorhandenen sichtbaren Spuren geschlossen hat, zugeben (eine Nachprüfung läfst sich nur vor dem Original anstellen), ohne deshalb die Deutung auf Polyphem als notwendig anzuerkennen.

Könnte z. B. nicht ebenso gut auf Argos, der die Io bewacht und der bei Annäherung des Hermes im Begriff ist aufzuspringen, geschlossen werden, bei dem das Pantherfell sehr charakteristisch ist? Dies bemerke ich, ohne damit die Zahl der Deutungen vermehren zu wollen.

Man mufs anerkennen, dafs die Arbeit auf sorgsamen Studien ruht und Lob verdient!

II. Griechische Altertümer.

8) W. Reichel, Homerische Waffen, archäologische Untersuchungen. Zweite, völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 92 Abbildungen im Texte. Wien 1901, Alfred Hölder. X u. 172 S. 8. 7 M.

Der Verfasser des Buches, dessen durchschlagender Erfolg schon aus der Thatsache sich ergiebt, dafs nach kurzer Zeit eine zweite Auflage nötig geworden ist, hat nicht die letzte Hand an das Werk legen können, „ein früher Tod“, heifst es in den dem Werk vorausgeschickten Freundesworten, „raffte ihn in bester Manneskraft hinweg und vernichtete die Hoffnungen, welche Freunde und Mitforscher für ihn hegen durften“. Verhältnismäfsig spät hatte Reichel das Gebiet betreten, auf dem er volles Genügen fand; mit um so gröfserer Energie warf er sich nun aber auf die ihn interessierenden Arbeitsstoffe. Besonders war es Homer, der ihn frühzeitig zu archäologischen Untersuchungen anregte; Homer und die damit zusammenhängenden Fragen, besonders über die mykenische Kultur, beschäftigten ihn auch auf der Studienreise, die er nach Griechenland unternahm. Nachdem er 1894 nach Wien zurückgekehrt war, veröffentlichte er das Buch über die homerischen Waffen, mit dem er reiche Anerkennung erntete. 1897 wurde er dann bei Begründung des archäologischen Instituts in Athen zu dessen Sekretär ernannt; doch nur kurze Zeit stand er diesem Amte vor, schon am Ende des Jahres 1900 wurde er nach einer kurzen, aber überaus qualvollen Krankheit hinweggerafft. Noch bis zur letzten Zeit hatte er die geplante neue Auflage der „homerischen Waffen“ eifrig gefördert, die unter seinen Händen sich zu einer völlig neuen Umarbeitung, einer den ganzen Bereich homerischen Kriegswesens umfassenden Darlegung gestaltete. Von den geplanten Kapiteln (1. Schilde, 2. Laiseion und Aigis, 3. Beinschienen, 4. Panzer, 5. Helme, 6. Schwerter und Speere, 7. Bogen, 8. Streitwagen, 9. Schiffe, 10. Achilleusschild) waren 1—5, ferner 7, 8 und 10 fast völlig zu Ende geführt; diese sind in dem vorliegenden Buche geboten; für die übrigen Abschnitte lagen lediglich zusammenhanglose, zur Veröffentlichung nicht geeignete Notizen vor. Dafs der Herausgeber sich begnügt hat, „das Gegebene pietätvoll zu wahren“, anstatt die Lücken nach eigenem Ermessen auszufüllen, kann man nur billigen; auch in den fragmentari-

schen Zustande wird das Werk sich als wertvolle Gabe erweisen.

Das, was W. Reichel in der ersten Auflage gegeben hat, wird hier gründlich umgearbeitet und vielfach ausführlicher begründet dem Leser vorgeführt. Das Wesentliche ist ja das, was er vom Schild sagt: die homerischen Griechen kannten im allgemeinen den Panzer noch nicht, sie hatten ihn auch kaum nötig, weil der Schild ihnen den Panzer völlig ersetzte. Dieser „mykenische" Schild bestand in der Hauptsache aus einer getrockneten Rindshaut, die in der Mitte durch eine Spreize zusammengehalten wurde und öfter noch mit einer Erzlage überzogen war; sie wurde an einem Tragriemen (Telamon) getragen, der über die linke Schulter gehängt wurde und sich unter dem rechten Arm durchzog. Je schwerer und ungefügiger der Schild war, um so schwieriger war es natürlich, sich seiner gut zu bedienen, und man begreift, dafs die Helden den Wagen nötig hatten, um mit ihrem Schilde sich an den Feind heran transportieren zu lassen. Im Kampfe hing der Schild am Telamon vor dem Körper herab, so dafs der Kämpfer beide Arme frei hatte, um die grofse Stofslanze zu führen; galt es, sich gegen einen Angriff zu schützen, dann vermochte er fast wie in einem Panzer sich in den Schild hinein zu schmiegen. Deshalb giebt es auch bei ihm keine eigentliche Schildseite wie bei den Rundschilden. Bei dieser Annahme werden auch mancherlei Dinge klar, über die man bisher Grund hatte sich zu wundern. So behauptet Steffen in seinen „Karten von Mykenai" dafs die Burg „strategisch falsch gebaut" sei, weil hier nicht beachtet sei, dafs der Feind „mit der rechten unbeschildeten Seite" die Mauern entlang komme; das war aber in jener Zeit nicht nötig; „man legte den Burgthoren geschlossene Gänge vor, die dem Feinde den Frontangriff auf die Mauer verwehren und dem Verteidiger gestatten, ihn längere Zeit von beiden Seiten und im Rücken zu beschiefsen".

Von Einzelheiten hebe ich folgendes hervor. S. 22 wird die bekannte Stelle

M 296 ἔντοσθεν δὲ βοείας ῥάψε θαμείας
χρυσείῃς ῥάβδοισι διηνεκέσιν περὶ κύκλον

von Benndorf so erklärt (und von Reichel S. 25 gebilligt), als ob die verschiedenen Bestandteile des Schildes durch Golddraht zusammengenäht seien. Ich halte dies nicht für richtig, sondern glaube, dafs es sich hier nicht um Draht, sondern um die metallenen (hier also goldenen) Stifte handelt, die dazu dienen, die Metalllage und das innere Lederfutter zusammenzuhalten. Ich verweise auf die Arch. Zeit. 1882 S. 25, wo ich bei der Besprechung des „Kriegers aus Dodona" genauer über die durch Niete hergestellte Verbindung zwischen Lederfutter und Erzdecke gehandelt habe. Dafs aber Patroklos mit dem Schilde vor dem

Leibe die troische Mauer erstürmen soll (*Π* 703), halte ich für unmöglich; für diese Verse mufs also eine andere Auskunft gefunden werden. Auch *Φ* 240 scheint mir nicht richtig aufgefafst; „das in den Schild sich ergiefsend fordert die Vorstellung einer grofsen, vor Achilleus Leibe hängenden gebauchten Waffe, in der der Strom sich fängt und den Helden mit sich reifst". Aber die Worte *ἐν σάκεϊ πίπτων ῥόος* sind doch gleich den Worten *ῥόος σάκεϊ ἐμπίπτων*; der Strom stürzt auf den Schild, d. h. auf die Aufsenseite des Schildes, und je gröfser dessen Fläche ist, um so mehr wird er gegen den Körper des Achilleus angedrängt, so dafs dessen Füfse fast fortgerissen werden. Interessant ist es, wie S. 41 das Reiten in der Doloneia erklärt wird; die Pferde sind zusammengebunden, und Diomedes, der als Schwerbewaffneter an beiden Händen durch Schild und Lanze in Anspruch genommen ist, kann nicht zugleich ein Pferd lenken, sondern mufs dies dem Odysseus überlassen, der als Bogenschütze leicht gewaffnet ist. Natürlich mufs der Schild des Diomedes ein Bügelschild sein, d. h. die ganze Szene aus späterer Zeit stammen. Dafs der Bügelschild erst um die Mitte des achten Jahrhunderts in der Argolis und Attika aufgekommen ist, wird S. 48 sehr wahrscheinlich gemacht. S. 98 unter dem *φάλος* bei Homer wird im Gegensatz zu Helbig ein hornartiger Vorsprung auf dem Helm verstanden, ähnlich denen, die auf der mykenischen Kriegervase zu sehen sind. Es will mir scheinen, als ob dies nicht sicher sei, namentlich wegen *N* 614. Auch die Ausführungen über die *ἄντυγες* (unter denen Reichel nicht das Geländer der Brüstung, sondern die Brüstung selbst versteht) scheinen mir noch nicht beweiskräftig. S. 132 wird behauptet, dafs der Spannnagel zwar beim Lastwagen, wahrscheinlich aber nicht beim Kriegswagen üblich gewesen sei. Warum? „Eine solche Schwächung der weit dünneren Deichsel des zweirädrigen Fahrzeuges gerade an der Stelle, die den Zug des ganzen Wagens zu erleiden hatte, war immer mifslich. Wie mehrere Stellen des Epos lehren, brachen Joch und Deichsel ohnedies leicht". Aber ich würde lieber umgekehrt schliefsen: da bei Homer Joch und Deichsel (an der Stelle, wo beide zusammenkommen) leicht brachen, so spricht dies dafür, dafs sie gerade an dieser Stelle durch den durchgestofsenen Nagel geschwächt waren. Es gereicht mir zur grofsen Freude, dafs W. Reichel (S. 140) auch die Einspänner verwirft, die Helbig angenommen hatte: dafs Einspänner erst bei den Römern vorkommen, habe ich (Guhl u. Koner 6. Aufl. S. 406) natürlich in der gebotenen Kürze längst gesagt. Wagen mit einer Deichsel und einem Pferde würden sich, der Theorie nach, nur im Kreise bewegen können. Vielleicht hätte, zum Unterschied gegen die moderne Bespannung, bestimmter hervorgehoben werden sollen, dafs die Pferde ohne Stränge gehen, dafs erst beim Viergespann, wo die *παρήοροι ἵπποι* durch einen

Strang mit dem Diphros in Verbindung gesetzt werden, für die Bewegung der Jochpferde eine seitliche Grenze geschaffen wird. S. 148 vom Achilleusschilde *περὶ δ' ἄντυγα βάλλε φαεινὴν τρίπλακα μαρμαρέην* soll heifsen: über ihn her legte er eine dreifache, strahlend schimmernde Wölbung. Aber wie kann *περὶ* zu dieser Bedeutung kommen? Nein, nach dieser Stelle in Verbindung mit

Z 117 *ἀμφὶ δέ μιν σφυρὰ τύπτε καὶ αὐχένα δέρμα κελαινόν,*
ἄντυξ ἣ πυμάτη θέεν ἀσπίδος ὀμφαλοέσσης

wird man sich genötigt sehen, an der alten Bedeutung von *ἄντυξ* festzuhalten.

9) E. Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias Zweite, neubearbeitete Auflage. Paderborn 1901, Ferd. Schöningh. XII u. 346 S. 8. 4 *M*, geb. 5 *M*.

Dafs das Buch zum zweiten Male aufgelegt wird, ist ein Beweis dafür, dafs es grofsen Anklang gefunden hat. Und in der That, man kann dem Verfasser nachrühmen, dafs er ein feines Verständnis für die Schönheiten des Dichters hat, dafs er in der Ilias sowohl wie in der Odyssee ausgezeichnet Bescheid weifs, und dafs er für seine Gedanken überall das Interesse des Lesers zu erwecken weifs. Dafs es nicht möglich ist, überall ihm beizustimmen, ist eigentlich selbstverständlich, da, wie er selbst ja ganz richtig in der Vorrede sagt, „wir uns alle bewufst bleiben müssen, dafs von derartigen Untersuchungen keine je volle Wahrheit erwiesen hat". Aber dafs der ursprüngliche Stoff der Ilias durch vielerlei Zusätze erweitert ist, wird ja jetzt wohl allgemein zugegeben, wenngleich man im einzelnen abweichender Meinung sein kann.

Kammer sucht aus der Überlieferung die ursprüngliche Ilias herauszuschälen, und man kann ja sagen, dafs das Lied, das nach Ausscheidung so vieler Partieen übrig bleibt, ein wohl vollendetes und abgerundetes ist, aber Willkür waltet auch hier. Wenn z. B. Achilleus seine Mutter um Hilfe anfleht und diese (der Götterbesuch bei den Äthiopen wird vom Verf. beseitigt) am folgenden Tage zu Zeus geht, um von ihm die Unterstützung der Troer zu erbitten, so hat man doch das Recht zu fragen: warum geht sie nicht sofort, nachdem sie ihres Sohnes Wunsch erfahren hat? Ob sie eine Nacht, ob zehn Tage vergehen läfst, bleibt sich in diesem Falle gleich. Und so liefse sich noch mancherlei anführen, wo der Verf. nicht durch zwingende Gründe zu seiner Entscheidung geführt worden ist.

Es fehlt ferner nicht an Stellen, wo meiner Meinung nach eine andere Auffassung berechtigter ist. So scheint mir (S. 58) der Schlufs der Rede der Andromache

X 512 *ἀλλ' ἤτοι τάδε πάντα καταφλέξω πυρὶ κηλέῳ,*
οὐδὲν σοίγ' ὄφελος, ἐπεὶ οὐκ ἐγκείσεαι αὐτοῖς,
ἀλλὰ πρὸς Τρώων καὶ Τρωϊάδων κλέος εἶναι

mit den Worten: „dann ist auch die Arbeit aller Jahre umsonst und nutzlos, mit der die liebende Frau Gewänder für den Mann auf dem Webstuhle gefertigt hat, dann kann alles Beute der Flammen werden“ nicht richtig gedeutet zu sein. Nicht im Unmut will Andromache die Gewänder als überflüssig verbrennen, sondern um nach Möglichkeit das unmögliche Begräbnis zu ersetzen. Je prächtiger das Begräbnis, um so gröfser der Ruhm; da nur dadurch, dafs der Leichnam Hektors fehlt, die wirkliche Begräbnisfeier nicht stattfinden kann, gedenkt Andromache durch Verbrennen der dem Hektor bestimmten Gewänder eine Art von Scheinbegräbnis stattfinden zu lassen. Und vielleicht kommen die verbrannten Gewänder, sozusagen die *εἴδωλα* der Gewänder, dem *εἴδωλον* des Hektor noch zu gute. Beim Pflügen (S. 63) tritt der Herr den Arbeitern entgegen und reicht ihnen den Becher. Aber Homer (*Σ* 546) unterscheidet scharf zwischen dem *ἀνήρ*, der den Pflügern Wein reicht, und dem Herrn, dem *βασιλεύς*, der ruhig mit *σκῆπτρον* dasteht, die Schnitter beobachtend (*Σ* 557). S. 65 die Worte „man empfindet, wie das absichtlich immer wiederholte gab es auf die unmittelbare Vererbung von Zeus auf Geschlecht zu Geschlecht hinweist“ lassen, scheint mir, den Worten Homers noch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Der regelmäfsige Erbgang ist beim Scepter mehrere Male unterbrochen, nämlich bei dem Übergang von Atreus auf Thyestes und von Thyestes auf Agamemnon; deshalb wird in diesen beiden Fällen auch nicht *δῶκε* gesetzt, sondern *ἔλιπε* oder *λεῖπε φορῆναι*. Die beiden, Atreus und Thyestes, konnten, als sie starben, das Scepter nicht mitnehmen, wie sie vielleicht gern gethan hätten, es fällt deshalb ihren verhafsten Nachfolgern zu. S. 75 Achilleus soll „der den Mann ergänzenden Liebe zur Frau nicht teilhaftig sein“. Und Briseis? Vgl. *I* 341 *ὡς καὶ ἐγὼ τὴν ἐκ θυμοῦ φίλεον, δουριχτήτην περ ἐοῦσαν*. Dafs S. 105 Ares als Besitzer eines unsichtbarmachenden Helms bezeichnet wird, ist natürlich Schreib- oder Druckfehler für Hades. Aber S. 106 durfte nicht von Söhnen des Peirithoos gesprochen werden; denn Leonteus ist Sohn des Korones (*B* 745). Dafs S. 110 über den eisernen Diskos gespöttelt wird, den Achilleus von Eetion mitgenommen hat, wundert mich. Eisen war damals eben noch ein kostbares Metall, das wegen seiner Schmiedbarkeit zu Ackergerätschaften verwendet wurde, während man die Waffen aus reinem Kupfer oder Bronze durch Gufs herstellte. Wenn man während des Mittelalters die Steinfugen antiker Gebäude tief aushöhlte, um das bifschen Blei herauszuklauben, wie darf man sich da wundern, dafs Achilleus die Eisenscheibe als erwünschte Beute betrachtet? Der Haarschmuck des Euphorbos (*P* 52 *πλοχμοί θ', οἳ χρυσῷ τε καὶ ἀργύρῳ ἐσφήκωντο*) „steht vereinzelt da, also ist er als Einschub zu betrachten“. Ich halte den Schlufs nicht für richtig. Selbst der berühmte Vers *εἷς οἰωνὸς ἄριστος* . . . soll nicht der

Urilias angehören, es entspricht nicht „der gläubigen Zeit des Dichters". S. 113. Der Verf. nimmt Anstofs an dem Vers *Φ* 483 *ἐπεί σε λέοντα γυναιξὶν Ζεὺς θῆκεν καὶ ἔδωκε κατακτάμεν, ἥν κ' ἐθέλῃσθα.* Aber der Charakter der Artemis als Todesgöttin, der in dem Ausdruck leicht zu erkennen ist, gehört doch zu dem Ältesten und Ursprünglichsten, das wir haben. S. 115. Die standhaltenden Achaier werden mit Wolken verglichen, welche Zeus bei Windstille auf die Berge unbeweglich stellt. Das ist unpassend, „da Gewölk das Standhalten am wenigsten anschaulich machen kann". Wer immer einmal die an den Abhängen der hohen Berge gleichsam hängen gebliebenen Wolkenfetzen gesehen hat, wird dem Tadler des Gleichnisses nicht zustimmen, sondern erkennen, wie passend es gewählt ist. Ebendort heifst es: „Für die Schnelligkeit des Gespanns der Here und Athene dient folgendes Gleichnis: Wie weit ein auf der Warte sitzender Mann hinausblickend auf das dunkle Meer in nebelhafter Ferne mit den Augen schaut, über eine solche Strecke hin springen die Götterrosse. Der Gedanke und der Ausdruck ist wiederum unverständlich und das Gleichnis nichtssagend: die Schnelligkeit wird gemessen nach der Schärfe des Auges!" Aber inwiefern denn nur? Ich verstehe hier den Tadel gar nicht. Die Strecke, die jemand von hoher Warte her überblickt, gilt als das Mafs für den Pferdesprung, jeder Sprung ist gleich dem Radius des Horizonts. S. 118. Wenn Idomeneus *N* 260 zu Meriones sagt *δούρατα . . . καὶ ἓν καὶ εἴκοσι δήεις*, „wenn du es willst, wirst finden du auch einundzwanzig der Lanzen", so kann das, nach Kammer, nur gesagt sein, um den Vers zu füllen. Aber so darf man den Vers nicht übersetzen, es ist das *καὶ* vor *ἓν* übersehen, durch das *ἓν* dem *εἴκοσι*, der hohen Endzahl, entgegengesetzt wird; man braucht dafür nur die bei uns übliche höhere Einheit hundert zu setzen, um für uns den Satz verständlich zu machen: du wirst bei mir nicht blofs einen Speer (den du brauchst), sondern hundert wirst du bei mir finden. S. 119 wundert sich Kammer über die Entartung des Ausdrucks, wenn *E* 694 der Speer aus dem Schenkel des Sarpedon nicht herausgezogen, sondern herausgestofsen wird (*ὦσε θύραζε*). Aber das ist ja wohl berechnet! Nach V. 661 *αἰχμὴ δὲ διέσσυτο μαιμώωσα* ist der Speer durch den Schenkel ganz hindurchgedrungen, so dafs die Spitze mit ihren Widerhaken draufsen ist; infolgedessen kann der Speer nicht zurückgezogen, sondern mufs hindurchgestofsen werden, indem die linke Hand bei dem Wundausgange das Fleisch zurückhält, die rechte von hinten den Speer nachschiebt. Ebenso wenig ist an *Ξ* 467 Anstofs zu nehmen: durch das Durchschneiden der Halswirbel hängt der Kopf herab, so dafs er beim Hinstürzen eher zur Erde kommt als die *κνῆμαι* und *γοῦνα*. Der S. 130 gewählte Ausdruck „die ungesuchte, überraschende Schilderung der Bedeutung eines Scepters" scheint mir, soweit es für die

Worte des Achilleus *A* 234 gelten soll, nicht richtig zu sein; es handelt sich hier nicht um die Bedeutung des Scepters, sondern um seinen Zustand: je dürrer der Stab ist und je weniger er Aussicht auf Wiederergrünen bietet, um so fester steht das Wort des Achilleus. Dagegen könnte man bei *B* 101 ff. von der Bedeutung des Scepters sprechen. S. 144 heifst es von dem sog. *κατάλογος τῶν νεῶν*: „da die Übersicht der Krieger nach den Schiffen, auf denen sie nach Troja auszogen, gegeben wird, was für eine Schlachtordnung selbst doch höchst verdächtig ist u. s. w." Diese Annahme, dafs die Griechen nach den Schiffen, d. h. nach der Ordnung, die sie im Schiffslager haben, aufgezählt werden, ist weit verbreitet, aber deshalb noch nicht richtig. Nestors Rat geht dahin (*B* 362 *κρῖν' ἄνδρας κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας, Ἀγάμεμνον, ὡς φρήτρη φρήτρηφιν ἀρήγῃ, φῦλα δὲ φύλοις*), die Stammverwandten neben einander aufzustellen, damit jeder aus Scheu vor seinen Bekannten, die neben ihm stehen, tapfer mitkämpft; und so geschieht es; daher stellen sich die Boioter zusammen in der Schlachtreihe auf u. s. w. Dafs bei jedem Volke die Zahl der Schiffe genannt wird, geschieht nur, um eine Vorstellung von ihrer Menge zu geben. Dafs diese Auffassung die einzig richtige ist, erweist sofort die bekannte Verseinschiebung durch Solon *B* 558 *στῆσε δ' ἄγων, ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες*. Weshalb fügte Solon den Vers hinzu? Weil dadurch, dafs Aias seine Truppen neben den Athenern aufstellt, erwiesen wird, dafs sie sich als verwandt, zugehörig fühlen (*κρῖν' ἄνδρας κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας*). Im Schiffslager dagegen waren beide Völker getrennt; denn während Aias die eine Ecke des Lagers besetzt hielt, standen die Schiffe der Athener neben denen des Odysseus in der Mitte des Lagers, bei der *ἀγορά*. S. 150 der Verf. wundert sich, dafs Paris, der doch schon *Γ* 18 ein Schwert hat und zwei Lanzen führt, bei der Rüstung zum Zweikampf V. 334 wieder ein Schwert umlegt und eine Lanze nimmt. Aber zur Rüstung des Hopliten gehören, selbst wenn man mit Reichel den Panzer streichen will, immerhin doch *ζωστήρ* und *μίτρη*, derentwegen das Schwert zunächst abgelegt werden mufs, und die beiden kurzen Wurflanzen sind von der einen langen Stofslanze doch wesentlich verschieden. Die Glaukosepisode soll als später schon durch die Erwähnung der Schrift gekennzeichnet sein (S. 186). Das dürfte man jetzt, wo die Schrift durch die neu aufgefundenen Denkmale bis in die graueste Vorzeit hinaufgerückt ist, doch nicht mehr vorbringen; auch die Behauptung scheint mir gewagt, dafs die Erwähnung des Lykurgos (*Z* 130) spätere Mythologie voraussetzt und deshalb als eingeschoben zu betrachten ist. S. 199. „In unbegreiflicher Gedankenverbindung wünscht sich derselbe Hektor unsterblich und nicht alternd alle Tage zu sein (*Θ* 539)". Das sei einfach aus der Odyssee übernommen, wo gesagt wird, dafs Kalypso dem

Odysseus Unsterblichkeit und ewige Jugend habe verleihen wollen. Aber was ist daran überhaupt auszusetzen? Hektor wünscht sich nicht Unsterblichkeit, sondern er mifst die Sicherheit des Gehofften an der Unmöglichkeit des Vordersatzes: so gewifs das eine unmöglich ist, so sicher eintreffend ist das andere. Ich habe einige Anstöfse, die mir bei dem Lesen aufgefallen sind, hier hervorgehoben, nicht um zu tadeln, sondern um das Interesse zu zeigen, das ich für das Buch empfunden habe. Das Buch ist gut geschrieben, ich wünsche ihm viele Leser.

10) C. Robert, Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. 591 S. 8. 16 ℳ.

Die Untersuchungen Roberts knüpfen an das Buch von W. Reichel über homerische Waffen an. Es wird anerkannt, dafs Reichel mit grofsem Scharfsinn sichere Reste der mykenischen Kultur in den homerischen Gedichten nachgewiesen hat; aber es wird mit Recht auch gegen ihn hervorgehoben, dafs er das allmähliche Wachstum des Epos ignoriert hat und mit der Bedeutung griechischer Wörter willkürlich umgesprungen ist. Nach Reichel hat Ilias und Odyssee eine durchaus einheitliche Kultur, die mykenische; nur dafs um 700 v. Chr. ein Interpolator der zeitgenössischen Bewaffnung so weit Rechnung getragen hat, dafs er an einzelnen Stellen die Metallpanzer eingesetzt hat. Dagegen hebt Robert mit Recht hervor, dafs in grofsen Strecken des Gedichts die Bronzerüstung nicht nachträglich interpoliert, sondern ursprünglich ist, und dafs man an andern Stellen ein wunderliches Gemisch von mykenischer und ionischer Bewaffnung findet, um mit diesem Namen die Metallrüstung zu bezeichnen, die auch bei andern Stämmen üblich gewesen sein mag, die aber für die Ionier ganz besonders charakteristisch ist. Aufserdem stöfst man an einzelnen Stellen der Ilias auf wunderliche Gebilde von Waffen, die weder recht mykenisch noch ionisch sind. Eine derartige Buntheit entspricht dem Entwicklungsprozefs des Epos. Während die ältesten Partieen die mykenische Bewaffnung rein und unverfälscht voraussetzen, werden die jüngsten Bestandteile die ionische Bewaffnung aufzeigen müssen; daneben kann, wie Reichel annimmt, auch die Bewaffnung der jüngern Zeit in die älteren Partieen eingeschmuggelt sein, es kann aber auch ein Dichter in archaisierender Weise schaffend in seinen Erweiterungen die alte, mykenische Kampfweise verwendet haben. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, neben den sprachlichen und ästhetischen Kriterien auch archäologische zu gewinnen, die in Verbindung mit jenen eine systematische Scheidung der Schichten ermöglichen. In dem vorliegenden Buche ist nun mit grofsem Scharfsinn der Versuch gemacht, die einzelnen Schichten zu trennen. Zunächst wird über die homerischen Waffen gehandelt, um teils im An-

schlufs an Reichel, teils im Widerspruch gegen ihn die Grundlage festzustellen, auf der die folgende Untersuchung beruht. Daran schliefst sich eine Analyse der Ilias nach den im ersten Teile aufgestellten Gesichtspunkten; dabei ergab sich die überraschende Thatsache, dafs die Stellen, in denen mykenische Bewaffnung sicher zu Grunde liegt, sich ohne jede Gewaltsamkeit in äolischen Dialekt umsetzen lassen, also nach der Fickschen Hypothese ursprünglich in ihm gedichtet waren, während die Stücke mit Bronzerüstung mehr oder weniger starke und ganz festsitzende Ionismen aufweisen, so dafs für den Verfasser kein Zweifel bleibt, dafs die mykenische Bewaffnung mit dem äolischen Dialekt, die ionische mit dem ionischen parallel läuft. Die mykenisch-äolischen Bestandteile beruhen nun nach Robert so offenbar auf einer einheitlichen Handlung, dafs sie als die Reste eines einzigen epischen Gedichtes anzusehen sind; diese nennt er die Urilias. Die ionischen Bestandteile dagegen erscheinen teils als selbständige, in sich geschlossene kleine Epyllien, teils als Eindichtungen, Erweiterungen, Fortsetzungen zu jener Urilias.

Diese Urilias wird im dritten Teile in äolischem Gewande, in das sie Fr. Bechtel gekleidet hat, vorgeführt. Der vierte Teil fügt dazu den Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Ilias.

So interessant es wäre, auf Einzelheiten einzugehen, ist dies doch hier ausgeschlossen, da der verfügbare Raum dazu nicht ausreichen würde. Man mufs dem Verfasser einräumen, dafs er den verschiedenen Einschlagsfäden mit einer erstaunlichen Sorgfalt und aufserordentlichem Scharfsinn nachgeht, es konnte aber nicht ausbleiben, dafs an vielen Stellen sich subjektive Auffassung geltend macht, die es unmöglich macht, ihm zuzustimmen. Es werden mit der Zeit sicher auch auf diesem Gebiete sich Thatsachen herausstellen; dafs es aber je möglich sein sollte, bis in das Kleinste hinein die Entstehung und allmähliche Zusammenfügung der Ilias herauszufinden, erscheint mir undenkbar.

11) E. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer. Berlin 1901, Georg Reimer. 128 S. 8. 3 *M*.

Es wird hier der dankenswerte Versuch gemacht, eine Reihe von griechischen und römischen Riten durch Vergleichung mit den Bräuchen der Naturvölker und den Überbleibseln uralter Sitte zu erklären, die sich bei den modernen Kulturvölkern erhalten haben. Dafs öfter auch mit nicht stammverwandten Völkern sich Übereinstimmungen herausstellen, wo Entlehnung oder Übertragung nicht anzunehmen ist, wird dadurch erklärt, dafs auch ohne jeden äufseren Zusammenhang der Völker aus der gleichen psychologischen Wurzel gleiche Vorstellungen und Bräuche hervorgegangen sind.

Vor allem werden hier die Gebräuche erörtert, die bei den Griechen und Römern gelegentlich der Einführung der Braut in

das Haus des Bräutigams, ja überhaupt bei Aufnahme eines Fremden in die Familie stattfinden; sie erweisen sich nach Samter als Sühnopfer, die den Seelen der Ahnen dargebracht werden. Auch die Mysterien zeigen Übereinstimmung mit den Hochzeitsriten oder überhaupt den Aufnahmebräuchen des häuslichen oder Geschlechtskultus, mit Recht, weil die Mysterien sich aus einem ursprünglich streng abgeschlossenen Geschlechtskulte entwickelt haben. In einem Anhange wird über die Entstehung des Larenkultus gehandelt; Samter hält gegen Wissowa daran fest, dafs der Larendienst aus dem Seelenkulte abstammt. Das Buch bildet einen wertvollen Beitrag zur Religionswissenschaft.

III. Topographie. Architektur.

12) **Meyers Reisebücher. Griechenland und Kleinasien.** Fünfte Auflage. Mit 13 Karten, 23 Plänen und Grundrissen und 2 bildlichen Darstellungen. Leipzig und Wien 1901, Bibliographisches Institut. 338 S. 8. 7,50 *M*.

Es ist ein Vergnügen, das Meyersche Reisehandbuch in die Hand zu nehmen und darin zu studieren; man fühlt sich nicht nur wohlberaten in Bezug auf alles, was das Äufserliche des Reisens betrifft, sondern man erkennt auch, dafs die Schilderung von Land und Leuten, die Führung durch die Museen und Kunststätten von Männern abgefafst ist, die ausgezeichnet Bescheid wissen, so dafs man sich ihnen mit Vertrauen überlassen kann. So weit wie ich aus eigener Kenntnis die Angaben habe kontrollieren können, habe ich gefunden, dafs sie überall zuverlässig sind, abgesehen von wenigen Fällen, wo seit dem Drucke des Buches Neuerungen eingetreten sind (z. B. in Ägina, wo neuerdings Furtwängler Ausgrabungen gemacht hat). Hierfür können natürlich die Verfasser nicht verantwortlich gemacht werden; das ist ja das Schicksal aller Reisehandbücher, dafs sie im Augenblicke ihres Erscheinens in einigen Punkten schon unzuverlässig geworden sind. Aber bei der langsamen Entwickelung im Orient sind diese Punkte immerhin verhältnismäfsig wenige.

Das Buch war bisher als zweiter Band der „Türkei“ erschienen; jetzt ist es also ein selbständiger Band geworden, der eine durchgängige Umarbeitung und wesentliche Vermehrung erhalten hat; namentlich sind die archäologisch besonders wichtigen Orte, wie Delphi, Athen, Epidauros, Ephesos, Magnesia, Troja ganz neu bearbeitet, andere, wie Milet, Priene, Thera hier überhaupt zum ersten Male behandelt worden. Wir sind den Herren, welche sich dieser Mühewaltung unterzogen haben, O. Kern und Rob. Zahn, zu besonderem Danke verpflichtet.

13) **A. Trendelenburg, Der grofse Altar des Zeus in Olympia.** Mit 3 Tafeln. Berlin 1902, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann

Heyfelder). Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Askanischen Gymnasiums zu Berlin Ostern 1902. 44 S. 4. 1 *M*.

Die Frage, wo der grofse Zeusaltar in Olympia gelegen habe und wie er gestaltet war, hatte bisher eine allen genügende Beantwortung noch nicht gefunden. Die Ausgrabungen hatten kein bestimmtes, jeden Zweifel beseitigendes Material ergeben, und gegen die Stelle sowohl, an welcher der Plan von Olympia den Altar ansetzt, als auch gegen die auf Adler zurückgehende Restauration waren gewichtige Bedenken erhoben worden. Auch die von Puchstein versuchte Ansetzung und Gestaltung ist nicht ohne Widerspruch geblieben. Nun versucht Trendelenburg eine neue Lösung. Er geht aus von den gewaltigen Aschenresten, die zwischen Pelopion und Heraion gefunden sind (die sich sogar bis unter das Heraion und Pelopion hinziehen), und möchte an dieser Stelle, nördlich vom Pelopion, dicht an der Umfassungsmauer, und südlich vom Heraion den Altar ansetzen, indem er diese Lage mit den Worten des Pausanias dadurch in Einklang zu setzen sucht, dafs er die Worte *προκείμενος μέντοι πρὸ ἀμφοτέρων* nicht örtlich, wie es bis jetzt allgemein geschehen ist, sondern zeitlich auffafst, insofern *κεῖσθαι* als Passiv zu *τιθέναι* gilt. „Wiewohl der Altar des Olympischen Zeus in ganz gleicher Entfernung vom Pelopion und dem Heiligtum der Hera liegt, so ist er doch schon vorher erbaut vor beiden. Denn er wurde nach den einen von dem Idäischen Herakles, nach den andern von den einheimischen Heroen nur zwei Generationen später als Herakles angelegt". Obgleich Trendelenburg, wie er S. 3 angiebt, für seine Auffassung günstige Beurteilung und zum Teil unumwundene Zustimmung im Kreise der Gymnasiallehrer gefunden hat, die Ostern zur Teilnahme am archäologischen Ferienkurse in Berlin versammelt waren, so will mir sein Versuch doch nicht gelungen erscheinen, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens mag *κεῖσθαι* auch als Passiv zu *τιθέναι* gestellt werden, hier bei dem Olympischen Zeusaltar hat weder *τιθέναι* noch das Passiv *κεῖσθαι* Platz, soweit mit diesen Verben die Errichtung des Altars bezeichnet werden soll; dann hätte es heifsen müssen *ὁ βωμὸς ἵδρυται, κατεσκεύασται, πεποίηται* u. dergl., da *τιθέναι*, abgesehen von Übertragungen, nur in Verbindung mit beweglichen Dingen gebraucht wird. Zwar sagt Pindar *θέμεν Ἱππίᾳ βωμὸν εὐθὺς Ἀθάνᾳ* Ol. XIII 82, aber hier handelt es sich entweder um einen beweglichen Altar oder um einen kleinen, den man gleichsam durch das Aufeinanderlegen von Steinen entstehen sieht, eine Entstehungsart, die bei dem grofsen als gewaltiges, durch seine Mafse hervorragendes Denkmal gedachtem Zeusaltar ausgeschlossen ist. Ferner könnte von dem durch Trendelenburg angenommenen Altar, der nur durch einen ganz schmalen Gang vom Pelopion getrennt ist, nicht, wie es bei Pausanias heifst, gesagt sein: *ἴσον μὲν μάλιστα τοῦ Πελοπίου καὶ τοῦ ἱεροῦ*

τῆς Ἥρας ἀπέχων. Denn das Pelopion mit seiner rings umlaufenden Mauer bestand schon in der Form, welche die Ruinen ergeben, zur Zeit des Pausanias (*παρήκει δὲ ὡς ἐπὶ τὸν ὀπισθόδομον ἀπὸ μέσου ἀρξάμενον μάλιστα τοῦ ναοῦ, καὶ λίθων δὲ θριγκῷ περιέχεται κτλ.*), und dafs der Eingang von Pausanias nach Westen statt nach Südwesten gelegt wird, mufs jeder, der den Plan ansieht, durchaus als zutreffend erkennen. Auch gegen die Form, die in der Rekonstruktion gewählt worden ist, läfst sich mancherlei einwenden, besonders, dafs je dünner das Mittelstück angenommen wird, um so gröfsere Schwierigkeiten entstehen, sich dieses aus Asche gebildet zu denken. Kurz, so dankbar man Trendelenburg sein mufs, dafs er energisch an die Lösung der Frage herangegangen ist, man mufs doch urteilen: *adhuc sub iudice lis est.*

14) R. Borrmann, Der dorische Tempel der Griechen. A. u. d. T. Die Baukunst, herausgegeben von R. Borrmann und R. Graul. 4. Heft, II. Serie. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 14 S. und 6 Tafeln. 4 *M.*

Das ist ein Buch, das man angelegentlich zum eifrigen Studium empfehlen kann. Der Verf. weifs nicht nur genau Bescheid auf diesem Gebiet, er weifs auch klar und deutlich seine Meinung zu bringen und dadurch eingehend zu unterrichten; zahlreich in den Text gefügte Abbildungen dienen dazu, das Gesagte zu erläutern. Mit alten Irrtümern, die immer und immer wieder vorgetragen werden, ist gründlich aufgeräumt worden, z. B. mit den Hypäthraltempeln, die in vielen Handbüchern noch immer eine Rolle spielen, so sicher auch ihre Unmöglichkeit längst dargelegt worden ist. Die sechs hinzugefügten Tafeln zeigen die sogenannte Basilica von Paestum, ebenso den Poseidontempel, ferner den unvollendeten Tempel von Segesta, den Parthenon und das Theseion von Athen und den Tempel des Apollon Epikurios von Phigaleia.

Unter den Textabbildungen ist auch, um eine der ältesten Formen des dorischen Tempels mit geböschtem Erddach zu zeigen, unter No. 9 der Thetistempel von der Françoisvase abgebildet worden. Aber warum soll dies durchaus ein Tempel sein? Natürlich ist Thetis eine Göttin, und das *Θετίδειον* als ihr Wohnsitz spielt noch später eine Rolle (Eur. Andr. 20); aber zunächst ist sie doch jetzt Braut und Gattin des Peleus, und man sollte deshalb erwarten, dafs die Götter, die zur Hochzeitsfeier kommen, sich in das Haus des Peleus begeben. Dafs die Formen des Hauses ganz denen eines templum in antis gleich sind, darf jetzt nicht mehr stören, nachdem in Troja die Megara aufgefunden sind, die genau den gleichen Plan aufweisen, und nachdem allgemein erkannt worden ist, dafs der Tempel seine Form einfach vom Hause entlehnt hat. Vor mir liegt die Abbildung einer jetzt dem Museum in Boston gehörigen Vase, die Ankunft

des Bellerophon mit dem Pegasus in Lycien bei Jobates darstellend; hinter dem Könige tritt seine Tochter (man darf sie wohl Kasandra nennen, da das Bild auf das Stück des Sophokles zurückzugehen scheint, in dem die lycische Königstochter den Namen Kasandra führte; vgl. Schol. AB Hom. Il. *Z* 155) aus einem Hause heraus, das durch zwei Säulen (mit einer nach Innen schlagenden Doppelthür) angedeutet ist. Allerdings liegt über den Säulen ein Giebel, und die Ecken sind mit Akroterien verziert; aber dafs die Giebel nur den Tempeln zukommen, ist zwar eine alte, aber deshalb noch nicht richtige Annahme[1]). Hier, auf dem Bellerophonvasenbild, kann gar nichts anderes gemeint sein als der Palast des Königs, und genau so ist auf der Françoisvase mit dem Gebäude der Palast des Peleus angedeutet, in dem sitzend Thetis als Frau die Ankunft der Götter erwartet.

Doch für die Bedeutung des Buches „Der dorische Tempel" ist dies belanglos.

15) E. Herrmann, Säulenordnungen der Griechen und Römer. Für Architekten, Bildhauer, Maler, für Kunst- und Bau-Handwerker etc. Vorlagen für den Unterricht und zum Selbststudium. 18 Tafeln. Dresden, Gerhard Kühtmann. 5 M.

Die Tafeln sind durchaus nur als Vorlagen zum Zeichnen gedacht und liegen infolgedessen aufserhalb des Rahmens, den ich mir für den Jahresbericht gezogen habe und habe ziehen müssen. Von fachmännischer Seite ist mir aber gesagt und gezeigt worden, dafs für den angestrebten Zweck die Tafeln gut entworfen sind und mit Nutzen gebraucht werden können. Die Zeichnungen sind in der Projektionsmanier entworfen; während bisher die Teilung des unteren Säulendurchmessers in 60 Teile beliebt war, hat der Verfasser während seiner langjährigen Thätigkeit die Teilung in nur 48 Teile als praktischer befunden und deshalb diese hier zu Grunde gelegt. Dafs von einer Mannigfaltigkeit in der Entwicklung der Säulen hier keine Rede ist, sondern dafs überall feste unverrückbare Verhältnisse vorausgesetzt werden, kann man wohl begreifen.

16) O. Puchstein, Die griechische Bühne. Eine architektonische Untersuchung. Mit 43 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 144 S. gr. 8. 8 M.

Haben die Griechen eine um 3—4 m über die Orchestra erhöhte Bühne gehabt, oder haben sie vor dem sogenannten Proskenion in der Orchestra oder in gleicher Höhe mit ihr gespielt? So ungefähr könnte man die Fragen stellen, die schon

[1]) Auch auf der Françoisvase ist übrigens, nach Furtwängler (Furtwängler und Reinhold, Griechische Vasenmalerei S. 10) ein Giebeldach zu erkennen; ein abgewölbtes Lehmdach sei zu primitiv, und solche primitive Eindachung sei bei der Kunsthöhe, die sich im Vasenbild offenbart, nicht mehr denkbar.

seit beinahe zwei Dezennien die gelehrte Welt bewegen. Bekanntlich antwortet Dörpfeld, der die Führung in diesem Streite übernommen hat: nein, sie haben keine erhöhte Bühne gekannt, sondern man hat vor dem Proskenion in gleicher Höhe mit der Orchestra gespielt. Vitruv, welcher den Satz von der erhöhten Bühne ausspricht, bezieht sich damit nicht auf die rein griechischen, sondern auf die kleinasiatischen Theater, die einen wesentlich verschiedenen Typus vertreten. Dagegen wendet sich nun Puchstein; er macht den Versuch, die sämtlichen griechischen Theaterruinen einer genauen Prüfung zu unterziehen, um sich darüber klar zu werden, ob die Bühnengebäude nicht etwa regelmäfsig nach Vitruvs Vorschriften ergänzt werden können oder gar ergänzt werden müssen, und er kommt zu dem Resultat, dafs alle griechischen Skenen, die hinlänglich bekannt geworden sind, unzweifelhaft auf die Anlage einer erhöhten Bühne, wie sie Vitruv und Pollux verlangen, berechnet sind und dafs ihr diesen oft in sehr eigentümlicher Weise, aber immer stark ausgeprägten Charakter die technischen und architektonischen für die neue Theorie vorgebrachten Gründe nicht im mindesten haben nehmen können.

Puchstein unterscheidet drei Arten von Bühnen, je nach der Art, wie die Stadt- und Landthüren angelegt waren. Die einen Logeien hatten ganz nach der verbreitetsten römischen Weise Versurenthüren aus besonderen Räumen, zu anderen führten die *itinera versurarum* mittelst Rampen hinauf, zum Teil in schräger Linie, aber auch horizontal, bei der dritten Gattung endlich lagen die beiden Zugänge rückwärts in einer Flucht mit den Regiathüren, aber nicht eigentlich in der *scaenae frons* selbst, sondern seitlich und aufserhalb davon. Der letzte Typus wird besonders im Osten gefunden; die mittlere Form, das Rampentheater, tritt uns in Oropos, Epidauros, Delphi u. a. auch in der zweiten Form des athenischen Theaters entgegen, die erste Form, die er als altathenischen, westlichen Typus bezeichnet, findet man besonders in den griechischen Theatern Siciliens. Gegen die Art, wie Puchstein die Bühnenreste betrachtet und aus ihnen Folgerungen zieht, sind schon manche Einwendungen gemacht worden und werden weiterhin wohl noch Einwendungen gemacht werden; aber nehmen wir selbst an, dafs alle jene Folgerungen unbestritten dastehen, ist damit die Frage gegen Dörpfeld entschieden? Mit andern Worten: ist es möglich, blofs auf Grund der architektonischen Reste mit grundsätzlicher Beiseitelassung aller aus den Tragödien selbst sich ergebenden Folgerungen die Theaterfrage zu entscheiden? Die Bühnen, deren Reste uns heute vorliegen, sind meist durch mehrere Jahrhunderte von der Blütezeit der athenischen Tragödie getrennt; kann es gestattet sein, aus ihnen auf die Theaterverhältnisse des fünften Jahrhunderts Schlüsse zu ziehen? Wenn jemand die Theater, wie sie heute bestehen, benutzen

wollte, um uns die Shakespearesche Bühne zu erläutern, so würde doch alle Welt sich dagegen erheben und erklären, dafs dies unmöglich sei. Aber beim Altertum sollen einige Jahrhunderte so gut wie gar keine Rolle spielen? Man kann getrost zugeben, dafs im Altertum die Verhältnisse beständiger, weniger beweglich waren als heutzutage, aber man vergifst nur zu leicht, dafs auch damals die Zeiten sich wandelten und dafs mit den allgemein menschlichen Verhältnissen auch die architektonische Umgebung, in denen die Verhältnisse sich abspielten, notwendig eine andere werden mufste. Und noch eins. Man vergifst gar zu leicht, dafs der architektonische Aufbau bei dem Theater nur die Grundlage, gleichsam das Gerippe war, dem durch den scenischen Aufbau erst das Fleisch und die Haut hinzugefügt wurde. Wäre man sich immer darüber klar, dafs der scenische Aufbau je nach der Situation, die das Stück voraussetzt, oft sehr verschieden sein mufste, dann würde man leichter zur Einigung gelangen. So ist es z. B. im Philoktetes des Sophokles deutlich und klar gesagt, dafs ein doppelter Standpunkt vorausgesetzt wird: unten, in gleicher Höhe mit der Orchestra, steht Odysseus und der Chor; darüber, sagen wir in der Höhe des Puchsteinschen λογεῖον, auf dem Dache des Proskenion, steht Neoptolemus und Philoktet; zwischen beiden Ebenen ist aber eine Verbindung hergestellt, so dafs man hinaufgehen und herabsteigen kann. Und ähnliche Vorrichtungen werden auch bei andern Stücken nötig gewesen sein. Diese je nach dem Stücke wechselnden scenischen Aufbauten dürfen aber nicht unbeachtet bleiben, wenn es sich um die Feststellung der antiken Theaterform handelt. Bei aller Beachtung, die dem Puchsteinschen Buche gebührt, weil hier ein sorgsamer, zuverlässiger Forscher von seinem abweichenden Standpunkte aus die Frage untersucht, kann es doch nicht als ein Buch betrachtet werden, das eine endgiltige Lösung gebracht hat.

17) L. Bolle, Die Bühne des Sophokles. Beilage zum Programm der Grofsen Stadtschule (Gymnasium und Realschule) zu Wismar. Ostern 1902. 23 S. 4.

In treffender Weise wird geschildert, wie seit 1884 die Vorstellungen vom antiken Theater sich geändert haben, wie alle Welt geneigt war, die alte Lehre vom erhöhten Logeion, von der Wieselerschen Thymele und von dem getrennten Spiel des Chors und der Schauspieler aufzugeben, ohne dafür etwas Sicheres an die Stelle setzen zu können. Denn bei aller Bewunderung für den Scharfsinn, den Dörpfeld bei der Untersuchung der Theaterfrage bewiesen hat, — dafs es ihm gelungen sei, einen einwandfreien Beweis für seine Lehre zu finden, wird niemand behaupten können. Das eine steht fest: „aus der Zeit des Sophokles ist im Gebiete des Dionysos Eleuthereus von der Skene und was mit

ihr zusammenhängt, keine Spur erhalten. Und aus den späteren athenischen Ruinen auf den Zustand unter Sophokles denselben Rückschlufs zu machen, den Dörpfeld macht, das ist wenig verlockend. Denn die Schlüsse Dörpfelds sind anfechtbar und sehr angefochten". Um unter diesen Umständen für die Lektüre in Prima eine sichere Grundlage zu gewinnen, will der Verf. für jedes einzelne der Sophokleischen Stücke nachweisen, was der Dichter aufser der Orchestra voraussetzt, um dann am Schlusse zusammenzustellen, was infolgedessen der Primalehrer den Schülern über die Bühne des Sophokles als zweifellos mitteilen kann. Diese den Stücken entnommenen Beobachtungen sind fast durchweg als sicher anzuerkennen. Was mir weniger sicher scheint, ist folgendes. S. 8 wird angenommen, dafs im Prolog des Aias Athene hinter dem Odysseus einherging, ihn beobachtend. Das scheint mir nicht richtig; beweisen läfst es sich freilich nicht, aber ich glaube, dafs sie höher und seitwärts steht, seitwärts, um von dem aus dem Zelte heraustretenden Aias gesehen und angesprochen werden zu können. S. 15 wird Klytaemnestra geschrieben; aber dafs das n zu Unrecht eingeschoben ist, steht jetzt wohl fest. S. 23 „Durch das Dach der Ankleidebude konnte man gestorbene Personen hinab- und statt ihrer Puppen hinaufheben". Das soll sich wohl auf den Aias beziehen, wo an Stelle des in das Schwert gestürzten Aias eine Puppe gesetzt wird, damit der Schauspieler für die Teukrosrolle verwandt werden kann. Aber der Raum, wo Aias fällt, hat doch nichts mit dem Dach der Ankleidebude zu thun, wenn man nicht von vorn herein das erhöhte Vitruvische Theater annehmen will. Man macht sich die Theaterfrage im allgemeinen nur dadurch so schwer, dafs man die durch festes Mauerwerk gegebenen Unterlagen mit den für jedes Stück besonders angebrachten Aufbauten, die mit dem Stück wieder verschwanden, durchaus zusammenwerfen will. Dafs auch in Athen die Bühne je nach den Erfordernissen des Stückes besonders hergestellt wurde, dafür bietet gerade der Philoktet den ausschlaggebenden Beweis. Hier haben wir, abgesehen vom Chor in der Orchestra, zwei verschiedene „Bühnen", die untere, die mit der Orchestra gleiche Höhe hat oder nur um weniges sie überragt, auf der Odysseus steht, und die obere, auf der Neoptolemos und Philoktet auftreten (vgl. oben S. 236). Dafs die eine im allgemeinen dem Proskenion Dörpfelds, die andere seinem *θεολογεῖον*, dem späteren *λογεῖον*, entspricht, ist vielleicht der Bemerkung wert. Und ähnlich wird es in den übrigen Stücken gewesen sein. Vom Krahn (S. 23) sind uns vielleicht noch Abbildungen erhalten; vgl. H. Heydemann, Hallisches Winckelmannsprogr. 1878 Taf. II No. 3a und 3b.

IV. Mythologie.

18) O. Kern, Über die Anfänge der hellenischen Religion. Vortrag gehalten am 25. November 1901 in der Aula der Universität Rostock. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 34 S. 8. 0,80 *M*.

Die kleine frisch geschriebene Abhandlung, die als Vortrag jedenfalls grofsen Eindruck gemacht hat, sucht in kurzen Zügen den Standpunkt darzustellen, auf dem heute die Wissenschaft der hellenischen Religion gegenüber steht. Die Anthropologie in Verbindung mit der Archäologie hat uns erkennen gelehrt, dafs die Griechen in der ältesten Zeit auf demselben Standpunkt standen, wie heute noch manche Negerstämme und andere Naturvölker, dafs sie also ihre Fetische hatten, denen sie ihre Verehrung darbrachten und die sie als Amulette trugen; noch bis in die historische Zeiten hinein sind deutliche Spuren dieses ursprünglichen Fetischdienstes zu erkennen. Neben den Steinen traten auch bearbeitete und unbearbeitete Hölzer als Fetische auf; als man anfing, sich das göttliche Wesen im Bilde vorzustellen, da mufste dieses Schutzbild vor der Witterung geschützt werden, man stellte es also in eine Höhle oder in einen hohlen Baum, woher sich die merkwürdige Sitte erklärt, dafs Tempel und Schiff mit gleichem Stammwort bezeichnet werden: für beide diente eben ein ausgehöhlter Baumstamm. Neben diese Art des Fetischismus tritt nun noch der sog. Totemismus, der auf der Beobachtung der engen Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier beruht; auch diese Form ist in Griechenland üblich gewesen, wie die Mischgestalten der sog. Inselsteine beweisen. Auch von dieser Art sind Spuren, die bei der früheren Auffassung von der griechischen Religion ganz unverständlich waren, bis in die historischen Zeiten geblieben. Man denke an die schwarze Demeter von Phigalia; auch in den Tierattributen der Götter lebt der alte Tierfetischismus fort, und durch ihn erklären sich auch die vielen Verwandlungssagen. Auf den Fetischismus folgt der Ahnenkult, dessen Zeugen noch heute die gewaltigen Kuppelgräber in Orchomenos und Mykenai sind. Während der Körper des Verstorbenen in dem kleinen Nebenraume beigesetzt war, diente der grofse Kuppelraum zur Versammlung der Mannen an den Gedächtnistagen. Neben diesem Totenkult bildet sich der Anthropomorphismus heraus, indem jeder Stamm, ja fast jedes Dorf sich seinen eigenen Gott schuf, zu dem es betete; einzelne dieser ursprünglich nur als Lokalgottheiten zu betrachtenden Götter haben weitere Bedeutung, so zu sagen gröfsere Herrschaft gewonnen, dadurch dafs infolge der Völkerwanderung der Stamm seine Götter weiter verbreitete; andere haben als Lokalgottheiten bis in die letzte Zeit des Altertums hinein eine verborgene Sonderexistenz geführt. Die Götterwelt Homers ist besonders in Thessalien entstanden, Zeus ist der Gott der hellenischen Ritter-

zeit und nach dem Bilde der Fürsten und Ritter mit jedem Zeichen königlicher Gewalt ausgerüstet worden. Vor allem aber hat zu seinem Siege in der bunten hellenischen Götterwelt der Genius der Dichter geholfen, denen wir das Ritterepos der Ilias verdanken. Im Gegensatz zu dieser schon früh (von Xenophanes) bekämpften Götterwelt, die fast schon eine Götterwelt der Décadence ist, steht der Kultus der Demeter mit ihren fast der christlichen Religion nahekommenden Lehren. — Also auch auf diesem Gebiete tritt die historische Entwickelung klar zu Tage.

19) M. W. de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam. Dissertation. Lugduni-Batavorum 1900. 283 S. 8.

Dafs bei den Griechen neben der Verehrung der Götter in Menschengestalt noch eine ältere Form des Kultus vorhanden war, welche Steine, Holzstücke, Bäume, Tiere zu Gegenständen der Verehrung machte, ist bekannt und schon oft hervorgehoben worden. Trotzdem hat sich de Visser ein grofses Verdienst erworben, dafs er alle einschlägigen Notizen zusammengestellt und eingehend behandelt hat. Das Buch zerfällt in drei Teile: 1. *De superstitionum quae non sunt anthropomorphicae origine atque indole apud varias gentes.* 2. *Scriptorum et monumentorum de superstitionibus quae non sunt anthropomorphicae apud Graecos testimonia: a) de lapidum veneratione; b) de stipitum veneratione; c) de arborum cultu; d) de animalium cultu.* 3. *De Graecorum superstitionum quae non sunt anthropomorphicae ratione ac natura. Quomodo paulatim anthropomorphismo cesserint.* Hier und da geht der Verf. vielleicht etwas zu weit, z. B. wenn er die Palme des Erechtheions, die nur als künstlerisch gestalteter Schornstein für den Rauch der ewigen Lampe diente, unter den Beweisen für den Baumkultus mit anführt.

20) W. Lermann, Athenatypen auf griechischen Münzen Beiträge zur Geschichte der Athena in der Kunst. Mit zwei Münztafeln als Anhang. München 1900, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 92 S. 8. 3,50 *M.*

Dafs die Stadt Athen mit ihren Münzen über einen grofsen Teil der griechischen Welt hin gewaltigen Einflufs ausgeübt hat, war ohne weiteres anzunehmen und wird hier bis ins einzelne eingehend dargelegt. Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen der erste den ältesten Athenatypus der attischen Münzen, seine Entstehung und Verbreitung behandelt, während im zweiten die Entstehung und Verbreitung des jüngeren, spätarchaischen Athenatypus der attischen Münzen dargelegt und im dritten gezeigt wird, wie weit die von Phidias geschaffenen Athenabilder, ja überhaupt phidiasische Kunsttypen auf Münzen sich verbreitet haben. Das Merkwürdige, aber Erklärliche dabei ist, dafs sich die Typen des phidiasischen Kreises am wenigsten in dem eigentlichen Griechenland finden, offenbar weil man hier an den altüberkommenen,

lokalbedeutsamen Typen fester hielt und weil sich im Mutterlande der Stammesantagonismus mehr fühlbar machte. — Zwei sauber ausgeführte Münztafeln dienen zur Erläuterung des im Text Ausgeführten. Das Werkchen verdient sorgsame Beachtung.

21) L. Bloch, Alkestis-Studien. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum u. s. w. IV. Jahrgang. Mit 1 Tafel und 14 Abbildungen im Text. Leipzig 1901, B. G. Teubner. 52 S. gr. 8. 2 *M.*

Der Verf. giebt, um die Neuschaffung des Euripides würdigen zu können, zunächst einen kurzen Überblick über die Auffassung und Stellung des Weibes in der griechischen Dichtung bis auf Euripides; dann vergleicht er die Euripideische Tragödie mit den Nachbildungen moderner Zeit, um durch die Abweichungen die Auffassung der griechischen Dichter noch deutlicher hervortreten zu lassen; hieran reiht sich eine kulturgeschichtliche und eine litterargeschichtliche Würdigung der Sage; ein Exkurs über die Inselidole (der Verf. sieht in den „Idolen", die man den Verstorbenen in die Gräber mitgegeben hat, einen Ersatz für die in älterer Zeit übliche Opferung der Frauen und Diener des Toten) und eine Erklärung der Tafel bilden den Schlufs.

Wie bei andern, wird auch hier die Robertsche Deutung des ephesischen Säulenreliefs festgehalten; ich verweise auf oben S. 213, wo ich an meine Deutung auf die Argonauten bei Phineus erinnert habe. Dafs die nur in dürftigen Linien erhaltene Gestalt neben dem geflügelten Schwertträger Herakles sei, scheint mir unmöglich, sie hat durchaus nichts an sich, was an Herakles zu denken zwänge oder auch nur gestattete. Hoffentlich gelingt es den Österreichern, noch das eine oder andere Fragment dazuzufinden, ich rechne dann auf sichere Bestätigung meiner Deutung.

Die Abhandlung ist sehr interessant und darf im ganzen auf Zustimmung rechnen.

22) Fr. Hennig, De Pegaso. Breslauer philologische Abhandlungen, herausgegeben von Richard Förster, VIII 4. Breslau 1902, M. u. H. Marcus. 162 S. 8. 6 *M.*

Das ursprünglich als Dissertation ausgegebene, R. Förster gewidmete Buch behandelt die verschiedenen Mythen, in denen der Pegasus eine Rolle spielt. Zunächst werden die auf die Geburt des Pegasus bezüglichen Nachrichten zusammengestellt (hier finden sich auch die auf die Verbindung des Perseus mit Pegasus bezüglichen), darauf wird die Verbindung des Flügelrosses mit Bellerophon besprochen; das dritte Kapitel enthält die Sagen von den Quellen, die durch den Pegasus hervorgerufen sein sollen; das vierte handelt von der Beflügelung des Pferdes, und in den beiden letzten wird versucht, die Bedeutung des Namens und der ganzen Sage überhaupt festzustellen.

Man kann dem Verf. nachrühmen, dafs er mit grofsem

Fleifse und anerkennenswerter Sorgfalt alles Wesentliche zusammengetragen hat, was über den Pegasus gesagt werden konnte. Nach ihm ist Pegasus aus der Verbindung des Poseidon mit der Medusa, während beiden Pferdegestalt zukam, entstanden; die ursprünglich griechische aus der Urheimat mitgebrachte Sage ist erst später nach Asien übertragen, nicht etwa umgekehrt aus Asien nach Griechenland eingeführt worden. Auch die Monumente, in denen Pegasus dargestellt ist, werden verständig beurteilt. Kleine Meinungsverschiedenheiten können hier bei Seite gelassen werden.

23) John H. Huddilston, Die griechische Tragödie im Lichte der Vasenmalerei. Neue, durchgesehene Ausgabe, übersetzt von Marie Hense. Mit 29 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1901, Friedrich Ernst Fehsenfeld. 215 S. 8. 4 *M*.

Ob das Originalwerk eine Übersetzung verdient hat, kann fraglich erscheinen. Huddilston hat doch nur sehr oberflächlich gearbeitet und sich vielfach recht arge Fehler zu Schulden kommen lassen; vgl. R. Engelmann, Archäologische Studien zu den Tragikern S. 52 Anm. 3. Die Urteile über das Werk sind trotzdem sehr günstig ausgefallen; daher kann man sich erklären, dafs sich jemand zur Anfertigung einer Übersetzung entschlofs. Die deutsche Bearbeitung liest sich so gut, dafs die Übersetzerin alles Lob verdient; auch sind hier viele der Fehler des Originals verbessert worden. Immerhin ist noch genug übrig geblieben, das eine Änderung verdient hätte. Wie kann man z. B. die Thatsache, dafs einmal eine Satyrstatue unter oder neben dem Dreifufs in der Tripodenstrafse in Athen aufgestellt war, sogleich zu einer allgemein geübten Sitte (S. 6) erweitern? Und wurden diese Dreifüfse wirklich als Belohnungen für Tragödienaufführungen, nicht für lyrische Chöre gegeben? Unter den Münzlegenden (S. 45) kann man doch eigentlich nur die Inschriften, nicht aber die Bilder verstehen, die auf den Münzen angebracht sind. Dafs (S. 49) im vierten Jahrhundert nur die Werke der drei grofsen Tragiker „mit Vergnügen" gelesen und gehört wurden, ist auch nicht richtig (vgl. Phil. 1901 S. 440), wenn nicht etwa der Nachdruck auf die Worte „mit Vergnügen" gelegt worden soll. S. 60 Dafs die dem Kopfe sich anschmiegende Mütze des auf dem Reisesacke sitzenden Dieners ungriechisch sei („niemals trug ein Grieche eine solche Kopfbedeckung"), ist auch zuviel gesagt; der Fremde aus Phokis ist doch auch ein Grieche, und sollte ein Sklave aus fremdem Stamme vorausgesetzt werden, so ist zu bedenken, dafs dieser doch nicht in Griechenland die ihm ursprünglich zukommende Barbarentracht weiter tragen, sondern von seinem Herrn mit griechischer Tracht ausgestattet werden wird. S. 69 Wohl mit Unrecht nimmt Huddilston an, dafs derselbe Chor für die drei oder vier Stücke eines Dichters verwendet worden sei, so dafs er nach jeder Tragödie zunächst Zeit zum Umkleiden nötig hatte. S. 121 Die beiden Streifen des Krater im Brit.

Museum sind für die Erklärung wohl zusammenzufassen. S. 134, 1 Dafs Iphigenie auf dem bekannten pompejanischen Bilde fortgetragen wird, kann man doch kaum sagen. S. 143 Das Verhältnis zwischen Ἰφιγένεια und Ἰφιάνασσα scheint der Verf. nicht richtig aufgefafst zu haben. Richtig ist, dafs Homer die Sage von der Opferung der Iphigeneia nicht kennt, ja überhaupt ihren Namen nicht nennt, sondern dafür Ἰφιάνασσα einsetzt. Indem nun Sophokles die Opferung der Iphigeneia braucht, um Klytaimestra zu entschuldigen, zu gleicher Zeit aber den Homer nicht zu korrigieren wagt, gelangt er dazu, Ἰφιγένεια und Ἰφιάνασσα nebeneinander anzunehmen. S. 152 Dafs das Neapeler Vasenbild, auf dem Orestes auf dem Altar sitzend dargestellt ist, auf die Euripideische Iphigenie zurückzuführen ist, scheint mir höchst unwahrscheinlich. Es ist dieser Stoff ja auch von andern Tragikern behandelt worden. Ebensowenig kann ich Huddilston beistimmen, wenn er die Münchener Medeavase auf die Medea des Euripides zurückgeführt wissen will. Dafs ein Vasenmaler, der durch die Aufführung der Euripideischen Medea angeregt ist, sein Bild zu schaffen, dann so viele fremdartige bei Euripides fehlende Züge hinzugefügt (den Bruder Hippotes, das εἴδωλον Αἰήτου und vor allem die Rettung des einen Sohnes; denn dafs der Künstler den einen Sohn gerettet wissen will, daran kann nach dem Bilde doch kein Zweifel sein), das ist für mich ganz unglaublich. Der Stoff der Medea ist aufser von Euripides von vielen andern bearbeitet worden, warum soll nicht die eine oder andere Bearbeitung auf Künstler solchen Eindruck gemacht haben, dafs sie danach ihr Bild gestalteten? Ich kann nur immer wieder an die Inschrift des Athleten erinnern (Phil. 1901 S. 440), der in Stücken auftrat, von denen uns vorher nicht einmal die Titel bekannt waren. Auch ob das S. 99 abgebildete Vasenbild mit dem Tode des Neoptolemos sich auf den Schlufs der Andromache bezieht, ist mir neuerdings fraglich geworden. Es könnte ebenso gut, wenn nicht besser, auch auf die Ἑρμιόνη des Sophokles bezogen werden, nach Eust. Od. S. 1479, 10, wo sogar der Name des Delphiers (Μαχαιρεύς) genannt wird, durch den Neoptolemos fiel. Mitunter schwankt das Urteil des Verf.s in merkwürdiger Weise hin und her, so wenn er S. 42 den Berliner Andromedakrater direkt mit der Euripideischen Aufführung in Verbindung setzt, dagegen S. 211 ihn unter denen aufführt, von deren Euripideischem Charakter er sich nicht hat überzeugen können. Dafs er unter dieser Kategorie auch die Alkmenevasen bringt, befremdet mich; ich glaubte, dafs diese Frage erledigt sei

24) B. Niese, Die Welt des Hellenismus. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 14. Oktober 1900. Marburg 1900, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 24 S. 8 0,50 *M*.

Während bis vor nicht langer Zeit der Hellenismus als die

Zeit des Verfalls betrachtet und ziemlich vernachlässigt wurde, hat man neuerdings ihm gröfsere Aufmerksamkeit zugewandt, weil man erkannt hat, dafs er „nicht nur Grundlage und Voraussetzung der römischen Bildung und Herrschaft ist, sondern dafs auch die späteren orientalischen Reiche aus ihm hervorgegangen sind". Auch das vorliegende Heft schildert in kurzer, aber klarer und ansprechender Weise, wie der Hellenismus sich überallhin verbreitet und nicht blofs den Orient, sondern auch den Occident völlig in Beschlag nimmt. Vielleicht hätte das, was neuerdings bei Ausgrabungen sich immer mehr ergiebt, etwas stärker hervorgehoben werden sollen, dafs nämlich im Orient nicht eigentlich das Alte verdrängt wird oder neue Formen geschaffen werden, sondern dafs dort der Hellenismus nur gleichsam wie eine Tünche dem Alten aufgesetzt wird, wie eine Tünche, die nach kurzer Zeit wieder abfällt und dann das Alte unverändert wieder hervortreten läfst. Der beste Beweis dafür ist jetzt in Ägypten, in Alexandria gefunden worden. Dort hat man gelegentlich der zur Herstellung von Kaibauten im Hafen von Alexandria vorgenommenen Abtragung der Hügel westlich von der Stadt in dem grofsen Kom-es-Schugafa genannten Hügel eine grofsartige Prachtkatakombe aufgefunden, die besonders dadurch interessant ist, dafs man nicht, wie man in der erst von Alexander gegründeten und als Vorort des Hellenismus betrachteten Stadt erwarten könnte, griechische Ornamente und griechische Skulpturen findet, sondern dafs das Grab im Pharaonenstil gehalten ist, mit sehr bescheidenen Motiven aus der Antike. Sehr richtig sagt J. Strygowski bei der Beschreibung der neuen Katakomben (Zeitschr. f. bild. Kunst 1902 S. 113 ff.): „Hellas, das mit Alexander dem Grofsen in den Orient tritt, zieht diesen nicht zu sich herüber, es wird von ihm aufgenommen, erstickt aber in seiner Umarmung. Wohin wir im Orient den Fufs setzen, überall bröckelt die hellenische Tünche ab, und was immer deutlicher hervortritt, das sind die Züge des alten Ahasver, des Orients, dessen zähe Rassekraft nicht stirbt und überall wieder zur Geltung kommt".

25) J. Kaerst, **Geschichte des hellenistischen Zeitalters.** Erster Band: Die Grundlagen des Hellenismus. Leipzig 1901, B. G. Teubner, X u. 433 S. 8. 14 ℳ.

Der Zweck des ganzen, mit dem vorliegenden Bande beginnenden Werkes ist, wie es in der Vorrede heifst, die Umwandlung des in den engen Grenzen der Polis sich darstellenden Staates in die umfassenden politischen Gestaltungen der hellenistischen Zeit und der in der hellenischen Polis erwachsenen Kultur in der hellenistischen Weltkultur nachzuweisen und das Wesen dieser neuen universalen Bildungen, die treibenden Kräfte, die wichtigsten Entwickelungstendenzen derselben darzulegen. Dazu bildet der

jetzt ausgegebene erste Band so zu sagen die Einleitung. Das erste Buch soll uns mit dem Begriff der hellenischen Polis überhaupt vertraut machen, indem es das Wesen und die geschichtliche Entwickelung der hellenischen Polis schildert, darauf die philosophische Aufklärung in ihrem Verhältnis zum Staatsleben behandelt und die inneren Krisen und Gegensätze in der Entwickelung der hellenischen Polis auseinander setzt. Indem noch die hellenische Idealphilosophie in ihrer Stellung zum hellenischen Staate gewürdigt wird, schliefst das Buch mit der Feststellung der national-hellenischen Idee im vierten Jahrhundert. Das zweite Buch behandelt das makedonische Königtum (S. 97—218), d. h. seine Entwickelung bis auf Philipp, dann die Bildung der makedonischen Grofsmacht unter Philipp und die makedonische Hegemonie über Hellas. Das dritte Buch endlich schildert den Orient bis auf Alexander, erzählt den Entscheidungskampf mit dem persischen Königtum, die völlige Unterwerfung des Perserreiches und den indischen Feldzug und schliefst mit Alexanders Weltherrschaft. Einige Beilagen (die geschichtliche Überlieferung über Alexander, der Plan Philipps, einen Zug gegen Persien zu unternehmen, die Berichte über die Katastrophe des Kleitos und das Ende des Kallisthenes) dienen dazu, einzelne Punkte genauer festzustellen, als es im Gange der allgemeinen Erzählung möglich war. Man darf auf die folgenden Bände gespannt sein, in denen das eigentliche Thema zur Behandlung kommen wird.

V. Römische Topographie.

26) **Chr. Huelsen, Wandplan von Rom**, Romae veteris tabula in usum scholarum descripta, mit zwei Spezialplänen, Urbis incrementa regionatim discripta, Urbis pars media duplici majoris tabulae modulo descripta. Vier Blätter, Mafsstab 1:4250. Berlin 1901, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). In Umschlag 9 ℳ, aufgezogen auf Leinwand mit Mappe 15 ℳ, auf Leinwand mit Stäben 17 ℳ.

Wer bis vor wenigen Jahren Rom besuchte, für den war es verhältnismäfsig leicht, sich in der Topographie des alten Roms zurechtzufinden. Da waren z. B. auf dem Forum, um von der Hauptstätte des römischen Lebens zu sprechen, nur wenige Gebäude, welche die Aufmerksamkeit des Besuchers in Anspruch nahmen. Da waren, dem Tabularium vorgelagert, die Tempel der Concordia, des Vespasian und die Schola Xantha, auf der Südwestseite folgte dann der Saturntempel, die Basilica Julia, der Castortempel und die zum Vestatempel gehörigen Anlagen; die Schmalseite des Forums war durch den Tempel des Divus Julius abgeschlossen, und die Nordostseite war noch ganz in die mittelalterlichen Häuser eingehüllt. Mit den Ausgrabungen tieferzugehen, lag kein Anlafs vor, da man das antike Pflaster, polygone Basaltsteine, erreicht zu haben glaubte. Wie anders stellt sich heute das Forum dar! Man hat erkannt, dafs das erreichte Pflaster

dem Mittelalter angehört; man ist deshalb mehr in die Tiefe gegangen und hat nun eine erstaunliche Masse von älteren Anlagen, besonders zahlreiche Brunnen und Wasserläufe, gefunden; die Häuser, in denen die Basilica Aemilia eingehüllt war, sind niedergerissen; die Kirche Santa Maria Liberatrice hat ihre Geheimnisse enthüllt, kurz, es hat sich herausgestellt, dafs man früher noch nicht bis zum Grunde der Dinge vorgedrungen war und dafs das Forum dem, der es verstehen will, eine schwere Nufs zu knacken giebt. Auch in dem übrigen Rom ist die topographische Forschung ein gut Teil weiter gekommen, man hat sich meist nicht mehr mit der Kenntnis der Bauten beruhigen dürfen, welche dem Ausgange des Altertums angehören, sondern ist vielfach bis in die Zeit der Republik vorgedrungen. Wollte man früher bei der Lektüre der Schriftsteller aus der klassischen Zeit nach den erwähnten Tempeln und anderen Gebäuden fragen, dann wurde immer geantwortet, dafs davon nichts erhalten sei, so dafs man sich mit einer ungefähren Angabe, der Tempel müsse in der und der Gegend gelegen haben, begnügen mufste. Das ist heutzutage anders geworden; dadurch, dafs möglichst jeder, auch der kleinste topographische Fund eingetragen worden ist, hat sich allmählich ein anderes Bild von der antiken Stadt entwickeln lassen; wir kennen nicht nur die einzelnen Teile der Stadt, sondern sind vielfach sogar in der Lage, noch einzelne Gebäude nachweisen zu können, die für diese oder jene historisch bekannte Persönlichkeit von Wichtigkeit waren.

Alles dies hat jetzt Chr. Hülsen, dessen Verdienste um die Kenntnis der Topographie von Rom allbekannt sind, auf einer Karte vereinigt, die als Wandkarte für Schulen bestimmt ist. Wie der Titel besagt, sind auf der Wandkarte (auf den Blättern, auf denen freier Raum blieb) noch zwei Nebenpläne gegeben, der eine, um die allmähliche Entwickelung der Stadt zu zeigen (hier sind die einzelnen Phasen durch besondere Farben hervorgehoben, so dafs man deutlich die jedesmalige Ausdehnung erkennen kann), der andere, um von dem Forum, dem Palatin und Kapitol ein in gröfserem Mafsstab entworfenes Bild zu geben. Hier kann man auch die neuesten Ausgrabungen auf dem Forum verfolgen, man sieht die tabernae, die an der Nordostseite zu Tage gekommen sind, ebenso die Reste der Basilica Aemilia, man erkennt den Zusammenhang, der zwischen den Gebäuden an der Nordostecke besteht u. s. w. Erst durch eine solche Karte wird die Möglichkeit geschaffen, die Nachrichten von den Ausgrabungen zu verstehen und sich ein Bild von dem Forum zu entwerfen, wie es zur Zeit der Republik war. Und ähnlich ist es mit dem Palatin bestellt, dessen Bauten hier aus dem Gewirre des Einzelnen heraus dem Betrachter verständlich entgegentreten; hoffentlich wird es auch noch einmal ermöglicht, die Hindernisse zu beseitigen, die bis jetzt der Blofslegung der östlichen Hälfte des

Palatin im Wege stehen, so dafs man über die Lage des berühmten Apolloheiligtums von der wahrscheinlichen Vermutung zur Sicherheit gelangen kann. Die Karte ist nicht nur für die Schule von Wichtigkeit, sondern für jeden, der sich für die römische Topographie interessiert, von grofser Bedeutung.

27) E. Graf Haugwitz, Der Palatin, seine Geschichte und seine Ruinen. Mit einem Vorwort von Chr. Hülsen. Rom 1901, Löscher & Co. (Bretschneider & Regenberg). XIV u. 182 S. 8. 6 ℳ.

Das Buch erhebt nicht Anspruch darauf, neue wissenschaftliche Resultate zu bringen, sondern begnügt sich damit, das von anderer Seite Gefundene bequem und übersichtlich zusammenzustellen und dadurch dem Romfahrer als geeigneter Führer für den Besuch des Palatin zu dienen. „Vertraut mit der Örtlichkeit wie mit der neueren Forschung", wie Hülsen in der Vorrede sagt, „legt der Verfasser das Hauptgewicht auf die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Palatins, der mannigfachen historischen Erinnerungen, die sich an die einzelnen Monumente knüpfen. Er kommt damit einem von vielen Besuchern des Palatins lebhaft gehegten Wunsch entgegen und wird sich ohne Zweifel den Dank aller Freunde der Kunst und des Altertums erwerben, die seiner Führung folgend diese an Erinnerungen so reiche Stätte durchwandern". Im allgemeinen kann man diese Worte unterschreiben, der Verfasser zeigt sich wohlunterrichtet, und seine Sprache ist, mit wenigen Ausnahmen, klar und leicht verständlich; vielleicht könnte man noch mehr Abbildungen erwarten. Der Preis ist von der Verlagsbuchhandlung ziemlich hoch gestellt.

Von solchen Dingen, wo ein kleiner Irrtum unterlaufen ist, sei S. 113 erwähnt: die Angaben über Rosas Thätigkeit (sie wird mit dem Jahre 1869 begrenzt) sind nicht ganz richtig. Rosa ist nicht nur im Auftrage Napoleons, sondern auch noch 1870 nach dem Einrücken der Italiener in Rom im Auftrage der italienischen Regierung thätig gewesen. Diejenigen, welche im Jahre 1871 den Palatin besuchten, werden sich noch mit grofsem Vergnügen der Tafeln erinnern, die nach der Anordnung Rosas in dem Hause der Livia angebracht waren. Dort konnte man lesen: *ala dextra, ala sinixtra.* Natürlich blieb das nicht unbemerkt, gute Freunde machten Rosa darauf aufmerksam, dafs es richtiger *ala sinistra* heifst, Rosa liefs sich das nicht zweimal sagen, und so konnte man bei einem folgenden Besuche lesen: *ala destra, ala sinistra,* weil der Chef der palatinischen Ausgrabungen den Grundsatz hatte, was der einen Hand recht sei, sei der andern billig. Wenn ich mich recht erinnere, ist Rosa bis 1874 Vorsteher der Ausgrabungen gewesen. S. 124 wird piscina als Fischbehälter erklärt. Das ist hier wohl nicht richtig; piscina ist die Endstelle für eine Wasserleitung, von der aus das Wasser in die einzelnen Leitungen verteilt wird.

28) A. Mau, Pompeji in Leben und Kunst. Mit 278 Abbildungen im Text, 12 Heliogravüren und Vollbildern und 6 Plänen. Leipzig 1900, Wilh. Engelmann. 506 S. 8. 16 ℳ.

In dem letzten JB. (1900 S. 168) schrieb ich gelegentlich der Besprechung von A. Maus Pompei its Life and Art: „eine deutsche Bearbeitung des neu erschienenen Buches wird ja nicht ausbleiben, sie kann nach meiner Überzeugung nur eine Frage der Zeit sein". Rascher, als es damals schien, hat sich das verwirklicht, schon am Ende desselben Jahres ist die neue deutsche Bearbeitung ausgegeben worden, die gegen die englische Ausgabe sogar wesentliche Vorzüge hat; sie ist nicht nur hier und da verbessert, sondern auch durch Hinzufügung des Kapitels über den seitdem ausgegrabenen Tempel der Venus Pompejana auf das Laufende gebracht worden; dazu sind die Illustrationen um 12 Figuren bereichert worden.

Im übrigen kann ich auf die Sonderanzeige verweisen, welche ich in der Zeitschr. f. d. GW. 1901 veröffentlicht habe.

29) R. Engelmann, Pompeji. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig 1902, E. A. Seemann. A. und T. Berühmte Kunststätten. No. 4. Pompeji. 105 S. gr. 8. 3 ℳ.

Dafs nach so kurzer Zeit (die erste Auflage erschien 1898) eine zweite Auflage des Buches nötig geworden ist, beweist ja deutlich, dafs es Beifall gefunden hat. Die zweite Auflage sucht die Wünsche zu befriedigen, die man nach dem Erscheinen der ersten Auflage ausgesprochen hatte; die geschichtliche Entwicklung Pompejis, die vermifst wurde, ist S. 12 eingefügt worden, die Bilder haben eine bessere Anordnung gefunden, so dafs sie nicht weit von der Besprechung im Text zu sehen sind, und überall ist durch Hinzusetzung der Seitenzahlen erreicht worden, dafs man nicht lange nach der Erklärung zu suchen braucht. Auch Pläne von Pompeji, die mehrfach gewünscht wurden, sind hinzugefügt; sie waren ursprünglich nicht für nötig gehalten worden, da das Buch ja nicht dazu bestimmt war, als Führer in Pompeji selbst zu dienen. Auch die Zahl der Abbildungen ist in etwas vermehrt worden.

VI. Römische Altertümer.

30) E. Hula, Römische Altertümer. Mit einem Plane der Stadt Rom und 60 Abbildungen. Leipzig 1901, G. Freytag. 120 S. 8. geb. 2 ℳ.

Das Buch ist als Lese- und Nachschlagebuch zur Förderung des sachlichen Verständnisses römischer Schulschriftsteller gedacht; dafs dadurch an einzelnen Stellen Wiederholungen nötig geworden sind, dafs überhaupt die Ausführung im einzelnen nicht ganz gleichartig ist, kann man dabei mit in den Kauf nehmen. Im allgemeinen scheint es mir, dafs das Buch für den Zweck, dem

es dienen will, wohl brauchbar ist. Der Verfasser ist nicht nur wohl unterrichtet, er weifs auch in wenigen Worten das, was er erklären will, verständlich auseinanderzusetzen, und er hat durch Einfügung von zahlreichen Abbildungen für Belebung des Interesses gesorgt. Zu bedauern ist es, dafs die Abbildungen, die dem römischen Forum gewidmet sind, nun durch die Ausgrabungen schon längst überholt sind; sollte es nicht möglich gewesen sein, für das erst 1901 ausgegebene Buch zeitgemäfse Bilder zu gewinnen? Die zu berücksichtigenden Ausgrabungen lagen doch damals schon vor. S. 88 Fig. 39 ist ein römischer Aquaeductus abgebildet, ohne dafs hier oder im Verzeichnis der Abbildungen gesagt wird, wo er sich befindet. Es kann wohl nur der Pont du Gard gemeint sein, aber dann ist die Abbildung sehr ungenau. S. 97 Fig. 48 die Tricliniumanlage ist nicht richtig, die lecti stofsen immer aneinander an. Auf derselben Seite heifst es: „Die Heizung erfolgte, wie noch jetzt in Italien, durch offene Kamine (camini) oder tragbare Öfen und Kohlenbecken, auch mit warmer Luft, welche man in Ziegelröhren unter dem Fufsboden oder an den Wänden durchziehen liefs“. Das ist aber nicht richtig. Unter den „offenen Kaminen“ wird doch jeder eine Einrichtung verstehen, wie sie heute besonders in England, aber auch in Deutschland und anderwärts üblich ist, das heifst also: eine offene Feuerstelle in einem Vorbau der Wand mit einem Schornstein zum Abzug des Rauches; aber solche Kamine sind im Altertum unerhört. Die *Camini*, die bei Horaz (Sat. I 5, 81. Ep. I 11, 19) und sonst erwähnt werden, können nur tragbare Öfen sein, wie sie ja auch in Pompeji gefunden worden sind (vgl. Engelmann, Pompeji² S. 61). Auch in den folgenden Worten steckt ein Fehler. Warme Luft wurde, nach der bisherigen Annahme, zum Heizen der Zimmer durch Hypokausten benutzt, indem der Fufsboden auf kleine, ungefähr zwei Fufs hohe Pfeiler gelegt (vgl. Guhl u. Koner, Leben der Gr. u. R. 6. Aufl. S. 610) und dieser freie Raum von der Feuerstätte her erwärmt wurde (wie ich unten S. 250 ausgeführt habe, ist diese Art der Heizung nach O. Krell zu streichen; die *suspensurae* sollen nur zum Trockenhalten der Baderäume gedient haben); dafs jemals zur Weiterführung der Hitze Thonröhren unter dem Fufsboden gedient haben, ist ausgeschlossen. Auch die Thätigkeit der Augures wird nicht richtig geschildert. Nachdem beschrieben ist, wie das Templum bestimmt ist, heifst es weiter (S. 55): „der Beobachtende stellt sich nun im Schnittpunkt von *cardo* und *decumanus* auf und blickt nach Süden oder Osten. Nach der Richtung, in der der Blitz oder ein Vogel erscheint, wird auf Zustimmung (rechts) oder Abraten (links) geschlossen“. Es ist merkwürdig, wie solche Irrtümer immer wiederkehren. Für die ganze Frage ist von Hom. *M* 238 auszugehen:

τῶν οὔτι μετατρέπομ' οὐδ' ἀλεγίζω,
εἴτ' ἐπὶ δεξί' ἴωσι πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε,
εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα.

Aus diesen Worten wird es deutlich, dafs rechts und Sonnenaufgang, also Osten, und links und Sonnenuntergang, also Westen, untrennbar verbunden sind, d. h., der Grieche stellt sich, sooft er Vorzeichen beobachten will, mit dem Gesicht nach Norden, so dafs er Osten rechts, Westen links hat; das Glück ist also nicht an die rechte Hand, sondern an den Aufgang der Sonne und das Unglück an den Untergang der Sonne gebunden, während rechts und links nur zufällig damit verbunden sind, da sie sich aus der einmal üblichen Stellung ergeben. Bei den Italikern war es gerade umgekehrt; vielleicht veranlafst durch die Einwanderung von Norden und die durch die Gestalt der apenninischen Halbinsel ihnen aufgenötigte Richtung nach Süden, richteten sie beim Beobachten der Vorzeichen das Gesicht nicht wie die Griechen, nach Norden, sondern nach Süden, so dafs sie Osten links, Westen rechts hatten. Daher bedeutet auch in der älteren Zeit *sinister* das günstige, *dexter* das ungünstige Vorzeichen. Je mehr aber die Lateiner mit den griechischen Sitten und Gebräuchen bekannt werden, um so mehr nehmen sie auch hierin die griechische Sitte an, d. h. sie wenden ihr Gesicht nach Norden, und so gewinnt allmählich *dexter* die Bedeutung „glücklich" und *sinister* „unglücklich". Das kann natürlich nicht heifsen, dafs den Römern das, was sie früher als „Glück" bezeichneten, nun mit einem Male als „Unglück" erschien, sondern nach wie vor war das Glück an den Aufgang, das Unglück an den Untergang der Sonne gebunden, das war das Wesentliche; aber ob sie sich nach Norden, wie die Griechen, oder nach Süden, wie die Italiker, mit dem Gesicht richteten, also den Aufgang der Sonne zur Rechten oder zur Linken hatten, war unwesentlich, und deshalb konnten die Römer mit dem Eindringen der griechischen Kultur auch leicht zur griechischen Bezeichnung übergehen, da sie dabei nichts Wesentliches opferten. Aber für die Schilderung des Verfahrens der Augurn mufste das alte italische System beibehalten werden, es mufste deshalb heifsen: der Beobachtende stellt sich im Schnittpunkt von *cardo* und *decumanus* auf und blickt nach Süden. Nach der Richtung, in der der Blitz oder ein Vogel erscheint, wird auf Zustimmung (links) oder Abraten (rechts) geschlossen. Dafs nicht der Stand der Sonne überhaupt, sondern nur der Punkt, wo sie aufging, bei allen Beobachtungen zu Grunde gelegt wurde, geht auch aus der bekannten, so vielfach mifsgedeuteten Stelle des Herodot von der Umseglung Afrikas durch die Phönicier hervor (IV 42 καὶ ἔλεγον ἐμοὶ μὲν οὐ πιστά, ἄλλῳ δὲ δή τεῳ, ὡς περιπλώοντες τὴν Λιβύην τὸν ἥλιον ἔσχον ἐς τὰ δεξιά). Bei der Fahrt nach Süden durch das rote Meer und weiter bis zur Südspitze von Afrika hatten sie

natürlich den Sonnenaufgang zur Linken, von da ab bis zur Strafse von Gibraltar zur Rechten, das scheint nun ganz natürlich, und mancher wird gar nicht begreifen wollen, dafs in dieser Erscheinung etwas Auffälliges gefunden werden konnte; aber man darf nicht übersehen, dafs die Seeleute die Überzeugung hatten, immer in derselben Richtung fortgefahren zu sein, daher die Verwunderung über den Umstand, dafs ihnen nun mit einem Male die Sonne zur Rechten aufging.

31) O. Krell, Altrömische Heizungen. Mit 39 Textfiguren und 1 Tabelle. München und Berlin 1901, R. Oldenbourg. 117 S. 8. 4 *M*.

Dafs die Römer ursprünglich Holz zum Kochen und Braten und Heizen verwendet haben, ist keine Frage. Man nahm den Rauch, der sich entwickelte, wenn auf dem offenen Herd mit Holz gefeuert wurde, mit in den Kauf und war zufrieden, wenn er irgendwo, durch Thüren, schadhafte Stellen im Dach und sonstwo, einen Ausgang fand. Der beste Beweis dafür ist, dafs das Hauptzimmer des altrömischen Hauses, ursprünglich der einzige Raum, von dem Rauche den Namen atrium bekam. Je weiter sich aber das Haus ausdehnte und je mehr auf die Ausschmückung verwandt wurde, um so mehr wurde statt des Holzes die Holzkohle verwandt. Schon bei Homer scheint der Nutzen und der Gebrauch der Holzkohle bekannt gewesen zu sein, wenigstens werden, nachdem das Feuer niedergebrannt ist, die noch glühenden Holzkohlen zusammengeschoben und darauf das Fleisch gebraten; vgl. Ilias IX 212. Allmählich aber scheint der Gebrauch der Kohlen (immer natürlich nur Holzkohlen) ganz allgemein üblich geworden zu sein, so dafs in geschlossenen Räumen an Holzfeuer überhaupt nicht zu denken war, und so ist es eigentlich bis auf den heutigen Tag geblieben. Zwar hat man mehrfach in Pompeji Rauchabzüge, also Schornsteine, feststellen wollen, allein das ist ein Irrtum, wenn man von einigen Backöfen absieht, bei denen mitunter mehrere Röhren aufgesetzt sind, um den Rauch oder vielmehr Dunst nach aufsen zu führen. Es fehlt in der Mauer nicht an Röhrenwerk, aber das sind nicht Röhren, die den Rauch nach oben leiten, sondern Abflufsröhren für die in den oberen Stockwerken gelegenen Abtritte oder für Tageswässer. An einigen Stellen, z. B. in den hinter dem Vespasianstempel am Forum gelegenen Räumen, wo offenbar Anlagen zum Kochen von Fleisch vorhanden waren, sind die noch an Ort und Stelle vorhandenen eingemauerten Kessel sicher zum Holzfeuer eingerichtet gewesen; aber hier wird der Schornstein durch ein schräg durch die Mauer gelegtes Loch unten am Boden ersetzt, so dafs Zug entsteht und das Holz brennen kann. Aber für die oft durch Gemälde köstlich ausgeschmückten Wohnräume ist Holz als Brennmaterial bei dem Mangel an Öfen und Schornsteinen ausgeschlossen, da können nur Holzkohlen verwendet worden sein,

welche die Entstehung von Rauch ausschliefsen. Man könnte dagegen einwenden, dafs die Holzkohlen Kohlenoxydgas entwickeln, das äufserst gefährlich ist; aber O. Krell zeigt, dafs bei niedrigen Schichthöhen, wie es bei den Kohlenbecken der Alten der Fall war, und ohne Verwendung von Rosten, wodurch eine niedrige Verbrennungstemperatur gesichert ist, die Verbrennungsprodukte von reiner Holzkohle nur aus Kohlensäure und Stickstoff bestehen. Die geringe Vermehrung des Stickstoffgehaltes der Raumluft kommt nicht in Betracht. Die in den Verbrennungsprodukten aufserdem enthaltene Kohlensäure ist zwar ein dem Atmungsprozefs nicht zuträgliches Gas, doch ist nach Emmerichs Versuchen ein Gehalt der Atemluft von 2 v. H. Kohlensäure ebenso unschädlich als unmerklich, und erst bei einem Kohlensäuregehalt der Atemluft von 8 v. H. und mehr wird der Mensch in seinem Befinden ernstlich bedroht. Eine derartige Höhe kann aber unter normalen Verhältnissen niemals eintreten, wie durch genaue Berechnung nachgewiesen wird. Zum Beispiel ein Schulzimmer für 60 Kinder hat in den üblichen Dimensionen (7 Mtr. $\times$ 10 Mtr. $\times$ 3,8 Mtr.) einen Rauminhalt von 266 Kbm.; um diese zu erwärmen, müssen stündlich 1,61 Kg. Holzkohlen im Raum verbrannt werden, wodurch eine Kohlensäuremenge von 2,54 Kbm. erzeugt und mit dem Luftquantum von $2 \times 266 = 532$ Kbm. vermischt wird, was einem Kohlensäuregehalt von 0,47 v. H. entspricht. Eine so geringe Vermehrung des Gehaltes an Kohlensäure kann nicht nachteilig wirken.

Auch in einem anderen Punkte kommen die Untersuchungen Krells zu ganz anderen Resultaten, als man bis jetzt annahm. Man unterschätzt gewöhnlich die Leistungsfähigkeit von Kohlenbeckenheizungen und sieht sie zu Unrecht nur als Vorrichtungen zum Anwärmen der erkalteten Hände und Füfse, nicht aber als eigentliche Heizvorrichtungen an. Spezielle Untersuchungen haben gezeigt, dafs die zur Beheizung eines Zimmers gewöhnlicher Dimension erforderliche Gröfse eines Kohlenbeckens der Gröfse einer Fruchtschale entspricht und dafs das im Tepidarium der Forumsthermen in Pompeji aufgefundene Kohlenbecken von 1,88 Qmtr. Brennfläche vollständig genügen würde, um eine gröfsere Kirche, wie z. B. die Egidien-Kirche in Nürnberg, in der mehr als 2000 Zuhörer Platz haben, mit Sicherheit bei gröfster Winterkälte zu beheizen. Dafs jenes Kohlenbecken dann völlig ausreicht, um in dem pompejanischen Badesaal eine Temperatur hervorzurufen, die eben noch ertragen werden kann, liegt auf der Hand.

Damit gelangt man auf einen Punkt, der durch die Untersuchungen Krells in ganz anderer Weise festgestellt wird, als man bis jetzt angenommen hat. Während ich in meinem „Pompeji“ (vgl. oben Nr. 29 S. 247) in Bezug auf die Heizung der Zimmer durchaus auf die Kohlenheizung hingewiesen hatte,

bin ich in Bezug auf die Hypokaustenanlage der Bäder den gewöhnlichen Annahmen gefolgt, d. h. ich habe angenommen, dafs Tepidarium und Caldarium durch eine unterhalb des Fufsbodens angebrachte Feuerung erhitzt worden seien. Diese Anschauung ist so allgemein, dafs überall, wo solche Hypokaustenanlagen gefunden werden (der Fufsboden ist auf kleinen Säulen errichtet; öfter werden noch die Seitenwände durch Warzenziegel oder durch flache Hohlziegel ausgekleidet, so dafs auch ein Hohlraum in der Wand gebildet wird), man ohne weiteres Badeanlagen erkennen zu können glaubt. Dagegen behauptet Krell, dafs derartige Anlagen zur Trockenlegung der betreffenden Räumlichkeiten dienten, niemals aber zur Heizung, weder mit Holz noch mit Holzkohlen, haben benutzt werden können. Es scheint mir, dafs er die Sache ziemlich wahrscheinlich gemacht hat. Vielfach nämlich sind die den Boden tragenden Säulchen aus solchem Material (aus Kalkstein und Kalkputz) errichtet, das nicht als feuerbeständig gelten kann, ferner ist der auf den Säulen ruhende Boden oft so dick, dafs er für das unter ihm vorausgesetzte Feuer ganz undurchdringlich wäre, und ferner müfsten überall, wo derartige Heizung beliebt worden wäre, Spuren von dem Feuer, also Asche, Rufs und dergleichen deutlich vorhanden sein. Von solchen Funden ist aber nie die Rede[1]).

Ich denke, O. Krell wird nichts dagegen haben, wenn man, bevor man endgiltig ihm Recht giebt, noch einmal durch scharfe Untersuchung an Ort und Stelle in Pompeji über den einen oder andern noch zurückbleibenden Zweifel sich Auskunft holt. Aber schon jetzt kann man anerkennen, dafs er es wahrscheinlich gemacht hat, dafs auch die grofsen Säle der Thermenanlagen im Altertum durch Holzkohlenfeuer erhitzt wurden.

VII. Archäologie in der Schule.

32) H. Luckenbach, Antike Kunstwerke im klassischen Unterricht. Beilage zu dem Programm des Grofsherzoglichen Gymnasiums zu Karlsruhe für das Schuljahr 1900—1901. 52 S. 4.

Der Verf., der sich schon wiederholt über die Verwendung antiker Kunstwerke im klassischen Unterricht geäufsert hat, stellt hier eine Reihe von Bemerkungen zusammen, wie man es nicht machen soll, um dann an einer Reihe von Beispielen zu zeigen,

[1]) Doch vgl. Bull. archéol. du comité des travaux histor. et scientif. Année 1901 S. 216. Dort heifst es von den Ausgrabungen in Pitres (Eure): Un premier hypocauste existait primitivement à 1 m 60 ou 1 m 70, en contrebas du sol actuel; mais comme il a été obstrué par *la cendre et la fumée*, qui le bouchent encore aujourd'hui, on l'abandonna et on en construisit un autre. Das ist vielleicht noch kein Gegenbeweis gegen Krell, da die Asche vom Kesselfeuer herrühren kann; aber jedenfalls verdient der Umstand Beachtung. Vgl. auch Arch. Jahrb. Anzeiger 1902 S. 11.

wie der Unterricht sich zum Nutzen der Schüler zweckmäfsig gestalten läfst. Man kann ihm sowohl bei dem negativen als bei dem positiven Teil meist beistimmen. Als Beispiele, an denen er zeigen will, wie man mit Erfolg antike Kunstwerke mit den Schülern besprechen kann, hat er mehrere Statuen des Praxiteles (den Hermes, den Satyr des Kapitols und den Sauroktonos des Vatikans) ausgewählt, ferner von Myron den Diskobol und den Marsyas besprochen; dann verfolgt er das Problem der stehenden jugendlich-männlichen Gestalt (Apoll von Tenea, die Stephanosfigur, der Speerträger von Polyklet, der Schaber nach Lysipp), er behandelt ferner das Problem des Fliegens (archaische Nike aus Delos, Nike des Paionios, Nike von Samothrake), den Kopf des Zeus (archaischer Zeus aus Olympia, Zeus des Phidias, Dresdener Zeus, Zeus von Otricoli), den Augustus von Prima Porta und zum Schlufs einen Germanen der Trajanssäule. Während in diesen Kapiteln die Skulptur behandelt wird, sind die folgenden Kapitel der Architektur gewidmet: Palast und Haus in Griechenland, das italische Haus. Zum Schlufs giebt er eine Antwort auf die Frage, in welchen Stunden man in dieser gründlichen Weise Kunstwerke besprechen soll. „Für das südwestliche Deutschland kann die Frage nicht schwer fallen. Ganz von selbst bietet sich die Geschichtsstunde dar. Alte Geschichte wird hier in den Oberklassen noch zwei Jahre lang, wöchentlich in drei Stunden betrieben; in runder Zahl fallen auf die griechische und römische Geschichte demnach 240 Stunden. Von dieser Zahl kann man etwa 40 auf die Kunstbetrachtung verwenden, d. h. im Durchschnitt alle 14 Tage eine Stunde. Den Einwurf, dafs ich damit Dinge betreibe, die nicht in den Geschichtsunterricht gehören, könnten nur die machen, die nichts von der Sache verstehen. Den Streit, was der eigentliche Gegenstand der Geschichte ist, ob die politische Geschichte oder die Kunstgeschichte, können wir ruhig anderen überlassen. Die Schule hat von jeher so viel von Kulturgeschichte in den Geschichtsunterricht aufgenommen, als ihr zweckmäfsig erschien. Wie aber soll man heute über die vordorische Zeit unterrichten, ohne an die Funde von Tiryns, Mykenai und Troja anzuknüpfen? Wer eine lebendige Vorstellung der olympischen Spiele erwecken will, kann ihren Schauplatz nicht entbehren. Und sollte man gerade das weglassen, worin die Griechen nicht minder wie in der Litteratur Unvergängliches geschaffen haben? Denn neben die Namen Homer und Sophokles treten ebenbürtig die Namen Pheidias und Praxiteles, und bei den Römern ist die Baukunst von nicht geringerer Bedeutung als das durch sie ausgebildete Recht. Dafs daneben auch die lateinischen und griechischen Stunden Raum für die Kunstunterweisung bieten müssen, versteht sich von selbst. Habe ich in der Homerstunde das Idealbild des Sängers und den Palast von Tiryns besprochen oder eine Horazstunde auf die Besprechung der Augustus-

statue verwandt, so könnte nur der Banause sagen, dafs ich mein Ziel verfehle". Dafs man in Preufsen infolge der Abänderung in dem Geschichtsunterricht schlimmer daran ist, räumt Luckenbach ein, und dafs der griechische und lateinische Unterricht keinen Raum für solche Belehrungen mehr bietet, wird jetzt wohl von allen Kollegen zugegeben. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, dafs, während ich früher regelmäfsig eine Stunde in der Woche übrig hatte, um derartige Fragen ausführlicher mit den Schülern zu verhandeln, ich im Laufe der Jahre dadurch, dafs sich die Folgen der Änderung im griechischen Unterricht immer mehr fühlbar machten, mehr und mehr darauf habe Verzicht leisten müssen. Heute ist ja nun ein kleiner Wandel eingetreten, man wird versuchen, die verlorene Position wiederzugewinnen; aber wie weit das überhaupt möglich ist, mufs die Erfahrung lehren. Es kommt noch ein anderes dazu. Man sollte meinen, dafs die Schüler einer grofsen, reich mit Museen versehenen Stadt vor andern einen grofsen Vorzug haben, insofern sie leicht in die Museen geführt und dort vor den Originalen oder den Gipsabgüssen unterrichtet werden können. Ich habe es früher immer so gehalten: fiel eine Stunde am Schlusse aus oder war eine Vertretungsstunde nötig, dann habe ich die sich unerwartet bietende Gelegenheit benutzt, mit meinen Schülern zum Museum zu eilen, um dort an Ort und Stelle allerlei Fragen genauer zu besprechen, deren gründliche Erledigung im Unterricht nicht möglich gewesen war. Das habe ich so lange gethan, bis mir von Seiten der Museumsdirektion (genauer von Seiten des Bureaus) mitgeteilt wurde, dafs ein derartiger Klassenbesuch immer vorher angemeldet werden müsse. In der Zeit von 11—1 Uhr, d. h. in der Zeit, wo das Museum gewöhnlich am meisten gefüllt ist, sei der Besuch von ganzen Klassen überhaupt nicht gestattet, zu andern Zeiten nur nach vorheriger Anmeldung (natürlich immer in der besten Absicht, damit die Museumsdiener beauftragt werden können, nicht zugehörige Personen fernzuhalten, zugleich aber auch, um die Schüler an etwaiger Verübung von Unfug zu verhindern). Auf diese Weise ist ein nicht lange vorher vorbereiteter Besuch unmöglich gemacht; aber auch ein seit lange geplanter ist mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, dafs man am liebsten darauf verzichtet. Damit wird der Vorzug, den die Grofsstädte vor andern voraus haben, gründlich wieder aufgehoben.

Ganz besonders scheinen mir die Schlufsworte Luckenbachs Aufmerksamkeit zu verdienen: „Wie man aber auch die Stunden für die Kunstbetrachtung erhält, ich meine, man sollte immer mit Mafs vorgehen. Es handelt sich ja gar nicht darum, dafs die Schüler möglichst viele Werke kennen lernen, auch liebe ich es nicht, mit hochtönenden Worten von der künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend zu reden. Es genügt mir, wenn

die Jugend sich gewöhnt, ein Kunstwerk mit Ernst und Aufmerksamkeit zu betrachten, und sich den Weg für ein volles Verständnis in reiferen Jahren ebnet".

33) Fr. Marcks, Die mykenische Zeit im Geschichtsunterricht des Gymnasiums. Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Cöln a. Rh. 1902. 16 S.

Der Verf. hält es für nötig, dafs auch die mykenischen Funde für die Schule im Unterricht verwendet werden. Die dafür nötige Zeit will er dadurch gewinnen, dafs die römische Geschichte bis zum Kriege mit Pyrrhus nicht ausführlich behandelt, sondern in 5—6 Stunden abgethan wird. Dadurch wird so viel Zeit erspart, dafs das Wissenswerteste von Mykene und seiner Kultur den Schülern kurz und knapp vorgetragen werden kann. Um die Möglichkeit zu zeigen, führt er selbst aus der Praxis des Unterrichts an, was er aus dem gesamten Material für geeignet hält und wie er die Schüler über die mykenische Zeit belehrt hat. Er zeigt sich als wohlunterrichtet, und seine Ausführungen sind durch Abbildungen, die meist dem Guhl und Koner entnommen sind, gut erläutert. S. 10 heifst es von den Kuppelgräbern aufserhalb der Burg Mykene: „Von Schliemann bei der Entdeckung als Schatzkammer angesehen, ist das zuerst ausgegrabene und prächtigste unter dem Namen Schatzhaus des Atreus bekannt geworden". Das klingt so, als ob Schliemann zuerst das Kuppelgrab gefunden und ihm die falsche Bezeichnung als Schatzhaus angeheftet habe. S. 12 heifst es von den Hochstrafsen, die von Mykene über das Gebirge führen: „Sie sind nicht für den Handelsverkehr angelegt; denn der Transport der Waren erfolgte damals über Land — wie heute noch in Afrika — auf dem Kopfe oder Rücken von Trägern oder Tieren; es sind also Militärstrafsen, die uralten Vorgänger der römischen Heerstrafsen". Das ist wohl ein Irrtum; die mykenischen Hochstrafsen, welche die Steigungen mit schroffem Anstieg nehmen, sind durchaus nicht zum Fahren, sondern gerade für den Handelsverkehr, d. h. für Saumtiere eingerichtet. Die Helme der Krieger auf der bekannten mykenischen Vase sind nicht mit einem, sondern mit zwei Hörnern geschmückt.

34) P. Sticotti, Di alcuni oggetti del Gabinetto archeologico. Programma del Ginnasio Comunale Superiore di Trieste pubblicato alla fine dell' anno scolastico 1900—1901. Trieste 1901. 31 S. 8.

Bei Erweiterung des Gymnasiums hat man auch einen Raum für eine kleine archäologische Sammlung vorgesehen, die sich seit kurzem gebildet hat, in der Hauptsache aus Abbildungen und Modellen bestehend. Im Anschlufs daran soll eine Reihe von Artikeln in den Schulprogrammen gebracht werden, die zur Erläuterung der einzelnen Gegenstände dienen können. Das diesmalige Programm behandelt zwei Dinge: das antike Haus (es

werden unterschieden *la casa omerica, la casa greca, la casa italica, la casa Pompejana*) und die weiblichen Handarbeiten mit allen Geräten, die dazu gehören; besonders das Spinnen und Weben wird im Anschlufs an Abbildungen genau geschildert, so dafs der Leser sich leicht eine genaue Vorstellung von dem Vorgange machen kann und dadurch in den Stand gesetzt wird, die Stellen der antiken Schriftsteller, wo auf derartige Arbeiten hingewiesen wird, leicht zu verstehen. Ein kleines Mifsverständnis ist wohl S. 12 mit untergelaufen. Es heifst da von der Zeit des Hellenismus: „*i Greci d'allora non s'accontentavano più d'ornare con magnificenza gli edifici pubblici e specialmente i templi, come all' età di Demostene, ma dedicavano ogni cura alle loro case*“. Damit wird doch die Zeit des Demosthenes als die einfache der späteren entgegengesetzt, während Demosthenes an der Stelle, die der Verf. im Sinne hat, gerade die Zeit des Miltiades und Aristides seiner Zeit gegenüberstellt; während jene sich für ihre Personen mit den einfachsten Gebäuden begnügten, haben die Zeitgenossen des Demosthenes für ihre Privatzwecke die kostbarsten Gebäude aufgeführt (Dem. Ol. III 25—29). Bei der Schilderung des pompejanischen Hauses darf man das *Salve* und *Cave canem* nicht als einen regelmäfsig vorkommenden Schmuck mit anführen.

35) Ad. Lehmann, Kulturgeschichtliche Bilder für den Schulunterricht. II. Abteilung: Alte Geschichte. 3. Im römischen Lager. Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth. Jedes Bild roh 2,80 *M*, auf doppeltem Papier mit Leinwandrand und Ösen 3 *M*.

Um die Bewaffnung der Römer zu zeigen oder, besser gesagt, um möglichst viele Fragen des römischen Kriegswesens zu beantworten, stellt der Künstler einen römischen Feldherrn im *paludamentum* vor seinem Zelte dar, dem die den Feinden (es sind wohl Gallier oder Germanen gedacht) abgenommenen Feldzeichen und Gefangene vorgeführt werden. Da kann man die verschiedenen Arten der Panzer, der Helme und Beinschienen, das Pilum, die Lanze, die verschiedenen Arten der Schilde, überhaupt alle Waffen in ihrer Mannigfaltigkeit betrachten und dadurch eine klare Vorstellung von ihnen gewinnen, auch die *phalerae*, das Schuhwerk, die *braccae*, das *sagum*, die Feldzeichen, Musikinstrumente, die *fasces* und Beile der Liktoren, kurz alles Wissenswerte hat Beachtung gefunden und ist gut zur Darstellung gebracht worden. Dafs die beiden römischen Säulen, die des Trajan und des Marc Aurel das meiste Material zu dem Bilde geliefert haben und dafs also mehr ein Bild von dem Soldatenwesen, wie es sich unter den Kaisern gestaltet hat, als von dem aus der Zeit der Republik geboten wird, ist richtig, aber kaum zu ändern; es ist uns eben aus der älteren Zeit zu wenig an Bildwerken erhalten, als dafs man danach mit einiger Zuversicht die Krieger Cäsars malen könnte, die man für die Tertianer natürlich am liebsten darstellen möchte. Aber auch so wird die Tafel mit

ihren Kriegern für die Quarta und Tertia sehr willkommen sein; dazu ist der Preis ein so niedriger, dafs die Anschaffung der Tafel sich überall ermöglichen läfst.

36) **W. Vollbrecht, Maecenas. Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann. 34. Heft. Gütersloh 1901, C. Bertelsmann. 59 S. 8. 0,80 *M*.**

Dafs Mäcenas die Aufnahme in die „Gymnasial-Bibliothek" verdient, wird wohl ohne weiteres von jedem zugegeben werden, nicht nur weil er treuer Freund und vertrauter Berater des Kaisers Augustus war, sondern vor allem wegen seiner Beziehungen zu Vergil und Horaz. Vollbrecht schildert in dem vorliegenden Heftchen seine Abstammung und Jugend, seine öffentliche Wirksamkeit, das Privatleben, seine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit, er stellt ihn vor als Freund und Förderer der Dichtkunst, erzählt seinen Tod und fafst schliefslich die Bedeutung des Mannes in einem „Rückblick" zusammen. Man wird kaum in der Zusammenstellung etwas vermissen. Am wenigsten gefällt die Übertragung der Verse, die Macänas verbrochen hat; schwer z. B. ist der Vers zu scandieren, mit dem der Verfasser (oder rührt die Übersetzung von einem andern her?) den Vers *nec tumulum curo, sepelit natura relictos* übertragen hat: „Nimmer bedarf ich des Grabes, die Natur begräbt die Verlassnen", während durch eine leichte Änderung mühelos ein richtiger Hexameter erreicht wäre.

Berlin. R. Engelmann.

8.

Tacitus

(mit Ausschlufs der Germania).

Über das Jahr 1901/1902.

I. Ausgaben.

1) Codices graeci et latini photographice depicti duce Scatone de Vries. Tomi VII pars prior: Tacitus codex Laurentianus Mediceus 68 I. Tomi VII pars posterior: Tacitus codex Laurentianus Mediceus 68 II. Lugduni Batavorum 1902, A. W. Sijthoff.

Das Erscheinen dieses Werkes ist das grofse Ereignis des Berichtsjahres. In zwei prächtigen Bänden ist auf 276 und 206 Folioseiten in Lichtdruck der Gesamtinhalt der beiden grofsen Werke des Tacitus mit so wunderbarer Treue reproduziert, dafs es von jetzt an einer Reise nach Florenz nicht mehr bedarf, um die Handschriften vor Augen zu haben. Jedem der beiden Bände ist eine ausführliche lateinisch geschriebene Einleitung vorausgeschickt, welche E. Rostagno, Bibliothekar der Laurentiana, verfafst hat. Der Preis beider Bände beträgt 300 Mark.

Das Werk erschien im April 1902. Einige Zeit vorher versendete die Verlagsbuchhandlung je ein Probeblatt. Schon mit Hilfe dieser Probeblätter, die ich WS. f. klass. Phil. 1902 S. 231 angezeigt habe, gelang es mir, an einer kontroversen Stelle im Anfang des 12. Buches den Text sicherzustellen. Nachdem das Werk selber in meine Hände gelangt war, habe ich auf Grund einmaliger Durchsicht der Bücher 11—16 in der WS. f. klass. Phil. 1902 Nr. 24. 26, 28 eine Nachlese zu meinen in dem Programm des Askanischen Gymnasiums zu Berlin 1892 niedergelegten Beobachtungen unter dem Titel „Neue Lesungen in Tacitus Annalen" veröffentlicht und in diesen drei Aufsätzen gezeigt, dafs das neue Hilfsmittel uns an einigen Stellen zu einer neuen Textgestaltung verhilft und in zahlreichen Fällen den rezipierten Text, von dem man bisher glaubte, er sei erst durch Emendation gewonnen, bestätigt oder wenigstens seine Bestätigung andeutet, dafs es uns ferner öfters in den Stand setzt, diese oder jene Konjektur, die Beifall gefunden hat, zu eliminieren und gewisse paläographische Gewohnheiten festzustellen, die namentlich dann Interesse erwecken, wenn sie die Textgestaltung sichern helfen. Von meinen Ergebnissen verzeichne ich hier nur diejenigen, welche an die Stelle der vulgata (Halm) eine neue Textgestaltung

setzen. Danach ist zu lesen XI 8, 7 *properaverat* st. *paraverat*, XI 10, 10 vielleicht *structis*, XI 33, 4 vielleicht *Caesari* st. *Caesaris*, XI 33, 6 *dum in urbem vehitur* mit Puteolanus, XII 24, 6 vielleicht *certi* st. *certis*, XII 25, 10 *in eundem quem*, XII 37, 4 *foedere et pace accipere* mit Becher, XII 38, 10 *e* (st. *ex*) *castellis*, XIII 20, 17 *unius et ex inimica domo* mit Puteolanus, XIII 25, 14 *autem* st. *tamen*, XIV 1, 5 *incusare* und *vocare* mit Lipsius st. *incusaret* und *vocaret*, XIV 14, 3 vielleicht *dum certare equis . . . memorat*, XIV 15, 14 *postremus* (nicht *postremum*), XIV 26, 7 *e* (nicht *ex*) *nobilitate*, XIV 39, 12 vielleicht *quod paucas naves*, XIV 57, 20 *relatum* mit Nipperdey (nicht *perlâtum*), XV 19, 1 *pravus* (nicht *pravissimus*) *mos*, XV 34, 7 vielleicht *a Vatinio Celere edebatur*, XV 48, 14 *praeseverum* st. *perseverum*, XV 72, 15 vielleicht *illuserat*, XVI 13, 14 *Illyrici* (nicht *Illyricis*) *legionibus*, XVI 15, 5 entweder *ingenti robore corporis* oder *ingenti corpore*, XVI 22, 25 *si imperium everterint* statt *si perverterint*.

Vermutlich wird das Studium der Reproduktion auch noch für die Historien das eine oder andere interessante Ergebnis liefern. Dafs es sich für den Text der ersten 6 Bücher der Annalen in irgendwie erheblicher Weise fruchtbar erweisen wird, bezweifle ich.

Angezeigt von L. in der Rev. crit. 1902 S. 236. Rez. spricht den Wunsch aus, dafs Rostagnos Einleitungen auch ohne den Hauptteil ausgegeben werden.

2) P. Cornelio Tacito. Il Dialogo degli oratori commentato da Alessandro Manoni. Milano, Palermo, Napoli 1902, Remo Sandron. XXXI u. 95 S. 8.

Manonis für den Gebrauch in den Lyceen bestimmte Bearbeitung des Dialogs ist durch Valmaggis 1890 erschienene Ausgabe inspiriert; doch steht er, was die Frage der Authenticität betrifft, im entgegengesetzten Lager. Auch die nach 1890 erschienenen Ausgaben bis auf John hat er verwertet. In der Einleitung wird dem Schüler dargelegt: das Verhältnis der Handschriften, was wir über die Lebensverhältnisse der Teilnehmer des Gespräches wissen und über die Quellen der Schrift vermuten können, und am ausführlichsten die Geschichte des Streites über den Verfasser und des Herausgebers eigene Stellung zu der Frage. Nach Manonis Urteil hat unter seinen Vorgängern Peterson diese Frage am besten behandelt; er selbst ist der Meinung, dafs Tacitus den Dialog in den letzten Monaten des Jahres 96 als eine Frucht seiner ciceronianischen Studien, von denen er damals Abschied nahm, geschrieben habe; bei dieser Annahme erkläre sich die Stildifferenz zur Genüge.

Manoni bringt keine neuen Argumente für den taciteischen Ursprung des Dialogs; sein Text, der von dem Halmschen an etwa 50 Stellen abweicht, enthält drei eigene (sämtlich nicht überzeugende) Konjekturen: 10, 33 *eam* st. *aut*, 10, 39 *expressa* (ko-

ordiniert mit *probata*), 19, 2 *qui usque ad Cassium ⟨producitur⟩, quem reum faciunt.*

Auch der Kommentar enthält kaum etwas Neues, ist aber dank der Fülle und Trefflichkeit seiner Quellen im allgemeinen, wie es scheint, zweckentsprechend. Wiederholt ist jedoch die Erklärung allzu äufserlich, z. B. die Bemerkung, *in eo tragoediae argumento* 2, 3 sei eine Hypallage = *in eius t. a.*, wie Ann. 4, 33 *clari* (= *clarorum*) *ducum exitus*, oder *si* (*cominus*) 25, 9 stehe statt des regelmäfsigeren *qua*. Auch finde ich einige arge Entgleisungen, wie die Behauptung, *cum* . . *dum* 1, 16 sei korrelativ und gleichwertig mit *cum* . . *tum*. Die Anmerkung zu 5, 12, in welcher *societate* durch 'una specie di collegio di avvocati' und *arbitrum* durch 'un testimonio auricolare' wiedergegeben wird, ist mir überhaupt nicht verständlich geworden und wird dem Zusammenhange jedenfalls in keiner Weise gerecht. Die im Kommentar gesammelten Parallelstellen aus den historischen Werken des Tacitus sind gesperrt gedruckt, um sie als Beweismittel der Authenticität des Dialogs hervorzuheben.

3) Cornelii Taciti Germania, Agricola, Dialogus de oratoribus. K potrebe skolni vydal Robert Novák. Druhé vydání. V Praze 1902. Nakladatel A. Storch syn, Knihkupec. XII u. 96 S. 8.

Nováks mit einer adnotatio critica ausgestattete Textausgabe der drei kleinen Schriften erschien 1889 (s. JB. XVI S. 285); die neue Auflage ist um eine (böhmisch geschriebene) Einleitung bereichert und ist in der Textgestaltung besonnener und mafsvoller. Im Agricola ist mehr als die Hälfte der von mir in der Besprechung der ersten Auflage als nicht überzeugend oder gar verwerflich bezeichneten Änderungen und Streichungen jetzt aufgegeben. Man darf die Textgestaltung zwar immer noch als kühn, aber kaum noch als verwegen bezeichnen.

Die Publikation der Lesarten des Toletanus durch O. Leuze (s. unten) hat Novák für die neue Auflage noch verwerten können. Er ist hierbei mit gesundem Urteil verfahren; insonderheit stimme ich ihm in der Verwerfung der Lesarten *nactus est ibi filiam* 6, 11, *tractis* 36, 10 und *nam* 37, 15 bei (zu dieser letzteren Stelle äufsert N. die beachtenswerte Vermutung, dafs das in A nach *adpropinquaverunt* erhaltene *ntem* seine Entstehung einem ursprünglichen *appropinquantem* mit darüber geschriebenem *uerunt* verdanke. Nicht aufgenommen hätte ich *munia* 13, 2, wohl aber *cedendum* 25, 17. Eine freudige Überraschung wird für N. die Bestätigung seines Einschubs von *felicibus* 15, 18 durch den Toletanus gewesen sein; auch *auctor operis* 13, 12 (so Puteolanus und der Tol.) steht schon in Nováks erster Auflage.

Neu sind die Schreibungen 28 *mox ad aquam petendam atque utilia raptum cum exissent*, *cum plerisque* etc., 34 *contra ruere ⟨audebat⟩*, *pavida . . . pellebantur* (nicht übel), 36 *cum gradu haud firmo stantes* und die Vermutungen 31 *et in libertatem*

⟨culpae⟩ paenitentiam non laturi (mir nicht verständlich) und 45 *nos Mauricus Rusticusque diro visu, nos* u. s. w. — Der Druck ist korrekt; nur müfste 30, 15 im Text *et* (st. *ac*) *saxa* stehn.

Noch bedeutender ist die Umwälzung im Dialogus. Von den 130 Lesarten und Vermutungen, die ich JB. XVI S. 287 u. 288 als charakteristisch für diese Ausgabe aufgezählt habe, sind in der neuen Auflage nicht weniger als 105, darunter alle diejenigen, die sich durch besondere Verwegenheit auszeichnen, aufgegeben, während nur 25 festgehalten sind. Diese letzteren sind zwar sämtlich höchst problematisch, entbehren jedoch nicht einer Art von Begründung, wie z. B. die Streichung des mit dem nachfolgenden *eum* nicht kongruierenden *aliter* 32 oder des *impune* 34, welches den Inhalt des mit *quominus* beginnenden Satzgliedes vorwegnimmt. Folgende Schreibungen sind neu: 3 *sedentem eum et ipsum*, 6 *quamquam grata sint, quae diu serantur atque elaborentur, gratiora tamen*, 9 *praecepta*, *⟨languescens⟩ ad nullam*, 10 *cum te natura tua in ipsam* etc., 12 *apud posteros ⟨esse⟩*, 17 *Tiberii duos et viginti . . . ac novennem iam felicis huius principatus stationem* (das Ziel dieser beiden kühnen Änderungen, die Novák an anderer Stelle zu rechtfertigen verspricht, ist offenbar die Herstellung der Additionssumme von genau 120 Jahren), 27 *at verere, inquit Maternus.* Man kann sich in die Motive dieser Neuerungen wohl hineindenken; aber auf Probabilität hat keine von ihnen Anspruch.

Noch eins ist der neuen Auflage eigentümlich: die Heranziehung des Sprachgebrauchs des Quintilian als Mafsstab für die Textgestaltung im Dialog. Dafs Quintilian der Verfasser des Dialogs sei, glaubt aufser Novák wohl niemand; aber die Stilverwandtschaft ist eng genug, um jenen Gesichtspunkt zu rechtfertigen. So streicht Novák 2 *utrosque,* weil Quintilian *quorum utrumque,* nicht *quos utrosque* sage, verwirft Orellis Herstellung 7 *quinam illustriores*, da Quintilian *quinam* vermeide, und rechtfertigt die Schreibungen *a* (nicht *ab*) *scholasticis* 14, *malignitatis* 15, *terminet* 22, *haec est enim* (in dieser Ordnung) 31, die Formen *grammatice* und *musice* ebd., die Änderung von *parabatur* in *praeparabatur* 34 aus dem Sprachgebrauch des Quintilian. *Deiectus* 26 hatte er früher gestrichen und *institueram* 35 in *institui* geändert; jetzt hat an beiden Stellen die Vergleichung des Quintilian der Überlieferung wieder zu ihrem Rechte verholfen. 32 ergänzt er nach *rhetorum* mit Baehrens nicht *officinis,* sondern *scholis* und bemerkt dazu: 'sic locum adfert Quint. etiam alibi (XII 2, 23)'. In der ersten Auflage wurde *Graiis* 15 deshalb verworfen, weil es sich sonst nicht im Dialogus finde, jetzt geschieht es, weil Quintilian es nicht kenne. Noch charakteristischer ist, dafs *exhortatus* 14, welches in der ersten Auflage vor *hortatus* weichen mufste, weil *exhortari* bei Tacitus ohne Beispiel ist, in der neuen Auflage wieder zu Ehren gelangt ist, weil Quintilian es öfters ge-

braucht hat. Im ganzen hat Novák, wie mir scheint, bei der Anwendung dieses Gesichtspunktes Mafs gehalten. Nur ein Citat aus Quintilian ist mir unverständlich geblieben: N. beruft sich für eine neue, an sich unannehmbare Deutung von *numerosior* 25, wonach dieses Adjektiv die ‘copia rerum vel argumentorum’ in den Reden des Asinius bezeichnen soll, auf Quint. X 1, 106, wo ich zwar *copiosior* finde, nicht aber *numerosior*.

Angezeigt von E. Thomas, Rev. crit. 1902 Nr. 27 S. 13, DLZ. 1902 Sp. 1761. Nach Thomas’ richtigem Urteil bietet die Ausgabe, wie alles von Novák, neben Wertvollem auch bedauerliche Fehler und Mifsgriffe.

4) **Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von Karl Knaut. Zweite, verbesserte Auflage. Gotha 1902, F. A. Perthes. IV u. 23 u. 44 S. 8.**

Die erste Auflage dieser Schulausgabe, in welcher Text und Kommentar noch ungetrennt waren, erschien 1889 und ist von mir JB. XVIII S. 217—220 eingehend besprochen worden. Die neue Auflage weist im Texte nur wenige und unerhebliche Änderungen auf; von den Lesarten des Toletanus hatte der Herausgeber, als er die Arbeit abschlofs, noch keine Kunde. Von den vielen in meiner Rezension der ersten Auflage enthaltenen Besserungsvorschlägen zum Kommentar hat der Herausgeber die grofse Mehrzahl sich zu eigen gemacht; auch die Kritiken von Helmreich, Lange und Opitz hat er verwertet. Einen Teil der von mir beanstandeten Noten hat er unverändert gelassen. Dahin gehört u. a. ein offenbares Versehen, das unberichtigt geblieben ist: die Bemerkung zu *enormis* Kap. 36, die ich zu streichen empfohlen hatte, weil das Satzglied, in welchem *enormis* steht, im Texte getilgt ist. Der Umfang des Ganzen ist derselbe geblieben.

5) **Des P. Cornelius Tacitus Lebensbeschreibung des Julius Agricola. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Heinrich Smolka. Mit einer Karte von Britannien. Leipzig 1902, G. Freytag. 0,60 *M*.**

Im Vorwort heifst es, der Agricola sei auch für die Privatlektüre der Primaner geeignet. Diesem Urteil wird mancher widersprechen. Die Einleitung orientiert über Tacitus’ Leben und Schriften und giebt, dem Inhalt der Biographie vorgreifend, eine Geschichte der Unterwerfung Britanniens. Über den litterarischen Charakter des Agricola wird richtig bemerkt, dafs in ihm das geschichtliche Interesse das persönliche sogar noch überwiege; die Sprache stehe unter dem Einflufs des Sallust.

Von seiner Textgestaltung sagt der Herausgeber, er habe im allgemeinen den Text von Joh. Müller zu Grunde gelegt, ohne ihm auf Schritt und Tritt zu folgen. In Wahrheit ist sein Verfahren eklektisch; denn er hat sich von Müllers Text an mehr als 50 Stellen entfernt, indem er zuweilen der überlieferten Les-

art, öfter der Konjektur eines älteren oder neueren Kritikers den Vorzug gab. Besondere Erwähnung verdienen nur wenige, nicht gerade glückliche Lesungen: 15, 7 *nunc* st. *manum* (der Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt ist bereits Z. 5 erledigt), 20, 10 *eae praesidiis castellisque circumdatae*, 25, 3 *hostibus excitis*, 28, 1 *Usipiorum* und 32, 20 *Usipii* nach B, 28, 8 *mox ad aquandum atque utilia raptum exeuntes*, 32, 21 *colonia et* (der Plural *coloniae* wie 5, 10), 43, 6 *nobis nihil comperti, nihil adfirmare ausim*, 45, 5 *tantum reus*.

Meine Nachträge zur Kenntnis der Vatikanischen Handschriften des Agricola WS. f. kl. Phil. 1900 Sp. 1299 hat S. nicht gekannt (er hätte sonst nicht, abweichend von Müller, 40, 20 mit Halm *uti* st. *ut* geschrieben), auch die Mitteilungen Leuzes aus dem Toletanus nicht benutzt (er schreibt zwar 9, 23 *eligit* und 19, 16 *ac luere*, hat aber diese Emendationen nicht aus dem Toletanus, sondern von Rhenanus und Wex übernommen, wie daraus hervorgeht, dafs er weder 15, 18 *felicibus* (sondern *illis* nach Peerlkamp) noch 17, 8 *subiit* noch 36, 4 *quattuor* einschiebt und 26, 8 *Romanis* bewahrt), vielleicht nicht mehr benutzen können, obwohl seine Ausgabe etwas später erschienen ist als Nováks neue Auflage (s. oben), in der Leuzes Publikation bereits verwertet ist. Verdruckt ist nur *suprema* st. *supremo* 43, 10. Die Leitworte des Textes sind gesperrt gedruckt, ein Verfahren, welches, weil es etwas Aufdringliches an sich hat, nicht nach jedermanns Geschmack ist.

Die Angaben in dem angehängten Namensverzeichnis sind präzise und zweckentsprechend; die Karte, obwohl nach Mafsstab und Ausstattung bescheiden, enthält viele Namen, die Tacitus nicht nennt; für das Titelbild ist eine Statue des Domitian gewählt, offenbar ein Notbehelf, da man das Porträt des Agricola nicht geben konnte, ein Bild aber nicht vermifst werden sollte.

Angezeigt von E. Thomas, Rev. crit. 1902 No. 27 S. 13; R. Lange, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 976.

6) **P. Cornelii Taciti De vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber erklärt von Alfred Gudeman. Berlin 1902, Weidmannsche Buchhandlung. 117 S. 8. 1,40 *M.***

In der Haupt-Sauppeschen Sammlung fehlte bisher eine Ausgabe des Agricola. Mit der Ausfüllung dieser Lücke ist ein Amerikaner beauftragt worden, dessen Arbeiten zu Tacitus in diesen Jahresberichten seit 1895 einen grofsen Raum einnehmen und der auch bereits als Verfasser einer englischen Ausgabe des Agricola, die 1899 zu Boston erschien (s. JB. XXVI S. 213), bekannt geworden ist.

Es ist begreiflich, dafs G. die Gelegenheit, die Resultate der Leuzeschen Kollation des Toletanus alsbald nach ihrer Veröffentlichung zu verwerten, gern ergriffen hat. In der Abwägung des

Wertes der neuen Lesarten hat er sich im allgemeinen dem verständigen Urteil Leuzes angeschlossen. In ein paar Fällen (wie 13, 2 *munia*, 30, 4 *colitis et*, 43, 6 *intercepti*) ist er, wie Leuze, in der Wertschätzung des neuen Zeugen zu weit gegangen. Meine hierauf bezüglichen Bedenken zu begründen werde ich weiter unten Gelegenheit haben.

Aber der Textgestaltung dieser Ausgabe hat nicht allein die neue Handschrift ihr Gepräge gegeben, sondern wir finden in ihr auch die grofse Mehrzahl der in der Class. Rev. (s. JB. XXIV S. 330) veröffentlichten und dann in die englische Ausgabe aufgenommenen, fast durchweg schlecht begründeten Konjekturen des Herausgebers wieder, die noch einmal zu widerlegen ich keinen Grund habe. Nur hier und da ist er zu einem verständigeren Urteil gelangt, wie 29, 4, wo er nicht mehr *sed in luctu*, sondern mit den Hdschr. *et in luctu* schreibt. Umgekehrt hat er an ein paar Stellen die handschriftliche Lesart, die er früher mit Unrecht verteidigte, in die vulgata geändert, so 3, 1 *et quamquam*, 11, 8 *originis usu*; während *subitis* 18, 19 und *ludere* 19, 16 aufzugeben ihn erst die Autorität des Toletanus bestimmt hat. An willkürlichen Änderungen wie 4, 15 [*ac senatori*], 6, 17 *moderationis*, 17, 2 *et minuta*, 45, 5 *nondum*, sowie an der Umstellung 44, 11 hat er festgehalten. Selbst so unmögliche Schreibungen wie 6, 15 *rector et silentium*, 17, 8 *sustinuitque* (ohne *subiit*) werden dem Leser im kritischen Anhang in empfehlende Erinnerung gebracht, 15, 18 aber etwas ganz Neues in den Text gesetzt, worüber unten zu urteilen sein wird. Zu 36, 14, wo im Texte *equorum* (st. *equitum*) *turmae* steht, fehlt eine Bemerkung im kritischen Anhang. Vermutlich liegt ein Versehen im Texte vor, obwohl die englische Ausgabe die Behauptung enthält, *equitum* sei vielleicht aus *equorum* verschrieben; vgl. JB. XXVI S. 217. Statt *timebatur* 25, 3 ist sicher *timebat* gemeint.

Die JB. XXVI S. 213 ff. kritisierte Entdeckung, dafs die Komposition des Agricola den für die biographische Gattung festgestellten Regeln der griechischen Rhetoren entspreche und dafs sich alle Abschnitte der Schrift, auch diejenigen, die einen allgemein historischen Charakter tragen, jenen Normen ohne Zwang anpassen, wird in der Einleitung und im Kommentar der neuen Ausgabe mit erhöhtem Eifer und gesteigertem Nachdruck vorgetragen. Besondere Anstrengungen hat G. dabei auf den Nachweis der sog. σύγκρισις verwendet, die er in den Kapp. 13—17 enthalten glaubt. Er hat dies deshalb gethan, weil er eingesehen hat, dafs er zu weit gegangen war, als er in der englischen Ausgabe behauptete, der leitende Gesichtspunkt in jenen Kapiteln sei dieser: alle Vorgänger des Agricola, obgleich ein Cerialis und ein Frontinus unter ihnen war, 'lamentably failed', während Agricola u. s. w. Jetzt heifst es: die früheren Legaten

hatten höchstens ephemere Erfolge zu verzeichnen, oder: Tac. begnügt sich bei der Erwähnung des Cerialis oder Frontinus mit einem allgemeinen Lob ohne nähere Begründung. Durch diese Abschwächung mufste die Schwierigkeit des Nachweises einer abwägenden Vergleichung zwischen den Leistungen des Agricola und denjenigen seiner Vorgänger wachsen; daher die auch im Kommentar fortgesetzten Bemühungen, den Leser mit der Idee der *σύγκρισις* zu befreunden. Zu den Mitteln, sie annehmbar zu machen, gehört auch die durch Mifsdeutung und Zusammenwerfen des am Schlusse von Kap. 13 und des am Anfang von Kap. 14 Erzählten gewonnene Behauptung, dafs die Erfolge des A. Plautius von Tacitus dem Vespasian, einem ihm unterstehenden Offizier, zugeschrieben werden. Selbst wenn Tacitus dies thäte, was er nicht thut, so wäre ja seine Berechnung schief; denn er kann doch unmöglich die Absicht gehabt haben, den Vespasian auf Kosten des A. Plautius zu verherrlichen. In Wahrheit ist die Erwähnung des Vespasian ein besonderer Beweis dafür, dafs hier weder der Verkleinerer des A. Plautius noch der Biograph des Agricola, sondern, wie in dem ganzen Abschnitt 13—17 und in anderen Partieen der Biographie, der Historiker redet, dem der Gedanke an die *ventura mox fortuna* des Mannes den Anlafs bot, seiner hier zu gedenken.

Die Einleitung enthält ferner ähnlich wie in der englischen Ausgabe Verzeichnisse der im Agricola enthaltenen Belege für die charakteristischen Züge des Stils und der rhetorischen Diktion des Tacitus. Dem entsprechend werden im Kommentar die Beispiele der Alliteration, des Polysyndetons (z. B. 37, 13 *arma . . . humus*: 'durch das P. werden die einzelnen Ausdrücke besonders hervorgehoben'), des Chiasmus (z. B. 24, 13 *legione una et modicis auxiliis*: 'durch die ausdrucksvolle chiastische Stellung wird die zuversichtliche, wenn auch wohl allzu sanguinische Meinung des A. gekennzeichnet'), des Hendiadys (z. B. 19, 11 *officiis et administrationibus*: 'amtliche Verwaltung'), einer ditrochäischen oder kretischen clausula oder anderer 'wirkungsvoller' Mittel der Rhetorik mit Eifer notiert. Für wertvoller halte ich die im Kommentar dargebotenen zahlreichen Nachweise von Gemeinplätzen, stereotypen Wendungen und allgemeinen Gedanken, welche vermöge der rhetorischen Tradition bei griechischen wie römischen Autoren in mannigfachen Variationen wiederkehren. Auch eine gewisse Vorliebe für die Beobachtung des Gebrauchs der kopulativen Partikeln sowie für die Statistik dieses oder jenes Sprachgebrauchs ist diesem Herausgeber eigen, endlich auch die Neigung, Widersprüche und Ungenauigkeiten zu entdecken. Die in das zuletzt genannte Gebiet fallenden Bemerkungen des Herausgebers entziehen sich meinem Verständnis, so die Noten zu 10, 3. 21, 8. 29, 6 (wo die *longa pax* doch wohl nicht die *fortitudo*, sondern die *fides* der Auserlesenen verbürgt). 38, 3. 45, 11.

Die grammatische Erklärung erregt öfters schwere Bedenken. Zu *neutro* 6, 7 wird (abweichend von der englischen Ausgabe) bemerkt: 'nicht statt *neutra re*, was zu *quorum* nicht passen würde (?), sondern das Masc. ist wie gewöhnlich im Lat. a potiori gesetzt'. Neu ist auch die Auffassung, *splendidae* 9, 3 sei appositioneller Dativ und *dignitatis* ('Amt') mit *administratione* zu verbinden, was auch durch die chiastische Stellung empfohlen werde. Wir hätten dann an der Verbindung *administrare dignitatem* = 'ein Amt verwalten' ein passendes Analogon zu *praeturae rector* 6, 15. *Probare exemplum* 18, 7 heifst nach G. 'seine (des Agricola) Handlungsweise erproben', eine Deutung, die dem Herausgeber Gelegenheit giebt, einen dem Agricola zum Lobe gereichenden Vergleich mit seinen Vorgängern zu gewinnen. Zu *deserent . . . reliquerunt* wird auf die Wiederholung des Verbums hingewiesen. Sie war ja aber wegen der Verschiedenheit der Tempora unvermeidlich, und das Besondere ist nur der Wechsel des Verbums. Zu *audentissimi cuiusque* 33, 3 finden wir eine Note über den substantivischen Gebrauch von *audens*, der hier garnicht vorliegt. Zu *exceptusque* 40, 15 wird fälschlich *est* ergänzt, und warum? Um eine chiastische Wortstellung zu gewinnen: *exceptus brevi osculo — nullo sermone . . . immixtus est*. Zu 44, 5 *decentior*, Komparativ von *decorus*, wird im Anschlufs an Wölfflin bemerkt, 'dafs das Lateinische die Häufung des Buchstaben *r* nach Möglichkeit mied; vgl. *ferus ferocior*, *mirus mirabilior*'. Wölfflin und Gudeman haben an Formen wie *durior*, *rarior*, *securior* wohl nicht gedacht. Zu 7, 13 werden Beispiele der Verschiebung von *quoque* gesammelt, darunter 'H. V 4 *septimum quoque annum ignaviae* (= *ignaviae quoque*)'. In Wahrheit ist hier *septimum quoque annum* = *annum quoque septimum*. Dazu kehren die verkehrten Erklärungen, die ich aus dem Kommentar der englischen Ausgabe JB. XXVI S. 217 zusammengestellt habe, in der neuen Ausgabe gröfstenteils wieder; auch die Irlandhypothese hat ihren Platz behauptet. Hierüber vgl. JB. XX S. 164 ff. XXV S. 301 ff. An der ersteren Stelle schrieb ich 1894: 'Wenn Agricola die Küste von Belfast betreten hat, so wäre die Bemerkung des Tacitus, dafs die *aditus* und *portus* der Insel *per commercia et negotiatores* erkundet worden seien, nicht am Platze; Agricola hätte sie ja selber erforscht, wenigstens diejenigen, die für den römischen Eroberer zunächst von Interesse waren'. Man vergleiche diesen von keinem erledigten Einwand mit der Bemerkung, die G. jetzt zu *saepe ex eo audivi* etc. 24, 13 fügt: 'Es ist wahrscheinlicher, dafs sich Agricola eine so oft ausgesprochene Überzeugung an Ort und Stelle gebildet, als dafs dieselbe einzig und allein auf die Aussagen eines irischen Flüchtlings gestützt war'.

Endlich noch ein Wort über die Usiperkohorte. JB. XXVI S. 217 wies ich darauf hin, dafs G. die Wohnsitze der Friesen

südwestlich vom Lande der Sueben ansetze, die in Flandern wohnten, und fand die Ursache dieser geographischen Verirrung in der Annahme, dafs die Usiper, als sie von den Sueben aufgefangen wurden, aus der Nordsee kamen. Jetzt lesen wir bei Gudeman: Die Sueben in Flandern, die Friesen zwischen der östlichen Mündung des Rheins und der Ems, der Kurs der Usiper ging (s. die beigegebene 'Karte zur Erläuterung des Agricola') von Galloway aus um Schottland herum durch die Nordsee ins Friesenland. Und dabei heifst es im Texte des Tacitus, die Usiper seien zuerst von den Sueben, dann von den Friesen aufgefangen worden. Ein unlösbarer Widerspruch.

Citate aus der englischen Litteratur findet man im Kommentar hier und da, doch nicht so häufig, dafs man in einer deutschen Ausgabe eines altklassischen Werkes daran Anstofs nehmen müfste. Unangenehmer berührt das regelmäfsig wiederkehrende e. g. = z. B. und namentlich viz. = d. h.

Das Verdienst, Leuzes Kollation als erster in einer deutschen Ausgabe verwertet zu haben, soll Gudeman nicht bestritten werden; was er in der Einleitung, in der Textgestaltung und im Kommentar Neues vorgebracht oder aus eigenen früheren Arbeiten herübergenommen hat, wird sich zum grofsen Teil vor der Kritik nicht behaupten können.

7) **Tacitus Histories book III by H. Balgarnie. Introduction, text and notes. London 1902, Clive. 124 S.**

Wie L. V. im Boll. di fil. class. IX S. 33 angiebt, ist dies eine Schulausgabe, die den Text nach Heraeus giebt und in Kommentar und Einleitung viel zu wünschen übrig läfst.

8) Anzeigen älterer Ausgaben: Schöne, Dialogus (JB. XXV S. 271): DLZ. 1901 Sp. 1691; Constans, Dialogus (JB. XXVI S. 212): Boll. di fil. class. VIII S. 9 von L. V. (des Herausgebers Kenntnis der neuesten Litteratur sei lückenhaft; vom Kommentar lasse sich nur Gutes sagen); Constans et Girbal, Gesamtausgabe: Rev. de philol. XXV 1 S. 79 von H. Borneque; Gudeman, Agricola (JB. XXVI S. 213): DLZ. 1901 Sp. 2006 von R. Wuensch, N. phil. Rundsch. 1901 S. 506 und WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 976 von E. Wolff, Ztschr. f. d. öst. G. 53 S. 36 von J. Golling (aus der ausführlichen Besprechungs Wolffs (in der N. phil. R.), dessen Urteil in manchen Punkten mit dem des Ref. übereinstimmt, in anderen abweicht, hebe ich den gut begründeten Vorschlag *in patientiam nati* 31, 20 hervor); Furneaux, Taciti opera minora (JB. XXVI S. 218): WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 1174 von E. Wolff (die Ausgabe zeichne sich weniger durch Originalität als durch besonnenes Urteil und taktvolle Benutzung fremder Forschungen aus; Agr. 9, 12 sei es das ratsamste, *exuerat* in *effugerat* zu ändern; 15, 18 *plus impetus, maiorem constantiam* lehne F. jeden

Einschub mit Recht ab — dieses Urteil wird Wolff jetzt wohl nicht mehr aufrecht erhalten); Nemethy, Historien (JB. XXVI S. 220): WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 1003 von E. Wolff (Übersicht über die Textgestaltung des ersten Buches); Menghini, Ann. III (JB. XXVI S. 229): Riv. di fil. class. 29 S. 355 von Giov. Ferrara, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 179 und N. phil. Rundsch. 1902 S. 177 von E. Wolff, Berl. ph. WS. 1902 Sp. 347 von Fr. Müller.

II. Tacitus als Schriftsteller.

9) Gaston Boissier, Tacite. Revue des deux mondes 1901 15. Mai S. 277—312. 15. Juli S. 241—277. 1. Dec. S. 481—513. 1902 15. März S. 325—356.

Der Gedankengang dieser etwas breiten und nicht gerade viel Neues enthaltenden, aber geschickt gruppierten und klaren Ausführungen ist folgender.

I. Comment Tacite est devenu historien? Unter den Personen des in den ersten Jahren des Domitian geschriebenen, aber erst unter Trajan veröffentlichten Dialogus ist Messalla diejenige, welche in erster Reihe die Anschauungen des Tacitus vertritt. Wie Messalla die Notwendigkeit eines umfassenden Wissens für den angehenden Redner betont, so hat sich Tacitus für den Beruf eines Historikers dadurch vorbereitet, dafs er vieles studierte, was man in der Schule nicht lernte. Die so erworbenen Kenntnisse hat er später namentlich für seine Digressionen verwertet, die er nicht geschrieben hat, um zu unterhalten, sondern um zu belehren. Mit Messalla teilt er auch die Hochschätzung der Philosophie; aber diese Hochschätzung wurde beschränkt durch seinen Patriotismus, der ihn in dem Kampfe zwischen Redekunst und Philosophie von dem Standpunkte des Seneca entfernte und dem des Quintilian näherte. In der Gesellschaft, in die er in der Zeit des Vespasian und Titus als ein Beobachtender eintrat, gewann er das Material für jene sententiae, welche direkt aus dem Leben stammen. Seine rednerischen Erfolge, deren Reiz er durch Apers Mund schildert, erleichterten ihm seine Heirat und seine Amtskarriere als candidatus Caesaris. Nach der Prätur hat er eine Provinz verwaltet, wahrscheinlich Belgica: die Germania ist hervorgegangen aus patriotischer Besorgnis vor der Kraft des Urvolks. Schon damals war der Historiker fertig. Nach seiner Rückkehr von Domitian, der ihm das Konsulat versagte, zurückgesetzt, nahm er, um nicht anzustofsen, an der Erniedrigung des Senates teil. Diese Schreckenszeit, hinter welche der frühere Teil der Regierung des Domitian in seinem Gedächtnis zurücktrat, gewährte ihm die Mufse, als Biograph das Beispiel des Julius Secundus, dessen er im Dialogus gedenkt, nachzuahmen; zugleich beschlofs er, jene letzte Zeit des Domitian und die erste der neuen Regierung darzustellen, modifizierte aber dann den

ursprünglichen Plan insofern, als er die Schilderung des gegenwärtigen Glückes aus dem Programm strich und den Stoff rückwärts bis zum Tode des Nero verlängerte.

II. La conception de l'histoire dans Tacite. Ciceros Ausspruch, dafs die Geschichtschreibung ein *opus oratorium maxime* sei, war nur dann nicht gefahrbringend, wenn man den Begriff des orator im weitesten Sinne fafste. Welchen Standpunkt Tacitus zu dieser Frage einnahm, erhellt aus dem Lob, das er in den Proömien seiner grofsen Werke den alten Historikern spendet, insofern es zeigt, dafs ihm die Beredsamkeit nicht als der einzige und nicht einmal als der wichtigste Vorzug eines Historikers erschien. Damit stimmt überein, dafs er den Fabius Rusticus, den er im Agricola *eloquentissimus* nennt, hernach mit den übrigen Geschichtschreibern der Kaiserzeit verdammt, sowie der Gegensatz zwischen *eloquentia percoluere* und *rerum fide.* Hat Tacitus somit von Anfang an das Hauptgewicht auf die Sicherheit seiner Informationen gelegt, so fragt es sich nunmehr, ob er dieses Prinzip auch durchgeführt hat.

Seine pluralischen Ausdrücke, *reperio apud scriptores, quidam, alii* u. ä. sind wörtlich zu verstehen. Seine Quellen nennt er öfter, als andere Historiker es thun; die offiziellen Quellen hat er häufiger benutzt, als er sie nennt, beides freilich nicht so oft und nicht so bestimmt, bzw. ausgiebig, als wir es wünschen möchten. Die acta diurna mifsfielen ihm ebenso wie die acta senatus, jene wegen der vielen albernen Dinge, diese wegen der Schmeicheleien, die sie enthielten. Was sein Verhältnis zu seinen Vorgängern betrifft, so spricht gegen das sog. Nissensche Gesetz aufser dem Umstand, dafs der Römer von Natur ein Kompilator ist, der Erfolg, den die Werke des Tacitus hatten. Und was er an seinen Vorgängern tadelte, war weniger die Form als das Wesen; er kann sich also nicht damit begnügt haben, ihre Form zu verbessern. Man spürt die Mannigfaltigkeit seiner Quellen auf jeder Seite; öfters ist ein Schwanken, zuweilen ein Widerspruch das Ergebnis. Zu diesen Quellen kam das unmittelbar Erkundete. Er mifstraut den Gerüchten, verschweigt sie aber nicht, weil er das Bedürfnis hat alles zu sagen, was er weifs. Ann. XIV 2 ist ein Beispiel, welches zeigt, wie viel Mühe er darauf verwendet hat, aus den einander widersprechenden Angaben die Wahrheit herauszusuchen. Zuzugeben ist, dafs er, dem Geschmacke seiner Zeit nachgebend, hier und da seinen Berichten eine zu dramatische Wendung gegeben und der Rhetorik einen weiten Spielraum zugestanden hat, besonders da, wo er zwei entgegengesetzte Reden einander folgen läfst, ohne zu verraten, wohin er selber neigt. Sein Ernst ist nicht blofs ein Ausflufs seines Charakters, sondern auch seiner Vorstellung von den Aufgaben der Geschichtschreibung, die ihm, wie allen seinen Vorgängern, eine Schule der Moral ist. Er erzählt nur die res

illustres und zeichnet, abweichend von Sueton, nur die grofsen Linien und die herrschenden Eigenschaften einer Persönlichkeit; er stellt Typen dar, nicht, wie die modernen Geschichtschreiber, Individuen.

III. Le jugement de Tacite sur les Césars. Plinius, in dem das Erscheinen der ersten Bücher der Historien die Begierde erweckte, sich auch in der Geschichtschreibung zu versuchen, bezeugt den Erfolg, den Tacitus hatte. Das Publikum kann also in seiner Darstellung keine Widersprüche mit seinen eigenen Erinnerungen gefunden haben. Dies ist der erste Grund für uns, ihm Vertrauen zu schenken. Ein zweiter liegt in dem Umstand, dafs Sueton, Dio und Josephus ähnlich wie Tacitus über die Cäsaren urteilen, während bei Statius, Martial oder Velleius noch niemand die Wahrheit gesucht hat, Philo aber den inneren Verhältnissen der Hauptstadt fern stand. Tacitus fand das Urteil über die Cäsaren fertig vor; er selber spricht sich sogar wiederholt gegen die ihnen ungünstigen Übertreibungen der fama aus. Der Pessimismus, zu dem ihn seine Nationalität wie seine Erlebnisse bestimmt hatten, verlieh ihm die Klarheit des Blickes, den die Welt des Scheines nicht täuschen konnte. Allerdings neigt er zu ungünstiger Beurteilung, namentlich in der Darlegung geheimer Motive, und doch sehen wir, wie er sich bemüht, auch das Gute seiner Zeit anzuerkennen, und der Optimist Plinius urteilt über Tiberius, Nero und Domitian ebenso wie er. Obwohl nicht frei von aristokratischen Vorurteilen verkennt er nicht die Fehler des Adels; erfüllt von griechischer Humanität ist er auch gegen Nichtrömer gerecht (Rede des Calgacus, deren Gegenstück die des Cerialis); doch blickt er geringschätzig auf die niederen Stände. In religiöser Beziehung huldigte er wahrscheinlich einem unbestimmten Monotheismus, ohne die Formen der nationalen Religion preiszugeben, worin ihn das stoische System unterstützte. Für die Frage der Vorausbestimmung der menschlichen Geschicke hat er eine entschiedene Lösung nicht gefunden. Gegen die Juden wurde er eingenommen, weil sie der universellen Humanität widerstrebten, gegen die Christen, weil sie aus Judäa stammten. Ist dies ein Grund zu glauben, dafs sein Urteil über die Cäsaren ihm durch die Vorurteile der Gesellschaft, in der er lebte, diktiert worden ist?

IV. Les opinions politiques de Tacite. Unzufriedene giebt es stets und gab es in Rom auch unter guten Cäsaren. Aber wenn man von einem Versuch, der nach der Ermordung des Caligula gemacht wurde, absieht, so hat es in Rom keine Verschwörung zur Wiederherstellung der Republik gegeben; man wünschte höchstens eine Verschmelzung des principatus mit der libertas. Tacitus selbst ist nie ein wirklicher Republikaner gewesen. Die Kaiser hatten ihn befördert, im Dialogus führt er den Verfall der Beredsamkeit auf die durch die Kaiserherrschaft herbeigeführte

Beendigung der Wirren der republikanischen Zeit zurück; den Agricola hat er geschrieben, um denjenigen entgegenzutreten, welche die Mafshaltung des Agricola tadelten; er ist in den grofsen Werken derselbe geblieben. Eine Mischung der drei Gewalten im Staatsleben flöfst dem Tacitus nicht dieselbe Bewunderung ein wie dem Polybius oder Cicero, der Untergang der Republik liefs ihn nicht untröstlich. Der Prinzipat verhüllte seine Natur, und das Publikum begnügte sich mit dem Schein. Tacitus ist ein Freund des Senates, obwohl dieser nur ein Name war und von einer wirklichen Dyarchie nicht die Rede sein kann; er erzählt daher gern von einer grofsen Sitzung. Aber trotzdem bekennt er: *haud alia re Romana quam si unus imperitet.* Für die vornehmen Herren hat er ebensowenig Bewunderung wie für die Demokratie. Das zeigt er am deutlichsten in dem Bericht über die Pisonische Verschwörung. Sein schon im Dialogus kundgegebener Standpunkt des Sichbescheidens gegenüber den öffentlichen Dingen ist derselbe geblieben, höchstens ist seine Resignation etwas finsterer geworden. So hat es weder in seiner Geburt noch in seinem Charakter noch in seiner Umgebung noch in seinen Anschauungen etwas gegeben, was ihn zu einem Feind der Cäsaren hätte machen können. Das Mifstrauen gegen ihn ist daraus entsprungen, dafs das Bild, das er von der Cäsarenherrschaft entwirft, nicht vollständig ist. Denn die Werke des Tacitus geben zwar in höherem Grade eine politische Geschichte als die des Sallust, aber im ganzen ist auch er mehr ein Moralist als ein Politiker. Daher die bedauerlichen Lücken in seiner Darstellung: er hat die Provinzen, welche glücklicher und anhänglicher an die Kaiserherrschaft waren und in denen einfachere Sitten herrschten als in der Hauptstadt, der sie immer neues Blut zuführten, zu wenig berücksichtigt. Der Notwendigkeit, den Gesichtspunkt des Moralisten durch den des Politikers zu ergänzen, um das Ganze der öffentlichen Verhältnisse zu umfassen, hat er sich nicht völlig verschlossen; aber im ganzen stehen ihm als Moralisten die Verbrechen der Kaiser im Vordergrunde. Dabei hat er wenigstens das Verdienst, dafs er nicht hat zulassen wollen, dafs es für Staatshäupter und Politiker eine besondere Moral gebe; die Cäsaren aber sind *vi dominationis convulsi.*

10) **Richard Dienel, Untersuchungen über den Taciteischen Rednerdialog.** III. Progr. St. Pölten 1901. 28 S. 8.

D. bringt in diesem letzten Teil 'seiner Betrachtungen den bereits im zweiten (s. JB. XXIV S. 301) begonnenen Vergleich des Dialogus mit den Schriften des jüngeren Plinius in der Weise zu Ende, dafs er eine zusammenfassende Charakteristik der im Dialog niedergelegten Ansichten mit Belegen aus Plinius' Schriften giebt. Zunächst gilt es in einem allgemeinen Teile an der Hand des Dialogs und der Plinianischen Schriften für den Vergleich

der litterarischen Beziehungen dieses zu jenen durch eine Darstellung der Umgestaltung in den geistigen Lebensbedingungen, in den Voraussetzungen für die öffentliche Thätigkeit seit der vormonarchischen Zeit, einen Hintergrund zu schaffen. Hier zeigen sich neben manchen Ähnlichkeiten in den Anschauungen, Urteilen und Bestrebungen auch schwerwiegende Differenzen. So ist die von Tacitus gewonnene Erkenntnis, dafs eine nationale Wiedergeburt des altrömischen Geisteslebens und insonderheit eine Regeneration der klassischen Redekunst bei den veränderten Verhältnissen unmöglich sei, dem kurzsichtigeren Plinius verschlossen geblieben; auch hat er von dem moralischen Einflufs der Poesie und der Geschichtschreibung keine Ahnung.

In dem besonderen Teil versucht D. zu zeigen, dafs wir alle Charaktere des Dialogs in den Briefen des Plinius, also in seinem Wesen, wiederfinden. Aber der grofse Unterschied sei der, dafs wir das, was der Dialog in scharfen Umrissen und logisch umgrenzt als Richtungen des damaligen Geisteslebens klar zur Anschauung bringt, bei Plinius und in seinem Kreise unklar und ungegliedert wiederfinden, dafs die Gedankenreihen, die der Dialog, auf charakteristische Typen verteilt, voneinander sondert, bei Plinius kritiklos, schwankend und launenhaft durcheinander gehen. Demnach müsse den Dialog ein Mann verfafst haben, der mit den Bestrebungen des Plinianischen Kreises vertraut war und manche dieser Bestrebungen als irrig und aussichtslos erkannte, d. h. Tacitus, dessen hervorragende Bedeutung im Plinianischen Kreise oder diesem Kreise gegenüber durch Plinius selbst aufser Zweifel gestellt wird.

Eine Nachprüfung der von D. mit grofsem Fleifs gesammelten Parallelen würde ohne Zweifel ergeben, dafs manche von ihnen schon an sich, bei Lichte betrachtet, nur geringen Anspruch haben, als solche zu gelten, andere durch die Verschiedenheit des Zusammenhangs, dem sie entnommen sind, an Kraft und Wert erheblich verlieren. Dies im einzelnen nachzuweisen ist um so weniger erforderlich, als D. es in einer Anzahl von Fällen selber zugesteht, andererseits auf die den Parallelen gegenüberstehenden Divergenzen, welche gerade die wesentlichsten Punkte treffen, das gebührende Gewicht legt.

Obgleich nun jeder, auch ohne die Frage der Autorschaft des Dialogs zu berühren, bereitwillig einräumt, dafs Tacitus, der Freund des Plinius, mit den Anschauungen und Bestrebungen des Plinianischen Kreises vertraut gewesen sein mufs, so ist doch der zum Schlufs von D. ausgesprochenen Behauptung, dafs Plinius selbst dem Tacitus den unmittelbaren Anlafs gegeben habe, sich mit jenen Anschauungen prinzipiell auseinanderzusetzen, entschieden zu widersprechen. Diesen Anlafs findet D. in dem Briefe I 20, in welchem Plinius dem Freunde die Streitfrage vorlegt, ob dem Redner bei der Vertretung einer Rechtssache

Kürze gezieme. Tacitus ergreife die Gelegenheit, dem Freunde nicht blofs seine Ansicht über die Gattungen der Redekunst, sondern über die Redekunst selbst mitzuteilen. Wer das Verhältnis jenes Briefes zum Dialog so auffasse, müsse Tacitus als Verfasser des Dialogs anerkennen. Diese Argumentation ist hinfällig; denn zwischen jener rein technischen Frage, bei der es sich nicht einmal um das handelt, was man genera dicendi nennt, und dem Nachweis, dafs der Streit über Stilgattungen unzeitgemäfs sei, da doch die Redekunst selbst nicht mehr ein manneswürdiger Beruf, ja überhaupt für eine sittlich konstituierte Monarchie ein Anachronismus sei, besteht kein Zusammenhang. Übrigens ist der Brief I 20 schon vor Dienel zum Dialog in Beziehung gesetzt worden, und zwar von Wutk in dem Spandauer Programm von 1887; s. JB. XV S. 258.

11) **L. Valmaggi, Nuovi appunti sulla critica recentissima del Dialogo degli oratori.** Riv. di filol. XXX (1902) S. 1—21.

Der Artikel bildet eine Ergänzung zu des Verfassers Aufsatz La critica del Dialogo degli oratori nell' ultimo decennio, Torino 1899; s. JB. XXV S. 285. V. charakterisiert in Kürze die Ausgaben von Gudeman (die kleinere) und Constans, verzeichnet die Ergebnisse der Nachträge des Referenten zur handschriftlichen Überlieferung des Dialogs in der WS. f. kl. Phil. 1900 und bespricht sodann die neuesten Erörterungen der Authenticitätsfrage, zuerst Carlo Giussanis Ausführungen in seiner letteratura Romana (Storia letteraria d'Italia scritta da una società di professori Vol. I. Milano, Vallardi, S. 395 ff.: wenn Giussani, der für die Echtheit eintritt und der Ansicht ist, der Dialogus sei in den ersten Jahren des Domitian geschrieben, aus dem Ausdruck *ut nostris temporibus* c. 1 schliefse, dafs der Moment der Abfassung und Publikation von der Zeit des Gespräches nicht weit entfernt sein könne, so verkenne er, dafs im Dialogus der Ausdruck *nostra tempora* allgemein das moderne Zeitalter im Gegensatz zu dem republikanischen bezeichne; ferner sei die Erinnerung an die Rezitation des Maternus als an ein den Lesern bekanntes Ereignis nichts weiter als eine der Gewohnheit entsprechende litterarische Fiktion; endlich bezeichne sich der Verfasser nicht blofs durch *iuvenis admodum*, sondern auch durch *ardore iuvenili* als einen Mann von reiferem Alter), dann Schwabes in der Behandlung der Dialogusfrage, wie er meint, etwas oberflächlichen Artikel bei Pauly-Wissowa, die von M. Schanz in der Geschichte der römischen Litteratur II 2^2 gegebene genaue Darstellung der Geschichte der Frage und die von ihm gesammelten Argumente der Echtheit, E. Nordens Standpunkt, Bornecques Ausführungen über die metrische Prosa und den Dialog, Wölfflins Aufsatz über die Nachahmung in der lateinischen Prosa, endlich Sabbadinis Artikel über die Hersfelder Handschrift Riv. XXIX S. 262 ff. (s. unten).

Valmaggi ist der Meinung, dafs der codex des Henoch nur eine Kopie dieser Handschrift war und dafs dem Henoch oder dem Autor seiner Kopie die Zuerteilung des Dialogus an Tacitus, dessen Name ursprünglich fehlte, zur Last fällt. Der Umstand, dafs die von Decembrio in Rom gesehene Handschrift in Kolumnen geschrieben war, sei nicht geeignet diese Vermutung zu widerlegen.

Im letzten Teile seines Aufsatzes weist Valmaggi auf die Tragweite des Stilunterschiedes hin, die es verbiete, den Dialogus für ein Werk des Tacitus zu halten.

12) **Friedrich Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer litterarischen Form.** Leipzig 1901, B. G. Teubner. V u. 329 S. 7 *M*.

Der Abschnitt S. 224—233 ist dem Agricola des Tacitus gewidmet. Man finde, heifst es hier, in der bisherigen Litteratur über die litterarische Form des Agricola keine ausreichende Lösung, weil nach der negativen wie nach der positiven Seite zu weit gegangen werde: nach jener in der Bestimmung dessen, was mit einer Biographie unvereinbar sein soll, nach dieser in dem Verlangen nach einer bestimmten die Sache deckenden und einregistrierenden Formel. Eine solche Formel habe Gudeman gesucht; aber der Agricola sei nicht ein nach dem Schema der rhetorischen Lehre gearbeitetes *ἐγκώμιον*. Er gehöre in die Reihe der in Griechenland wie in Rom üblichen, zum Ruhme jüngst Verstorbener verfafsten Biographieen; als ein dem Lebenden nahe Verbundener wolle Tacitus dessen virtus vor der Vergessenheit bewahren. Die Form des Agricola sei die einfachste biographische Form, wenigstens dem Umrifs nach; mit *magnum libenter* Kap. 44 schliefse die Biographie; der mit *et ipse quidem* beginnende Epilog enthalte zuerst den *εὐδαιμονισμός* und zwar auf dem Hintergrunde der seinem Tode folgenden Schreckenszeit, dann (von *sed mihi* Kap. 45 an) das Gegenbild der Trauer der nächsten Angehörigen, endlich (Kap. 46) die Tröstung im Andenken und Fortwirken seiner virtus.

Die Schilderung der moralischen Persönlichkeit durchziehe die ganze Erzählung von Agricolas Leben und Thaten. Aber — und dies ist ein weitgehendes Zugeständnis, welches Leo denjenigen, die ihm nach der negativen Seite zu weit gegangen zu sein scheinen (s. oben), in erster Reihe also dem Referenten, macht — das Mittelstück Kap. 10—40 sei in einer Weise behandelt, die es von dem Charakter der Biographie entferne. Weder die Einleitung dieses Mittelstücks noch die Vorgeschichte noch die Schlachtbeschreibung in dieser Form habe eine Analogie in der biographischen Litteratur: die Gegenüberstellung der redenden Feldherren gehöre wie das übrige zum spezifisch historischen Stil. Ja es fehle sogar nicht an einer ohne jeden Zusammenhang mit Leben und Thaten des Agricola eingefügten

Episode (Kap. 28). Anlehnung an Sallust zeige sich in der Wahl eines kleinen historischen Stoffes, im Stil, in den Grundzügen der Komposition. Aber Sallust habe biographische Elemente in die Historien, Tacitus historische Elemente in die Biographie hineingearbeitet. Zur Überschreitung der Grenzen der Biographie sei Tacitus einmal durch sein persönliches Verhältnis zu Sallust geführt worden, dann durch seine schon damals begonnenen das Ganze umfassenden historischen Studien, die ihn unwillkürlich vom Persönlichen zur allgemeinen Geschichte hinübergezogen hätten. Es sei ihm nicht gelungen, die Charakterisierung der Persönlichkeit des Agricola mit dem grofsen Gang der Geschichte einheitlich zusammenzufügen. 'Ein Unausgeglichenes ist geblieben'.

Damit stellt sich Leo in der Frage des einheitlichen Charakters der Biographie des Agricola im wesentlichen auf den von mir seit 1874 vertretenen Standpunkt, wenn er auch die von mir gezogenen Folgerungen in Bezug auf die Entstehung der Schrift ablehnt. Aber auch diese Ablehnung ist nur eine formelle; denn die Annahme, dafs die auffallende Einstreuung historischer Elemente in die Biographie des Agricola auf die schon damals begonnenen historischen Studien des Tacitus zurückzuführen sei, ist ein Schritt in der von mir eingeschlagenen Richtung.

Der folgende Abschnitt des Buches behandelt die Beziehungen zwischen Historiographie und Biographie. In diesem Punkte sei bei Tacitus eine Entwicklung zu verfolgen: in den Historien gebe er die Nachrede gewohnheitsmäfsig (Galba, Otho, Vitellius, Vinius, Piso, Valens, Sabinus, ferner Cremona und das Kapitol); in den Annalen fänden sich einige Lebensabrisse in biographischer Form (Livia, Tiberius; in indirekter Form Augustus und Germanicus, die nicht von ihren Anfängen her geschildert sind, endlich Curtius Rufus, Volusius und Sallustius, Ateius Capito, die nur bei ihrem Tode erwähnt werden). In der zweiten Hälfte der Annalen hören die Nachreden fast ganz auf: Agrippina und Seneca erhalten keine Nachrede; Petronius wird direkt, Claudius durch den Mund Neros oder vielmehr Senecas charakterisiert, aber ohne biographische Angaben. Mehr biographischen Schein tragen einige bei dem ersten Auftreten eines Mannes gegebenen Schilderungen (Mucianus, Helvidius Priscus, Vatinius, C. Piso, Nymphidius und besonders Seianus).

13) Ed. Wölfflin, Plinius und Cluvius Rufus. Archiv f. lat. Lex. u. Gramm. XII S. 345—354.

W. sammelt eine Anzahl sprachlicher Analogieen und Variationen zu dem Satze des Tacitus H. I 81 *cum timeret Otho timebatur*, den Plutarch, wie er meint, Otho 3 in der Form φοβούμενος ... ἦν φοβερός nachgebildet hat. Denn das taciteische Gepräge jener Worte werde durch die Ähnlichkeit der Stelle Dial. 13 *quod timent an quod timentur* erwiesen. Den für sich

erschienenen drei ersten Büchern der Historien des Tacitus entsprächen die von ihnen abhängigen drei Plutarchischen Einzelbiographieen des Galba, Otho und Vitellius. Die Abfassungszeit des Anfangs der Historien lasse sich durch den Nachweis von Anklängen an das erste Buch der Historien in Plinius' Panegyricus bis in das Jahr 101 hinaufrücken. Für die Abhängigkeit des Plutarch von Tacitus sei der Satz *ἐκ δὲ τούτου καὶ τὰ μετρίως πραττόμενα διαβολὴν εἶχεν* G. 18 verglichen mit Tac. I 7 *seu bene seu male facta parem invidiam adferebant* auch dann beweisend, wenn man *μετρίως* in dem Sinne von *σωφρόνως* statt von *ἀδιαφόρως* fasse, obgleich der Zusammenhang, in welchem die beiden Sätze stehen, nicht derselbe sei. Denn es müsse einem alten Historiker die Freiheit belassen werden, die einzelnen Züge abweichend von der Vorlage zu gruppieren.

Eine Kritik dieser Ausführungen findet man WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 260 ff. Hier habe ich den von W. gesammelten Beispielen der Antithese aktiver und passiver Verbalformen eine Anzahl neuer, namentlich aus Seneca, Tacitus und Plinius hinzugefügt, um zu zeigen, dafs jene Ausdrucksweise zu einem schriftstellerischen Gemeingut geworden war und deshalb das taciteische Gepräge des Ausdrucks H. I 81 durch den Hinweis auf die ähnliche Stelle Dial. 13 nicht zu erhärten ist. Ferner habe ich die Beweiskraft der angeblichen taciteischen Reminiscenzen in Plinius' Panegyricus geprüft und auf die Schwierigkeiten hingewiesen, in die man gerät, wenn man die Abfassung des Anfangs der Historien bis ins Jahr 101 hinaufrückt. Ich bemerkte ferner, dafs bei richtiger Deutung von *μετρίως* G. 18 der hier von W. dem Plutarch früher vorgeworfene Übersetzungsfehler wegfalle und dafs seine Triadentheorie an sich zu wenig zuverlässig begründet sei, um als Stütze für die Lehre von der Abhängigkeit des Plutarch von Tacitus zu dienen, wie überhaupt in dem ganzen Artikel Wölfflins ebensowenig wie in dem früheren, der in den Sitzungsberichten erschienen ist (s. JB. XXVII S. 303; vgl. die Anzeige DLZ. 1901 Sp. 1245), ein zwingender Beweis für diese Abhängigkeit zu finden sei.

14) Friedrich Münzer, Die Entstehung der Historien des Tacitus. Beiträge zur alten Geschichte, herausgegeben von C. F. Lehmann, I 2 (Leipzig 1901) S. 300—330.

Der erste Teil dieser Abhandlung beschäftigt sich mit der Frage der Wahl des Anfangspunktes der Historien. Münzer findet Wölfflins Antwort auf diese Frage unbefriedigend; Seecks Vermutung aber, dafs die Vorrede der Historien nach Abfassung der Annalen und mit Rücksicht auf sie abgeändert worden wäre, sei unhaltbar. Für die Wahl des 1. Jan. 69 als Ausgangspunkt seien vielmehr neben zwei äufseren Gründen, die M. im Einklang mit Fabia vorausstellt (dessen Aufsatz in der Revue des études an-

ciennes er nicht mehr hat benutzen können), nämlich dem altgewohnten Gesetz der annalistischen Anordnung und dem Beispiel des Sallust, noch besondere Erwägungen mafsgebend gewesen: erstens die Erkenntnis der grofsen Ähnlichkeit der Lage Galbas am Ende des J. 68 mit der Nervas um die Mitte des J. 97, namentlich angesichts des schwierigen Problems der Nachfolge; zweitens das Verlangen, seine dramatische Gestaltungskunst und Kompositionskunst zu offenbaren. Denn die Katastrophe Galbas in sein Geschichtswerk hineinzuziehen habe sich durch das Bedürfnis, Rom als Hintergrund für den Beginn zu haben, empfohlen. Deshalb beginne er auch nicht in streng chronologischer Ordnung mit dem Ausbruch der Bewegung beim obergermanischen Heere am 1. Januar, um nicht den Leser zuerst an den Rhein und schon nach wenigen Kapiteln von dort weg nach Rom versetzen zu müssen. Der ganze erste Akt der Geschichte des J. 69 spiele sich auf dem einen Schauplatz der Hauptstadt und unter den von Anfang an auf der Bühne stehenden Personen ab; der zweite Akt beginne I 51 auf einem andern Schauplatz und an einem noch früheren Zeitpunkt als der erste.

Aufserdem sei noch ein drittes Moment für die Entscheidung mitbestimmend gewesen. Seit Actium habe die Auffassung nahegelegen, dafs die Epochen der römischen Geschichte nur noch durch den Wechsel der Herrscher und der Dynastieen abzugrenzen seien. Nun gehe aber aus vielen Stellen hervor, dafs dem Tacitus wie seinem Publikum weniger die Thaten und Schicksale der Herrscher im Vordergrunde stehen als die der Beherrschten, insonderheit die exitus der Männer, für die unter dem Prinzipat kein Raum mehr war. Die *exitus illustrium virorum* seien damals eine beliebte Gattung historischer Litteratur gewesen; so habe Titinius Capito eine Geschichte der domitianischen Zeit geschrieben (Plin. ep. VIII 12, 4), in der nicht der Tyrann, sondern seine Opfer im Vordergrunde standen. Eine Geschichtschreibung, die ihren Blick fast mehr auf die Gegner der Monarchie richtete als auf die Person des Monarchen, habe daher nicht zugestehen können, dafs die Regierungswechsel der Kaiser die mafsgebenden Einschnitte in der Geschichtsdarstellung bildeten. Deshalb habe sie mit Absicht an dem annalistischen Prinzip festgehalten und damit gegen die höfische Auffassung der Geschichte des römischen Volkes Protest erhoben.

Zu der Frage der Veröffentlichung einzelner Teile der Historien, dem Thema der zweiten Hälfte des Aufsatzes, spricht M. die Vermutung aus, dafs die durch häufigere Rückverweisungen verbundenen Bücher bestimmt waren, in einem Zuge gelesen zu werden, so dafs dem Leser der Inhalt des vorhergegangenen bei der Lektüre des folgenden noch gegenwärtig sein konnte, und dafs diese Bücher auch zusammen herausgegeben worden sind. Danach erscheinen einerseits Buch 1 und 2, andererseits 4 und 5

als je ein Bücherpaar, 3 aber als isoliert, wenigstens von den beiden voraufgehenden getrennt[1]).

Dazu finden sich innerhalb der Historien Nachträge und Berichtigungen, ein Beweis, dafs die Teile, auf die sie sich beziehen, schon veröffentlicht waren. Dieses Argument lasse zwar unentschieden, ob das dritte Buch für sich allein oder zusammen mit der folgenden Gruppe von Büchern herausgegeben ist, zeige jedoch, dafs die zwei ersten Bücher gesondert erschienen sind. Denn einen Nachtrag zu dem, was er im 1. Buche über Pisos Ermordung mitgeteilt hat, bilde IV 42 das, was Tacitus den Curtius Montanus über die Beteiligung des Regulus an jener That sagen läfst. Dieser Thatbestand lasse eine doppelte Erklärung zu: entweder habe Tacitus die Kenntnis jener Thatsache erst nach der Publikation des 1. Buches aus dem Protokoll über die Senatssitzung, von der IV 42 berichtet wird, erworben, oder Regulus sei bei der Veröffentlichung des ersten Buches noch am Leben, bei der des vierten bereits tot gewesen. In beiden Fällen sei eine längere Frist zwischen der Herausgabe der beiden Bücher anzunehmen. In ähnlicher Weise lasse sich der Abstand des dritten Buches vom zweiten nachweisen. II 70 *quae laeta in praesens mox perniciem ipsis fecere* kehre III 6 fast wörtlich wieder. Die auffallende Wiederholung nach geringem Zwischenraum spreche für die zeitliche Trennung. Aufserdem aber werde im 3. Buch (32) unter den Gründen des Unheils, das Cremona traf, die dem Vitellius erwiesene Huldigung gar nicht erwähnt, dagegen ein anderer Anlafs genannt: *iuvisse partes Vitellianas Othonis quoque bello credebantur.* Auch wie die Vitellianer im Kriege gegen Otho ihren Stützpunkt Cremona künstlich verstärkt hatten, komme erst III 26 gelegentlich zur Sprache; und die Worte *equites vero ... hostem* III 2 seien ein Nachtrag zu der Darstellung der Entscheidungsschlacht zwischen Otho und Vitellius in Buch 2. Solche Angaben seien einer im 2. Buche nicht benutzten Quelle ent-

[1]) Denn vom dritten Buche werde kein einziges Mal auf das zweite zurückverwiesen. Das ist richtig. Vielleicht ist jedoch im dritten Buche eine Verweisung auf das erste Buch ursprünglich vorhanden gewesen. Denn *patria illi Luceria,* wie man III 86, 1 schreibt, ist eine gewaltsame Änderung; die Handschrift hat *patrem illi luceriam.* Die Vermutung, dafs hinter *illi* eine oder zwei Zeilen ausgefallen sind und der ursprüngliche Text etwa lautete: *patrem illi* ⟨*Lucium Vitellium censorem ac ter consulem fuisse memoravimus, patriam habuit*⟩ *Luceriam,* ist nicht unwahrscheinlich, wenn man annimmt, dafs das Auge des Schreibers von *Lucium* auf *Luceriam* abirrte. Wir hätten dann eine Verweisung auf I 9. Wenn ferner, wie M. sagt, die Anfangsworte des 5. Buches: *eiusdem anni principio* unbedingt voraussetzen, dafs in der Lektüre des 4. und 5. Buches keine Unterbrechung stattfinden konnte, so läfst sich dieses Argument, falls man es überhaupt gelten lassen will, mit demselben, ja mit noch gröfserem Rechte auf die Anfangsworte des dritten Buches anwenden; denn der Komparativ *meliore fato fideque* weckt unmittelbar die Erinnerung an das am Ende des zweiten Buches Erzählte und schliefst somit der Sache nach eine Rückverweisung in sich.

nommen; diese sei wahrscheinlich Messalla. Nach II 59 begann die Verstimmung des Vitellius gegen Junius Blaesus schon in Lyon, nach III 38 erst in Rom. Die zweite Stelle, in sich völlig geschlossen, sei einer Vorlage entlehnt, die Tacitus erst nach der Publikation der beiden ersten Bücher benutzen konnte.

Für diese war Tacitus der Stoff durch frühere Geschichtswerke gegeben. Er habe deshalb den Erfolg seiner neuen Bearbeitung abgewartet, ehe er daran ging, die noch nicht geschriebene Geschichte der flavischen Zeit zu schreiben. *Uberiorem materiam* I 1 sei nicht bedeutungslos: man brauche nur an den ersten dakischen Krieg des Trajan zu denken.

Nach Plinius' Briefen zu urteilen, seien die Historien in den Jahren nach 104 allmählich erschienen. Vor dem Antritt des asiatischen Prokonsulats, das zwischen 112 und 114 fallen müsse, seien die Historien vollendet gewesen; nach dem Prokonsulat folgten die Annalen, in denen sich ein besonderes Interesse für die Provinz Asien zu verraten scheine.

Angezeigt von H. Schiller, Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1902 S. 408.

15) Arthur Stein, Albinovanus Pedo. Jahresbericht der öffentlichen Unterrealschule in Wien III. Wien 1901. 17 S.

Ausgehend von den in Gedanken und Ausdrücken bemerkbaren, allerdings nur leisen und wenig zahlreichen Anklängen, welche ein Vergleich des von Seneca Suas. I 15 erhaltenen Bruchstücks des Dichters Albinovanus Pedo, das die Seefahrt des Germanicus im J. 16 behandelt, mit der Darstellung derselben Fahrt bei Tac. Ann. II 23. 24 ergiebt, vermutet Stein, dafs Tacitus für seine durch den poetischen Klang der Rede und zahlreiche dichterische Übertreibungen hervorstechende Darstellung der Feldzüge des Germanicus neben seinen prosaischen Quellen das eine oder das andere epische Gedicht, das dieselben Ereignisse erzählte, darunter auch das des Pedo zur Belebung der Schilderung, sowie zur Ausmalung einzelner Details verwendet habe.

Die Vermutung ist nicht neu. Paul Höfer, Der Feldzug des Germanicus im J. 16 n. Chr. (Bernburg und Leipzig 1885) hat S. 2—10 denselben Gedanken ausgesprochen und in ähnlicher Weise zu begründen versucht; vgl. JB. XIII S. 67 und WS. f. kl. Phil. 1885 Sp. 1365. Mir scheint auch heute noch richtig, was ich damals schrieb: auf Tacitus ist das Verfahren, aus der Sprache auf die Natur der Quelle zu schliefsen, nicht anwendbar; das Poetische ist seiner Sprache überhaupt eigentümlich, und wenn er in einzelnen Partieen des in Rede stehenden Abschnittes poetischer ist als sonst, so ist dies auf die Natur des Gegenstandes, nicht auf die Besonderheit der Quelle zurückzuführen.

Angezeigt von J. Tolkiehn, Berl. ph. WS. 1901 Sp. 1515.

16) **Benno Imendörffer, Beiträge zur Quellenkunde der sechs letzten Bücher der Annalen des Tacitus.** Progr. des 1. deutschen k. k. Gymnasiums in Brünn. 1901. 22 S.

Imendörffers Stellung zu der Frage, welche litterarischen Quellen — die amtlichen schliefst er von seinen Erörterungen aus — Tacitus im zweiten Teil der Annalen benutzt habe, ist der Fabias entgegengesetzt. Seine Vermutungen — denn zu sicheren Ergebnissen zu gelangen, erklärt er selbst für unmöglich — sind etwa folgende.

Cluvius, Fabius und Plinius habe Tacitus, wie die Art ihrer Erwähnung an den wenigen Stellen, wo er sie nennt, erkennen lasse, nicht in umfassender Weise benutzt. Dagegen mache der Umstand, dafs in der Darstellung der armenischen Feldzüge des Corbulo die Gestalt dieses Mannes in auffallender Weise in den Vordergrund tritt, in Verbindung mit der diese Partieen auszeichnenden Lebendigkeit und Einheitlichkeit der Darstellung und dem Citat *prodiderit Corbulo* XV 16 es wahrscheinlich, dafs Tacitus die Memoiren dieses Feldherrn ausgiebig verwertet hat, so jedoch, dafs er ihre Angaben durch die einer andern Quelle kontrollierte. Dasselbe gelte für die Aufzeichnungen des Suetonius Paulinus, obgleich hier ein direktes Citat fehle. Die Darstellung der germanischen Kriege des Corbulo gehe, wie schon *ferunt* XI 18 zeige, nicht auf diesen selbst, sondern auf einen oder wahrscheinlich mehrere Augenzeugen der Ereignisse zurück, ebenso die Berichte über Ereignisse im Osten XI 8—10. XII 12—21. 44—51. 55, über die Kämpfe des Pomponius gegen Chatten und Sueben XII 27—30 und die Thaten des P. Ostorius in Britannien XII 31—40. Denn in allen diesen Partien werde mehr gegeben, als in den offiziellen Berichten zu finden gewesen sein dürfte. Die kriegerischen Ereignisse in Germanien XIII 53—57 könnten nach einem Werke des Oberfeldherrn L. Vetus dargestellt sein, den Plinius im index der nat. hist. mehrmals nennt.

Auch über Thrasea erzähle Tacitus offenbar mehr, als die Senatsakten ihm darboten; sicherlich habe ihm die Biographie Thraseas von Arulenus Rusticus vorgelegen, welcher der Senatssitzung, in der über Thraseas Geschick entschieden wurde, ohne Zweifel beigewohnt und dem Tacitus auch bei früheren Gelegenheiten, wo Thrasea hervortritt, durch seine Nachrichten Ergänzungen zu den Angaben der Senatsakten geliefert habe. Seneca sei vielleicht durch Vermittlung des Fabius Rusticus eine indirekte Quelle für Tacitus gewesen.

Für Buch XI und XII könne Tacitus die Autobiographie des Claudius benutzt haben, freilich nur mit scharfer Kritik und nicht zum Vorteil des Verfassers, ferner die Schriften des wegen seiner Spottgedichte auf Nero verurteilten Antistius (XIV 48) und die *codicilli* des Fabricius Veiento (XIV 50). Auch Servilius (XIV 19) könne zu den von Tacitus benutzten, aber nicht genannten Autoren gehört haben.

Jede eingefügte Rede ist nach Imendörffers Ansicht ein deutlicher Hinweis auf die Benutzung einer von Tacitus als brauchbar erkannten Quelle. So seien die Worte des Valerius Asiaticus XI 2, die Unterredung zwischen Messalina und Silius XI 26, die Äufserungen des allgemeinen Unwillens XI 28, die Unterredung der Calpurnia mit Claudius XI 30 (überhaupt der ganze Bericht über den Ausgang der Messalina XI 29—38) auf Aussagen von Augenzeugen zurückzuführen. Auch für XII 2 und 25 scheine eine vertrauliche, private Quelle benutzt worden zu sein, ebenso für XII 41, während XII 65 *ferebatur* auf eine Quelle von zweifelhaftem Werte deute. XIII 21 könne aus den commentarii der Agrippina stammen, vielleicht auch XIII 14. Die Worte des Subrius Flavus XV 67 seien wohl aus einer lange geheimgehaltenen Quelle geschöpft, wie auch der Inhalt des Testamentes des Mela XVI 17. Die *ipsa verba* des Nero XIV 59 habe ein Ohrenzeuge festgehalten. Neros Verse, von denen Sueton berichtet, könne auch Tacitus gekannt haben.

Die namenlosen Citate (mit *quidam, plerique, ferunt* und ähnlichen Ausdrücken) seien ungleich verteilt: die meisten fänden sich im 11. und 12., die wenigsten im 13. und 16. Buch. Das Citat XI 27 beweise einerseits, dafs Tacitus seine Quellen nicht wahllos benutzte, andererseits, dafs er bestrebt war, gut beglaubigte Berichte von Zeitgenossen zu verwerten, das Citat XIV 9, dafs er mindestens vier verschiedene Berichte eingesehen hat, alle Citate, dafs seine Quellen sehr zahlreich waren. Unter ihnen mögen manche mündlichen Mitteilungen sein, andere waren von so intimem Charakter, dafs er Bedenken trug, seine Gewährsmänner durch Nennung ihrer Namen blofszustellen. Umfassendere Geschichtswerke habe er nur in geringer Anzahl und wenig benutzt.

17) Philippe Fabia, Le point final des Annales de Tacite. I. II. Journal des Savants 1901, S. 423—435. 563—575.

Eine scharfsinnige und umsichtige Erörterung der Frage: hat Tacitus die Annalen mit dem Tode Neros geschlossen oder sie bis zum Anfangspunkt der Historien, d. i. bis zum 1. Jan. 69 fortgeführt? Jenes hat zuerst Justus Lipsius behauptet, gestützt auf die Worte der Einleitung: *Tiberii Gaiique et Claudii ac Neronis res . . . mox Tiberii principatum et cetera,* dieses Savilius. Dessen Ansicht ist heute zur Herrschaft gelangt, weil es undenkbar schien, dafs Tacitus zwischen den beiden Teilen seines grofsen Werkes eine Lücke von 6 Monaten sollte gelassen haben. Es empfiehlt sich, diese Frage zu entscheiden, ehe man an zwei andere mit ihr verknüpfte Fragen herantritt: wie grofs annähernd der Umfang der am Ende des Werkes verlorenen Berichte, und ob das 16. Buch wirklich das letzte gewesen sei.

Jene Stelle der Einleitung, auf die Lipsius seine Ansicht

stützte, gestattet keinen sicheren Schlufs; ist dem Tacitus doch auch sonst die Sorge um minutiöse Genauigkeit des Ausdrucks fremd. Dennoch ist die herrschende Ansicht falsch. Für diese könnte aufser dem Hauptargument noch einiges andere angeführt werden. Zuerst das bekannte Zeugnis des Hieronymus. Aber dieses zwingt durchaus nicht zu der Annahme, dafs die Kontinuität zwischen beiden Werken nicht im geringsten unterbrochen gewesen ist. Ist Hieronymus doch auch darin ungenau, dafs er die beiden grofsen Werke des Tacitus Kaiserbiographieen nennt. Auch wird die Ungenauigkeit, die man ihm vorwerfen kann, wenn die Annalen mit dem Tode Neros schlossen, minder erstaunlich durch die Thatsache, dafs von dem Leben und der Regierung Galbas vor dem 1. Jan. 69 in den Historien vielfach gesprochen wird. Deshalb war die Angabe, Tacitus habe Kaiserbiographieen geschrieben, beinahe ebenso richtig für Galba wie für die anderen Kaiser. Auch die sog. annalistische Regel[1]) stützt die herrschende Ansicht nicht; denn diese zwang den Historiker nicht, mit einem Jahresende zu schliefsen, und so hat sich auch Tacitus nicht verpflichtet gefühlt, die Historien bis zum 1. Jan. des auf den Tod Domitians folgenden Jahres fortzuführen.

Man könnte endlich eine Stütze der herrschenden Ansicht in den auf Nymphidius bezüglichen Worten XV 72 finden: *nam et ipse pars Romanarum cladium erit.* Die Kraft des Futurums wird durch die Worte *quia nunc primum oblatus est* aufser Zweifel gestellt: es bezeichnet, dafs in den Annalen noch weiter von Nymphidius die Rede sein wird. Der ganze Ausdruck kann seinem Sinne nach nur identisch sein mit dem, was H. IV 50 von Baebius Massa gesagt wird: *inter causas malorum, quae mox tulimus, saepius rediturus*[2]); d. h. Nymphidius gehöre in die Reihe der Urheber der Schläge, die Rom später getroffen haben. Nun hat dieser Mann zweimal eine bedeutende Rolle gespielt: unmittelbar vor dem Tode Neros dadurch, dafs er Nero verriet, und unmittelbar nachher dadurch, dafs er sich, von Galba desavouiert, zum Kaiser zu machen versuchte. Bezieht sich die Anspielung des Tacitus auf den zweiten Vorgang, so können die Annalen erst mit dem Ende des J. 68 geschlossen haben. Die unglücklichen Wirkungen dieser Episode waren die Bestrafung der Genossen

---

[1]) Den Ursprung und die Entwickelungsgeschichte dieser Regel hat F. in einem besonderen Artikel dargelegt, auf den ich nachträglich verweise: La règle annalistique dans l'historiographie romaine, Journ. des Sav. 1900 S. 433—442. Hier verspricht er S. 439, die Stellung des Tacitus zu dem überlieferten Anordnungsprinzip zum Gegenstand einer besonderen Studie zu machen.

[2]) Diese aktive Bedeutung von *pars* ist vielleicht auch in der berühmten Vergilstelle *et quorum pars magna fui*, wo Fabia es passivisch deutet, trotz des vorhergehenden *miserrima* nicht ausgeschlossen; vgl. Aen. X 427 *pars ingens belli*, 737 *pars belli haud temnenda.*

des Nymphidius und der Unwille, der, erregt durch die summarische Art der Bestrafung, eine der Ursachen der Mifsstimmung gegen Galba war, sowie der Übertritt der überlebenden Anhänger des Nymphidius in das Lager des Otho.

Allein die Verschwörung des Nymphidius war nur eine Konsequenz seines Verrats; dieser war die erste Quelle alles Unheils, das Nymphidius angerichtet hat. Die Enttäuschung, welche die Soldaten erlebten, als ihnen das von dem Verräter im Namen Galbas versprochene donativum nicht gezahlt wurde, war die Hauptursache der für Galba verhängnisvollen Mifsstimmung. Dieser Zustand wurde durch die Verschwörung zwar verschlimmert, aber nicht geschaffen. Demnach bezieht man die Anspielung des Tacitus richtiger auf die erste und ursprüngliche Ursache des Unheils, d. i. auf den Verrat des Nymphidius. Nur eine Darstellung dieser Handlung selber kündigt Tacitus an; ihre Wirkungen reichten, wie die der Verschwörung, über die Grenzen des Geschichtswerkes hinaus. Die Auffassung endlich, dafs Tacitus auf beide Vorgänge, den Verrat und die Verschwörung, anspiele, ist zwar möglich, aber nicht notwendig. Somit zwingt uns nichts, den Schlufspunkt der Annalen auf den 31. Dez. 68 zu setzen.

Ohne Zweifel hätte die zweite Hälfte des J. 68 dem Tacitus reiche Gelegenheit geboten, sein Darstellungstalent zu entfalten; aber der Verzicht wurde ihm dadurch erleichtert, dafs er, wenn er mit dem Tode Neros schlofs, nicht nur eine symmetrische Gestaltung der drei Hexaden der Annalen — denn jede von ihnen schlofs, wie die Historien, mit dem Tode eines Kaisers —, sondern auch einen ergreifenden Abschlufs des ganzen Werkes gewann.

In den retrospektiven Partieen der Historien hat Tacitus, wie Fabia durch eine sorgfältige und eingehende Analyse in seinem zweiten Artikel nachweist, das geschichtliche Material der zweiten Hälfte des J. 68 so reichlich herangezogen, dafs nur wenige der wichtigeren Fakta, wie die Benachrichtigung des Galba von seiner amtlichen Berufung auf den Thron, der Empfang der senatorischen Deputation zu Narbo, die antineronische Reaktion in den Strafsen Roms, das (nur kurz angedeutete) Auftreten des Prätendenten Nymphidius, vermifst werden, während viele eine erschöpfende Darstellung gefunden haben. Hätte Tacitus also die Annalen bis zum Ende des J. 68 fortgeführt, so hätte es viele Wiederholungen, auch wohl Abweichungen und Berichtigungen, und zwar in gröfster Nähe, gegeben. Der Einwand, dafs Tacitus in den Annalen wie in den Historien Begebenheiten dargestellt habe, die er schon im Agricola erzählt hatte, erledigt sich durch die Erwägung, dafs in diesem Falle der Grad der Ausführlichkeit verschieden ist, insofern er über die Vorgänger des Agricola in den Annalen eingehender redet als im Agricola und umgekehrt in den Historien über Agricolas

Thaten minder ausführlich gesprochen haben wird, als er es im Agricola gethan hat, und dafs hier die parallelen Stücke sich nicht in demselben Werke finden, während doch Annalen und Historien eine Art Ganzes bildeten. Vom historischen Standpunkt aus betrachtet war der Übergang vom Ende der Annalen zum Beginn der Historien allerdings nicht ganz lückenlos; aber für den Künstler Tacitus wog dieser Übelstand leichter als derjenige, der mit den Wiederholungen und Abweichungen verbunden gewesen wäre. Und wenn Tacitus etwa den Gedanken gehabt hat, an das Ende Neros einen partiellen Überblick über die Ereignisse der zweiten Hälfte des J. 68, d. i. eine Auswahl der Begebenheiten unter Ausschlufs der in den Historien bereits erwähnten anzuhängen, so mufste er sich alsbald sagen, dafs ein solches Verfahren einen mageren Anhang ohne Zusammenhang und einen schwachen Abschlufs des Werkes liefern würde. Als er die Historien schrieb, erwog er nur die Forderungen des Augenblicks; er überlegte noch nicht, an welchem Punkte er die Annalen, die zu schreiben er allerdings schon damals im Sinne hatte, enden würde. Ihn beherrschte der Gedanke, den Bericht der Historien verständlich zu machen. Zu diesem Zwecke war der Einschub der retrospektiven Partieen notwendig, nachdem er sich einmal dafür entschieden hatte, mit dem 1. Januar 69 und nicht mit dem Tode Neros zu beginnen. Allerdings sind jene Partieen nur ein unvollkommener Ersatz für eine vollständige Darstellung der Ereignisse der zweiten Hälfte des J. 68; aber die Herstellung der Kontinuität zwischen beiden Werken hätte eine Umarbeitung des zuerst verfafsten erfordert. Statt dessen wählte er ein einfacheres und weiseres Verfahren: er schlofs die Annalen mit dem Tode des Nero.

18) Franz Rühl, Zu Tacitus. Rhein. Mus. 56 S. 508—516.

Zu Ann. I 62, wo es von der Bestattung der Varianischen Legionen heifst, dafs Tiberius sie getadelt habe, weil er eine nachteilige Wirkung dieser Mafsregel auf die Stimmung des Heeres befürchtete, während Tacitus die entgegengesetzte Wirkung als Thatsache berichtet, zieht R. die Inschrift Brambach 209 heran, welche die Stimmung und Wünsche des Heeres unmittelbar zum Ausdruck bringe. Hier heifst es auf dem, wie R. meint, nicht lange nach der Varusschlacht gesetzten Kenotaph eines in dieser Schlacht Gefallenen: *ossa inferre licebit.* Diesen Satz deutet R. dahin, dafs man sich im rheinischen Heere der Erwartung hingegeben habe, über kurz oder lang wieder siegreich nach Germanien vorzudringen, und dafs dann der überlebende Bruder die Asche des Gefallenen heimbringen und in dem Grabmal beisetzen zu können gehofft habe. — Die berühmte Stelle II 88 *caniturque adhuc barbaras apud gentes* sei eine beabsichtigte Anspielung auf Xen. Kyrup. I 2, 1 *ᾄδεται ἔτι καὶ νῦν ὑπὸ τῶν βαρβάρων*; die Worte *qui sua tantum mirantur* seien vielleicht

mit einem Seitenblick auf Plutarch gesagt. — Germ. 23 *in quandam similitudinem vini corruptus* sei angelehnt an die von Plinius n. h. XIX 42, 145 aufbewahrte Äufserung des Kaisers Tiberius über den germanischen Spargel. — Zuletzt kritisiert R. die Behauptung Seecks, dafs die beiden grofsen Geschichtswerke niemals zwei gesonderte Einheiten gebildet hätten, und dafs Tacitus, als er die Annalen den Historien anschlofs, den Eingang der Historien verändert habe. Unter den Gründen, mit welchen R. den ersten Teil dieser Behauptung widerlegt, ist einer der gewichtigsten der Hinweis auf das Zeugnis des Tertullian, der vom 5. Buch der Historien spricht, ein Argument, das ich bereits im letzten JB. geltend gemacht habe. Der zweite Teil der Behauptung wird, wie R. ausführt, dadurch hinfällig, dafs Tacitus, wenn er Annalen und Historien zu einem Werke vereinigte, die in diesem Falle unsinnigen (und auch durchaus nicht eindrucksvollen) ersten Worte der Historien, durch welche diese als ein selbständiges Werk bezeichnet werden, nicht hätte stehen lassen können und auch die Übersicht über die Gesamtlage zu Anfang 69 hätte streichen müssen. Den Zusammenhang der Eingangsworte habe S. falsch interpretiert: in dem mit *nam* beginnenden Satze lasse Tacitus den Leser sich selbst seinen Gedanken dahin ergänzen, dafs eine neue Geschichte der Republik überflüssig sei, und so könne er, nachdem er die Historiker seit der Schlacht bei Actium charakterisiert hat, auch voraussetzen, dafs sie eben aus dieser Charakteristik schliefsen werden, dafs eine getreue Schilderung dieser Zeit äufserst schwer sei. Dazu komme noch, dafs der Eingang der Historien im Sinne von Seeck auch nicht den Anfang der Annalen, sondern den eines Werkes rechtfertige, das mit der Schlacht bei Actium anhob.

Die Wahl des 1. Januar 69 erkläre sich hinlänglich aus der hergebrachten annalistischen Form der römischen Geschichtschreibung.

Die JB. XXVI S. 240 genannte Arbeit von J. Tiron war nach Zöchbauers Urteil, Ztschr. f. d. öst. G. 52 S. 371, für die Öffentlichkeit nicht reif.

III. Historische Untersuchungen.

19) **Max Siebourg, Die legio I (Germanica) in Burginatium am Niederrhein.** Mit einer Tafel. Sonderabdruck aus 'Bonner Jahrbücher' Heft 107, S. 132—189. Bonn 1901, Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi.

Auf dem Monterberg bei Calcar am Niederrhein ist der nur wenig verstümmelte Grabstein eines *Q. Vetinius mil(es) leg(ionis)* [*I*] gefunden worden. Seine Merkmale verweisen ihn in die Zeit vor Claudius; die Ergänzung *I* ist bei dem engen Raum die einzig zulässige. Somit beweist jener Stein, dafs an seinem Fundorte

innerhalb der ersten Jahrzehnte unserer Zeitrechnung ein Teil der ersten Legion kürzere oder längere Zeit gelegen hat. Unter dem Fundorte aber ist nach den Entfernungsangaben der Peutingerschen Karte und des Itinerarium Antonini die römische Niederlassung Burginatium zu verstehen. Siebourg verfolgt an der Hand der litterarischen Quellen, unter welchen die Berichte des Tacitus die erste Stelle einnehmen, sowie der epigraphischen Zeugnisse die Geschichte der Legion von ihrer Gründung, die unmittelbar nach der Niederlage des Varus erfolgte (Tac. Ann. I 42), bis zu ihrer Auflösung im J. 70 n. Chr. Ihr Standort war im J. 14 n. Chr. Köln, im J. 69 n. Chr. Bonn: der Garnisonwechsel, vermutet S., ist vielleicht schon im J. 17 n. Chr. nach der Abberufung des Germanicus erfolgt.

20) P. Knapp, Militärisches zu Tacitus Annalen, I. Buch. Neues Korrespondenzbl. f. d. Gel.- u. Realschulen Württ. 1902 S. 6—15.

Verf. führt zu Kap. 17 aus, dafs, wenn die Soldaten von ihrer Löhnung die *saevitia centurionum* und die *vacationes munerum* erkaufen mufsten, dies doch nur möglich gewesen sei, wenn sie über die Löhnung oder wenigstens über einen Teil derselben frei verfügen konnten und kein Zwang bestand, den nach den Abzügen verbleibenden Rest zu deponieren. Wenn nach einem jüngst gefundenen Papyrus (s. Mommsen, Herm. 1900 S. 443 ff.) ein solcher Zwang bei den ägyptischen Legionaren bestanden zu haben scheine, so habe man es hier vermutlich mit individuellen Verhältnissen zu thun. Ferner lasse der Umstand, dafs bei Tacitus unter den Aufwendungen aus dem Sold das *frumentum* nicht genannt ist, darauf schliefsen, dafs die Verpflegung vom Sold nicht abgezogen wurde. Für den Ausdruck *saevitiam centurionum redimi* habe Stegmann mit Recht die Annahme eines Zeugmas verworfen und statt dessen die alte Erklärung wieder aufgenommen: 'Die Soldaten erkauften sich durch ihre Spenden an die Vorgesetzten immer wieder die rohe Behandlung'. — Kap. 38 scheitere G. Zippels Vermutung, dafs *in Chaucis* aus *in Chattis* verderbt sei (Progr. Königsberg 1895; s. JB. XXII S. 168) an dem Ausdruck *discordium legionum*; denn die obergermanischen Legionen konnten nicht als *discordes* bezeichnet werden. Mit Kap. 38 nehme der Geschichtschreiber nach der Unterbrechung durch zwei Sätze die Erzählung von den Ereignissen bei dem unteren Heere, das er durch die Bezeichnung *discordes legiones* in Gegensatz zu dem oberen Heer stelle, wieder auf. Der auch von Dio in dem Bericht über den pannonischen Krieg genannte M'. Ennius war vermutlich Centurio oder auch Tribun in der 20. Legion gewesen, welche an dem pannonischen Kriege teilgenommen hatte und nach dessen Beendigung an den Niederrhein versetzt worden war. — Zu I 42 bespricht Knapp die Auffassung v. Domaszewskis, wonach mit *illa* die 20. Legion bezeichnet wird, welche dem offenbar im

Lager der 1. Legion (s. Kap. 44) die Truppen anredenden Germanicus ferner stand, mit *tu* die vor ihm stehende erste Legion (Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst, 1893 S. 262 ff.; s. JB. XXI S. 202). Aus dem, was wir sonst über die Geschichte der 1. und der 20. Legion wissen, lasse sich Beweisendes für oder wider diese Auffassung nicht entnehmen; aber es sei undenkbar, dafs Tacitus dem Leser das Erkennen dieser Beziehung der Pronomina zumuten konnte, zumal da der Leser hier noch nicht wissen könne, dafs die Scene im Lager der 1. Legion spielte. Demnach müsse die 1. Legion ihre Feldzeichen von Tiberius erhalten haben.

21) **G. M. Columba, Il processo di Cremuzio Cordo.** Atene e Roma IV 35 (Nov. 1901) S. 361—382.

Die Darstellung der Affäre des Cremutius Cordus bei Seneca ad Marc. de consol. 22, 4—8 läfst sich mit der bei Tac. Ann. IV 34. 35 nicht vereinigen. Seneca weifs nichts von einer Verhandlung des Prozesses vor dem Senat und von einer Verteidigungsrede des Angeklagten. Ja wenn, wie man nach Tacitus anzunehmen geneigt ist, Cremutius den Entschlufs zu sterben erst an dem Tage fafste, wo seine Sache im Senat verhandelt wurde, so war es zu spät, um der Verurteilung zu entgehen, und das Volk hätte sich nicht freuen können, dafs die Beute den hungrigen Wölfen entgangen war. Senecas Worte *dum deliberatur, dum accusatores iterum adeunt, ille se absolverat* zeigen, dafs in dem Augenblick, wo der Entschlufs des Cremutius bekannt wurde, d. i. nicht vor dem vierten Tage nachdem er gefafst war, der Prozefs noch in seinen ersten Stadien war.

Senecas Darstellung ist, weil er unzweifelhaft persönliche und direkte Informationen hatte, der des Tacitus, bei dem der Verlauf der Dinge ins Feierliche und Theatralische umgestaltet ist, vorzuziehen. Tacitus, der in seiner Quelle gelesen hatte, dafs Cremutius infolge der gegen ihn erhobenen Anklage sich entschlossen habe zu sterben, setzte voraus, dafs ein Prozefs stattgefunden habe, und legte ihm eine von ihm erfundene Verteidigungsrede in den Mund; die Worte *et Caesar truci vultu defensionem accipiens*, die ein Moment enthalten, das den Cremutius in seinem Entschlusse nur bestärken konnte, sind ein der Einbildungskraft des Tacitus entsprungener Zusatz.

Zu dem einen von Tacitus genannten Anklagepunkt traten nach Dios unverdächtigem Zeugnis (57, 24, 3) noch zwei andere. Nach den Worten, die Tacitus dem Cremutius in den Mund legt, müfste man annehmen, dafs es unter Tiberius nicht mehr erlaubt gewesen sei, die Häupter der republikanischen Partei zu loben. Aber die Art, wie Valerius Maximus und Velleius von Cato, Pompeius, Brutus und Cassius sprechen, widerlegt diese Annahme. Cremutius aber hatte vermutlich den Cassius als tyrannicida ge-

priesen, und das war ein crimen maiestatis. Denn parricidae publici hiefsen Brutus und Cassius nicht erst, wie man nach Tacitus glauben möchte, unter Tiberius, sondern schon lange vor dessen Zeit.

22) L. Cantarelli, La serie dei curatores aquarum. Bullettino della comm. arch. com. die Roma XXIX (1901) fasc. 2—3 S. 180—214.

Der Artikel bildet die Fortsetzung und den Schlufs des Bull. 1895 begonnenen Aufsatzes. Die 11 v. Chr. von Augustus gegründete cura aquarum führte ein collegium von drei Senatoren, von denen einer, der zu den principes civitatis gehörte, die Leitung hatte und speciell curator aquarum genannt wird. Die Amtsdauer variiert zwischen einem Monat und 23 Jahren. 52 n. Chr. setzte Claudius den procurator aquarum ein, der allmählich die beiden Adjutoren des curators ersetzt zu haben scheint. Die nach den Zeugnissen des Frontin zusammengestellte Liste der curatores ist nach Cantarelli bis zum Ende des 1. Jahrh. n. Chr. folgende: M. Valerius Messala Corvinus 11 v. Chr. bis 13 n. Chr. (Tac. Ann. XI 6), C. Ateius Capito 13—23 n. Chr. (I 76), L. Tarius Rufus 23—24 (nach Dessau der Sohn des Konsuls 738), M. Cocceius Nerva 24—33 (IV 58), cos. 22 mit Vibius Rufinus nach Borghesis Vermutung, C. Octavius Laenas 34—38, M. Porcius Cato 38 einen Monat lang (IV 71), Ser. Asinius Celer 38, A. Didius Gallus 38—49 (denn Cantarelli schreibt bei Frontin abweichend von Nipperdey zu XII 15: *huic* (Catoni) *successit post mensem Ser. Asinius Celer. A*[*sinio Asinio, N*]*onio Quintiliano consulibus A. Didius Gallus*, das erste *Asinio* als Dativ, das zweite als abl. abs. Der Besieger des Mithridates A. Didius Gallus sei der Sohn des gleichnamigen curator aquarum, welcher, ehe er dieses Amt übernahm, legatus praetorius in einer unbestimmten Provinz, Prokonsul von Sicilien, cos. suff. unter Tiberius und quindecimvir s. f., nachher Prokonsul von Afrika oder Asien (49) und Legat von Britannien (52—57) gewesen sei; vgl. JB. XVIII S. 271), Cn. Domitius Afer 49—59 (IV 52), L. Calpurnius Piso (XIII 28) 60—63, P. Petronius Turpilianus (XIV 29) 63—64, P. Marius (XIV 48) 64—66, C. Fonteius Agrippa (H. III 46) 66—68, Q. Vibius Crispus (XIV 28) 68—71, cos. suff. 61 nach Borghesi, M. Pompeius Silvanus (XIII 52) 71—73, L. Tampius Flavianus (H. II 86) 73—74, M'. Acilius Aviola (XII 64) 74—97, Sex. Julius Frontinus (H. IV 39) 97—98, L. Funisulanus Vettonianus (XV 7) 98—100 (?).

23) Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft, 8. Halbband. Stuttgart 1901.

In diesem Bande sind mehrere Artikel staatsrechtlichen Inhalts von Bedeutung für die Taciteserklärung, z. B. der grofse Artikel Curatores von Kornemann, ferner der Artikel Curiatius Maternus von Wissowa.

24) G. M. Columba, Tiberiana. La storia di Maroboduo. Boll. di fil. class. VIII S. 158.

C. macht darauf aufmerksam, dafs das, was Tacitus Ann. II 63 aus der Senatsrede des Tiberius über Marbod mitteilt, wie ein Summarium der Angaben des Velleius II 108. 109 über denselben Marbod aussieht: dem *magnitudinem viri* entspreche II 108, 2 *Maroboduus . . . potentissima*, dem *violentiam subiectarum ei gentium* 109, 1 *totumque . . . praeparabat* (dies trifft nicht ganz zu), dem *quam propinquus Italiae hostis* 109, 2 *nec securam . . . abesset*, während die Worte *sua in destruendo eo consilia* ihre Parallele freilich erst an einer späteren Stelle fänden, nämlich 129, 4 *qua vi consiliorum suorum . . . egredi*. Die Übereinstimmung erkläre sich durch die Annahme, dafs die Angaben beider Historiker, die des Tacitus vermutlich auf indirektem Wege, jener Rede des Tiberius entnommen seien. Aus ihr stamme wohl auch die Aufzählung der dem Marbod unterworfenen Völker bei Strabo, wie überhaupt alles, was wir über den Sturz des Marbod wissen.

25) F. Hiller von Gaertringen, Jahreshefte des österr. Archäol. Inst. in Wien IV 2 S. 166. v. Domaszewski, Westd. Korr. XX 11/12 S. 209.

Es handelt sich hier um eine aus Tenos stammende Ehreninschrift für Varus, den Gegner des Arminius: *Ὁ δῆμος Πόπ[λ]ιον Κοϊντίλιον Οὐᾶρον τὸν ταμίαν τοῦ αὐτοκράτορος Καίσαρος [Θεοῦ Σεβα]στοῦ* etc., aus der wir erfahren, dafs Varus das Amt eines quaestor Augusti bekleidete, welches er, als er mit Augustus in Samos überwinterte, am 5. Dez. 21 v. Chr. angetreten haben wird. Bevor er zu diesem Amte kam, sind demselben Varus die Inschriften C. J. A. III 1 add. 584a aus Athen und Fränkel, Inschriften von Pergamon II 424 gesetzt worden. Die Gunst des Kaisers und seine ungewöhnliche Laufbahn — Konsul wurde er 13 v. Chr. mit Tiberius — ist auf seine Ehe mit Claudia Pulchra, der Nichte des Kaisers, zurückzuführen, eine Ehe, die er, wie v. Domaszewski vermutet, nicht erst im J. 7 v. Chr., wie zuletzt v. Rhoden (Prosopogr. II 119) annahm, sondern weit früher geschlossen hatte.

In dem Beiblatt zu den Jahresheften des österr. Archäol. Instituts V 1 S. 4 wird eine dalmatische Inschrift veröffentlicht, die den P. Anteius Rufus (Ann. XIII 22) als leg. Aug. pro pr. von Dalmatien nennt. Sie fällt in dasselbe Jahr des Claudius wie die denselben Mann betreffende Inschrift aus Salona CIL. III 1977. Dafs er den Beinamen Rufus führte, war bisher nicht bekannt.

26) L. Lévy, Quomodo Tiberius Claudius Nero erga senatum se gesserit. Thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat L. L., eiusdem facultatis olim alumnus. Parisiis 1901, F. Alcan. 126 S. 8.

Gegenstand dieser weitschweifigen, unübersichtlichen und in entsetzlichem Latein geschriebenen Abhandlung ist das Verhältnis

des Kaisers Tiberius, der im Titel seltsamer Weise Tiberius Claudius Nero genannt wird, zum Senat. Verf. schildert die unausgesetzten Bemühungen des Kaisers, zwar nicht eine auf gesetzlicher Abgrenzung der Gewalten beruhende Dyarchie, wohl aber eine Gemeinschaft der Regierungsthätigkeit zwischen Princeps und Senat dem Wesen nach herzustellen, und die Hindernisse, an denen diese Bemühungen gescheitert sind. Näheres aus dem Inhalt der Abhandlung mitzuteilen macht die Form der Darstellung, welche die Gedanken des Verfassers und ihren Fortschritt wie ein trüber, oft undurchdringlicher Nebel umhüllt, schwierig. Ein Versuch würde sich überdies, wenigstens für unsere Zwecke, kaum lohnen.

Angezeigt Rev. de philol. XXV 3 S. 280 von A. Jardé.

27) J. C. Tarver, Tiberius the tyrant. Westminster 1902, Constable & Co. 450 S.

Nach der Anzeige von A. im LC. 1902 Sp. 863 deckt sich das Ergebnis der in diesem Buche enthaltenen Forschungen ungefähr mit dem Bilde, das bei uns Sievers, Ihne und Ranke von Tiberius entworfen haben; die Darstellung des Tacitus wird als Gedankenbild (of studied malignity) abgewiesen. Besondere Abschnitte behandeln die Meuterei der Legionen in Pannonien und am Rhein, Tacitus und Tiberius, die Verschwörung des Libo, Germanicus und Piso, Sejan, den Aufenthalt auf Capri. Tiberius ist dem Verf. das Ideal des römischen Senators.

Tuxen, Kejser Tiberius (JB. XXIII S. 132) ist angezeigt von W. Liebenam, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 287. Er urteilt, Verf. gehe im ganzen von gesunden kritischen Grundsätzen aus, sei aber mit der neueren Litteratur seines Gegenstandes wenig vertraut und schätze den Kaiser als Staatsmann zu gering ein.

Über Viertel, Tiberius und Germanicus (JB. XXVII S. 313) vgl. die Anzeigen Hist. Ztschr. 87 III S. 539, Mitt. aus der hist. Lit. 30 S. 5 von Dietrich, Gymnasium 1902 Sp. 329 von Widmann, Berl. ph. WS. 1902 Sp. 362 von Holzapfel. Letzterer schliefst mit der richtigen Bemerkung, dafs man die vom Verf. selbst gewonnenen neuen Ergebnisse erst dann herausfinde, wenn man sich die Mühe nehme, die ganze Litteratur durchzuarbeiten.

28) Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Zweiter Teil. Erste Hälfte: Römer und Germanen. Berlin 1901, G Stilke. 231 S. 8. 4,50 *M.*

In den Bereich unserer Berichterstattung fallen das dritte bis sechste Kapitel dieses Buches (S. 59—148).

Von strategischen Erwägungen ausgehend, gelangt D. zu einer in wesentlichen Punkten eigenartigen Auffassung des Verlaufs der Ereignisse. Der Angelpunkt seiner Rekonstruktion der römisch-germanischen Feldzüge ist die ihm zur festen Überzeugung ge-

wordene Annahme, dafs unter Aliso (= Elsen) ein an der oberen Lippe, die bis dorthin schiffbar war, von Drusus, der damit rechnen durfte, dafs die Germanen im Belagern ungeübt waren, jenseits der feindlichen Sigambrer, Marsen und Brukterer als Magazinplatz angelegtes Kastell, nicht das jüngst in Haltern an der unteren Lippe aufgedeckte grofse Legionslager, zu verstehen sei. In der Nähe von Aliso habe der Altar des Drusus gestanden sowie das Winterlager des Tiberius im J. 5 n. Chr. *ad caput Lupiae.* Bei Tac. Ann. II 7 seien das *castellum Lupiae flumini adpositum* und das *castellum Aliso* eins und dasselbe; *limites* und *aggeres* = 'Wege und Strafsen'.

Ein anderes Kastell errichtete Drusus an der Wesermündung: dies sei das *praesidium* im Chaukenlande Ann. I 38. Um diesem Punkte möglichst nahe zu kommen, müsse man unter den Orten an der Weser, die von Aliso gleich weit entfernt sind, denjenigen als Lagerplatz des Varus annehmen, der am weitesten nach Norden liegt, d. i. Rehme, und zwar das Hahnenkamp genannte Plateau in dem Winkel zwischen Weser und Werre auf dem linken Ufer beider Flüsse. Da Varus seinen Trofs mitnahm, so könne er nur die südlich nach Aliso führende Hauptstrafse gezogen sein, einerlei, gegen welches aufständische Volk er sich wendete. Der erste Angriff sei in der Gegend von Herford oder Salzuflen erfolgt; hier sei das erste Marschlager aufgeschlagen worden, die *prima castra* des Tacitus (denn es sei sehr wohl möglich, dafs Germanicus im J. 15 n. Chr. von der entgegengesetzten Seite gekommen sei und Tacitus nur um der Wirkung willen die Schilderung aufsteigen lasse). Hier begann das freie Feld, an das sich ein neues Waldgebiet schlofs. Durch dieses sei das Heer vor die von den Germanen gesperrte Dörenschlucht gelangt, wo es am dritten Tage in das am Abend des zweiten errichtete Lager zurückgetrieben worden sei. Dieses habe der Lagerpräfekt Ceionius übergeben; die Entkommenen hätten sich nach Aliso geflüchtet, wo sie belagert wurden, bis sie sich an den Rhein durchschlugen. Die Teutoburg (= Volksburg) sei die Grotenburg; mit dem Ausdruck *semirutum* lasse Tacitus in schräg gestellter Antithese die Vorstellung hineinspielen, dafs der Wall von den hereinströmenden Germanen niedergetreten war. Diese letztere Auffassung entspricht nicht den natürlichen und einfachen Forderungen des Zusammenhangs der Stelle I 61.

Das *castellum in monte Tauno* Ann. I 56 sei Friedberg, ein vorgeschobener, noch auf dem Wasserwege erreichbarer Magazinplatz, wie Aliso. Die Burg des Segestes, die Germanicus entsetzte, könne die Teutoburg gewesen sein, nur drei Meilen von dem um dieselbe Zeit wiederhergestellten Aliso entfernt. Zum Zwecke des Entsatzes habe er die Truppen des Caecina, die eben der Lippe entlang operiert hatten, umkehren (*convertere agmen* I 57) lassen. Obwohl er schon bei dieser Gelegenheit dem

Schlachtfelde des Teutoburger Waldes sehr nahe war, habe er die Bestattung der Toten doch erst während des grofsen Feldzuges des J. 15 unternommen, weil er, um sie vollständig auszuführen, bis an das Varianische Sommerlager bei Rehme kommen mufste und weil er die Handlung der Pietät in den grofsen Feldzug, in dem er (nach dem Strafgericht über die Brukterer) als Sieger erschien, einflechten wollte. Nachdem er darauf, von der Porta aus sich wieder nach Westen wendend, den Arminius im Wiehengebirge und im Osning vergeblich zu fassen gesucht habe, sei er durch den Proviantmangel gezwungen worden, das Heer an die Ems zurückzuführen. Der Schauplatz der Kämpfe des Caecina an den pontes longi sei vielleicht die Gegend von Iburg.

Aber zu einem genetischen Verständnis der Feldzüge des Germanicus, insbesondere des letzten, gelange man erst dann, wenn man nicht blofs mit den unklaren geographischen Vorstellungen des Tacitus rechne, sondern auch den von ihm überlieferten facta mit Mifstrauen begegne und deshalb vor starken Korrekturen seiner Berichte nicht zurückschrecke. Der Plan des Feldzuges des J. 16 werde erst dann verständlich, wenn man annehme, dafs Tacitus die Ems mit der Weser verwechselt und dafs Germanicus die Seefahrt nicht mit acht Legionen gemacht habe, sondern nur mit zwei, die dem Proviantzug als Bedeckung dienten, während die übrigen sechs ihm auf der Strafse Aliso-Dörenschlucht entgegenzogen und sich etwa bei Minden mit ihm vereinigten. Beide grofse Schlachten des J. 16 aber, deren Schilderung eine dichterische Quelle zu verraten scheine, seien in das Reich der Fabel zu verweisen. Denn es sei unglaublich, dafs Armin sich der römischen Gesamtmacht zu einer rangierten Feldschlacht gestellt habe[1]); ferner spreche der weitere Verlauf der Dinge gegen entscheidende Siege der Römer, und Armin trete nach dem Abzug des Germanicus als Unbesiegter auf; die Einzelheiten der Schlachtschilderungen seien nicht nur unklar und widerspruchsvoll, sondern auch taktisch geradezu unmöglich[2]). Auch mit Niederlagen der Römer könnten die Schlachten nicht geendet haben, da in diesem Falle nicht viele von ihnen an den Rhein zurückgekehrt sein würden; unentschiedene Schlachten aber wären mit Niederlagen gleichbedeutend gewesen.

An die Stelle der Schlachten des J. 16 setzt D. Verhandlungen, von denen Tacitus nichts weifs. Denn aufser Flavus hätte sich vermutlich auch Segest, der seine Dienste angeboten hatte (Ann. I 58), und Segimer im römischen Heere befunden, um die Unterwerfung der Cherusker auf dem Wege der Unterhandlung

---

[1]) und doch war das Treffen des J. 15 (Ann. I 63) auch eine Feldschlacht.

[2]) Auf Knokes nirgends widerlegte Lokalisierung und Darstellung des Verlaufs dieser Schlachten geht D. nicht ein.

zu vermitteln. Ein Niederschlag dieser Politik sei das angebliche Gespräch, das Armin mit seinem Bruder über die Weser hinüber führte. Der Plan sei daran gescheitert, dafs die römische Partei unter den Cheruskern sich nicht zeigte oder nichts ausrichtete.

Wollten wir die Kühnheit, mit der D. die Ereignisse des J. 16 zurechtrückt und umgestaltet, gut heifsen, so würden wir den Boden unter den Füfsen verlieren. Die Annahme, dafs Germanicus im J. 16 nicht in die Ems, sondern in die Weser eingefahren sei, ist um so bedenklicher, als Tacitus gerade hier beide Flüsse sehr genau unterscheidet: II 8 wird die Ausschiffung am linken Ufer der Ems, die Herstellung der Brücken und der Übergang über diesen Flufs erzählt; Kap. 9—11 trennt die Weser die feindlichen Heere; Kap. 12 erfolgt der Übergang der Römer über die Weser. Es ist auch nicht richtig, wenn D. sagt, dafs, wenn Germanicus im J. 16 in die Ems eingefahren wäre, der ganze Unterschied gegen den vorigen Feldzug der gewesen wäre, dafs nicht das halbe, sondern das ganze Heer auf die Schiffe gesetzt wurde, auch nicht, dafs, wenn man in die Ems eingefahren war, ein Grund für die Landung am linken Ufer nicht auffindbar sei. Über beide Punkte, insbesondere über die Tragweite von *subvexit* und über die strategische Bedeutung des Brückenbaus vgl. Knokes Kriegszüge S. 334 und die Anmerkungen zu II 8 in Nipperdeys Ausgabe.

Dafs Tacitus der Darstellung der Feldzüge des Germanicus oder eines Teiles derselben eine dichterische Quelle zu Grunde gelegt habe, ist angesichts dessen, was wir im allgemeinen über seine Quellen wissen, sowie des Citats aus den Germanischen Kriegen des Plinius (I 69) unglaublich, und was die beiden Schlachten des J. 16 betrifft, die D. aus der Geschichte streicht, so bürgen allein schon die Namen Idistaviso und Angrivarenwall für die Zuverlässigkeit der Nachricht, dafs diese Orte die Schauplätze denkwürdiger Ereignisse gewesen sind.

G. Wolff stimmt Delbrück Berl. ph. WS. 1902 Sp. 47 im ganzen bei, weniger jedoch seinen Ausführungen über die Lage Alisos als seiner Ansicht über die Aufbauschung zweier kleiner Gefechte des J. 16 zu grofsen Schlachten. Vgl. Beloch, Histor. Ztschr. 89, 1 S. 75.

29) P. Vogt, **Kleine Beiträge zur Geschichte der Chatten.** Progr. Cassel, Königl. Wilhelms-Gymn. 1901. 21 S.

Obgleich der Ableitung des Namens Hessen aus dem der Chatten sprachgeschichtliche Bedenken entgegenstehen, ist doch die lautliche Identität von Chatti oder Catthi mit Hassi, Hessi kaum zu bezweifeln, weil die Völker, welche diese Namen bezeichnen, sicher identisch sind. Den Hauptort der Chatten, Mattium, mit dem Dorfe Maden zu identifizieren, ist aus sprachlichen Gründen unmöglich; vielmehr ist das heutige Dorf Metze

('Opfermahlstatt') bei Gudensberg das alte Mattium. *Adra-na* ist der 'schnelle Flufs'; *Arpus* = 'Erpel'[1]). *Actumerus* ist mit Ukromerus Strabo 7, 1, 4 (oder vielmehr Uktomerus) identisch; Cassel ist aus *castellum* entstanden, nachdem vielleicht Drusus hier ein Kastell errichtet hatte. Die Nachricht des Tacitus von dem chattischen Ursprung der Bataver ist nicht zu verwerfen.

Der Name Sweben hat nicht immer dasselbe bedeutet: bei Cäsar ist er der Name eines Stammes, der im Westen und Norden von den Ubiern und Cheruskern begrenzt wird; seit dem Bestehen unserer Zeitrechnung wird er zum Namen einer Gruppe unter sich verwandter Stämme; seit Marbod sein grofses Königreich gegründet hatte, scheint sich der Name auf alle Stämme ausgedehnt zu haben, welche zu Marbods Reich gehörten. Die Verwirrung entsteht nun dadurch, dafs die römischen Schriftsteller den Namen bald in der ersten, bald in der zweiten, bald in der dritten Bedeutung gebrauchen. Die Chatten aber hiefsen nie Sweben.

Chatten, Cherusker und Sweben sind die drei Urvölker des irminonischen Stammes. Unter ihnen scheinen wieder Chatten und Cherusker enger zusammengehört haben. Dafür spricht, dafs die leitenden Adelsfamilien beider Stämme miteinander verschwägert waren. Die nahen Beziehungen der beiden Stämme führten anfangs zu treuer Bundesgenossenschaft, bald aber zu bitterer Feindschaft.

Der Name Cherusker ist, wie Müllenhoff ausgeführt hat, der Bundesname für einen gröfseren Bund einer Reihe von Irminonenstämmen, die im späteren Engern, Ostfalen, Nordthüringen wohnten. Die Grenze zwischen Chatten und Cheruskern war seit Urzeiten dieselbe wie heute: sie zog sich vom kahlen Astenberg auf der Wasserscheide zwischen der Diemel einerseits und der Eder und Fulda andererseits nach Osten. Als die Ubier von Agrippa auf das linke Rheinufer verpflanzt wurden, besetzten die Chatten das leer gewordene Gebiet. Damals ging von Mattium, dem Hauptort der Chatten, eine Kolonie nach dem Rheingau, die Mattiaker. Diese Ausdehnung nach dem Rhein und Main hatte zur Folge, dafs die Chatten in die Kämpfe der Rheingermanen gegen die Römer hineingezogen wurden, deren erste Periode von Drusus und Tiberius bis Domitian reicht.

Angezeigt von Dietrich, Mitt. aus d. hist. Lit. 1902 S. 5.

30) R. Stegmann, Die Berichte der Schriftsteller des Altertums über die Varusschlacht und das Castell Aliso, mit Einleitung und deutscher Übersetzung. Detmold 1901, Hans Hinrichs. 28 S. 0,60 *M.*

31) R. Stegmann, Zur Lage des Castells Aliso. Ebenda. 15 S. 0,50 *M.*

Das in der zuerst genannten Schrift gesammelte Quellen-

[1]) Auch in Bezug auf den angeblichen Namen *Gandestrius* folgt Verf. Jak. Grimm, freilich nicht ohne Bedenken, zu welchen jedoch die Umgestaltung des Taciteischen Textes Ann. II 88 (s. Nipperdey) nicht gehört.

material ist für die Bedürfnisse derer bestimmt, welche mit der alten Litteratur und Sprache weniger vertraut sind. In der Übersetzung aus Tacitus sind ein paar Versehen und Ungenauigkeiten zu berichtigen. Ann. I 60 ist *finibus Frisiorum* = 'durch (oder 'über . . . hin', nicht 'in') das Land der Friesen, 61 *aut vincula* = 'oder (nicht 'und') der Gefangenschaft', d. i. teils dem Kampfe, teils der Gefangenschaft. 55 *privatim* 'aus einem persönlichen Grunde', S. ungenau 'noch besonders'. Auch *tardatum ad proelia* 62 ist mit 'im Kampfe aufgehalten' nicht korrekt wiedergegeben. II 16 ist *Idistaviso* Nominativ; man darf daher nicht von einem *campus Idistavisus* sprechen. Der Feldzug gegen die Chatten, von dem I 55ff. berichtet wird, gehört dem Jahre 15 n. Chr., nicht 14, an; der Adler, dessen Auffindung I 60 erzählt wird, war der der 19., nicht der 21. Legion.

Den Hauptinhalt der zweiten Schrift bildet nach einem Hinweis darauf, dafs der Zusammenhang zwischen der Varusschlacht und dem Kastell Aliso im Grunde ein recht loser sei, die Prüfung der Stellen der alten Autoren, in denen Aliso genannt wird oder die dazu in Beziehung gebracht werden müssen. Diese Prüfung ergiebt gewichtige Argumente gegen die Ansicht, dafs Aliso am Oberlaufe der Lippe gelegen habe, wie neuerdings noch wieder von H. Delbrück (s. oben) behauptet worden ist. Es müsse augenscheinlich weiter westlich gelegen haben. Bei Tacitus Ann. II 7 sei das *castellum Lupiae adpositum* wahrscheinlich mit dem nachher genannten *Aliso* identisch, welches offenbar noch weit vom Gebiet der Cherusker entfernt zu denken sei. Es könnten nur zwei Punkte in Betracht kommen: Haltern und Hamm, so dafs der Elison des Dio entweder mit der Stever oder mit der Ahse zu identifizieren sei.

Angezeigt von E. Anthes, Berl. ph. WS. 1902 Sp. 179; auch DLZ. 1901 Sp. 2972 und Hist. Ztschr. 87 III S. 541.

32) Koppers, Über die ara Drusi bei Haltern a. d. Lippe. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Alt. Westf. LVIII 1. Abt. S. 218—221.

K. vertritt die Ansicht, dafs Aliso mit dem im J. 9 v. Chr. erbauten Altar des Drusus und dem vielleicht von Caedicius gleich nach der Schlacht im Teutoburger Walde zum Andenken des Varus errichteten tumulus bei Haltern an der Mündung der Stever gelegen habe. Dieser tumulus sei somit nicht identisch mit dem nach Tac. Ann. I 62 auf dem Schlachtfelde errichteten, und *nuper* II 7 sei so viel als 'vor sechs Jahren'. Mit *prima Vari castra* ('das Lager in seinem Beginn') sei das Untergangslager des Varus gemeint; von mehreren Lagern sei nicht die Rede. Die ara Drusi bei Aliso könne identisch sein mit dem *honorarius tumulus* bei Sueton Claud. 1, den das Heer dem Drusus errichtete, *circa quem deinceps stato die quotannis miles decurreret Galliarumque civitates publice supplicarent.*

33) Albert Wulfmeyer, Stätten germanischer Freiheitskämpfe und Götterheime bei Bielefeld. Untersuchungen über: Cäsars Germanicus, des römischen Imperators, Rachezug vom Sommer des Jahres 15 n. Chr. u. s. w. Melle 1901, Buchdruckerei F. E. Haag. 16, VII u. 40 S. 8. Mit einer Karte in 7 Abschnitten. 0,90 *M*.

W. beschreibt Landwehren, Hügelgräber, Lagerwallreste und andere 'Altertumsdenkmäler' westlich von Bielefeld, die er mit dem Untergang des Varus in Verbindung bringt. In dieselbe Gegend verlegt er den Zusammenstofs des Germanicus mit Arminius im J. 15 n. Chr. (Ann. I 63). In der Stelle Ann. I 61 interpretiert er *prima Vari castra ... dein* dahin, dafs hier von einem zweiten wirklichen Lager des Varus gar nicht die Rede sei. Vielmehr habe man an einen in dem umfangreichen 'anfänglichen Lager' (*prima castra*) während des Kampfes errichteten Querwall mit niedrigem Graben zu denken. Ferner spräche man statt von einer Schlacht im Teutoburger Walde besser von einer solchen 'am Teutoburger Waldgebirge'; denn *in quo* Ann. I 60, 15 bedeute 'an dem' oder: 'an dessen Fufse'.

Angezeigt DLZ. 1902 Sp. 293 und LC. 1901 Sp. 1693 von A. R. (dilettantisch; doch seien die Mitteilungen über die Ergebnisse lokaler Nachforschungen beachtenswert).

34) Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen. II: Haltern und die Altertumsforschung an der Lippe. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und 39 Tafeln. Münster in Westfalen 1901, Aschendorff. 228 S. 8. 10 *M*.

Das erste Heft enthielt Mitteilungen über die Anfänge der Untersuchung; das zweite, welches Alexander Conze gewidmet ist, giebt Nachricht von ihrer Fortführung. Berichterstatter sind Ritterling, Ilgen, Philippi, Koepp, Schuchhardt, Loeschcke, Dahm. Die topographischen Darlegungen und die Fundberichte berühren uns weniger als die Erörterung der Alisofrage. Über diese äufsert sich Schuchhardt in folgender Weise. An der oberen Lippe, d. h. mit den Sigambrern und Brukterern im Rücken, könne Aliso nicht angelegt worden sein; auch deshalb nicht, weil, wenn dem so wäre, Germanicus, als er im J. 16 mit sechs Legionen bei Aliso stand, die Weserscharte in zwei Tagemärschen hätte erreichen können und so der Umweg über Nordsee und Ems unverständlich bliebe. Und Velleius würde das Winterlager des Tiberius *ad caput Lupiae fluminis in mediis Germaniae finibus* nicht so sehr gerühmt haben, wenn an derselben Stelle schon seit 15 Jahren das Kastell Aliso gestanden hätte. Durch die nicht unbedeutende Entfernung zwischen dem Teutoburger Walde und Aliso erkläre sich die Gröfse der Katastrophe, während die kurze Strecke von Aliso zum Rhein es begreiflich mache, dafs nachher noch ein guter Teil sich hat retten können. Aufser Aliso habe es bis zum J. 9 v. Chr. kein eigentliches Kastell an der Lippe gegeben, noch viel weniger im J. 16 n. Chr. Die stilistische

Laune des Tacitus, der den Namen des *castellum Lupiae flumini adpositum* II 7 erst an zweiter Stelle nenne, berechtige nicht, daraus eine sachliche Schwierigkeit zu konstruieren. Die ara Drusi habe in der Nähe des Kastells bei Haltern, d. h. Alisos, gestanden; von dort direkt nach Detmold zu marschieren, um den tumulus zu erneuern, hätte einen Krieg mit den Cheruskern bedeutet, den Germanicus von einer ganz anderen Seite aus führen wollte. Vielleicht habe Tacitus die Gröfse der Entfernung nicht gekannt, vielleicht habe er sich gescheut, dem Leser das Unvermögen seines Lieblings zu verraten. Dasselbe Aliso, welches von Drusus zur Deckung seines beabsichtigten Vorgehens gegen die Sigambrer an der unteren Lippe angelegt war, sei noch unter Germanicus der wichtigste römische Punkt an der Lippe gewesen, den der Feldherr selber erst mit 6 Legionen sichern mufste, ehe er wagen konnte gegen die Cherusker nach der mittleren Weser hin vorzugehen, nicht blofs eine Trutzfeste, sondern daneben auch der Haupt-Waffen- und Magazinplatz rechts vom Rheine mit einem grofsen Lager. Von den beiden Bauperioden, die sich sowohl auf dem Annaberge als auch unten erkennen lassen, sei die zweite auf die Erneuerung durch Germanicus zu deuten. Der jetzt verlorene Name Aliso sei die einheimisch-keltische Bezeichnung einer schon vor dem Eindringen der Römer vorhanden gewesenen germanischen Ansiedlung, die vielleicht die Stelle der heutigen Stadt Haltern einnahm und somit unmittelbar am Einflufs des Aliso (Stever) in die Lippe lag. Eine auffällige Übereinstimmung in der Anlage scheine sich zu ergeben zwischen Aliso und seinem Bruderkastell *ἐν Χάττοις, παρ' αὐτῷ τῷ Ῥήνῳ, in monte Tauno*, d. h. nicht bei Hofheim (so Anthes), sondern nach Ritterling bei Höchst, wo die Nidda in den Main mündet, nur einen Tagemarsch vom Rhein. Beide Kastelle seien als die ersten rechtsrheinischen von Drusus angelegt und von Germanicus wiederhergestellt worden; das eine habe als Ausgangspunkt für die Feldzüge gegen die Chatten, das andere gegen die Sigambrer, Brukterer und Cherusker gedient.

Diese Ausführungen Schuchhardts werden Punkt für Punkt einer eingehenden und scharfen Kritik unterworfen von Knoke, Grenzboten II 1902, S. 431—439. Vgl. ferner die Anzeigen von C. Koenen, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 319, A. R. im LC. 1902 Sp. 669, und E. Anthes, Berl. ph. WS. 1902 Sp. 331; sowie Dahm, Vortrag über Haltern-Aliso, Winckelmannfest der archäolog. Ges. zu Berlin, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 140, Conze, Der Römerplatz bei Haltern in Westfalen, Jahrb. des K. D. archäol. Inst. 1901, IX/X S. 626, und Fr. Koepp, Die römische Niederlassung bei Haltern an der Lippe, Vortrag, Münster in Westfalen, Aschendorff. 28 S., angezeigt von G. Wolff, Berl. ph. WS. 1901 Sp. 1294, wo man die neuere Litteratur zu der Alisofrage verzeichnet findet.

35) F. Knoke, Ein Urteil über das Varuslager im Habichtswalde. Mit 1 Tafel Abbildungen. Berlin 1901, Gärtner. 28 S. 8. 1,20 *M*.

In dieser Schrift unterwirft Knoke den von dem Museums-Direktor Ritterling an das Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten erstatteten, in den Zeitungen vorschnell und unrichtig wiedergegebenen Bericht über das Lager im Habichtswalde einer Prüfung. Insbesondere handelt es sich um das Altersverhältnis der Eisenschmelzgrube (über diese s. JB. XXVII S. 311) zur Wallanlage, um die Herkunft des im Innenraum des Lagers gefundenen Thonbechers und um die Behauptung, dafs die Befestigungen im Habichtswalde, bei Mehrholz und bei Iburg, wegen des Mangels zahlreicher Altertümer nicht als römisch angesprochen werden dürften. Diese Behauptung wird, wie Knoke darlegt, dadurch hinfällig, dafs nach dem eigenen Ausspruch seiner Gegner (so Wolffs in der Beschreibung der Lagerbefestigung von Heldenbergen bei Frankfurt) das Vorhandensein eines Spitzgrabens allein schon ausreicht, um den römischen Charakter einer Befestigung zu erweisen. Der 'heutige Stand der archäologischen Wissenschaft', den Ritterling betone, lasse sich messen an dem Gang der wissenschaftlichen Feststellungen, die man bei den Ausgrabungen zu Haltern gewonnen habe. Denn erst nachdem viermal der Ruf erschollen war, jetzt sei Aliso sicher aufgefunden, und nachdem man die Begriffe von Aliso jedesmal den neuen Verhältnissen angepafst habe, seien die Bedenken, die man gegen die früher entdeckten Werke erheben mufste, hinfällig geworden. Freilich sei an der Richtigkeit der Ansicht, dafs nun Aliso wirklich aufgefunden sei, immer noch zu zweifeln erlaubt, wie sich aus einer Betrachtung der Ereignisse unmittelbar nach der Varusschlacht und daraus ergebe, dafs es den von Drusus im J. 11 v. Chr. bereits erreichten Erfolgen besser entspreche, wenn man sich Aliso bei Hamm (wo damals noch die Usipeter wohnten), als wenn man es nur wenige Meilen vom Rhein entfernt denke. Durch die gefundenen Scherben werde bewiesen, dafs die Befestigung im Habichtswalde in vormittelalterlicher Zeit angelegt worden sei; die Eisenschmelze weise sie, da sie einen späteren Ursprung habe, in sehr frühe Zeit zurück; nach der Beschaffenheit der Wälle könne sie nicht germanischer Herkunft sein, während sie der Technik römischer Lagerkunst entspreche.

Ein Anhang mit einer Tafel beschreibt einige Fundgegenstände aus den Lagern bei Iburg und im Habichtswalde, aus der Gegend von Damme und Vechta und von den Moorbrücken bei Brägel (über die unterscheidenden Merkmale der vorrömischen, römischen und nachrömischen Bohlwege in Norddeutschland vgl. H. Prejawa in der Ztschrift 'Die Denkmalspflege' III S. 97).

Angezeigt hist. Ztschr. 88 III S. 529, DLZ. 1901 Sp. 3254 von C. Schuchhardt (hierzu Knokes Entgegnung ebd. 1902 Sp. 227).

Vergl. ferner Ritterling, Untersuchungen im Habichtswalde, Archäolog. Anz. 1901, 4 S. 219 ('es fehlt jede Berechtigung, in der Anlage im Habichtswalde ein römisches Lager zu erblicken oder sie überhaupt irgend wie mit der Zeit der Römerkriege in Beziehung zu bringen').

Knoke, Das Varuslager bei Iburg (JB. XXVI S. 243) ist angezeigt Gymnasium 1902 Sp. 60; derselbe, Eine Eisenschmelze im Habichtswalde (JB. XXVII S. 311): Hist. Ztschr. 87 II S. 346; alle Streitschriften Knokes aus jüngster Zeit hat vortrefflich besprochen E. Wolff, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 93.

36) F. Knoke, Die Teutoburg. Eine kritische Untersuchung. Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung 24. Febr. 1902.

Kn. widerlegt in diesem Aufsatze die Argumente, mit denen Schuchhardt die alte Hypothese erneuert, nach welcher der *saltus Teutoburgiensis* von der 'Volksburg' auf der Grotenburg bei Detmold seinen Namen erhalten haben soll.

37). V. Gardthausen, Eine Goldmünze des Nero aus der Umgegend von Barenau. Ztschr. f. Numismatik XXII, 4 S. 318.

Der von G. besprochene neue Fund aus der Nähe von Wittlage, der deshalb Beachtung verdient, weil römisches Kaisergold des 1. Jahrh. nur selten im Gebiete der freien Germanen gefunden worden ist, fällt in die Lücke von 150 Jahren, welche die beiden Gruppen der Barenauer Münzsammlung von einander trennt, eine Lücke, die für Mommsens Barenauhypothese eine starke Stütze ist.

38) Wolf (Generalmajor z. D.), Die Schlacht im Teutoburger Walde. Mit einer Karte in Steindruck. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1902, 5 S. 267—284.

Wolf ist der Verfasser des JB. XVIII S. 254 besprochenen Buches 'Die That des Arminius'. Das Erscheinen von Delbrücks Geschichte der Kriegskunst hat ihm, wie es scheint, die Befürchtung nahe gelegt, dafs seine Auffassung der Vorgänge des J. 9 n. Chr. in Vergessenheit geraten möchte. Der vorliegende Aufsatz bringt dem Publikum diese Auffassung, die man die Exterhypothese nennen darf, in Erinnerung und enthält nichts Neues: es ist dieselbe Beweisführung zu Gunsten der Zugrichtung Rinteln, Barntrup, Schieder, Horn, Veldrom, derselbe Mangel an philologischer Schulung ('Florus in seinem Epitome rerum Romanarum'), dieselbe Neigung zu Etymologieen aus dem Altnordischen, dieselbe Entstellung von Namen ('Usipater', 'Amopsivarier').

39) Karl Lorentz, Arminius oder der erste Freiheitskampf auf deutscher Erde. Heiligenstadt (Eichsfeld) 1900, F. W. Cordier. VI und 275 S. 8.

Nach A. Hausenblas' Urteil, Ztschr. f. d. österr. G. 1901 S. 741 ist diese Schrift für Schülerbibliotheken geeignet.

40) C. Pascal, Sul significato di *flagitium* e di *subdere* in Tacito Riv. di fil. XXIX 3 S. 417.

Um seine Auffassung von Ann. XV 44 *per flagitia invisos* (und Plin. Epist. X 96,2 *flagitia cohaerentia nomini*) zu stützen und A. Coen gegenüber (vgl. JB. XXVII S. 324 Anm. 1) zu beweisen, dafs *flagitium* in freierer Anwendung auch von verbrecherischen Handlungen gesagt werde und dann mit *scelus* (ital. delitto) identisch sei, beruft sich Pascal auf Ann. I 18, 10. XIV 11, 9. XV 45, 8 und besonders auf H. IV 57 und 58, wo dieselbe Handlung, der Verrat am Vaterlande, zugleich als *flagitium* und als *scelus* bezeichnet werde. Natürlich ist damit der Beweis dafür, dafs *flagitium* und *scelus* gelegentlich synonym gebraucht werden, nicht erbracht, sondern nur bewiesen, was niemand bezweifelt, dafs eine und dieselbe Handlung zugleich ein *scelus* und ein *flagitium* genannt werden kann, je nachdem man sie von diesem oder von jenem Gesichtspunkt aus betrachtet und charakterisieren will.

Zu *subdidit reos* Ann. XV 44 vergleicht P. I 6, 17 und 39, 6. Besonders ähnlich sei die erstere dieser beiden Stellen: hier wie XV 44 sei ein Auftraggeber, der im dunkeln bleibt, und ein Beauftragter, der nach seinem Befehl handelt, und dem er die Schuld zuschieben kann. Nero sei XV 44 der Auftraggeber (*dolo principis, iussum incendium*), die Christen diejenigen, die den Befehl ausführen, die *confessi*. *Subdidit reos* bedeute also nur 'mise sotto processo', obgleich er selbst als Mandant die gröfsere Schuld hatte. Somit seien die Christen in derselben Weise subditicii rei wie Sallustius Crispus, und nach Tacitus' Meinung schuldig, insofern sie Neros Befehl ausführend das Feuer anlegten.

Der Vergleich der beiden Stellen trifft in dem wesentlichsten Punkte nicht zu: I 6 ist die Thatsache, dafs ein Auftrag ausgeführt worden ist, durch die Worte *is ad tribunum miserat codicillos* ausdrücklich festgestellt; XV 44 fehlt es an einer solchen Feststellung; denn *fatebantur* kann schon wegen des Imperfekts das Eingeständnis der ausgeführten That nicht bezeichnen (dies müfste ja heifsen *igitur qui primum correpti erant, confessi sunt*), und die Identifizierung der am Ende von Kap. 38 genannten Brandstifter mit den von Nero beschuldigten Christen wird jeder unbefangene Leser ablehnen (vgl. Coen, JB. XXVII S. 323). Nach Entziehung dieser Unterlage mufs die Behauptung, dafs Tacitus durch *subdidit reos* die Christen als die Thäter bezeichne, fallen. Auch I 39 haben wir einen Auftraggeber, den Senat, und einen Beauftragten, den Munatius Plancus nebst seinen Mitgesandten; beider Schuld aber ist nur in der Phantasie der Soldaten vorhanden. So wird auch XV 44 die Schuld des Nero zwar von vielen angenommen, ist aber nicht erwiesen, die der Christen vollends ist rein fingiert und von Nero nur *abolendo rumori* ersonnen.

Zu den die Interpretation von Ann. XV 44 ebenfalls berührenden älteren Schriften von Pascal, Coen, de Crescenzo, Ferrara (JB. XXVI S. 244. XXVII S. 322. 326) vgl. die Anzeigen von E. T., Rev. crit. 1901, 14 S. 279 und 24 S. 478, Fabia, Bull. crit. 1902 S. 111, Boissier, Journ. des Sav. 1902 S. 158 (über das Urteil des Tacitus *forte an dolo principis incertum* könne man nicht hinauskommen), Fr. Cauer, Berl. ph. WS. 1901 Sp. 1518 (für die Ergänzung von *se Christianos esse* zu *fatebantur* tritt auch Cauer ein), S. R., Rev. arch. 1901 S. 164; ferner: G. Abbatesciani, I primi cristiani e Nerone (a proposito dell' opuscolo di C. Pascal), Bari 1901, Avellino, 47 S.; V. Costanzi, Briciole polemiche sul così detto incendio Neroniano und dazu Rev. crit. 1901, 24 S. 479.

41) C. Pascal, Di una nuova fonte per l'incendio Neroniano. Atene e Roma 1901, Maggio.

Sueton berichtet Nero 11, dafs Nero *pro aeternitate imperii susceptos ludos,* die er *maximos* genannt wissen wollte, veranstaltet habe und dafs bei dieser Gelegenheit eine togata des Afranius, betitelt Incendium, aufgeführt worden sei. Pascal vermutet, dafs diese Spiele nach dem Brande der Stadt, als diese bereits zum grofsen Teil wieder aufgebaut worden war, stattgefunden und Beziehung gehabt hätten auf die christliche Anschauung vom bevorstehenden Ende des Reiches, eine Anschauung, die auch in nichtchristlichen Kreisen (Tac. XV 50 in dem Bericht über die Pisonische Verschwörung *finem adesse imperii*) hervorgetreten sei. Der Bericht über diese Spiele sei bei Tacitus nach XVI 35 verloren gegangen; der Ausdruck *ob detecta nefariorum consilia* im Protokoll der Arvalbrüder CIL. VI 2044 vom J. 66 beziehe sich ebensowohl auf die Brandstifter wie auf die Teilnehmer an der Pisonischen Verschwörung.

42) B. W. Henderson, The site of Tigranocerta. Class. Rev. XV S. 183 und Journ. of philol. 55 S. 99. — C. F. Lehmann, Über Tigranokerta. Verhandlungen der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg (Leipzig 1902, Teubner) S. 25—34.

Nach den Quellen mufs Tigranocerta, wie Henderson ausführt, im nördlichen Mesopotamien südlich des Masius 37 Meilen von Nisibis (Tac. Ann. XV 5) auf einem Hügel gelegen haben und z. T. von einem nicht unbeträchtlichen Flusse, der in den Tigris mündete, eingeschlossen gewesen sein. Keiner der bisher vermuteten Plätze entspreche allen diesen Forderungen, ja ein solcher sei überhaupt nicht zu finden. Von Diarbekr, Sert und Tel Abâd werde nur je ein Teil der Bedingungen erfüllt, die Mehrzahl von Tel Ermen, welches Sachau vorgeschlagen hat. Demnach habe dieser Ort den besten Anspruch, als das antike Tigranocerta zu gelten.

Zu einem ganz anderen Ergebnis gelangt Lehmann, dessen auf Autopsie beruhender Vortrag in Band II der von ihm herausgegebenen 'Beiträge zur alten Geschichte' vollständig erscheinen wird. Er identifiziert Tigranocerta mit dem nördlich des Westtigris in der Landschaft Arzanene gelegenen Miyafarikin, welches schon Moltke für Tigranocerta in Anspruch genommen hat. Es ist zugleich die Stätte des in byzantinischer Zeit blühenden Martyropolis. Die Stadt wird umspült vom Farkin-su, der in den Batman-su (bei Tacitus Nicephorius) fällt, einen linken Nebenflufs des Westtigris. Das von Tacitus genannte praesidium Legerda (Elegerda) ist nach Lehmann das heutige Ilidje, welches $1^1/_2$ bis 2 Tagereisen westlich von Miyafarikin liegt.

Sei diese Ansetzung von Tigranocerta richtig, so müsse, bemerkt Lehmann, in der bei Tacitus überlieferten Zahl *septem et triginta* ein Fehler stecken, wie denn schon Kiepert *centum et triginta* zu schreiben vorgeschlagen habe.

43) J. Willems, Le sénat romain en l'an 65 après Jésus-Christ, publié d'après les notes de P. Willems. Le Musée Belge V S. 97—126. VI S. 100—151.

Es ist die Fortsetzung und der Schlufs der früher (s. JB. XXVII S. 327) begonnenen Publikation. Besondere Erwähnung verdienen folgende Einzelheiten: der Consul ordinarius 66 C. Suetonius Paulinus (Ann. XVI 14) könne mit dem Legaten von Britannien Suetonius Paulinus (XIV 29) nicht identisch sein, weil an keiner der Stellen, wo das Konsulat von 66 erwähnt ist, sich die Bezeichnung cos. II findet und weil, wenn die beiden Personen identisch wären, Plinius V 1, 14 nicht *quem consulem vidimus*, sondern *quem bis consulem vidimus* hätte sagen müssen. Der Konsul 66 sei vielmehr der Sohn des Legaten. Ein Zwischenraum von etwa 23 Jahren zwischen dem Konsulat des Vaters und dem des Sohnes sei angemessen. — Ann. XV 25 sei an dem überlieferten *C. Itio* festzuhalten und in diesem Manne ein Legat prätorischen Ranges zu erblicken, der mit der Jurisdiktion in Syrien aufserordentlich beauftragt wurde. — H. IV 45 sei statt *Manlius Patruitus* vielleicht *Matidius Patruinus* zu schreiben; dann wäre gemeint C. Salonius Matidius Patruinus, gestorben 78 (Acta arv.). — Bei Frontin aq. 102 sei mit Mommsen zu schreiben: *huic successit post mensem Ser. Asinius Celer*, *A⟨sinio Celeri successit⟩ . . . tonio Quintiliano consulibus A. Didius Gallus.* Man müsse unterscheiden zwischen den Konsul 38 *⟨No⟩nius Quintilianus* (CIL. VI 2028 d) und *⟨An?⟩tonius Quintilianus*, trib. pl. 32, Konsul in einem der Jahre 41—47. Vgl. Nipp. zu VI 12. 23. XII 15 und oben Cantarelli.

W. schliefst seine Listen mit einem Verzeichnis dessen, was sie uns über den Ursprung der im Senat des J. 65 n. Chr. vertretenen Familien, über die senatorische Laufbahn und über die

Physiognomie und den auf den Persönlichkeiten beruhenden Wert der Körperschaft lehren. Endlich verteilt er die einzelnen Personen auf die verschiedenen senatorischen Rangstufen: consulares, praetorii, tribunicii - aedilicii, quaestorii.

44) Ed. Maynial, Récherches sur la date des salutations impériales de l'empereur Néron. Rev. archéol. Sept.-Oct. 1901 S. 167—177.

Über die Ereignisse, auf welche M. die 13 imperatorischen Begrüfsungen des Nero verteilt, vgl. WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 79.

45) A. Marks, Nero's great canal, with some remarks on Roman war galleys. Transact. of the Roy. soc. of lit. Second series. Vol. XXI 1 S. 177—206. With 1 map.

Der Aufsatz betrifft das schon früher — s. JB. XXV S. 300 — vom Verf. behandelte Thema.

46) Adolf Weichert, Die legio XXII Primigenia. Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst XXI S. 119—158.

Nach W. ist die legio XXII Primigenia vor dem Beginne des britannischen Feldzuges von Claudius zusammen mit der legio XV Primigenia gebildet worden, um die nach Britannien gehenden Legionen des Rheinheeres zu ersetzen. Die beiden Truppenteile sind als neue Legionen errichtet worden und haben ihren Beinamen von der Fortuna Primigenia erhalten. In der Geschichte der Legion sind die Jahre 69 und 70 besonders ereignisreich; ihre Beteiligung an den Kämpfen dieser Jahre erzählt W. nach Tacitus' Historien.

47) Philippe Fabia, La querelle des Lyonnais et des Viennois. Rev. d'histoire de Lyon I 2 (1902) S. 106—118.

Als Vindex sich gegen Nero erhob, traten die Lugdunenser auf des letzteren Seite. Sie standen, wie die Inschriften bezeugen, in engen Beziehungen zu den Rheinarmeen, die dem Vindex alsbald feindlich gegenübertraten; auch gedachten sie der kaiserlichen Unterstützung, welche sie nach dem Brande ihrer Stadt im J. 65 erhalten hatten. Vienna stellte sich schon deshalb auf Vindex Seite, weil Lugdunum, mit dem es in alter Feindschaft lebte, dem Nero treu blieb. Der Hafs zwischen beiden Städten ging zurück auf die mit der Gründung von Lyon verbundenen Umstände und die sich daran knüpfende Eifersucht. Diese erzeugte bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Nero und Galba, dem Kandidaten des Vindex, offene Feindseligkeiten, in deren Verlauf die Viennenser Lugdunum zu belagern begannen (Tac. H. I 65). Die Katastrophe des Vindex befreite die Lugdunenser aus ihrer bedenklichen Lage. Zur Rache war jedoch die Zeit noch nicht da, weil die Niederlage des Vindex keineswegs ein Triumph des Nero war. Als Galba zur Macht gelangt war, be-

lohnte er die Anhänger des Vindex, unter ihnen Vienna, und bestrafte die, welche ihm feindselig gewesen waren, so auch Lyon, und zwar durch Konfiskation seiner Einkünfte (Tac. a. a. O.). Worin diese Einkünfte bestanden, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Die Mafsregel steigerte den Hafs der Lugdunenser gegen Galba und die Viennenser. Sie begünstigten alsbald die Kandidatur des Vitellius, um Nero zu rächen und die Viennenser zu bestrafen. Durch Othos That wurde die Rache für Neros Untergang überflüssig; um die Viennenser zu vernichten, nahmen die Lugdunenser die Truppen des Valens mit offenen Armen auf, da sie sie als die Werkzeuge ihrer Rache betrachteten. Unter den Ausdrücken, durch welche sie die Truppen gegen Vienna aufreizten, sind die Worte *conscriptas nuper legiones in praesidium Galbae* übertrieben: es handelte sich nicht um Legionen, sondern nur um Legionare. Die Wirkungen dieser Propaganda schufen für Vienna eine bedenkliche Lage. Seine Rettung verdankte es dem Valens, der zwar nicht das Gute um des Guten willen that, aber klug genug war, um zu erkennen, dafs gewichtige politische Gründe zu Gunsten der Viennenser sprachen. Auch war es gewifs keine Verleumdung, wenn man behauptete, Valens habe seine Protektion verkauft. So kamen die Lugdunenser um ihre Rache.

48) L. Paul, Kaiser Marcus Salvius Otho. Rhein. Mus. 57 (1902) S. 76—136.

Diese für die historische Kritik und für das Verständnis des Überlieferten nicht sonderlich ergebnisreiche, aber gewandt geschriebene Biographie Othos, der die Berichte des Tacitus, Plutarch, Sueton und Dio zu Grunde liegen, besteht zum gröfsten Teil in einer meist wörtlichen Übersetzung der für den Gegenstand in Betracht kommenden Abschnitte des Tacitus, aus denen, abgesehen von der Kürzung der Berichte über rein militärische Vorgänge, nur hier und da ein minder wichtiger Satz ausgeschieden ist. Pauls historische Auffassung der Persönlichkeit des Otho gipfelt in den Sätzen: Otho besafs zu wenig durchgreifende Energie, um ein Feldherr zu sein; dies empfand er selbst, und der daraus entsprungene Mangel an Selbstvertrauen war es, was ihn neben der Rücksicht auf das Gemeinwesen und der Scheu, die Herrschaft mit dem Opfer so vieler Menschen zu behaupten, in den freiwilligen Tod trieb, nicht eine Übersättigung als Folge seines Genufslebens oder Scheu vor weiteren Anstrengungen und Gefahren.

In der Quellenfrage schliefst Paul sich an H. Peter an: den Berichten des Tacitus, Plutarch und Sueton liege eine gemeinsame Quelle zu Grunde, vielleicht Cluvius Rufus. Einzelne Züge in Plutarchs Bericht, die bei den beiden andern Autoren fehlen, seien auf mündliche Aussagen zurückzuführen. Im Falle des

Widerspruchs der Quellen sei stets anzunehmen, dafs Tacitus den Vorgang so berichte, wie er stattfand, z. B. in dem Falle des Sempronius Densus. Ein Beweis für die Unabhängigkeit des Plutarch von Tacitus sei der Umstand, dafs bei jenem die Anrede des Galba an Piso fehlt, die er, wenn er sie gekannt hätte, sicher aufgenommen hätte, weil sie seinen Helden zu adeln scheint. Dio komme für das Thema wenig in Betracht.

Die Geschichte des Verhältnisses der Poppaea zu Otho und Nero werde von Tacitus, der inzwischen die Quellen genauer durchforscht habe, in den Annalen richtiger dargestellt als in den Historien. Nur so viel sei aus den Angaben der Historien und des Plutarch anzunehmen, dafs Nero die Poppaea schon gekannt hat, ehe sie Othos Frau ward. Die Sterndeuter Ptolemaeus und Seleucus, von denen der erstere von Tacitus, der zweite von Sueton genannt wird, hätten beide zu den Astrologen der Poppaea gehört; jener sei vermutlich nach dem Tode der Poppaea zu Otho nach Lusitanien gegangen, und das sei ein Zeichen dafür, dafs der Zusammenhang des Otho mit Poppaea auch nach ihrer Vermählung mit Nero nicht aufgehört habe.

Den Text des Tacitus hat Paul vielfach mit jenen treffend gewählten Ausdrücken wiedergegeben, die der Kommentar von Heraeus in so grofser Menge darbietet; auch viele erklärende und orientierende Noten dieses Herausgebers hat er in seine Darstellung verwoben. An einigen Stellen ist seine Interpretation nicht richtig. Zu *inrepserat* Ann. XIII 12 kann nicht Otho, auch nicht Otho und Senecio, wie Nipperdey anfangs geglaubt hat, sondern nur Acte Subjekt sein. Den letzten Teil des Satzes H. I 30 *haec principatus praemia putat, quorum libido ac voluptas penes ipsum sit, rubor ac dedecus penes omnes* übersetzt Paul falsch: 'für die andern alle soll das als Schmach und Schande gelten'. Richtig Wolff: 'das sind ihm Vorrechte der Alleinherrschaft, wovon ihm . . . zufällt, die Schmach und Schande aber der Gesamtheit'. *Plures* H. I 28, 6 ist nicht 'mehrere', sondern wirklicher Komparativ. II 49, 19 bedeutet *celebratum* nicht: 'diese seine That (Othos Selbstmord) wurde hochgepriesen in allen Lagern, wo Truppen von ihm standen', sondern Seeck, dessen Deutung Paul bekämpft, hat Recht, wenn er in Übereinstimmung mit Gerber-Greefs Auffassung den Sinn so wiedergiebt: 'es wurde unter Othos Truppen beinahe zum Sport, sein Beispiel nachzuahmen'. Denn Subjekt ist nicht *mors Othonis*, sondern *id genus mortis*; auch hat bei Pauls Erklärung weder *promiscue* einen vernünftigen Sinn noch begreift man, warum das Lob des Todes Othos auf die Orte beschränkt gewesen sein sollte, wo seine Truppen standen.

Der Text, der dem Verf. vorgelegen hat, ist an manchen Stellen heute berichtigt. Er liest noch H. I 15. 14 *ambitiose,* 25, 7 *transtulere,* II 11, 21 *pedester.* Der praefectus praetorio

unter Claudius heifst nicht Rufius, sondern Rufrius Crispinus. Doederleins Umstellung der Worte *licentia tenebrarum* H. I 49, 1 bedarf heute keiner Zurückweisung mehr; denn Heraeus und Halm, gegen die sich Pauls Polemik S. 114 Anm. richtet, haben sie längst aufgegeben. I 81, 10 ff. wird von Paul so übersetzt: 'sie legten die vornehme Kleidung ab, nahmen ihren Weg durch die Fenster und suchten ohne irgend eine Begleitung ihrer Sklaven unbekannte Wohnungen auf, die meisten bei armen Klienten'. Dafs die Gesellschaft ihren Weg durch die Fenster genommen hätte, finde ich nirgends überliefert. Tacitus sagt *per tenebras*: giebt es vielleicht daneben die Variante *per fenestras*?

Stilfehler finde ich hier und da. S. 82: 'dafs auch ich über dasselbe stimme wie alle andern' (Ann. XI 4 *me idem dicere quod omnes*). S. 100: 'ein Landhaus, was' (st. 'welches'). S. 131: die Urenkelin des bei Augustus in hohem Ansehen stehenden Statilius Taurus' (st. 'der . . . gestanden hatte'). — Druckfehler: S. 113 Veronia st. Verania; S. 118 'gerüstet und des Winters gewärtig forderten sie das Zeichen zum Aufbruch' (H. I 62 *instructi intentique signum profectionis exposcunt*). Gemeint ist 'des Winkes' gewärtig.

IV. Sprachgebrauch.

49) **Lexicon Taciteum ediderunt A. Gerber et A. Greef. U et V litteras confecit C. John. Fasciculum XV ediderunt A. Greef et C. John. Lipsiae MCMII, in aedibus B. G. Teubneri. S. 1601—1712.**

Mit dem fünfzehnten, vermutlich vorletzten Hefte hat Greef, unterstützt durch seinen ihm ebenbürtigen Mitarbeiter, der schon an der Herstellung des 14. Heftes einen bedeutenden Anteil hatte (s. JB. XXVI S. 248), sein Lebenswerk bis in den Artikel *ut* weitergeführt. Die gröfste Ausdehnung unter den Artikeln des 15. Heftes hat *suus* (16 Spalten); dann folgen *tamen* (10), *tempus, ubi, urbs* (je 7), *tamquam, unus* (je 6), *trado, traho* (je 5), *tantus, unde* (je 4). Als von Tacitus bevorzugte Wörter treten aufser *tamquam* und *traho* hervor: *tolero, trepidus, tristis, trucido, turbo, tutus, ultra* und *ultro*. Zu den bei Tacitus nicht belegten Wörtern gehören *torreo, tondeo, unguo*, ferner *suppono, suscito, transfigo*, endlich *tametsi* und *tellus*. Nur je ein Beispiel haben *supplico, tranquillus* sowie die Verbindungen *tum-tum* und *sine ullo* mit folgendem Substantiv; ferner *suspicor* und *temerarius* (diese beiden ausschliefslich im Dialogus); *cum — tum* hat zwei Beispiele im Dialogus, eins in den Annalen. Nur im Plural erscheinen *supplicatio* und *tormentum* sowie *turba* in der Bedeutung 'Unruhe'; nur im abl. sing. *tabum*, nur im Gerundivum *temno*. *Tempestas* heifst 'Zeit' nur in den Verbindungen *illa, ea, qua tempestate*; einmal steht *supplicium* in dem Sinne von *supplicatio*, *superius* (*memoravimus*) in dem Sinne von *supra*, *tempore* (*Neronis*) in dem von *tempo-*

ribus. *Ultra* findet sich in temporalem Sinne nur in negativen Sätzen, *tango* nur in der Verbindung *de caelo tangi*, das Verbum *suspicio* nur im eigentlichen Sinne (*caelum*, *solem*; dagegen *suspectus* stets = 'beargwöhnt'); *tacitus* ist stets = 'still', 'geheim'. *Talis* heifst öfters 'so grofs' oder 'so schlecht' oder 'so unbedeutend'; *transeo* zur Bezeichnung des Übergangs zu einem neuen Thema ist auf den Dialogus beschränkt. *Circo ac theatris* ist eine dreimal belegte Verbindung. Eine sehr mannigfaltige Tempusfolge hat *ubi*; zu der Stelle *ubi quati uterus et viscera vibrantur* XII 51, 4 konjiziert John *vibrabantur*. *Tamen* steht nie am Anfang eines neuen Satzes; deshalb wird Halms Vermutung *tamen cunctari* XIV 13, 1 mit Recht für bedenklich erklärt. Die Verbindung *urbs Roma* ist in dieser Anordnung bekanntlich stehend; dafs Tacitus sie an die Spitze der Annalen gestellt hat, ist für seinen Gesichtskreis charakteristisch.

Tegimen hat als Nebenformen *tegumen* und *tegmen* (nicht *tegimentum*); aber *tegmine* und *tegmina* haben keine Konkurrenten. *Urgeo* ist weit häufiger überliefert als *urgueo*. *Uti* statt *ut* steht nie vor einem Vokal.

Auf Fragen der Textgestaltung ist, wie durchweg, so auch in diesem Hefte, und zwar mit selbständigem Urteil, gebührende Rücksicht genommen, so dafs von neueren Ergebnissen auf diesem Gebiete nur wenig nachzutragen bleibt. Z. B. hätte S. 1602a nicht *Illyricis*, sondern *Illyrici legionibus* 16, 13, 14 citiert werden sollen; vgl. WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 778. Die Lesart des Toletanus Agr. 30, 10 *nec ulla servientium litora aspicientes* ist unter *ullus* S. 1694a notiert; deshalb mufs es auffallen, dafs S. 1668a, wo es heifst, dafs Agr. 36, 4 Rhenanus *tres* vor *Batavorum*, andere minder richtig nach *cohortes* ergänzt haben, die unzweifelhaft echte Lesart des Tol. *quattuor Batavorum cohortes* nicht erwähnt wird. Anderes konnte den Verfassern des Lexikons noch nicht bekannt sein, z. B. dafs der Med. 13, 25, 14 (s. S. 1620b unter *tamen*) nicht *tum*, sondern *autem* bietet; vgl. WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 723. Eine falsche Lesart (*super* st. *supra*) einzelner Ausgaben wird S. 1603b zu Dial. 18, 21 notiert; vgl. den umgekehrten Fall 11, 38, 12, der in Heft 14 S. 1595a richtig dargestellt ist. Die von mir in der Nipperdeyschen Ausgabe ausgesprochene Vermutung, dafs Ann. 4, 11, 7 *filium* nach *unicum* ausgefallen sei, wird von John gebilligt. In dem Ausdruck *inter tot ac tanta* Dial. 8, 26 habe ich schon vor langer Zeit eine Lücke vermutet; dafs er keine Analogieen hat, zeigt das Lexikon S. 1655b. Seltsam ist auch *ceteris terrore inrumpentium exterritis* 14, 8, 11 (S. 1647b); vgl. meine Bemerkung in der Nipp. Ausgabe. Zu *polluendam perdendamque rem publicam relinquere* II 76, 16 will Greef S. 1654a *aliis* gedacht wissen. Vielleicht ist ein solcher Dativ (etwa *pessimis* nach *publicam*) in der Überlieferung ausgefallen.

Auch an dieses Heft knüpft sich eine Reihe von Inter-

pretationsfragen. Gebilligt wird in dem Lexikon S. 1609 b meine Auffassung von *suopte ingenio* 3, 26, 3, *tam quam* Agr. 32, 19 S. 1617 b, *tamen* Agr. 3, 16 S. 1622 a, *usurpabat* 14, 26, 5 S. 1709 b, die von *suorum* Agr. 1, 3 und *iusta ultione* 14, 61, 23 S. 1614 a und 1695 a wird wenigstens notiert. Für die Ausdrücke *tenuisse* 4, 67, 13, *trahi* 15, 1, 16, *trahebat* II 61, 6, *traherentur* 3, 74, 6, *transmissum* 16, 12, 7, *tristi* 11, 21, 13 (wo die Auffassungen sehr variieren), werden S. 1642a. 1661 b. 1662 a. 1666 a. 1673 b Nipperdeys Deutungen gebilligt. Bemerkenswert sind die Erklärungen von *oculorum tabe* IV 81, 5: 'Hinschwinden des Augenlichtes, Augenleiden; paulatim factus erat caecus: non recte igitur Her. al. explic. Verlust des Augenlichts'; *tempestatum* II 99, 7 'Witterungswechsel' coll. 3, 54, 20 *per incerta maris et tempestatum*; *adulterio teneretur* 2, 50, 4 'im Ehebruche lebe'; *trahat* 14, 14, 12 absolut = *inclinet* 'an demselben Strange zieht, dieselbe Neigung hat': *ubertatem (fluminum)* 4, 55, 24 'Goldreichtum', und die durch die Gegensätze *regressus* und *terga praestare* begründete Auffassung, dafs in *ultro* I 32, 12 und Agr. 37, 13 die ursprüngliche lokale Bedeutung noch durchschimmere. Grofse Schwierigkeiten bietet dem Verständnis das bei Tacitus so häufige *tamquam*. Mit Recht läfst das Lexikon es an mehreren Stellen unentschieden, ob es einen falschen Schein bezeichne oder = 'mit der Angabe', 'unter dem Vorgeben' zu setzen sei. Aber auch an solchen Stellen, wo diese beiden Bedeutungen nicht in Betracht kommen können, ist seine Kraft nicht immer klar zu erkennen. So wird z. B. I 8, 1 *et hic quidem Romae, tamquam in tanta multitudine, habitus animorum fuit* von Heraeus und Greef übersetzt: 'wie man es erwarten konnte bei —'. Diese Deutung wird jedoch erst dann verständlich, wenn man (wie Wolff es thut), *hic* auf die Mannigfaltigkeit der Ansichten und Wünsche der Bevölkerung bezieht, wozu freilich wiederum der Ausdruck an sich kaum berechtigt. Oder hat *tamquam* hier eine beschränkende Kraft, so dafs es heifst: 'soweit es sich bei der grofsen Menge feststellen läfst'? Wir hätten dann zu dem Ausdruck *tamquam in tanta multitudine* eine Parallele Germ. 4, 4 *tamquam in tanto hominum numero* (denn hier ist *tamquam* ebenso gut bezeugt wie *quamquam*, wie man allgemein schreibt: es steht nicht nur in C, sondern auch in B am Rande; *quamquam* aber hat in der Verbindung mit *in* etwas Pleonastisches, wie man erkennt, wenn man 19, 4 vergleicht: *paucissima in tam numerosa gente adulteria*), was doch wohl heifsen mufs: 'so weit bei einem so zahlreichen Volke die Beobachtungen reichen', auf die sich die folgende Behauptung stützt.

Leichter ist es zu entscheiden, ob *usque ad* IV 73, 9 *quos discordiae usque ad exitium fatigabant* von der Zeit oder vom Grade zu verstehen ist. Ich würde die letztere Beziehung wählen; John läfst beide zu. *Usurpare* 1, 7, 15 möchte ich im Einklang

mit den übrigen Beispielen für *munia usurpare* lieber in dem Sinne von 'ausüben' fassen als = senatus iniussu sibi sumere setzen: die *publica munia,* von denen Tiberius hier spricht, sind diejenigen, welche ihm seine schon bei Lebzeiten des Augustus innegehabte Stellung auferlegte. *Theatri licentia* 1, 77, 1 ist, scheint mir, gesagt wie *ambitus fori*; deshalb ist es nicht nötig, *theatrum* hier mit 'Theaterpublikum' zu übersetzen. Dial. 23, 27 wird *tardaverit* mit 'trüben' wiedergegeben. Der Ausdruck scheint mir zu stark und insofern nicht ganz genau; gemeint ist doch wohl nur, dafs das Urteil der Mitwelt durch Neid 'gehemmt' oder 'zurückgehalten', d. h. gehindert wird, zu reinem und vollem Ausdruck zu gelangen.

Wenn ich an ein paar Stellen eine abweichende Auffassung vorgetragen habe, so soll damit den Verdiensten der Verfasser nicht das Geringste entzogen werden; auch in diesem Hefte ist jede Seite voll von treffenden, wohlüberlegten Übersetzungen und zeugt von peinlich genauer Unterscheidung der Bedeutungsnüancen. Ebenso bewundernswert ist die Zuverlässigkeit des Druckes und der Citate: nicht einen einzigen Druckfehler wüfste ich zu nennen, einen Irrtum nur S. 1682b, wo zu *disiecerant* 2, 7, 7 unrichtig *Chatti* ergänzt wird.

Über den taciteischen Gebrauch von *ob* urteilt in einer Anzeige der Abhandlung Reissingers (s. JB. XXVI S. 251) ähnlich wie Referent E. Wolff, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 125.

Fabias Onomasticon Taciteum (JB. XXVII S. 328) wird gelobt Rev. de l'instr. publ. en Belg. 44 S. 269, Boll. di fil. class. VIII S. 32, Amer. journ. of phil. XXII S. 112.

V. Handschriftliches und Textkritik.

50) O. Leuze, Die Agricola-Handschrift in Toledo. Philologus, Suppl. VIII 4 S. 515—556.

Über den Toletanus des Agricola, dessen Existenz bereits seit mehreren Jahren bekannt war, erhalten wir jetzt durch einen deutschen Gelehrten nähere, wenn auch nicht, wie er selbst bescheiden sagt, völlig erschöpfende Auskunft, da er bei der Kürze der Zeit auf die wünschenswerte Genauigkeit bei der Durchsicht verzichten mufste. Die Handschrift, etwa gleichzeitig mit den beiden vatikanischen codices des Agricola in Foligno geschrieben, umfafst die Germania und den Agricola des Tacitus, Antonii Campani oratio und einige Briefe des jüngeren Plinius.

Zur Sicherung und Neugestaltung des Textes des Agricola liefert sie sehr erhebliche Beiträge. Zunächst bestätigt sie eine Reihe von Emendationen, die vor längerer oder kürzerer Zeit gefunden und Gemeingut der Ausgaben geworden sind: 3, 17 *servitutis,* 9, 11 *persona* (vorher hat der Tol. jedoch *nullam*), 9, 13 *deminuit,* 10, 13 *enorme,* 13, 15 *domitae gentes,* 14, 1 *Plautius,* 18, 13 *de-*

gredi, 18, 22 *patrius* ausgeschrieben, 19, 2 *iniuriae*, 19, 6 *libertos*, 19, 13 *aequalitate*, 21, 10 *delenimenta*, 25, 3 *timebantur*, 27, 7 *se victos* (nach *virtute* eingeschoben), 31, 5 *ager atque* (der Tol. hat *ageratque*), 32, 20 *nec quicquam*, 34, 15 *imputari*, 38, 2 *Britanni* ohne *que*, 39, 10 *cetera* ohne *et*, 41, 6 *Mesia* (= *Moesia*), 42, 22 *rei publicae*, 43, 11 *constabat*, 45, 4 *Carus*, 46, 10 *formamque*. Den Hauptanteil an diesen 22 Verbesserungen, die jetzt handschriftlich beglaubigt sind, hat der erste Herausgeber, Puteolanus.

Man könnte auf den Gedanken kommen, dafs der Toletanus diese richtigen Lesungen nicht durch die Überlieferung erhalten, sondern durch Konjektur wiedergewonnen habe. Allein dieser Vermutung fügt sich die Stelle 31, 4 nicht. Denn hier hat der Tol. *bona fortuna eque in tributum ageratque annus in frumentum . . . conterunt*, und dieser Wortlaut zeigt (wie Leuze in einer scharfsinnigen und überzeugenden Ausführung S. 528 bemerkt), dafs der Schreiber des Tol. den Sinn des Satzes nicht verstanden hat. Er mufs somit *ager atque* oder *ageratque* in seiner Vorlage gefunden haben.

Auch an folgenden Stellen hat der Tol., wie es scheint, die ursprüngliche Lesart bewahrt: 9, 23 *eligit*, 13, 12 *auctor operis*, 15, 18 *plus impetus faelicibus* (= *felicibus*), *maiorem constantiam penes miseros esse*, 25, 17 *cedendum* (vgl. meine Anmerkung zu *excedendum*: 'mallem scripsisset *cedendum*'), 33, 15 *vocem*, 36, 4 *Agricola quatuor Batavorum cohortes*, sowie 17, 8 *obruisset: subiit sustinuitque molem*, 18, 19 *ut in subbitis* (= *subitis*) *consiliis*, 19, 16 *ac luere pretio*, wodurch in auffallender Weise Konjekturen von Halm, J. Fr. Gronov, Wex bestätigt werden. Freilich ist der Sinn des *luere pretio* nicht ganz klar: die Provinzialen mufsten die Getreidelieferung 'durch Zahlung büfsen', d. h., wie es scheint, statt des Getreides, das sie nicht brachten, die ihnen vorgeschriebene Zahlung leisten. Endlich die überraschende Lesung *nonanis* statt *Romanis* 26, 8. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wenn *Romanis* wegen des Gegensatzes zu *Britanni* den Vorzug verdiente; aber Leuze hat Recht, wenn er bemerkt, dafs die Soldaten der 9. Legion, von denen *rediit animus, certabant* und *erupere* ausgesagt wird, durch ihre Bezeichnung als *nonani* demjenigen Teil der römischen Truppen entgegengestellt werden, die unter Agricolas Führung zu Hilfe kamen.

Dagegen halte ich, abweichend von Leuzes Urteil, folgende Lesarten des Tol. für verwerflich: 6, 11 *nactus est ibi filiam* (AB richtig *auctus est ibi filia*), 11, 15 *bellis* (AB besser *in bellis*), 12, 16 *patiens frugum pecudumque*, dazu am Rande *fecundum* (denn *pecudumque* stört, wie Leuze selbst erkannt hat, die Beziehung der folgenden Worte *tarde . . . caelique* auf *frugum*), 13, 2 *munia* (denn *munia imperii* sind von den *munera imperii* verschieden; s. meine Ausgabe), 30, 4 *nam et universi colitis et servitutis expertes* (denn *universi colitis* kann schwerlich in dem

Sinne von 'ihr wohnt alle zusammen', als Gegensatz, wie L. will, von *colunt discreti ac diversi* Germ. 16, 2, gefafst werden), 36, 10 *tractis* (AB *tratis*, Ernesti richtig *stratis*; denn diejenigen, *qui in aequo adstiterant*, können nicht die Bataver, sondern nur das *primum agmen* der Britannen sein; s. 35, 9), 37, 15 *nam* vor *primos* (weil der vorhergehende Satz nicht mit dem temporalen Nebensatz *postquam silvis appropinquaverunt* schliefsen kann), 45, 5 *etiam tum* (wie J. Fr. Gronov wollte; richtiger *tum* nach B). Offenbar ist an der Mehrzahl dieser Stellen, sicher 6, 11. 36, 10. 37, 15, die Lesart des Tol. einer verfehlten Konjektur gleich zu achten; rätselhaft bleibt freilich der Ursprung von *colitis et* 30, 4.

6, 11 hat der Tol. *ac* st. *et*, 9, 21 *ipsius* st. *suis*, 16, 5 *in barbaris ingeniis* st. *in barbaris*, 21, 5 *castigando* st. *et castigando*, 30, 10 *nec ulla* st. *nec*, 15 *ac saxa* st. *et saxa*, 16 *effugias* st. *effugeris*, 31, 3 *effugerunt* st. *effugiant*, 32, 19 *tam deserent . . . quam* st. *deserent . . . tamquam*, 38, 2 *mixto* st. *mixtoque*, 39, 8 *principem* (wie Nipperdey vorschlug) st. *principis*, 40, 8 *cum eo praecepto* st. *cum praecepto*, 41, 8 *totis* st. *tot*. In diesen Fällen ist es schwer zu entscheiden, welche der beiden Lesarten die ursprüngliche sei. Dasselbe gilt von der Wortstellung, in welcher der Tol. mehrfach abweicht. Zu 10, 12 bringt der Tol. nichts Neues aufser der nicht sicher festgestellten Variante *forma* st. *fama*, die L. zu folgender Gestaltung des Textes verwendet: *unde et in universum forma est transgressis* 'und im allgemeinen bleibt diese Form auch in Geltung, wenn man von da aus hinübergeht', nämlich über die Landenge zwischen Clota und Bodotria. Allein bei dieser Auffassung steht *et* nicht an der richtigen Stelle; auch macht die Verbindung von *unde* mit *transgressis* Schwierigkeit. — 36, 17 ist das notwendige *equestris* im Tol. durch Korrektur hergestellt; Leuzes Vorschlag aber *minimeque equestris ea nostrorum* (Tol. *.n.*, AB *enim*) *pugnae facies erat* ist wenig probabel. — 43, 6 fehlen im Tol. die Worte *nobis nihil comperti*, ferner ist *intercepti* korrigiert aus *interceptum*. Danach Leuze: *angebat miserationem constans rumor veneno intercepti: nil affirmare ausim*, nicht einleuchtend. Die Worte *nobis nihil comperti* sind sicher keine Randglosse; die Änderung von *interceptum* in *intercepti* im Tol. ist irrtümlich und dadurch veranlafst, dafs das Auge des Schreibers von *interceptum* zu *compti* übersprang.

Was nun das Verhältnis des Tol. zu A und B betrifft, so weisen die Übereinstimmung an vielen verderbten Stellen und die Randbemerkungen in A und T auf eine gemeinsame Grundlage hin. Andererseits zeigen das Verhalten gegenüber den Randbemerkungen und die vielen textlichen Verschiedenheiten, dafs die drei Handschriften voneinander unabhängig sind. Endlich beweisen die zahlreichen Abweichungen des Tol. in Fällen, wo A und B zusammenstimmen, dafs zwischen den Archetypus und AB ein Mittelglied einzuschieben ist, das für A und B, nicht aber

für T, Quelle war. Von den beiden Familien T und y (der Quelle von A und B) verdient die erstere im allgemeinen den Vorzug, obgleich sie eine Reihe von Fehlern hat, von denen y frei ist. Unter diesen Fehlern sind jedoch, wie L. meint, keine absichtlichen Änderungen. Diesem Urteil vermag ich mich, wie oben gesagt, nicht vollständig anzuschliefsen.

Der Tol. macht es wahrscheinlich, dafs alle in A enthaltenen Randbemerkungen schon im gemeinsamen Stammkodex gestanden haben. Der Text des Puteolanus hat mit der Familie des Tol. nichts zu thun; auch kann der vetus codex des Ursinus mit dieser Familie nicht identifiziert werden, gleichviel wie man über die Glaubwürdigkeit des Ursinus denkt. — Der Stammkodex der drei uns erhaltenen Agricola-Handschriften ist, wie man vermuten darf, der codex Hersfeldensis, der nach Sabbadini (s. unten) aufser dem Dialogus und der Germania auch den Agricola enthielt.

Einen kurzen Überblick über die Ergebnisse der Leuzeschen Kollation giebt A. Gudeman, The Class. Rev. XVI S. 37. Derselbe begutachtet Berl. ph. WS. 1902 Sp. 795 die neuen Lesarten des Tol. und unternimmt es, der Entstehung einzelner seiner Varianten nachzuspüren. 15, 18 sei *felicibus*, das der Tol. nach *impetus* einschiebt, in *infelicibus* zu verwandeln. Statt diesem Rate zu folgen, thäte man besser, den Vatikanischen Handschriften treu zu bleiben; denn was diese bieten, ist ein besserer und präziserer Ausdruck des von G. gesuchten Gedankens.

51) R. Sabbadini, Il ms. Hersfeldese delle opere minori di Tacito. Riv. di filol. XXIX (1901) S. 262.

Schon im Jahre 1899 hat Sabbadini in den Studi ital. di filol. class. VII S. 119—132 über die Handschriften der kleineren Werke des Tacitus eine Abhandlung veröffentlicht, deren Inhalt ich zunächst nachhole. S. beginnt mit dem Abdruck einiger Briefe des Poggio, des Guarino und der Korrespondenten des letzteren. Hieraus ergiebt sich, dafs Poggio seit November 1425 von der durch einen Hersfelder Mönch erfolgten Entdeckung einer Anzahl teils bekannter, teils unbekannter lateinischer Autoren wufste. Zu den Hersfelder Funden gehörte Sueton de gramm. et rhet., Tacitus Germania und Agricola, sowie der Dialogus. Die Entdeckung des deutschen Mönches ist wahrscheinlich identisch mit der des Erzbischofs von Mailand Bartolomeo Capra, der 1422 in Deutschland war. Dieser wäre somit der erste Entdecker. Nachdem Poggios Jagd auf die in Hersfeld gefundenen Autoren erfolglos gewesen war, brachte Enoch von Ascoli Ende 1455 jene vier Schriften, nachdem er sie in Hersfeld gefunden, in einer Kopie vereinigt, nach Rom. Sie wurden dann vielfach einzeln abgeschrieben, alle zusammen, so viel wir wissen, nur einmal. Dies ist der cod. Vat. 4498 (*A*), der, da er alle vier Schriften vereinigt, direkt aus Enochs Kopie geflossen zu sein scheint und von Baehrens mit Recht unter die

besten Vertreter der von ihm bevorzugten Klasse M gerechnet wird. Als wahrer Titel der Germania mufs nach der Angabe des Panormita in einem Briefe an Guarino vom April 1426 *De origine et situ Germanorum* gelten, wie er im Vat. 1862 und in *Δ* erscheint. Der Dialogus trug in dem Hersfelder Originalkodex nicht den Namen des Tacitus, wie aus den Worten des Panormita 'quidam dialogus de oratore, et est, *ut coniectamus*, Cor. Taciti' zu schliefsen ist. Demnach beruht die Autorschaft des Tacitus auf Konjektur[1]).

Diese Ausführungen werden durch das, was derselbe Sabbadini jetzt in der Riv. di filol. schreibt, in zwei wesentlichen Punkten berichtigt. Hier veröffentlicht er eine im cod. Ambrosianus R 88 sup. saec. XV enthaltene Bemerkung des Pier Candido Decembrio über eine 1455 von ihm in Rom gesehene in Kolumnen geschriebene Handschrift, welche enthielt Tacitus de origine et situ Germaniae, Tacitus de vita Julii Agricolae, Tacitus dial. de orat., Sueton de gramm. et rhetor. Zugleich giebt Decembrio die Anfangs- und Schlufssätze jedes der vier Werke und die Zahl der Folia an, die jedes füllte. Dies sei, meint S., der von Enoch von Ascoli nach Rom gebrachte codex Hersfeldensis selber, nicht eine Kopie desselben, wie man daraus zu schliefsen habe, dafs die Handschrift in Kolumnen geschrieben war; denn dies habe man im 15. Jahrhundert nicht mehr gethan. Die Beschreibung des Decembrio bestätige den Titel *de origine et situ Germanorum* (*Germaniae*?) und setze ferner das Mafs der Lücke des dialogus fest; denn der verlorene Teil habe, wie Decembrio angebe, 6 folia gefüllt, während die erhaltenen Partien $16^1/_2$ folia füllten.

Die beiden Punkte nun, in welchen die zweite Abhandlung Sabbadinis die erste berichtigt, sind folgende. Nach der ersten brachte Enoch eine Kopie des cod. Hersfeldensis nach Rom, nach der zweiten diesen selbst. Ferner wird jetzt die auf die Notiz des Panormita gegründete Behauptung, dafs der Dialogus in dem Hersfelder Originalkodex nicht den Namen des Tacitus trug, hinfällig gemacht durch die Vermutung, dafs der von Decembrio beschriebene codex, welcher u. a. den dial. de orat. des Tacitus enthielt, eben jener codex Hersfeldensis sei.

52) J. J. Hartman, Tacitea. Mnemos. XXX (1902) S. 90—120. 189—209. 332—347.

H. begrüfst mit Freuden den von Wölfflin (Münchener Sitzungsber. 1901 Heft 1; vgl. meine Anzeige WS. f. klass. Phil.

[1]) Über den Med. II des Tacitus fügt S. die Bemerkung hinzu, dafs er, wie es scheint, bereits vor Boccaccio in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts dem Florentiner Notar Andrea Lancia bekannt gewesen ist. Dies schliefst er aus einem Manuskript der bibliotheca Roncioniana in Prato, in welchem sich die Reden des Seneca und Nero Ann. XIV 52—56 finden. Dabei ist vorausgesetzt, dafs die Vermutung, diese Reden seien von der Hand des Lancia in jenes Manuskript eingetragen, das Richtige trifft.

1901 Sp. 431 ff.), wie er meint, erbrachten Nachweis, dafs Plutarch im Galba und Otho die Historien des Tacitus benutzt habe. Wölfflin habe dadurch den zu einem operarius herabgesunkenen Tacitus wieder zu einem artifex gemacht und die Leser des Tacitus von einem Alb befreit. Von seinen Argumenten hätten zwei die gröfste Kraft, erstens die Entstehung der *πωληταί* G. 24 aus einem Doppelirrtum des Plutarch, der in den taciteischen *redemptores* H. I 27 nur *emptores* gesehen und diese durch eine zweite Flüchtigkeit in *venditores* verwandelt habe (vgl. WS. Sp. 435), zweitens Plutarchs Irrtum in Bezug auf den Schauplatz der von Tacitus H. I 80 erzählten Meuterei (vgl. WS. 1902 Sp. 270). Diesem letzteren Irrtum sei, wie Plutarch, auch er selbst — so berichtet H. — als Schüler bei der Lektüre des Tacitus verfallen, und demselben Mifsverständnis sei er später als Universitätslehrer bei jungen Leuten begegnet. Diese Beobachtung habe ihn schon damals zu dem jetzt von Wölfflin festgestellten Ergebnis geführt.

Für Tacitus' Auffassung der Aufgaben eines Historikers sei charakteristisch der von modernen Grundsätzen nicht weit abweichende Satz Ann. XIII 20, 12, in den Nipperdey unrichtig *horum* vor *auctorum* eingeschoben habe. Andererseits aber sei er auch bemüht, die Empfindungen der Leser zu wecken, und dieses Streben nähere sein Werk dem modernen Roman. So verzichte er z. B. Ann. III 3 ungern auf die Thränen und Klagen der Mutter des Germanicus. Damit hänge seine Vorliebe für alles Schreckliche zusammen, das er ohne die gebührende Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit erzähle. So enthalte der Bericht über die Ausführung des Attentats gegen Agrippina während ihrer Seefahrt manche Anstöfse und dunkle Angaben (seinen Ursprung verdanke er vielleicht einer szenischen Aufführung; vgl. Nabers Ansicht über die Entstehung der Erzählung von Messalinas Hochzeit mit Silius JB. XIX S. 236). Ähnlich stehe es um seine Vergiftungsgeschichten. XII 67 scheine die Bedeutung der Worte *socordiane an Claudii vinolentia* folgende zu sein. Agrippina hatte darauf gerechnet, dafs die Tischgenossen eine auffallende Veränderung an dem vergifteten Claudius bemerken würden; sie wollte ihn dann fortschaffen und in seinem Zimmer sterben lassen. Aber die Tischgenossen merkten nichts, entweder aus Unachtsamkeit oder weil sie Claudius für betrunken hielten. In dem Bericht über die Vergiftung des Britannicus XIII 15 sei, möge man nun *rapidum* oder *rapidius* lesen (wie H. früher vorgeschlagen hat; s. JB. XXI S. 204), jedenfalls die Nachricht von der Einrichtung eines Laboratoriums im Palaste unglaublich. III 7, 5, wo von dem Ende der Giftmischerin Martina die Rede ist, sei *nam* unklar, insofern es darauf hindeute, dafs Martina auf Anstiften des Piso fiel, nicht durch Selbstmord, worauf doch das im Haarknoten gefundene Gift schliefsen lasse (die Möglichkeit, dafs das Volk von einem durch Einschüchterung erzwungenen

Selbstmord sprach, scheint H. nicht erwogen zu haben). — Auch über die Absichten und das Verfahren des Firmius Catus gegenüber Libo Drusus berichte Tacitus II 27 Unglaubliches: vermutlich sei Catus nicht der Verführer, sondern der Verführte gewesen und habe, als er sich der dadurch geschaffenen Gefahr bewufst wurde, den Libo angezeigt. In seiner Vorliebe für das Schreckliche habe Tacitus ferner III 25 (wo *incitandis* in *intendendis* zu ändern sei und der Ausdruck *praevalida orbitate* von Nipperdey richtig, von Furneaux falsch gedeutet werde) und 28 die Wirkungen der lex Papia Poppaea und das Treiben der Delatoren, das dieses Gesetz im Gefolge hatte, übertrieben. Der am nächsten liegenden Erklärung des Ausspruches des Vettius Valens XI 31, 15 (wo *coeperat* in *orta erat* zu ändern sei) gehe Tacitus absichtlich aus dem Wege.

H. I 33, 4 hätte es streng logisch heifsen müssen *imperare discat* (wie II 76 19 *quo posses concupiscere*): den Ausdruck *imitari principem discat* hätten die Ratgeber des Galba gewählt, um zu zeigen, wie sehr sie den Otho verachten, der ein wirklicher Herrscher nicht sein könne. Auch Ann. I 4 sei *exulem egerit,* an dessen Stelle Muret das logisch richtigere *exul egerit* gesetzt habe, dem Zorn der Feinde des Tiberius angemessen. Ähnlich sei zu urteilen über *vana* H. IV 32, 18 und *modicum* Ann. XII 44, 9.

H. I 4 sei *integra quies* nicht *quies numquam perturbata*, sondern *quies libera vitiis, quae saepe quies adfert*; darauf sei zu schreiben *et inexpertis bello* (mit Streichung von *labor*) = quamquam in aciem numquam erant deductae. — H. III 77 sei von der Burg von Tarracina, die der Überläufer zu übergeben verspricht, hernach nicht mehr die Rede, und die Stadt scheine überhaupt keine Burg gehabt zu haben; so sei *vacuam arcem vobis tradam* = in eum vos deducam locum, ut non minus facile tota urbe potiamini, quam si arcem vacuam occupassetis. — Ann. III 74, 14 diene *ut* zur Entschuldigung des metaphorischen Gebrauchs von *limen*, welches nicht die Zeit, sondern den Ort bezeichne: in ipsis finibus immensae illius regionis, ubi plerumque bellum erat gerendum (die temporale Auffassung von *limine* und damit zugleich eine andere Deutung des *ut* wird durch den Gegensatz *acta aestate* empfohlen. Vgl. Curt. IX 2, 26 *non in limine operum laborumque nostrorum, sed in exitu stamus*). XII 26, 7 sei *ludibria* zu bewahren: *puer* (secum, tacitus) *officia novercae tamquam ludibria interpretabatur*; ein *in risus erumpere* (= *in ludibrium vertebat*) entspreche nicht seiner unglücklichen Lage. — III 49, 6 sei *legerat* nicht zu ändern (die von Nipperdey gegen diese Lesart vorgebrachten Gründe läfst H. unbeachtet). — XV 50, 7 bedeute *speciem amicitiae* so viel als *speciem libertatis*: die Freiheit seiner Rede im langjährigen Verkehr mit Nero hatte den Senecio, wie er zu spät bemerkte, diesem verhafst gemacht — vgl. den ähnlichen Fall des Vestinus XV 68 — und deshalb

trat er der Verschwörung bei. — II 40 sei die Antwort des falschen Agrippa *Quomodo tu Caesar* als Frage zu fassen; denn dafs er seine Schuld nicht eingestanden habe, gehe aus der Heimlichkeit hervor, mit der Tiberius bei seiner Bestrafung verfuhr (dem widerspricht der Wortlaut bei Dio: die Heimlichkeit der Bestrafung aber erklärt sich aus dem Wunsche, die Sache aus der Welt zu schaffen). — IV 28, 14 sei *si* vor *proderentur* zu streichen (Nipperdeys durchaus befriedigende Erklärung der vulgata wird von H. nicht widerlegt). — H. IV 81, 6 sei *Serapidis* zu streichen, weil der in Ägypten alteinheimische Gott Serapis mit dem aus Sinope neu eingeführten nicht identisch sein könne (Name und Kultus des Serapis wurde eben auf den neuen Gott übertragen; s. Plut. de Is. et Osir. 28). — H. IV 79 sei von einem doppelten Blutbad die Rede, das die Agrippinenser in Köln unter den dort zerstreuten Germanen, in Tolbiacum durch Verbrennung der in ein Haus eingeschlossenen Kohorte des Civilis anrichteten. Das wird man bereitwillig zugeben.

Für Scherze habe Tacitus kein Verständnis, so für die Bitte der Soldaten Ann. XI 20, 16 oder für den Scherz des Vitellius H. II 91, 16, dessen *altior iracundia* zu fürchten diesmal kein Grund vorlag. Ironisch sei der Ausdruck *eandem utilitatem fovere* H. II 30, 16, voll Spott und Verachtung *plerumque* H. III 10, 11 und 63, 13 sowie die Formulierung der Worte des Claudius XI 31, 7. Je ein allgemeiner und ein spezieller Gedanke würden vermischt in den Schlufsworten von H. IV 38 und Ann. I 19. Dasselbe gelte für Ann. IV 62, 15 *ut tali sorte* und 63, 10 *quamquam maesta facie*. VI 24, 14 sei ein ähnliches Zeugma wie 41, 8, wo durch *ferro* auf ein zu ergänzendes *trucidavit* hingewiesen werde.

In den codices deteriores finde man manche gute oder beachtenswerte Konjektur. Als solche habe u. a. zu gelten *magnificus* Ann. XIII 8, 18, *commutavissent* (oder *mutavissent*) 26, 17, *plebsque* 48, 2 (nach der zweiten Hand des Med.), *sperari* XV 59, 11, H. II 37, 17 *moribus* st. *meritis*, III 25, 6 *obturbat*, 51, 5 *distulerunt*, IV 7, 12 *Seneca*, 22, 16 *Romanorum* zu streichen. — Über XI 16, 6, wo der Gud. das richtige *auctum*, der Med. *Augustus* hat, und XI 18, 1, wo der Gud. das richtige *nulla* bietet, vgl. WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 667. H. II 53, 1 ist nicht, wie H. will, mit den deteriores *inde iurgium* zu schreiben, sondern mit Bekker *iurgium*; denn *virgenium* — so der Med. — ist durch Anlehnung an den Namen *Virginius* entstanden. III 69, 4 hat der Med. nicht *cecessisset*, sondern *cecississet*. Daher ist die schon an sich unglaubliche Annahme, dafs die deteriores, in denen *cecidisset* steht, hier nicht vom Mediceus abhängen, zu verwerfen.

Darauf rechtfertigt H. an mehreren Stellen die überlieferte Lesart. Dabei weicht er von Halms Text nur an drei Stellen ab: H. I 33, 10 *proinde* (Halm nach Nipperdey unrichtig *perinde*); ferner Ann. VI 35, 2 *sinerent impetu* ohne Interpunktion, XV 48, 11

lenitati (denn *lenitati indulgere* sei allerdings ein vitium), beides schwerlich richtig.

Ferner konjiziert er XI 2 *omni flagitio* (Dativ) *obstrictos*, XVI 17 *addit codicillis tamquam de iniquitate exitii querens* [*ita scripsisset*] *se quidem mori* etc. und empfiehlt XV 65 Acidalius' Änderung von *insontibus* in *insonti et*. Seine Bemerkungen zu *tamquam* XV 59, 20, *per limitem viae* und *obstinatos inter se* H. III 25 und 29 enthalten für den, der die Ausgaben von Nipperdey, Heraeus und Wolff eingesehen hat, nichts Neues. XVI 19 findet H. in *attinebatur* nicht eine Hindeutung auf Haft oder Bewachung, sondern auf eine Nachricht der unmittelbar drohenden Gefahr, die den Petronius in Cumae festhielt. H. I 36, 9 sei *armis* Ablativ von *arma*, wie auch Verg. Aen. XII 433 (= armatis brachiis); H. II 7, 5 sei *his* als Gegensatz zu *egregios duces* nicht anzutasten; durch *discordia* würden Otho und Vitellius als unbotmäſsige Führer bezeichnet.

Richtig interpretiert er *utque* XI 28, 13 als abhängig von einem durch *discrimen* gegebenen Begriffe der Furcht: (hoc metui) *ne paterent aures Claudii etiam confitenti*; ferner *nam* H. I 89, 6 als das *nam* der praeteritio: 'über die Zeit von der Thronbesteigung des Augustus bis zum Ende des Nero kann hier geschwiegen werden; denn es gab damals keinen Krieg' (ein solches *nam* hätte, wie H. meint, auch Ann. III 64, 13 die Klarheit gefördert: *nam Augustales ideo adiectos*). Richtig ist auch die Bemerkung, daſs Ann. III 1, 18 *nisi quod* sich nicht auf das unmittelbar Vorhergehende beziehe, sondern auf den ganzen mit *idem omnium gemitus* beginnenden Gedankenkomplex, und daſs IV 3, 19 *ne paelici suspectaretur* = ne ipse (Seianus) propter Apicatam paelici eius (i. e. Liviae) suspectus esset, sowie daſs IV 29, 15 *etiamsi ... evenissent* als ein Teil der Äuſserung des Tiberius aufzufassen sei. Auch macht er auf den eigentümlichen Gebrauch von *opposuisse* H. V 25, 14 (wodurch das Bild einer Wage angedeutet sei), *tamen* Ann. I 17, 24 und *efferre defectionem* III 41, 8 (= palam deficere) aufmerksam.

XI 3, 8 setzt H. *remittere beneficium* = parce et verecunde beneficio uti. Es ist kein Grund, von der gewöhnlichen Auffassung abzugehen: Asiaticus 'erläſst' dem Kaiser das dargebotene Geschenk, indem er auf die ihm dadurch gewährte Möglichkeit eines *lenis exitus* verzichtet. Damit kommt man auch XVI 9, 8 aus: Silanus sagt zu dem Centurio, er gedenke nicht ihm den Ruhm erfüllter Dienstpflicht zu 'erlassen', d. h. er werde ihm Gelegenheit geben, sie in ruhmvoller Weise zu vollziehen. XI 22, 22 *aut* in dem Sinne von *modo ... modo* zu fassen, so daſs *ex dignitate candidatorum* auf die nachsullanische Zeit der Republik, *facilitate tribuentium* auf die Kaiserzeit geht, ist nicht notwendig, da *tribuentium* ebenso gut das Volk wie die Kaiser bezeichnen kann. XV 64, 4 ist *nam* nicht das *nam* der praeteritio; denn es

folgt nicht: 'denn an das Gerede der Menge glaube ich nicht'. Daher richtiger: 'der wahrscheinlich (nicht sicher) bewufstlosen. Ich sage wahrscheinlich; denn es gab auch eine andere Auffassung'. H. I 81, 13 findet H. in *incertas* ein Urteil des Tacitus: im Falle der Gefahr wären jene Klienten bereit gewesen, ihre Schutzherren zu verraten. Ein solcher Gedanke würde *intutas* erfordern. Ann. IV 34, 12 kann *fidei* nicht 'Loyalität' sein. In Verbindung mit *eloquentia* kann *fides*, wo von einem Geschichtschreiber die Rede ist, nur die Zuverlässigkeit bezeichnen wie Agr. 10, 4.

Der Wert der Ausführungen Hartmans besteht weniger in den Ergebnissen als in den mannigfachen Anregungen, welche sie bieten.

53) E. M. Longhi, Osservazioni critiche ed esegetiche sopra alcuni luoghi del primo libro degli Annali di Tacito. Atene e Roma Anno IV S. 297—307. 345—352.

Die richtige Erklärung von *quasi per officium* I 24 finde man bei Nipperdey und Gerber-Greef: 'wie zur Ehrenbezeugung', 'come in segno d'honore'; vgl. u. a. XV 33, 10 *per honorem* und XII 10, 11 *per reverentiam*. — Von den beiden Deutungen, welche die Worte *quem neque gratiae neque severitatis expertem haberi par esset* 25 gefunden hätten: 1. 'cui era giusto lasciare la sua parte nelle concessioni e nei rifiuti', 2. 'den es sich zieme weder der Gnade noch der Strenge für bar zu halten' sei keine allein richtig; vielmehr lasse Tacitus den Tiberius absichtlich einen verhüllten Ausdruck wählen, um sich für alle Fälle einen Ausweg offen zu halten. — 28 habe Tacitus den eigentlichen oder technischen Ausdruck *defecit* absichtlich vermieden und *languescere visa* (vgl. hernach *hebescere*) gesagt, um den Eindruck wiederzugeben, den das Phänomen der Finsternis auf die Seele der beobachtenden Soldaten machte. — Ebd. sei *quae peragerent* die beste Aushilfe; das Impf. bezeichne den Versuch: 'quanto essi tentavano (cercavano) di condurre a termine'. — Ebd. nenne Tacitus die *custodiae portarum*, die doch nur eine Art der *stationes* sind, deshalb besonders, weil er die Teile des Lagers kennzeichnen wolle, wo sich die Thätigkeit der Friedensstifter entfaltete (vgl. 25 *portas stationibus firmant, globos armatorum certis castrorum locis opperiri iubent*). Warum aber gehen sie hierhin, während ihnen doch von Drusus befohlen worden ist, von Zelt zu Zelt zu gehen? Sicherlich weil an diesen Orten die Aufrührer sich zu sammeln pflegten. Somit seien die Dative *vigiliis, stationibus, custodiis portarum* Ortsbezeichnungen. Für *novissimi in culpam* gelte Nipperdeys Auffassung. — 31 bezeichne *ora*, im Gegensatz zu *unus* stehend, die Anstifter, *voces* die Aufreizungsmittel, die in der folgenden indirekten Rede gekennzeichnet werden: 'la sedizione e un mostro che da molte bocche vomita fiamme diverse di ribellione sulla materia facilmente incendibile dei soldati mal-

contenti'. — 40 sei mit Davanzati *muliebre et miserabile agmen* nicht als Subjekt, sondern als vorausgestellte Apposition zu den Subjekten *uxor* und *coniuges* zu fassen. Die mit der Apposition verbundene Pause lasse den traurigen Eindruck der erzwungenen Abreise deutlicher hervortreten; *muliebre* aber enthalte metaphorisch den Nebenbegriff 'maggiormente esposto ai disagi, ai pericoli'.

Von diesen Bemerkungen empfehle ich besonders die zu *languescere*, zu *vigiliis, stationibus, custodiis portarum* und zu *ora vocesque* der Beachtung; an *peragerent* und an die vorausgestellte Apposition glaube ich nicht.

54) L. C. Purser, Notes on the annals of Tacitus. Hermathena XXVII S. 303—321.

Purser schüttet in diesem Aufsatz eine grofse Menge von Konjekturen, deren Mehrzahl besser unveröffentlicht geblieben wäre, mit kurzen Begründungen über die schwierigsten Stellen des zweiten Teiles der Annalen aus. Ich stelle die erwägenswerteren Vorschläge voran: XIV 26, 4 *quosque nobis abhorrere animis cognoverat*, 33, 12 *militare aerarium*, 42, 7 *senatusque ⟨invocatus⟩* (doch entspricht *obsessus*, weil es kräftiger ist, besser den unmittelbar vorhergehenden Worten), XV 10, 18 *ut instare hostem Corbuloni fateretur*, 38, 14 *fessa senectute aut rudis pueritiae aetas*.

Unnötig sind die Vorschläge XIV 15, 10 *nec ulla moribus olim corruptis ⟨res⟩*, 23, 12 *complet et eos igni exurit*, 61, 20 *⟨scilicet⟩ malle* und dem entsprechend II 15, 11 *⟨an⟩ aliud*, XV 3, 4 *bellum trahere*, 51, 2 *incertum quonam modo socia adscita* (*sciscitata* bedeutet, wie es scheint: 'man weifs nicht, wie sie, die sich nie für edle Dinge interessiert hatte, dazu gekommen war, nachzuforschen, [nämlich ob denn niemand bereit wäre, der unerträglichen Tyrannei Neros ein Ende zu machen']), XVI 5, 17 *liberto ⟨principis⟩* (denn das einfache *libertus* bezeichnet oft den kaiserlichen Freigelassenen).

Paläographisch unwahrscheinlich: XII 6, 11 *⟨a p. r.⟩* (d. i. a populo Romano) *acciperet* (denn die handschriftliche Lücke am Anfang der Zeile beträgt 7 Buchstaben), XIII 28, 16 *urgeret* (denn *augeret* ist dadurch doppelt gesichert, dafs *g* aus *d* korrigiert ist), XIV 16, 3 *necdum insignis arte et scientia. Hi considere simul*, 26, 3 *pars Armeniae ut cuique finitima manipulique ⟨in ea Pharasmani Polemonique⟩ et Aristobulo* u. s. w.; völlig unsicher XIV 60, 15 *his tam⟨en a Nerone neglectis opinio percrebruit tam⟩quam paenitentia . . . revocarit Octaviam*, XV 51, 16 *ne senatui quidem quidquam manere*.

Je einen inkorrekten Gedanken ergeben die Vermutungen XIV 56, 6 *orbatumque robur subsidio* (denn *orbatum* ist nicht gleich *egens*; übrigens hat *orbatum* schon Cornelissen vorgeschlagen,

s. JB. XIII S. 104), 61, 4 *itur etiam in principis laudes iamque et Palatium repetitum venerantium multitudine* (Purser: 'another visit was paid to the palace', als ob durch *itur . . . laudes* die erste Demonstration bezeichnet würde, und ohne Rücksicht auf *et*, das nun in der Luft schwebt), XV 13, 9 *aut Poenis* nach der Handschrift (somit wären die Worte *Romani imperii aemulis* als Apposition auf die Punier zu beziehen statt auf die Parther, denen der Gedanke diese Apposition zuweist), 35, 6 *quin eum notabiles habere* (solche Freigelassene können nicht 'men of some mark' sein; vielleicht sind die Worte *quine innobiles* aus einer Dittographie der Worte *quam in rebus novis esse* entstanden und ganz auszuscheiden), 38, 22 *diurni quoque victus* ⟨*alii carentes*⟩, *alii caritate* u. s. w. (wir hätten dann, um von dem Genetiv bei *carere* zu schweigen, in unlogischer Weise drei Glieder statt zweier), 62, 5 *famam ac constantis* (der Ruf treuer Freundschaft wäre ja ein selbstverständliches Ergebnis des Gedankens).

Der Ausdruck wäre anstöfsig, wenn man mit Purser schriebe XI 38, 11 *levissimus fastidii eius* ⟨*cumulus*⟩, *cum* (es müfste *fastigii* heifsen; *fastidii* ist offenbar durch Assimilation an *eius* aus *fastidio* verderbt), XII 64, 4 *biformes hominum partus et suis fetum est diditum* ('it was noised abroad': die Ergänzung von *esse* nach *fetum* wäre ebenso ungewöhniich wie die Stellung von *est*), XIII 42, 22 *domo partam* (die von P. angeführten Parallelen wie Cic. pro Cluentio 27 *domo sibi quaerendum remedium existimavit* sind unzureichend), XV 21, 7 *tali modo* ⟨*mos*⟩ *ostentandi* (gesuchte Stellung), 25, 11 *Suriaeque ex eo curatio* (ein Wort, das Tacitus nicht kennt), XVI 28, 13 *increpantis strepitum* (der korrekte Gegensatz zu *silentium* ist *vocem*). Und wenn XV 59, 24 *nomen mulieri Satria Galla* zu schreiben ist, so folgt daraus durchaus nicht, dafs H. II 4, 5 *sacerdotis* in *sacerdoti* zu ändern und III 50, 18 *donativi nomen est* für ein Glossem zu erklären ist.

Auf einem Mifsverständnis beruht der Vorschlag XI 25, 15 *nec motos . . . impermixta* mit der Begründung: 'it is not easy to see how the proposal, that those who were expelled, and those who resigned, should be published in one indiscriminate list, would induce resignations. Rather the contrary' (das ist an sich richtig: aber mit den Worten *et motos* wird eine neue Mafsregel eingeführt, die den Zweck hatte, nicht den freiwillig Verzichtenden diesen Schritt zu erleichtern, sondern die *ignominia* zu mildern, die der erzwungene Austritt einzelner Mitglieder dem ganzen Stande bringen mufste. Zu XIV 4, 14 macht P. einen neuen Versuch, das überlieferte *Baulos* zu retten. Zu diesem Zwecke läfst er im Widerspruch mit den deutlichen Angaben des Tacitus Agrippina in Misenum statt in Baiae ankommen, das Schiff in Misenum statt in Bauli bereit liegen und das Mahl in Bauli statt in Baiae stattfinden.

Unverständlich sind mir folgende Textgestaltungen: XIV 15, 15

praemeditans adsistenti urbis faeci (hängt der Dativ von *praemeditans* ab?), 20, 19 *an iusta Titii angurii et decurias equitum egregium iudicandi munus expleturos* (über *augurii* vgl. JB. XIX S. 225), XV 54, 12 *partiebat*, *quae eundem Milichum movent* (wer sind die Personen, unter die Scaevinus das doch nur für ihn selbst zugerüstete Verbandzeug verteilt? Wozu das Imperfekt und der Plural *quae*? Auch *Milichum movent* macht stutzig; P. erklärt es 'aroused the suspicions of M.'), XV 58, 7 *delata tum* st. *latatum* = 'the informations then laid' (wo bleibt man nun mit *erga coniuratos*?).

55) R. **Ehwald**, Philologus 60 S. 636. — W. R. **Paton**, Class. Review XVI S. 283. — O. **Edler**, WS. f. kl. Phil. 1902 Sp. 813. — R. **Novák**, České museum filologické VII S. 441. — Ign. **Veress**, Egyet. Philol. Közlöny 25 S. 630. — J. J. **H(artman)**, Mnemosyne 29 S. 280.

Ehwald macht den Versuch, die in den Worten (*Britannia*) *Hispaniae obtenditur* und (*Hibernia*) *medio inter Britanniam atque Hispaniam sita* Agr. 10 und 24 enthaltene Vorstellung auf eine kartographische Darstellung zurückzuführen, wie sie in letzter Redaktion die tabula Peutingeriana zeigt.

Paton konjiziert Agr. 28 *et uno* ⟨*regente*⟩ *remigantes* und darauf *amissis per inscitiam regendi navibus* ⟨*duabus*⟩, es sei denn, dafs man annehme, dafs die Usiper unkluger Weise den Steuermann verzehrt hätten. Nicht überzeugend, wie alles, was bisher zu dieser Stelle vorgebracht worden ist.

Edler empfiehlt folgende Fassung H. I 19: *et patrum favor aderat: multi voluntate effusius; qui noluerant, medio ac plurimi obvio obsequio* = 'es wurde ihm auch der Beifall der Senatoren zu teil: viele bezeigten diesen zwar mit wirklicher Zuneigung, aber doch im Verhältnis zu ihr zu überschwenglich; diejenigen, welche die Adoption nicht gewünscht hatten, mit mäfsiger und die meisten mit entgegenkommender Unterwürfigkeit'. Ich kann dieser Fassung, die eine unklare Einteilung der senatorischen Gruppen ergiebt, mir nicht zu eigen machen; am wenigsten möchte ich den Gedanken 'in überschwenglicherer Weise gaben diejenigen ihre Zustimmung kund, welche die Adoption nicht gewünscht hatten' (*effusius qui noluerant*) preisgeben; denn in dieser Weise das Verfahren von Leuten zu kennzeichnen, die ihre frühere Haltung in Vergessenheit zu bringen wünschen, sieht dem Tacitus sehr ähnlich.

Novák empfiehlt H. II 4, 19 das irrtümlich wiederholte *labor* in *pudor* zu verwandeln, wie schon in seiner 1892 erschienenen Ausgabe steht. Das von mir vorgeschlagene gleichbedeutende *rubor* verbinde Tacitus nicht mit einem objektiven Genetiv. Die Beobachtung ist richtig, zwingt aber wohl nicht, das dem Überlieferten näher stehende *rubor* zu verwerfen. — IV 15, 13: *hiberna proxima* [*occupata*] *Oceano inrumpit* mit Urlichs; *occupata* sei eine

Art Dittographie von *Oceano*. Die Textgestaltung ist an sich tadellos, ignoriert aber das Zeugnis der Handschrift, in der von erster Hand *proxima* in *proximo* geändert worden ist. Endlich bemerkt N., dafs er IV 42, 4 *sponte* [*exsc*] *accusationem* schon vor Heraeus vorgeschlagen und die Entstehung der Korruptel in derselben Weise gedeutet habe.

Veress giebt, seine früher begonnenen Ausführungen beschliefsend (s. JB. XXVII S. 338), textkritische Bemerkungen zu H. II—V. Eigene Vorschläge sind, soviel ich sehe (die Abhandlung ist magyarisch geschrieben), darin nicht enthalten.

Hartman findet Ann. V 9, 6 *puerili verbere* auffällig; denn erstens brauche Tacitus den Singular *verber* nur noch an zwei Stellen, zweitens gelte es den handschriftlichen Fehler *puerilimo verbere* zu deuten. Dies gelinge, wenn man annehme, dafs *verbere* ein emblema ineptissimum sei, und *puerili modo* schreibe. In Wahrheit ist *verbere* untadelhaft; *mo* ist die irrtümlich vorweggenommene erste Silbe von *moneri*(*t*); *puerili modo* endlich ist überhaupt wohl nicht lateinisch.

Nemethys Adversaria critica ad Taciti Agricolam, Annales, Historias (s. JB. XXVI S. 255) bespricht Th. Opitz WS. f. kl. Phil. 1901 Sp. 874. Er rechtfertigt gegen N. die Änderung von *aggerebatur* in *aggerabatur* Ann. I 19, von *luem* in *molem* H. III 15, *sunt* in *sistunt* V 5 und widerlegt gut die Änderung von *vacuas* in *Varianas* Ann. II 46 sowie die Schreibung *auxilium ad bellandum tulisset* IV 65.

VI. Tacitus in der Schule.

56) A. Strobl, Zur Schullektüre der Annalen des Tacitus (Fortsetzung). Progr. des k. k. deutschen Obergymnasiums der Kleinseite in Prag 1902. S. 10—24.

Anknüpfend an das Programm von 1897 (s. JB. XXIV S. 336), führt Verf. aus, dafs sich das 11. und 12. Buch weder jedes für sich allein noch beide zusammen für die Schullektüre eignen und auch eine Auswahl nach einheitlichen Gesichtspunkten bei ihnen nicht stehen bleiben kann. Dagegen sei das 14. Buch geeignet, den Hauptstock der Annalenlektüre zu bilden. Es sei reich an bedeutenden Ereignissen, es lasse ferner die Grundzüge im Wesen Neros deutlich hervortreten, es biete Gelegenheit, die Kaiserin-Mutter, die Octavia und die Poppaea kennen zu lernen, ebenso Burrus und Seneca (dessen Persönlichkeit eine ungleich schwierigere Aufgabe stelle als die des Burrus), ferner Tigellinus und Faenius Rufus, endlich die kaiserlichen Freigelassenen, wie Anicetus und Polycletus. Auch für die Kenntnis der staatlichen Einrichtungen während der Herrschaft des julisch-claudischen Hauses lasse sich dem 14. Buche vieles entnehmen: man könne nach den darin enthaltenen Angaben den Umfang der kaiserlichen Gewalt und

die Bedeutung der kaiserlichen Ämter feststellen und sich über die Finanz- und Provinzial-Verwaltung orientieren. Das Schlufsurteil über die Regierungsthätigkeit des Nero, wie sie uns das 14. Buch schildert, lautet: wo sein persönliches Interesse unbeteiligt war, war seine Regierung nicht schlecht; aber sein Verdienst ist hierbei nicht grofs; er bewegte sich in den Geleisen seiner Vorgänger und liefs mehr andere machen, als dafs er selbstthätig eingriff.

Der Schlufs der Betrachtungen steht noch aus.

57) H. J. Müller, Übungsstücke im Anschlufs an Tacitus' Agricola (Ergänzungsheft 19 zu Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern. Neue Ausgabe). Leipzig, B. G. Teubner. 24 S. 8. 0,40 ℳ.

Müllers Übungsbücher sind rühmlichst bekannt. Die Gestaltung der in dem vorliegenden Ergänzungsheft dargebotenen Übungsstücke und die Art ihres Anschlusses an den Text des Agricola möge als Probe die Bearbeitung des 39. Kapitels zeigen: „Neidisch und argwöhnisch wie der Kaiser Domitian war, liefs er auf die Kunde von Agrikolas Siegen ihn nach Rom zurückrufen. Obgleich dieser sich in seinem Berichte jeglicher Prahlerei enthalten und einfach die völlige Unterwerfung Britanniens gemeldet hatte, so wurde er doch für den Kaiser ein Gegenstand des Hasses; denn dieser hatte Furcht vor seinem Ruhm und Ansehen, und wen man fürchtet, den hafst man. Es war Domitian wohlbekannt, in welcher Gunst Agrikola bei seinem Heere stand, und er erinnerte sich, dafs Provinzialstatthalter schon öfter sich gewaltsamerweise der Herrschaft bemächtigt hatten, wie z. B. sein eigener Vater Vespasian. Aufserdem beneidete er ihn um seinen Kriegsruhm. Er hatte sich selbst kürzlich dadurch zu allgemeinem Gespötte gemacht, dafs er, ohne die Chatten besiegt zu haben, über diese einen glänzenden Triumph feierte, in dem er aufgekaufte Sklaven, als Gefangene verkleidet, aufmarschieren liefs (führte); jetzt aber war, wie er sah, ein wirklicher grofser Sieg erfochten, und alle Welt sprach von Agrikolas Thaten. Domitian verhehlte seinen Hafs und nahm die Siegesbotschaft anscheinend mit freudigem Herzen entgegen".

Die Anforderungen, die dieses Stück an das Können des Schülers stellt, sind nicht unbedeutend: um es in ein befriedigendes Latein zu übertragen, dazu gehört mehr als eine verständnisvolle Erinnerung an das Gelesene; es mufs eine gewisse durch Gewöhnung erworbene Selbständigkeit in der Wahl und Gestaltung des lateinischen Ausdrucks hinzukommen. Ein Hilfsmittel, welches geeignet ist, diese Selbständigkeit zu fördern und auszudehnen und dabei zugleich auf die Verbindung mit der Lektüre nicht verzichtet, ist willkommen zu heifsen.

Zimmermanns Übungsstücke im Anschlufs an Ann. I. II (s. JB. XXVI S. 258) loben Werra, Gymnasium 1901 S. 237 und

Fr. Müller Berl. ph. WS. 1902 Sp. 605. Neu erschienen: E. Krause, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlufs an Ciceros Briefe und Tacitus. Glogau 1902, Flemming. 83 S. 8.

Nachtrag.

58) **R. Adami, La milizia Romana secondo Tacito. Programma del ginnasio comunale superiore di Trieste 1902. S. 1—65.**

Die Arbeit ist die Fortsetzung der JB. XXI S. 180 und XXV S. 303 besprochenen bezw. erwähnten Abhandlungen. Die beiden ersten Abschnitte dieser Fortsetzung orientieren über den Strafsenbau (die politisch-militärische Bedeutung der Strafsen, ihr Material, ihre Benennung und Unterhaltung sowie die uns erhaltenen Darstellungen der antiken Strafsen) und über den Heereszug der Römer (Teile und Zwischenräume, Train, Belastung der Soldaten, Ausdehnung der Tagesmärsche, Hindernisse der Schnelligkeit, Aufmarsch zur Schlacht). Dann folgt eine Darstellung der Kriegszüge des Germanicus in Deutschland, und zwar im allgemeinen nach der von Knoke fixierten Lokalisierung der Operationen, zu deren Verständnis eine Karte des nordwestlichen Deutschland beigegeben worden ist. Die Punkte, in denen A. seinem Führer untreu wird, sind folgende. Eine Hauptquelle des Tacitus für die Ereignisse der Jahre 14—16 n. Chr. sei Pedo Albinovanus; unter *convertere agmen* I 57 sei eine wirkliche Umkehr zu verstehen, d. i. ein Marsch weiter vom Rheine fort in die Gegend von Münden, wo Segestes belagert wurde, nach dessen durch Überraschung der Feinde bewirkter Befreiung Germanicus sein mit dem des Caecina vereinigtes Heer die Lippe entlang nach Xanten zurückgeführt habe. Ferner sei Knokes Deutung der Worte *mox reducto* etc. I 63 gewaltsam; vielmehr sei das ganze Heer an die Ems nach Rheine zurückgeführt und erst hier geteilt worden, so dafs die pontes longi des Domitius westlich der Ems anzusetzen seien, während die von Knoke entdeckten Bohlwege erst im J. 16 passiert wurden. *Metanti castra* endlich II 8 beziehe sich auf das Lager des Germanicus an der Weser.

Die folgenden Abschnitte schildern den Marsch des Fabius Valens von Köln, von wo er in der zweiten Hälfte des Januar 69 aufbrach, nach Lucus und weiter über Turin nach Ticinum sowie den des Caecina, der seine Truppen in Vindonissa konzentrierte und gegen Mitte März nach Italien hinabstieg. Die Stationen beider Märsche versucht A. nach den Angaben des Tacitus mit Hilfe der tabula Peutingeriana und des itinerarium Antonini festzulegen. Als Tag der Abreise Othos von Rom gilt ihm nach Suetons Zeugnis der 24. März, nicht der 14., wie man irrtümlich aus Tacitus H. I 90 schliefse. Dann werden der Marsch Othos, die Truppenbewegungen der Othonianer, die Stärke, mit der sie in die Schlacht bei Bedriacum eintraten, und die Ereignisse dieser

Schlacht geschildert, die gegen Mitte April stattfand. Die schwierige Stelle H. II 40 komme in Ordnung, wenn man mit Valmaggi *Aduae* in *Ardae* ändere. In ähnlicher Weise wird der Marsch der von Osten heranrückenden Flavianer mit seinen Stationen sowie die zweite Schlacht bei Bedriacum geschildert, welche Ende Oktober geschlagen wurde.

59) J. J. Hartman, Tacitea. Mnemosyne XXI S. 387—393.

H. I 76, 16 ist *neque*, wie H. erkannt hat, als Satzanfang unhaltbar (wie *et* Ann. XIV 61, 23, wenn man *iusta ultione* zum Vorhergehenden zieht). Er konstruiert richtig: *Idem Africae obsequium, initio Carthagine orto neque expectata Vipstani Aproniani proconsulis auctoritate: Crescens* etc. — I 44, 6 ist das Verhältnis der Gedanken schon von Heraeus und Wolff richtig angegeben worden: sie setzen, wie Hartman, vor *Pisonis* nur ein Komma und bemerken, dafs hier im Deutschen an die Stelle der Beiordnung die Unterordnung tritt. — II 7, 2 empfiehlt sich — auch das ist längst erkannt — der Satzschlufs mit *expectari*. Der neue Satz beginnt besser mit *bello civili* als mit *bellorum civilium* oder *belli civilis*; vgl. Heraeus. — III 13 findet sich die von H. getadelte Anordnung *ut tot armatorum milia . . . Antonio dono darentur* (*octo nimirum legiones unius classis accessionem fore*) *id Basso, id Caecinae visum* jetzt nirgends mehr. — Ann. XII 16, 4 rät H. die Worte *ob ambiguos popularium animos* nicht mit *desertum a Mithridate,* sondern mit *obtineri . . . visum* zu verbinden; vielleicht richtig.

Die übrigen Vorschläge Hartmans erscheinen mir unannehmbar. Ann. XI 15, 9 trennt er die Worte *Ne ritus . . . oblitterarentur* als besonderen Satz von dem Vorhergehenden. Dadurch zerreifst er den Zusammenhang und bringt, indem er das *gratiam referre* auf *dona* und *victimae* deutet, einen fremden Gedanken hinein. Wem Nipperdeys Erklärung zu künstlich erscheint, der schiebe mit Becher *cavendumque* vor *ne* ein. — H. I 66, 16 verbindet H. die Worte *adversus possessores agrorum et magistratus civitatum* nicht mit *foedis pactionibus*, sondern mit *adeo minaciter.* Diese Anordnung würde dem unrichtigen Gedanken Raum geben, dafs Valens aufser mit den *posses. agr. et mag. civ.* noch mit anderen verhandelte und gegen diese anderen weniger drohend auftrat als gegen jene. — H. II 16, 16 erblicke ich in der Textgestaltung *et aversis repente animis, nec tamen aperta vi, aptum tempus insidiis legere* eine Verschlechterung des Überlieferten. Sie wäre nur dann tadellos, wenn statt *nec tamen aperta vi* etwa geschrieben stände: *cum aperta vi uti non auderent.* — II 72, 9 empfiehlt H. vor *postquam* statt eines Punktes ein Komma zu setzen. Die dadurch hergestellte Anordnung ist an sich sehr gefällig; aber sie involviert, wie ja auch H. zugiebt, ein Anakoluth (*sumptum de eo supplicium* statt supplicio affectus est), welches mit taciteischen Beispielen zu belegen schwierig sein

dürfte. — Dafs III 11, 2 *eo atrocius adgrediuntur* in dem Sinne von *adgrediuntur, eo atrocius* steht, bemerkt H. mit Recht; aber wenn er III 12, 1 die Interpunktion nach *mentes* streicht, so geht er, wie mir scheint, in der Zusammendrängung der Gedanken zu weit. — III 84, 12 hat allerdings Heraeus Unrecht, wenn er nach *foedare* stark interpungiert, aber auch Hartman, wenn er die Trennung nach *pacem* eintreten läfst. Die richtige Interpunktion geben Halm, Meiser, Wolff; denn wie der Plural *solacia* zeigt, sind die letzten Trostmittel, an die sich die Besiegten klammerten, in allen drei Infinitiven enthalten. — Ann. III 49, 9 verbindet H. *ad perniciem* mit *plus fidei fuit*; für die Verbindung mit *arguentibus* sprechen Ausdrücke wie *damnare ad supplicium, ad mortem* VI 38, 16. XVI 21, 10.

Berlin. Georg Andresen.

9.

Tacitus' Germania.

I. Ausgaben.

1) **Tacitus Germania och Agricola med förklaringar utgifna af Hj. Appelquist.** Helsingfors 1899, G. W. Edlunds förlag. VIII u. 61 u. 158 S. 8.

In der Einleitung dieser Schulausgabe sind die wichtigsten Thatsachen, die das Leben und die Schriften des Tacitus betreffen, kurz und geschickt zusammengestellt. Der Text der Germania weicht von dem Halmschen an sechzehn Stellen ab: Appelquist schreibt: 4, 2 *nullis aliarum nationum conubiis*; 7, 13 *auditur*; 18, 1 *quamquam — ambiuntur*; 26, 3 *ab universis* [*vicis*]; 35, 13 *poscat, plurimum*; 38, 14 *comptius*; 39, 13 *centum pagis habitant*; 40, 18 *vestis*; 43, 13 *Helvaeonas — Helisios*; 44, 15 *Suionibus — degenerant*; 45, 1 *trans Sitonas*; 45, 23 *interlucent*; 45, 25 *et sicut*; 46, 14 *fera*; 46, 15 *cubile*; 46, 25 *Etionas*.

Mit Recht kümmert sich der Kommentar dieser Schulausgabe um die Kritik des Textes gar nicht; ebenso werden Parallelstellen abgesehen von solchen, die sich um der Thatsachen willen auf Cäsar oder Horaz beziehen — so zu 24, 6 carm. III 24 *vetita legibus alea* —, nicht angeführt. Im übrigen habe ich im Kommentar Neues nicht gefunden. Bei der Besprechung des *limes* (29, 19) verweist der Verf. auf seine Erklärung zu Agricola 41, 9, wo das Allernotwendigste angegeben worden ist. Die Völkerschaften, mag es sich um die Deutung der Namen oder um ihre damaligen oder späteren Wohnsitze handeln, bespricht er nicht weiter, als es unumgänglich notwendig ist, oder gar nicht, wenn man nicht unbedingt Sicheres weifs; so sagt er z. B. über die sogenannte Nerthusinsel (Kap. 40) kein Wort. Im allgemeinen kann ich mich über die Germania-Ausgabe ebenso lobend aussprechen, wie es Andresen über die Agricola-Ausgabe gethan hat (JB. XXVII S. 294): man mufs das gesunde Urteil rühmen, mit welchem der Verf. dieses Kommentars das Beste, was in Deutschland zur Einzelerklärung der Germania geschrieben worden ist, seinen Zwecken dienstbar gemacht hat, sowie die klare und präzise Fassung, in der er das gut ausgewählte Material seinen Lesern, besonders den schwedischen oder, wie in Finnland,

schwedisch sprechenden Primanern der Lyceen innerhalb der Grenzen darbietet, die der Zweck der Ausgabe vorschreibt.

2) Die Germania des Tacitus, für den Schulgebrauch erklärt von G. von Kobilinski. Berlin 1901, Weidmannsche Buchhandlung. I. Text 28 S. 8. nebst Karte. geb. 0,60 ℳ. II. Anmerkungen 100 S. 8. geb. 1,20 ℳ.

„Müllenhoffs Kommentar zur Germania", sagt der Verf. in dem kurzen Vorwort, „war der Anlafs zu dieser Schulausgabe, ihr wichtigstes Ziel, dessen Hauptinhalt, den Bedürfnissen der Schule angepafst, zu vermitteln, und wenn auch der Meister der deutschen Altertumskunde durch das grofsartige Werk, dem seine Lebensarbeit gewidmet war, die Forschung der Germania zum Abschlufs gebracht hat, so blieb doch noch eine bescheidene Nachlese dunkler Stellen übrig, deren Erläuterung hier vielleicht mit Erfolg versucht werden könnte".

Das erste Heft bietet den Text der Germania. Es wird gelesen: 3, 13 *nominatumque . . .*; 4, 1 *opinionibus*; 4, 2 *aliis aliarum*; 4, 11 *haud perinde adficiuntur*; 6, 13 *dextros agunt*; 7, 12 *audiri*; 8, 6 *nobiles*; 8, 9 *Veledam*; 10, 5 *consultetur*; 10, 17 *non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes: se enim ministros*; 11, 3 *pertractentur*; 11, 11 *turbae placuit*; 14, 4 *defendere, tueri*; 16, 15 *aperta populatur, abdita autem*; 18, 1 *quamquam severa* etc.; 18, 6 *et propinqui ac probant munera, non ad* etc.; 19, 7 *publicatae enim*; 21, 16 *victus inter hospites comis*; 22, 14 *nuda omnium mens postera die retractatur*; 26, 2 *ideoque magis servatur*; 26, 3 *in vices*; 30, 3 *durant siquidem*; 30, 11 *ratione disciplinae*; 31, 14 *vultu mitiore*; 35, 13 *exercitus: plurimum . . ., et*; 36, 5 *nomina superioris*; 38, 10 *horrentem capillum retro sequuntur ac saepe in ipso solo vertice religant*; 38, 14 *compti ut*; 39, 1 *vetustissimos se*; 39, 12 *centum pagi iis habitantur*; 40, 15 *tunc tantum nota, tunc tantum amata*; 42, 5 *peragitur*; 43, 8 *montium iugumque*; 44, 7 *iure parendi*; 45, 11 *omniumque tutela*; 45, 20 *informe perfertur*; 45, 22 *lucosque sicut*; 45, 24 *qua* statt *quae*; 46, 3 *sordes omnium ac torpor procerum*; *conubiis*; 46, 14 *victui herba, vestitui pelles, cubile humus*; 46, 15 *solae in sagittis opes*; 46, 27 *in medium relinquam.* — 45, 1 *trans Suionas aliud mare*; der Schlufs von 45 *Suionibus Sitonum gentes* bis *degenerant* soll an das Ende von 44 gestellt werden; 46, 1 *hic Suebiae finis.* — Von textkritischen Bemerkungen ist übrigens mit Recht in dieser Schulausgabe Abstand genommen worden.

Mit den dunklen Stellen, auf die der Verf. im Vorworte hinweist, sind wohl folgende gemeint. 6, 13 bezieht sich auf die Art des Reitens der Germanen, der zufolge nur *uno flexu dextros agunt*, nicht *sinistros* gelesen werden darf: die Germanen trugen (wie es Gräberfunde beweisen) nur einen Sporn, und zwar am linken Fufse, damit so die Reiter den Rechtsgalopp einschlagen und bei rechts gestelltem Pferde die links vom Pferdehalse ein-

gelegte Lanze am besten ausnutzen konnten. Ich bin mit dieser Erklärung völlig einverstanden, da ich mir nur auf diese Weise das allein dastehende *dextros* des Textes erklären kann; vgl. JB. XXVI S. 139—142 und XXVII S. 190f. — 21, 16 will der Verf. die allerdings schon im Archetypus befindliche, aber sehr schwer zu erklärende Lesart *victus inter hospites comis* beibehalten; er erklärt sie so: „Der Nachdruck liegt auf *victus*; die Geschenke haben auf die Gastfreundschaft keinen Einflufs, der ganze Verkehr ist liebenswürdig, voller Zuvorkommenheit". Wenn auf *victus* der Nachdruck läge, so hätte Tacitus das sehr leicht mehr hervorheben können, z. B. durch hinzugefügtes *omnis*, das wie am Anfange der Germania „insgesamt, in seiner Gesamtheit" bedeuten würde. Leicht ist die Erklärung dieser Stelle, an der sich schon viele Gelehrte versucht haben, nicht; für mich ist es nicht zweifelhaft, dafs der Nachdruck auf *comis* liegt; daher setzte Lachmann für *comis* als unice verum (*vinclum inter hospites*) *comitas* ein. — 38, 10 will der Verf. die Worte *in ipso solo vertice religant* erklären als „sie binden nur gerade auf dem Scheitel zusammen, nicht am Hinterkopf". Aber da die meisten Hss. sowohl *ipso* wie *solo* bieten, so halte ich die von Zöchbauer gegebene Erklärung von *solo* als „Grund, Haarboden" und von *vertice* als modalen Ablativ „im Wirbel, wirbelartig" allein für richtig. — 45, 26 hat der Verf. das in den Hss. befindliche *quae* in *qua* verwandelt: durch diese Änderung des Relativsatzes in einen dem vorhergehenden *ubi* . . . *sudantur* entsprechenden und parallel laufenden Adverbialsatz des Ortes ist der für die Konstruktion ungewöhnliche Relativsatz, der den Subjektsakkusativ zu *inesse* enthält, zwar beseitigt, aber nun bleibt die noch schwierigere Konstruktion der Anfangsworte des Satzes *fecundiora igitur nemora lucosque* zu erklären übrig. Ich meine, dafs wir mit der Konjektur *qua* nicht weiterkommen oder nicht so weit, wie durch Einschiebung eines *et* vor *sicut*, wie es Mähly und Andresen vorgeschlagen haben.

Das zweite Heft des Buches enthält die Anmerkungen. Die voraufgehende Einleitung erzählt zunächst das Wichtigste von dem Leben des Tacitus. Es ist ferner kurz die Rede von den Quellen der Überlieferung, dem historischen und dem künstlerischen Werte der Germania und von der Darstellung sowie der Gliederung des Inhalts.

In einem Anhange werden am Ende des zweiten Heftes behandelt: 1. die Herrschergewalt der Germanen; 2. der Ursprung der Germanen und 3. die Götter der Germanen. Die kurzen, übersichtlichen Angaben im zweiten Abschnitte über die Indogermanen oder Arier, über den Einzug der Germanen in das rauhe Land zwischen Elbe und Oder, über ihre Ausdehnung bis zum Rhein und zur Donau und endlich über die besondere Entwickelung der Germanen in ihrer Sprache, wie sie in der so-

genannten Lautverschiebung sich offenbart, sind sehr zweckdienlich und geschickt abgefafst.

Fester Grundsatz der in Preufsen erscheinenden Schulausgaben, wie sie erst infolge der vor 10 Jahren gegebenen Bestimmungen für den Lehrplan geschaffen worden sind, ist abgesehen von der oben bereits erwähnten Auslassung der Textkritik, zunächst mit Parallelstellen recht sparsam zu sein. In dieser Ausgabe sind Parallelstellen nur sachlicher Art angeführt aus Tacitus selber, Cäsar, Livius (1, 51 und 4, 50 zu Kap. 12), Plinius (nat. hist. 16, 1 zu Kap. 35) und Horaz (carm. I 22 zu Kap. 45). Zu demselben Kapitel wird aus Horaz epod. 5, 59 derselbe Sprachgebrauch nachgewiesen wie Z. 14 *laborare aliquid* und ähnlich auch aus Tacitus selber Agr. 16, 21 die Bedeutung von *precarius* zu Kap. 44, 7. Ferner mufs fortgelassen werden alles, was nicht unmittelbar dem Verständnis des Textes und den Bedürfnissen der Schüler dient. Dagegen müssen endlich orientierende Bemerkungen über Sinn, Zusammenhang und Konstruktion gegeben, sowie Übersetzungen an solchen Stellen eingefügt werden, wo die Wiedergabe des Ausdrucks Schwierigkeiten macht. Diesen Grundsätzen ist der Verf. von Anfang bis zum Ende treu geblieben. Dazu ist es mit Recht als anregend und belehrend für die Schüler anzusehen, wenn er die sprachwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Bemerkung zu Kap. 5 ausspricht, dafs infolge des Handels, den römische Viehhändler zuerst mit Germanen trieben, das Wort „kaufen“ vom lat. *caupo*, der Krämer, nach Deutschland kam; oder die auch blofs kulturgeschichtliche Bemerkung, die sich in Kap. 4 findet, dafs die ganze Germania des Tacitus überhaupt als Ausführung des Wortes *tantum sui similem gentem* gelten kann.

Ich bin fest davon überzeugt, dafs diese Ausgabe ihren Zweck erfüllen und unseren Primanern bei dem Lesen der Germania in hervorragender Weise dienlich und nützlich sein wird.

3) Cornelii Taciti Germania, Agricola, Dialogus de oratoribus. Schulausgabe, herausgegeben von Robert Novák. Zweite Auflage. Prag 1902, Storch Sohn, Knihzupec. XII u. 96 S. 8.

Diese Textausgabe der drei taciteischen Werke nennt sich eine Schulausgabe. Aber seitdem die neuen Lehrpläne in Preufsen eingeführt worden sind und man sich auf jede Weise bemüht hat, den Schülern die Arbeit der Vorbereitung leichter zu machen, damit sie möglichst viele Werke der Alten lesen und verstehen, ohne viel Zeit auf die Vorbereitung zu verwenden, bevorzugen wir in Preufsen die Art von Schulausgaben, die sich mit der Textkritik gar nicht abgeben und im Kommentar alles fortlassen, was nicht unmittelbar dem Verständnisse des Textes und dem Bedürfnisse des Schülers dient. Man braucht also für die Schüler in den Schulausgaben keine Textkritik, wohl aber einen Kom-

mentar. Und was die Lehrer betrifft, welche die Schulausgaben beim Unterricht brauchen sollen, so hat, was die Erklärung des Inhalts der Germania betrifft, der Lehrer bekanntlich sehr viel dafür zu thun. Wenn er sich um die Textkritik des Buches zu Hause für sich kümmern will, so ist das seine Sache, aber er braucht nicht so und so viel vage, häufig willkürliche Änderungen eines Gelehrten zu vernehmen, die für die Besprechung der Schrift in der Schule völlig überflüssig sind. Eine Anregung liegt darin wohl kaum für ihn selber, geschweige denn durch ihn für die Schüler. Eine Schulausgabe mufs für Lehrer oder Schüler ihren ganz bestimmten Zweck erfüllen, oder sie ist keine Schulausgabe. Nach unserer Auffassung gebührt der Ausgabe Nováks der Titel „Schulausgabe" nicht.

Den drei Schriften ist eine in tschechischer Sprache geschriebene Einleitung vorausgeschickt, welche zerfällt in: 1. Römische Geschichtsschreibung von Livius bis Tacitus; 2. Über Leben und Schriften des Tacitus. In diesem zweiten Stücke bespricht der Verf. die persönlichen Verhältnisse des Tacitus, soviel davon überhaupt bekannt ist (darunter die Frage, ob sein Prānomen Publius oder Gaius gewesen sei) und die einzelnen Schriften des Tacitus.

Der Germania folgt am Schlusse des Buches eine adnotatio critica, in der zu den Zahlen der Kapitel die der Zeilen nicht hinzugefügt worden sind. Verdächtig oder interpoliert erscheinen dem Hrsg. 14 Stellen: 3, 4 *ipso cantu*; 4, 4 *in* vor *tanto*; 7, 3 *admiratione* (deshalb eingeklammert); 8, 5 *nobiles*; 12, 5 *dum puniuntur*; 16, 13 *autem* (eingeklammert mit Muretus; ortum videtur praecepto *aut*, quod sequitur); 16, 14 *fallunt* (*prosunt* in ed. I; vgl. Jb. XVII S. 291 ff.); 18, 8 *munera post haec* (eingeklammert); 19, 6 *maritus* (certe superfluum est); 26, 3 *in vices* (eingeklammert, ex margine inlatum credo et pertinuisse ad subsequens *inter se*); 27, 11 *quae nationes e Germania in Gallias commigraverint* (eingeklammert; die Stelle ist nicht angeführt); 37, 23 *proximis temporibus*; 38, 6—10 *in aliis gentibus ornatiorem habent* (eingeklammert); 38, 12 *ut hostium oculis ornantur* (eingeklammert; ex margine haud dubie inlatum, nam repetitur sententia). — Aufgenommen sind 17 Konjekturen anderer Gelehrter: 5, 4 *patiens* Tross; 12, 13 *reddant* Ernesti; 15, 1 *multum* Lipsius; 17, 1 *exquisitius — neglegenter* Carrio; 18, 6 *munera probant* Bernhardy; 19, 6 *publicatae pudicitiae* Nipperdey; 21, 13 *obligantur* Bleter (*victus inter hospites comis* gestrichen; nam ex margine inrepsit sententia); 22, 2 *occupet* Prammer; 26, 1 *ignominiosum* Thiersch; 26, 2 *vitatur* Ritter (*cavetur* Novák in ed. I; *servatur* intellegi non potest); *patescit* Ritter (ist ein Irrtum, denn *patessit* steht in den codd.); 30, 15 *pediti velocitas* Bährens; 36, 4 *nomina superiori* N. Heinsius (nomina sensu, 'tantum nomina, res vanae' intellego); 37, 17 *Augusto* Ritter; 38, 9 *retro agunt* M. Hauptium

secutus lego (qui *retrorsum agunt* scripserat; locus incertus est); 45, 24 *crediderim quibus* Nipperdey; 46, 22 *Etionas* Müllenhoff. Aufserdem wird 14, 11 *a principis sui liberalitate exigunt* stillschweigend aufgenommen wie in ed. I, und bei der Konjektur Wölfflins 14, 4 *illum tueri* und E. Wolffs 25, 1 *ceterum* (statt *ceteris*) heifst es: fortasse recte; bei der Angabe der La. der schlechteren Hss. 19, 1 *saeptae* heifst es: fortasse vere, und bei 28, 5 wird Wölfflius *quantum agri porrigitur inter* wie bei 35, 2 Heraeus' *recedit* ausdrücklich angeführt; 10, 15 fügt sich der Verf. in die La. *sed apud proceres*, erwähnt aber doch, dafs er lieber *sed et apud proceres* schreiben möchte.

Den Hss. folgt der Verf., indem er 4, 1 *opinionibus* liest; aber 13, 4 wählt er den Singular *propinquos*, obwohl schon *ornant* für den Plural spricht und in *C propinquos* aus *propinquis* gemacht ist (vgl. Halm und Müllenhoff). Die im Laufe der Jahre immer üblicher gewordene Umstellung der Worte von *Suionibus . . . degenerant* an das Ende von Kap. 44 verschmäht der Verf., ebenso wie es auch Halm noch that. 42, 5 schreibt er mit den Hss. *peragitur*. Ich erwähne endlich noch die eigenen Konjekturen des Hsgb.s: 2, 14 *eo* statt *deo* wie in ed. I; 2, 19 *cum omnes* statt *ut omnes* wie in ed. I; 2, 19 *a victis* statt *a victore*, quod sensus est expers wie in ed. I; 5, 4 *improcerorum* statt *improcera* wie wie in ed. I; *tractentur* statt *praetractentur*: dittographum est; *praetractentur*, quod scribunt, alienum est a Tacito eiusque aequalibus nec sensu aptum; nam res minores a principibus non praetractabantur, sed tantum tractabantur; 17, 3 *Sarmatarum ac Parthorum* statt *Sarmatae ac Parthi* wie in ed. I; 17, 15 (18, 4) *nuptis* statt *nuptiis* wie in ed. I; dicuntur ii barbari ob nobilitatem pluribus nuptis (i. e. pluribus coniugibus) cingi i. e. plures coniuges habere; 18, 15 *moriendum* statt *pereundum* wie in ed. I; 30, 2 *ceterarum civitatum* statt *ceterae civitates* wie in ed. I; 30, 3 *siquidem harum colles* statt *durant siquidem colles* wie ed. I; 30, 4 *Chattos* statt *et Chattos* wie in ed. I; 30, 13 *nec fortuita* statt *fortuita* wie in ed. I (possis *et non fortuita*); 38, 11 *sed in altitudinem* wie in ed. I; 38, 12 *compti sunt* statt *comptius*; 42, 4 *quatenus finis Danuvio peragitur*; 46, 5 *proceres* statt *procerum* (fortasse *propter omnium*) wie in ed. I.

Wer diese zweite Auflage mit der ersten vergleicht, der mufs zugeben, dafs die kritische Behandlung des Germaniatextes in dieser zweiten erheblich ruhiger und besonnener geworden ist; aber es ist noch lange nicht erreicht, was erreicht werden mufs, dafs nämlich die eigenen Ideen über das, was man in der Germania des Tacitus lesen möchte, und das, was im Archetypus nun einmal steht, nicht hierher gehören. „Darf man streichen, was man nicht versteht?", hat Müllenhoff gefragt angesichts der schwer zu erklärenden Worte des 21. Kapitels *victus inter hospites comis*, als er durch Lachmanns Konjektur, die ihm noch das

relativ Beste zu bieten schien, zu einer Änderung der wirklich unverständlichen Worte der Überlieferung sich gezwungen sah. Sonst war er in der Wahrung handschriftlicher Lesarten noch viel gewissenhafter als selbst Halm.

4) Tacitus' Germania von H. Schweizer-Sidler. Sechste Auflage, vollständig neu bearbeitet von Eduard Schwyzer. Halle 1902, Buchhandlung des Waisenhauses. XII u. 104 S. gr. 8. 2 *M*.

Die fünfte Auflage der Germania des Tacitus von Schweizer-Sidler, erschienen 1890, ist JB. XXVI S. 129 ff. besprochen worden. Jetzt liegt die sechste Auflage vor, vollständig neu bearbeitet von Schwyzer, der, wie er in dem Vorwort sagt, dem früheren Hsgb. durch verwandtschaftliche wie persönliche Beziehungen nahe steht. „Dafs Müllenhoffs Lebenswerk“, so heifst es in demselben Vorwort, „überall die Grundlage bilden mufste, braucht nicht erst gesagt zu werden. Doch habe ich mich nicht darauf beschränkt, von der reich besetzten Tafel des Meisters das für meine Zwecke Passende auszuwählen, wie dies von anderer Seite geschehen ist; ich bin vielmehr bemüht gewesen, neben den neueren Ausgaben unserer Schrift auch die ihr gewidmeten Forschungen des letzten Jahrzehnts, besonders die von den klassischen Philologen gewöhnlich wenig genannten germanistischen in weitem Umfange heranzuziehen, weshalb mein Kommentar in nicht wenigen und auch nicht unwesentlichen Punkten vom Müllenhoffschen abweicht“.

In der Besprechung dieser sechsten Auflage in der WS. f. klass. Phil. 1902 Sp. 378 ff. habe ich gesagt, dafs sie mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt bearbeitet sei und einerseits an Knappheit und Kürze, anderseits an gründlicher, wissenschaftlicher Behandlung des Stoffes die früheren übertrifft.

Die Einleitung hat in der neuen Auflage nur wenige Veränderungen erfahren. Das Pränomen des Tacitus 'Publius' will der Verf. nicht als sicher anerkennen — Gudeman in seiner neuen Ausgabe des Agricola hat „Publius“ aufgenommen —, und von dem Titel de origine, situ, moribus ac populis Germanorum sagt er, dafs er „wohl so lautete“.

Das Register, das wie in der fünften Auflage in ein lateinisches Wortregister, ein germanisches Wortregister und ein Namen- und Sachregister zerfällt, ist mit den nötigen Änderungen und Ergänzungen auch in der sechsten Auflage beibehalten worden.

Der Kommentar legt wie in den früheren Auflagen das Hauptgewicht auf die Sacherklärung, ist aber nach Form und Inhalt von Grund aus umgestaltet worden: es ist, sagt der Verf., wohl kein Satz unverändert geblieben.

Eine vorzügliche Einrichtung der neuen Auflage ist die, dafs „im zweiten Teile des neu hinzugekommenen Anhanges eine kapitelweise angeordnete knappe Zusammenstellung der hauptsächlichsten Hilfsmittel gegeben ist, die für den einen und andern

Benutzer der Ausgabe eine nicht unwillkommene Wegleitung zu weiteren Studien bilden dürfte", benannt Litteraturnachweise; an einigen Stellen ist auch eine weitere Ausführung oder Ergänzung zum Kommentar gegeben. Mit Recht kann somit der Verf. sagen, dafs auch in dieser Beziehung die sechste Auflage von ihm vollständig neu bearbeitet worden sei.

Was nun den Text der Germania betrifft, so schreibt der Verf., wie sich aus der in dem ersten Teile des Anhanges gegebenen Übersicht ergiebt, im Unterschied von der fünften Auflage in der sechsten folgendermafsen: 3, 12 *nominatumque Ἀσκιπύργιον* mit BC und R. Much, Gött. gel. Anz. 1901 S. 456f.; 11, 9 *turbae* Hss.; 14, 11 *exigunt enim principis sui liberalitate* Hss.; 26, 3 *universis in vices* B.; 26, 5 *praebent* Mhff. mit einigen Hss.; 28, 6 *Helvetii citeriora* Möller; 31, 12 *vultu* Mhff. mit Bb.; 35, 11 *exercitus* Hss.; 37, 14 *L. Cassio* Ritter; 38, 10 *ipso solo vertice religatur* Hss.; 38, 13 *armantur* Mhff. mit einigen Hss.; 43, 11 *Helisios* Hss.; 45, 3 *ortus* Cc; 45, 18 *profertur* Mhff. mit einigen Hss.; 45, 23 *qua* v. Kobilinski; 46, 1 und 5 *Venetorum* Hss.; 46, 21 *Oxionas* Hss. und R. Much, Gött. gel. Anz. 1901 S. 462; 46, 23 *medium* Hss. — Bei 46, 3 ist aus Versehen geschrieben *torpor procerum: ora* Hss.; denn die Hss. haben *torpor procerum*; *ora* nach *procerum* einzuschieben, ist ein Vorschlag von Heraeus, dem Halm gefolgt ist.

Kommentar. Zu 2, 10 bemerkt Sch., dafs nicht schlechter als *Tuistonem* bezeugt sei *Tuisconem*, das entweder in demselben Sinne und in derselben Bedeutung wie *Tuistonem*, also mit Hinweis auf ahd. zwisc, zwiespältig, zweigeschlechtig, oder auch als *Tivisconem* = Sohn Tius, des Kriegsgottes, gefafst werden kann; das letztere thut Kluge, Zeitschrift für deutsche Wörterkunde, 2. Bd. S. 43 ff. (s. u.). — Zu demselben Kapitel gehört die geographische Bemerkung, dafs „als ältestes Verbreitungsgebiet der von den verwandten Stämmen abgetrennten Germanen, namentlich nach den Ergebnissen der vorgeschichtlichen Archäologie, der Länderkreis der westlichen Ostsee bis zur Oder zu betrachten ist, also das heutige Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, Südschweden und die dänischen Inseln". Im allgemeinen sind ja diese Länder als der Wohnsitz der Germanen anzusehen, nachdem sie dahin aus der Heimat der noch ungetrennten Indogermanen, welche die südrussisch-asiatische Steppe gebildet hat, eingewandert waren. Aber einerseits zeigt uns die Germania des Tacitus, dafs dieser bereits zu seiner Zeit, also im 1. Jahrhundert nach Chr., die Germanen auch als ansässig zwischen Ostsee resp. Elbe und Rhein ansah; anderseits erkennen wir z. B. aus Kapitel 40, wo die von der Verehrung der Göttin Nerthus benannten sieben Nerthusvölker aufgezählt werden, von denen wir aber kaum vier Völkern sichere, bestimmte Wohnplätze anzuweisen imstande sind, dafs der Römer Tacitus der Geo-

graphie gegenüber einen, wie es damals schwerlich anders möglich war, beschränkten Standpunkt einnimmt und dafs Rückschlüsse aus späterer Zeit auf die Zeit des Tacitus nur mit grofser Vorsicht angestellt werden dürfen. — Zu 2, 12f. bemerkt Sch. mit Recht, dafs „erst aus den Völkernamen die Namen der drei eponymen Mannus-Söhne erdichtet worden sind, wie in der griechischen Ethnogonie: die Germanen haben die Gebiete, welche die Ingwäonen, die Istwäonen und die Hermunduren besafsen, erst seit 300 v. Chr. erworben, älter kann also die Ethnogonie in der bei Tacitus vorliegenden Form nicht sein. Der Name Ingwäonen (vielleicht im Ablaut mit Ang-lii) wurde nun aber später auf die Abstammung vom Stammesgott Ing = Freyr bezogen; Herminones ist vielleicht Kurzform zu Hermunduri (vgl. ahd. irmin, grofs, erhaben; die Annahme eines Gottes Irmin = Tiu bleibt unsicher); die Istwäonen sind wohl „die echten (vgl. altslav. istovu, wahr, echt; ein Stammesgott für sie ist nicht bekannt)". — Zu 2, 13 macht der Verf. ebenfalls mit Recht darauf aufmerksam, dafs mit den *quidam* römische Gelehrte oder germanische Berichterstatter gemeint sind und dafs wir es hier mit einer echten Sage wie bei den drei Hauptstämmen nicht zu thun haben. Tacitus spricht von den Marsi (vgl. c. 43 *Marsigni*, Marso, Mersiburg), den Gambrivii, den Suebi und den Vandilii; man suchte die Genealogie durch Stämme, die man darin nicht vertreten fand, zu vervollständigen. In den gleich (Z. 14) folgenden Worten *pluris deo ortos plurisque gentis appellationes* ist die Überspringung des Zwischengliedes Mannus und die unbestimmte Zahl bemerkenswert; denn sie beide sprechen für späteren Ursprung der Fortbildung der Ethnogonie. Für die zweite Völkerreihe liegt klar zu Tage, dafs die zu denkenden Stammgötter lediglich Eponymi sind. Im übrigen verschwinden die Marsi und Gambrivii nach den Feldzügen des Germanicus; die Suebi sind hier nicht in dem weiten Sinne, wie ihn Tacitus c. 38 anwendet, nämlich von allen Völkern rechts der Elbe, die nie unter römischer Herrschaft gestanden hatten, samt den ungermanischen Aisten zu verstehen, sondern auf den suebischen Hauptstamm der Semnonen (c. 39) und die von ihnen ausgegangenen Stämme zu beziehen; Vandilii endlich scheint ein gemeinsamer Name für die Ostgermanen zu sein (in c. 43 wird der Name nicht erwähnt). Das Wort ist eigentlich Stammesname: in Nordjütland erscheint später ein Volksname Wendle, dessen Träger vielleicht ein in den früheren Sitzen verbliebener Rest des Volkes waren; am allerbekanntesten wurde der Name in der Ablautform Vandali als Name eines östlichen Germanenstammes (s. zu 43, 10), und dabei ist es wichtig, dafs die Vandilier, worunter eben die Ostgermanen von der Weichsel bis nach Schlesien zu verstehen sind, die sich in jüngerer Zeit hauptsächlich von den Nordgermanen abgesondert hatten, in der jüngeren Fassung der Ethnogonie als gesonderter

Stamm erscheinen, wie auch in der Fünfteilung in Ingwäonen, Herminonen, Istwäonen, Vandilier und Bastarnen bei Plin. n. h. 4, 99. — Zu 3, 9 (*ceterum et Ulixen* etc.) lesen wir, dafs es lediglich auf gelehrter griechischer und römischer Erfindung, die auch nicht etwa an eine deutsche Sage anknüpfte, höchstens an eine zufällige Namensgleichheit, beruht, dafs Ulixes nach Germanien gekommen sei; Tacitus deutet seinen Standpunkt durch die Worte *opinantur* und *fabuloso* sowie durch den Schlufs des Kapitels (Z. 16 f.) genügend an, und der Name Asciburgium (*Ἀσκιπύργιον*), unter dem wohl das heutige Asberg bei Mörs zwischen Neufs und Xanten, in ehemals keltischem Gebiete, zu verstehen ist, läfst sich wohl aus dem Deutschen, sicher nicht aus dem Griechischen (aus dem Keltischen höchstens durch Annahme von Umbildung aus einer andern Namensform) verstehen, und in Wirklichkeit konnte kein Grieche eine Stadt so benennen. Eher möchte man glauben, die Fabelei habe durch allerdings willkürliche und verfehlte, aber nach dem damaligen Stande der Etymologie mögliche Beziehung des deutschen Namens Asciburgium auf *ἀσκός* und *πύργος* sich eine Stütze geschaffen. — Zu 4, 4 *in tanto hominum numero* wird darauf hingewiesen, dafs in Wahrheit das germanische Volk damals nicht so stark war, wie es den Römern mit ihrer stetig zurückgehenden Bevölkerung und geringen Militärmacht schien. Nach H. Delbrück hatte Germanien damals eine Bevölkerungsdichtigkeit von 4—5 Personen auf den Quadratkilometer; zwischen Rhein und Elbe wohnte nach demselben Gelehrten nicht mehr als eine Million. Am und zum Schlusse des 4. Kapitels, das von der Körperbeschaffenheit der Germanen als einem der Beweispunkte für ihre Autochthonie handelt, erwähnt Schwyzer, dafs Tacitus das Kennzeichen unerwähnt lasse, das wir als das wichtigste für die Einheit der Germanen betrachten, die Sprache, deren Bedeutung das Altertum noch nicht zu würdigen wufste. Der gebildete Römer kümmerte sich nicht um die Sprache der nordischen Barbaren (vgl. *montium altissimi Taunus et Retico nisi quorum nomina vix est eloqui ore Romano* Mela 3, 3, 30), wenn nicht etwa ein wahnwitziger Kaiser ihn dazu zwang (vgl. *Caligula coegit sermonem Germanicum addiscere* Suet. Calig. 47); vgl. auch 45, 8. — Im 5. Kapitel bemerkt Sch. zu den Worten *terra silvis horrida*, dafs von alten Waldnamen nur bekannt sind die *Hercynia silva*, der grofse mitteleuropäische Urwaldgürtel (vgl. zu c. 28, 6), die *silva Bacenis* (Cäsar b. G. 6, 10), die *Caesia silva* (ann. I 50, der Wald Heisi an der Ruhr), der *Teutoburgiensis saltus*, die *Σημανὰ ὕλη* und die *Γαβρῆτα ὕλη* bei Ptolemäus (s. zu c. 43, 8). Bewaldet waren und sind auch die Gebirge: die *Abnoba* oder *silva Marciana*, der Schwarzwald, das *Μηλίβοκον ὄρος*, der Harz, die *Σούδητα ὄρη*, das Erzgebirge, das *Ἀσκιβούργιον ὄρος*, das mährische Gesenke (s. zu c. 43, 8). Erst seit dem 12. und 13. Jahrh. wurden

die Wälder mehr gelichtet. — Einen germanischen Adel, heifst es zu 7, 1 (*ex nobilitate*), als privilegierten Stand gab es damals noch nicht, dagegen auch neben der königlichen durch Alter und Ansehen hervorragende Familien; und ebenso richtig urteilt der Verf. zu 7, 4 von dem Priestertum: es ist wohl eine Abzweigung des früher auch die religiöse Vertretung des Volkes in sich begreifenden Königtums, ein Vorgang, für den es an Analogieen nicht fehlt (vgl. die Hardingen in Kap. 43). Es scheint erst in der Zeit nach Cäsar sich als besonderes Amt herausgebildet zu haben; denn bei diesem haben noch die weltlichen Führer Gewalt über Leben und Tod (b. G. 6, 23). Dazu stimmt, dafs die Namen für den Priester etymologisch durchsichtig und nicht gemeingermanisch sind. Vorher dürften die Hausväter oder Sippenältesten die heiligen Handlungen geleitet haben; doch gab es wohl auch bei den Germanen wie bei den Indern und Griechen schon früh heilige Familien, die im Besitz bestimmter Zauber und Riten sich befanden. — 7, 10 *propinquitates* bildet den weiteren Begriff zu *familiae*. Die Geschlechtsverwandtschaft oder der Sippenverband waren auch bei den Germanen von hoher Bedeutung; sie bildeten nicht nur militärische, sondern auch wirtschaftliche, wohl auch religiöse Einheiten, alle Sippengenossen sind zur Blutrache verpflichtet, sie tragen einen gemeinsamen Namen (vgl. die Welsunge u. a.). — Zu Kap. 9 ist mit Recht hervorgehoben, dafs Tacitus sich nicht bemüht, alle germanischen Gottheiten aufzuzählen, die er kannte. Er kennt noch die Göttinnen Nerthus (Kap. 40), Baduhenna (Ann. IV 73, wohl eine Kriegsgöttin) und Tanfana (Ann. I 51). Andere Namen — sie bleiben auch meist nur Namen für uns, die etymologische Deutung und die Anknüpfung an bekannte Göttergestalten, besonders die der viel späteren nordischen Mythologie kommt nicht über Möglichkeiten hinaus — lernen wir durch römische Inschriften kennen. Denn die echten Germanen trugen ihre Götter auch unter dem römischen Adler treu im Herzen, — das religiöse Moment spielte in ihrem Kampfe gegen Rom so gut eine Rolle wie bei den Sassaniden. Nur ihren Göttern und der Majestät des römischen Kaisers haben die Germanen mit Angabe ihrer Herkunft Altäre errichtet oder Weihinschriften gesetzt, keiner fremden Gottheit. Auf solchen erscheint Mercurius auch als M. Hanno und M. Leudisio, Mars als M. Halamardus und M. Thingsus (dieser Beiname lebt in dem aus Niederdeutschland in die Schriftsprache eingedrungenen Dienstag, mndl. dinxendach. mndd. dingsedach fort), Hercules als H. Magusanus. In den gleich darauf folgenden Worten *ceterum . . . vident*, meint Schw., schreibt der reflektierende Schriftsteller seine eigenen Gedanken den Germanen zu, die über ihren altertümlichen Gottesdienst nicht philosophierten, und Spuren von Götterbildern zeigen nordische Funde aus der älteren Eisenzeit. — Zu den *notis quibusdam* (10, 3)

bemerkt Schwyzer: „es müssen bestimmt deutbare Zeichen gewesen sein, die jedoch nicht als Schrift gebraucht wurden und kaum das in den ersten Jahrhunderten dem Lateinischen nachgebildete Runenalphabet, das übrigens anfangs auch hauptsächlich der Zauberei diente, beeinflufst haben". Er ist also derselben Ansicht wie Müllenhoff, der hier auch noch nicht Schriftrunen nach späterer Art gebraucht sehen will. Es mufs also damals Stäbchen (*surculos*) gegeben haben, die durch zweierlei Kerben unterschieden waren, eine der Zustimmung, eine der Verneinung, wie es auch Rühs, Sauppe, Orelli und Döderlein annahmen. Dreimal je ein Stäbchen, im ganzen also drei — denn ungrade mufs die Zahl natürlich gewesen sein — hob der Priester oder der Familienvater heraus und empor und erklärte sie *secundum impressam ante notam*: gemäfs dem vorher nicht eingeschriebenen, sondern eingeritzten Zeichen; das *ante* ist dann erst geschehen zu denken, kurz bevor es gebraucht wurde. — *certis diebus* (11, 4) erklärt der Verf.: in bestimmten Fristen und zwar ein- bis dreimal im Jahre. Die Fristen standen mit religiösen Festen im Zusammenhang und waren auf die Zeit des Neu- oder Vollmondes gelegt. Eine wie grofse Rolle der Mond in der alten Zeitrechnung nicht nur der Germanen gespielt hat, ist bekannt. Die Versammlungen fanden übrigens zwischen Sonnenaufgang und Sonnenniedergang statt (daher ahd. tagadinc, iudicium, wovon „verteidigen"). Der Ort war geweiht. — Zu 11, 5 (*auspicatissimum initium*) citiert der Verf. das kräftige Wort, mit dem der Berner Dichter Hans Rudolf Manuel, der in der Reformationszeit lebte, seine Landsleute ermahnt hat: leg nun ein rüstig panzer an, beschow weder nüw noch wädel (weder Neu- noch Vollmond), sonder bitt den Gott umb bistand, den schwyzerdegen nim in d' hand und triff sie uf den schädel. — Zu 11, 10 (*armati*) bemerkt er, dafs einen Niederschlag dieses Waffentragens unsere Sprache in „Spiefsbürger" zeigt und dafs noch 1818 in Chur ein Mann gewesen sein soll, der nie anders als mit dem Spiefs in die Bürgerversammlung ging. — Zu 12, 6 (*pro modo poena*) wird mit Recht hervorgehoben, dafs bei der Bufse anfangs die Vergeltung an dem Geschädigten der mehr vorherrschende Gesichtspunkt war, dafs jedoch die Vergeltung für den Schuldigen davon nicht zu trennen war, sie also zugleich als Strafe wirkte. Es waren demnach die Anfänge des in den späteren Volksrechten genau ausgebildeten Bufsverfahrens damals schon vorhanden. Nicht jedes Vergehen (got. dulgs, Schuld, ahd. tolg) wurde jedoch vor öffentliches Gericht gezogen; dies geschah nur, wenn ein Kläger auftrat. Der Staat verfolgte nicht von sich aus das Verbrechen, und es war dem Beleidigten unbenommen, den Schuldigen selbst zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen. Gegenüber mächtigen, auf eine starke Sippe sich stützenden Verbrechern besafs der Staat überhaupt keine Mittel. — Was die Art des Häuser-

baues betrifft, so spricht Tacitus (16, 7) vom Blockwerkbau oder seinen Anfängen, die in der Verwendung des aufrecht gestellten Baumstammes für die Umfassungswand eines Gebäudes liegen. So sind die Häuser auf der Marcussäule — vier zeigen runden Grundrifs, eins ist viereckig — aus aufrechten, durch drei bis vier Flechtseile in Abständen übereinander verbundenen, nicht dicken Stämmen aufgebaut. Oft wurden jedoch die Hauswände aus Flechtwerk — unser Wand, got. wandus, Rute, gehört zu winden, dieselbe Bedeutungsentwickelung zeigt got. waddjus, Wand — hergestellt, das häufig mit Lehm verstrichen wurde; auch stampfte man zwischen zwei Reihen Flechtwerk Lehm hinein. Den ungeteilten Innenraum, in dessen Mitte die Feuerstätte lag — die Dachöffnung für den Rauch diente zugleich als Lichtluke —, deckte ein Dach aus Rohr, Stroh oder Reisig. — Für unterirdische Räume (16, 9) ist eine deutliche deutsche Bezeichnung das an. jardhûs, Erdhaus; dasselbe meinen die in mehreren Volksrechten erscheinenden Ausdrück screuna, screona (woraus afrz. escregne, escriegne); die Worte hypogaeum, textrinum, gynaeceum werden ahd mit tunc glossiert, und noch heute heifst ein Webekeller im Bayrischen eine Dunk; der im folgenden erwähnte Brauch, solche unterirdische Räume mit Dünger zu decken, wirft Licht auf den Zusammenhang von tunc mit Dünger, mhd. auch tunge, f. Die Webekeller bildeten den Oberbau der trichterförmigen Getreidegruben. — Zu den Worten (17, 8) *nec alius . . . habitus* ist beachtenswert, dafs der Rock der gemeinen Frau nicht tiefer reichte als bis zum Knie oder bis zur Wade, so dafs der Unterschied gegenüber der männlichen Tracht gering war; dagegen trug die vornehme Frau oder die Priesterin ein bis auf die Füfse herabwallendes Gewand, wie sich ein solches in einem jütischen Grabhügel aus der älteren Bronzezeit gefunden hat. Die Kleidung kleiner Mädchen war wohl einfacher. — In Bezug auf die Bestrafung der Ehebrecherin citiert Schwyzer zu 19, 6 (*verbere*), dafs im alten Sachsenlande nach Bonifatius' Bestimmungen die Strafe gelegentlich von fanatischen Weibern vollzogen wurde, welche die Sünderin unter Geifselhieben und Messerstichen von Ort zu Ort führten, und zu 19, 9, wo es sich um Wiederverheiratung von Witwen handelt, teilt er mit, dafs sie bei den Germanen ausgeschlossen oder wenigstens verpönt gewesen sei. Noch heute gilt es in Nordfriesland als anstöfsig, eine Witwe zu heiraten; 1462 wird in einer lübischen Verordnung geboten, de wedewen by der bruhtlaht (Brautlauf) nicht tho höhnen noch en grael mede schalmeyen vor der döre tho make; das salische Gesetz erschwert die Wiederverheiratung der Witwe. In den ältesten Zeiten scheint es üblich gewesen zu sein, dafs wie die andern Lieblingsbesitztümer auch die Lieblingsfrau ihren Herrn ins Jenseits begleitete. Bei den Herulern erhängte sich die Frau, die besondere Gattentreue an den Tag legen wollte, an der Leiche

ihres Gatten. So folgen auch in der Sage Nanna ihrem Baldr, Brunhild ihrem Sigfrid in den Tod, und im Norden war dies auch im Leben noch lange Sitte. — Die Dauer des Aufenthalts — 21, 8 *cum defecere* sc. *epulae* — hing von den Vermögensumständen des Gastgebers ab, der jedoch vom Gast erwarten konnte, dafs er seine Freundlichkeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen werde. Später galt die Regel, nicht länger als drei Tage zu bleiben. Das drückt das ags. Sprichwort aus: „Zwei Nächte Gast, die dritte Hausgenosse", und anders gewendet und derber ein zürcherisches Sprichwort: „De erst Tag en Gast, de zweit Tag en Überlast, de dritt en Uflad (Unflat), wenn er nüd furt gad". — Zu Waffentanz und Würfelspiel (Kap. 24) gehören die Bemerkungen, dafs Waffentänze und Scheinkämpfe sich in Deutschland und im Norden bis in späte Zeiten erhalten haben, in Hessen bis ins 17. Jahrhundert, dafs zu Iba an der Fulda einer der Tänzer erstochen wurde, und dafs zu dem alten Würfelspiel später aus dem Süden das Brettspiel (ahd. zabal, lat. tabula), noch später auch das Schachspiel hinzukam. Spielsteine und Würfel finden sich oft in Gräbern. — Was nun endlich das Begräbnis (Kap. 27) der Germanen betrifft, so kennen die ältesten römischen Schriftsteller bei Kelten und Germanen nur die Leichenverbrennung mit nachfolgender Bestattung, wie sie auch im homerischen Zeitalter üblich war. Die Gräberfunde aus der germanischen Bronzezeit bestätigen die antiken Nachrichten. Doch ging wie bei den verwandten Völkern der Verbrennung das Begraben voraus, und in der That zeigen die Gräber der nordischen jüngeren Steinzeit, die schon germanisch war, unverbrannte Leichen. Die Leichenverbrennung verbreitete sich vielleicht im Gefolge der Bronzekultur von Mesopotamien her über Europa. In der jüngeren Eisenzeit, der letzten Zeit des Heidentums, tritt die Verbrennung wieder zurück, bis sie mit dem Christentume verschwindet. Karl der Grofse verbot sie den Sachsen bei Todesstrafe. Bei meeranwohnenden Germanen war es auch Sitte, den Leichnam in einem Kahne aufs offene Meer hinaustreiben zu lassen. Viele Tausende von Grabhügeln — 27, 4 *sepulcrum erigit* — sind in Schleswig, Jütland und auf den dänischen Inseln erhalten, die meisten hochgewölbt; die Mehrzahl stammt aus der Bronzezeit. Doch führte man auch schon über den grofsen Steingräbern der Steinzeit Hügel auf, während die Eisenzeit flache Gräber bevorzugte. Daneben erscheinen sogenannte Schiffsetzungen, wobei die das Grab umgebenden Steine die Gestalt eines Schiffes bilden. Diese wie der Totenbaum (= Sarg), der als Schiff verwendet Einbaum heifst, weisen darauf hin, dafs man mit dem Tod die Vorstellung von der Fahrt über ein weites Wasser verband, wofür sich zahlreiche Analogieen anführen liefsen. Ein gemeingermanisches Wort für Grabhügel ist got. hlaiws, ahd. hlêo. — *gravem defunctis*: der Volksglaube findet sich gelegentlich, dafs

ein Grabstein den Beerdigten drücke. Im Norden erscheinen in der Vikingerzeit, besonders auf Bornholm und in Schweden, sogenannte Bautasteine, rohe Steinobeliske ohne Inschrift, als Grabsteine.

Selbstverständlich berichten uns die 27 Kapitel, welche den geographischen Teil der taciteischen Germania ausmachen, von alle dem, was die Germanen zum Leben in und aufser dem Hause, in Krieg und Frieden gebraucht haben und was sie bis zum Tode begleitet hat: für all diese Gegenstände stellt uns der Römer lateinische Ausdrücke zur Verfügung, und der deutsche Herausgeber setzt deutsche Ausdrücke an die Stelle. Gewissenhaft und sorgsam wird nun von Schwyzer die Etymologie der verschiedenen Begriffe durch die Dialekte und Wörter durchgeführt, in denen sie noch nachweisbar sind. Wir hören von Vieh, Obst, Gold und Silber, silbernen Gefäfsen und Töpferei in Kap. 5, von Waffen — Speer, Spiefs, Ger — und Pferden in Kap. 6, vom König und dem Adel in Kap. 7, von Mythologie, dem Opfer und den Festtagen in Kap. 9, vom Losen in Kap. 10, von Zeitmessern, Nacht, Volksversammlung in Kap. 11, vom Gerichtswesen in Kap. 12, vom Gefolgswesen in Krieg und Frieden in Kap. 13 und 14, und so werden in jedem Kapitel die wichtigsten Begriffe, die sich auf den behandelten Stoff beziehen, aus den verschiedenen germanischen Dialekten erklärt. Dafs der Name für Trauerlieder ahd. dâdsisas, leidsanc oder charasanc gewesen sei, erfahren wir aus dem Schlusse dieses Teiles, dem 27. Kapitel.

Eine textkritische Bemerkung gehört hierher. Im 18. Kapitel lesen die Hss.: *intersunt parentes et propinqui ac munera probant, munera non ad . . . gladioque. in haec munera uxor accipitur.* Halm hat diese Lesart beibehalten, ebenfalls Baehrens mit Beziehung auf Properz 1, 3, 25; Haase streicht das erste *munera*, Bernhardy das zweite, Schwyzer aber will keine Änderung eintreten lassen, weil, wie er behauptet, die dichterische Anaphora auch sonst in der gleichzeitigen Litteratur vorkommt. Er weist dafür auf Plinius hin, bei dem im Paneg. 51 *in publico, in populo sedentem, populo, cui* zu lesen ist, und ebendaselbst 65 *in rostris quoque ipse te legibus subiecisti, legibus, Caesar, quas nemo principi scripsit.* Müllenhoff glaubt, dafs, wenn Tacitus dieses zweite *munera* geschrieben hätte, das dritte (*in haec*) *munera* nicht dastehen würde und dafs das erste *munera* (vor *probant*) zu streichen ist. Meiner Ansicht nach ist das dritte *munera* in dem emphatisch betonten Satze *inter haec munera*, also „auf diese (eben genannten) Geschenke hin" wichtig, so wichtig, dafs man es vermissen würde. Wenn nun aber auch an zwei Stellen aus dem Panegyricus, eines Zeitgenossen des Tacitus, die dichterische Anaphora oder genau genommen die dichterische Epanalepsis, die Wiederholung desselben Wortes im Satze, vorkommt, so kann die Annahme einer poetischen Figur auch bei Tacitus nicht ohne weiteres zurück-

gewiesen werden **für den Fall**, dafs, wie in dem Panegyricus die Rhetorik solch eine dichterische Färbung gestattet, so auch hier bei Tacitus der ganze Inhalt ein solches poetisches Gewand anzulegen erlaubt. Tacitus spricht in Kap. 18 und 19 von der Ehe und dem ehelichen Leben; er lobt die Strenge der Ehen gegenüber der in Rom herrschenden lockeren Auffassung der Ehe, und bei diesem Lobe und Preise gerät er in innere Wärme, in ein starkes, volles Pathos: die *dos* bringt der Gatte der Gattin; diese *munera* werden von den Verwandten gemustert, und zwar sind das keine Geschenke, mit denen die weibliche Putzsucht sich brüsten und kokettieren kann; es sind *boves et frenatus equus et scutum cum framea gladioque.* Dafür giebt die junge Frau dem Manne auch *armorum aliquid*, und dann heifst es — mit Anaphora —: *hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos coniugales deos arbitrantur.* Und damit die Frau sich nicht enthoben glaube der *virtutum cogitationes* und der *bellorum casus*, wird sie durch die Auspicien der Ehe daran erinnert *venire se laborum periculorumque sociam*, und eine dreimalige Anaphora folgt: *idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque*; *hoc iuncti boves, hoc paratus equus, hoc data arma denuntiant*; *sic vivendum, sic pereundum*, und dann schliefst das Kapitel, das ein echter Panegyricus auf die germanische Ehe ist, mit absichtlicher Wiederholung des *accipere se quae liberis inviolata ac digna reddat, quae nurus accipiant rursusque ad nepotes referantur.* Ich glaube, dafs niemand die rhetorisch-poetische Färbung all dieser Worte leugnen wird, und wenn nun einmal in den Hss. *munera* vor *probant* und hinter *probant* steht und die darin liegende Figur der Epanalepsis gerechtfertigt wird durch den poetischen Schwung, der das ganze Kapitel bis zum Ende belebt, so möchte auch ich mit Schwyzer alle drei *munera* beibehalten.

Ich wende mich jetzt zu dem ethnographischen Teile. Als Schwyzer in den Litteraturnachweisen (S. 102) zu Kap. 28 gelangt ist, wo der zweite, der ethnographische Teil beginnt, bemerkt er, dafs „in der Aufnahme der Deutungen von Völkernamen in dieser Ausgabe von ihm grofse Zurückhaltung beobachtet worden sei, da sie immer unsicher blieben und selten geschichtlich verwertbar seien, dafs dagegen die Geschichte der Völkernamen thunlichste Berücksichtigung erfahre“. Zu den Worten des Tacitus (28, 2) *Gallos in Germaniam transgressos* und (28, 4) *sedes promiscuas adhuc* finden wir die Bemerkung, „dafs die Kelten allerdings eine Zeitlang in Mitteleuropa eine herrschende Stellung eingenommen haben; die Germanen waren von ihnen sicher kulturell, teilweise vielleicht auch politisch abhängig. Nach geschichtlichen, sprachlichen und archäologischen Zeugnissen waren Westdeutschland bis über die Weser hinaus und Süd- und Mitteldeutschland bis über den Main und den mitteleuropäischen Waldgürtel hinaus keltisch. Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung sehen wir die Kelten

überall im Zurückweichen vor den Germanen begriffen, am frühesten an der Nordseeküste, dann am Niederrhein, der von den Vorfahren der späteren belgischen Germanen bald nach 300 v. Chr. überschritten worden sein mag, am Ende des 2. Jahrh. v. Chr. auch auf dem südlichen Grenzgürtel. Aber daran, dafs die Kelten in ihre alten deutschen Gebiete aus Gallien eingewandert seien und daraus Germanen vertrieben hätten, wie die angeführte antike Überlieferung will, ist nicht zu denken. Im Gegenteil scheint das älteste Verbreitungsgebiet der Kelten gerade an der oberen und mittleren Donau zu liegen, von wo aus auch die Po-Ebene ihre keltische Bevölkerung erhielt, während Frankreich südlich der Loire erst in geschichtlicher Zeit durch Verdrängung der Ligurer keltisch wurde. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen wird durch allerlei Angaben im 28. und 29. Kapitel durchweg bestätigt. Helvetier und Boier waren nicht die einzigen Keltenstämme im Süden der Germanen; noch etwa 100 n. Chr. erscheint bei Miltenberg eine civitas der Toutoni, wohl ein zurückgebliener Rest der helvetischen Teutonen der Geschichte; ein anderer keltischer Stamm — und zwar westlich oder südwestlich wohnend — sind die Volcae, von den Germanen ahd. Walh, agr. Wealh (walahisk, welsch) benannt, indem der einzelne Stamm den Namen der entsprechenden Gesamtvölker davontrug. 28, 6 liest Schwyzer mit Möller, Zeitschr. f. deutsches Altertum Bd. 38 S. 22—27 *Helvetii citeriora*, *ulteriora Boii*. Diese beiden keltischen Völker besafsen ganz Oberdeutschland nördlich der Donau vom Rhein bis zu den Sudeten; davon hatten die Helvetier ungefähr das diesseitige, d. h. das innerhalb der zu Tacitus' Zeit bestehenden Reichsgrenze liegende Gebiet, die Boier das darüber hinausliegende inne. Daher der Zusatz *citeriora*; aber das Gebiet über die Helvetier weiter hinaus, in diesem Falle nach Osten zu, *ulteriora*, haben die Boier innegehabt, und daher ist meiner Ansicht nach das *citeriora* überflüssig, weil es sich von selbst versteht. Später, wohl etwa seit 100 v. Chr., sitzen die Reste der Helvetier, die sich mit zweien ihrer Stämme am Kimbernzug beteiligten, zwischen Rhein, Jura und Alpen, wo sie Cäsar trifft; in der Kaiserzeit bildet ihr Gebiet einen Teil von Gallia Belgica bis zur Einwanderung der Burgunder und Alamannen. Die Boier aber, deren Machtsphäre im Osten der Helvetier begann, beschränkten sich nicht nur auf das Kernland Böhmen, sondern reichten südwärts bis über die Donau hinaus, zeitweilig bis zur Theifs und zur Dakengrenze. Ihr Reich ist so stark, dafs es die Kimbern zurückschlägt. In den sechziger Jahren des 1. Jahrh. geht das grofse Boierreich unter; das Volk wird fast völlig vernichtet, ein Rest schliefst sich den Helvetiern an. Böhmen fällt den Sueben zu; sie lassen es jedoch zunächst unbebaut liegen, bis bald nach 9 vor Chr. Marbod seine beiden Suebenvölker, die Markomannen und Quaden, infolge der bedrohlichen nunmehrigen Nachbarschaft der Römer ostwärts führt; vgl. Kap. 42. Der Name

Boier ist bis auf die Gegenwart gekommen in Böhmen (s. Z. 7) und Bayern, lat. Baioarii, germ. Bajjawarjôs, „die das (frühere) Land der Boier Wahrenden, Besitzenden", nämlich die Markomannen, die sich dann über das heutige Bayern ausbreiten. Die Z. 15 besprochenen Treveri an der Mosel, deren Name in Trier, ahd. Trieri, einst als Augusta Treverorum die Metropole des Westens, fortlebt, werden zu den eigentlichen Galliern gerechnet, während die Nervii an der Sambre zu Cäsars Zeit als das rauheste Volk der Belger galten. Schon zu Cäsars Zeit rühmten sich die meisten Belger germanischer Abkunft, und vier Stämme nannten sich geradezu Germani. Es ist daher wahrscheinlich, dafs die Germanen, nachdem sie das Gebiet zwischen Weser und Rhein erobert hatten, auch über diesen hinaus vordrangen, doch gingen sie in den dortigen keltischen Stämmen bald auf; vgl. 2, 17. Die weiterhin (Z. 18) erwähnten Vangiones um Worms, die Nemetes um Speyer und die Triboci um Brumt waren mit Ariovist über den Rhein gekommen und auch nach dessen Niederlage in ihren neuen Sitzen geblieben. Sie wurden jedoch rasch von den Kelten, unter denen sie safsen, aufgesogen; auch die Namen Triboci und Nemetes sind keltisch. Die Bataver (Kap. 29), wohl schon zu Cäsars Zeiten mit den Römern befreundet, zu Drusus' Zeit als treue Anhänger der Römer erprobt, erlagen rasch der keltisch-römischen Kultur (Lugdunum Batavorum Trajectum — Göttin Nehalennia auf Walcheren verehrt). In Z. 15 desselben Kapitels nennt Tacitus das „Zehntland", die *agri decumates, dubiae possessionis solum,* weil er sagen will, dafs es von den Germanen gefährdet sei. Inschriften nennen in der That Mediomatriker, Tribocer, Senonen aus Gallien; aber die Neckarsueben sind Germanen (42, 1), und die Reste der grofsen, nach italischer Weise eingerichteten Bauernhöfe zeigen, dafs nach Vollendung der Limes nicht nur verkrachte gallische Existenzen, wie sie Tacitus in Galliern gern sieht, sondern auch italische Pächter in dem Lande sich niederliefsen, das etwa 100 Jahre nach Tacitus der Lieblingsaufenthalt eines römischen Kaisers werden sollte, des Cararalla. — Mit Kap. 30 betritt Tacitus das eigentliche Germanien und spricht zuerst von den Chatten, die zu Cäsars Zeit noch auf ihre Stammsitze an der Adrana, Eder (also Niederhessen) beschränkt waren; da Westdeutschland erst den Kelten abgenommen wurde, waren sie auch in dieses Gebiet aus dem innern Germanien eingewandert. Sie breiteten sich dann nach dem Abzuge der Sueben südwärts aus; im Jahre 38 v. Chr. wurde ihnen von den Römern das freigewordene Land der Ubier überlassen, das sie jedoch bald gröfstenteils wieder aufgaben, um nicht in Abhängigkeit von Rom zu geraten; es wurde usipisch. Die Chatten waren von Drusus in den Jahren 10 und 9 vor Chr. unterworfen worden, hatten jedoch durch die Varusschlacht die Freiheit zurückgewonnen. Um 400 nach Chr., zu welcher Zeit sie zuletzt erwähnt werden, gehörte ihnen das

heutige Hessen-Nassau. Dann schweigt die Geschichte von ihnen Jahrhunderte lang, bis sie seit der ersten Hälfte des 8. Jahrh. als Hassi, Hessi, Hassiones auftreten; die Hessen haben sich wie die Friesen unter demselben Namen an derselben Stelle behauptet, wo die Geschichte sie zuerst kennt. — Die in Kap. 32 genannten Usiper und Tencterer sind neben dem von Tacitus nicht genannten, sonst aber mit ihnen eng verbundenen Stamme der Tubanten in den Franken aufgegangen. Ebenso sind die im 33. Kapitel genannten Bructerer mit den umliegenden Stämmen in den Franken aufgegangen; auch die Chamavi, die das Gebiet nördlich der Lippe und östlich der Yssel bis zur Zuidersee bewohnten und die später über den Rhein an der Maas aufwärts sich verbreiteten, werden im 3. und 4. Jahrhundert häufig als ein Hauptvolk der Franken genannt. Die Angrivarii tauchen zur Zeit Karls des Grofsen als Angrarii, Angarii, Engern als dritter Hauptstamm der Sachsen neben den Ost- und Westfalen wieder auf. — Die Frisii (Kap. 34) sind im Jahr 12 v. Chr. von Drusus unterworfen worden und leisteten den Römern manchen Dienst; aber durch harten Steuerdruck gereizt, empörten sie sich im Jahre 28 n. Chr. und befreiten sich in blutigem Kampfe von ihrer Herrschaft; ihre Wiederunterwerfung im Jahre 46/47 n. Chr. war nur von kurzer Dauer, und seit dem Bataveraufstande, dem sie sich ebenfalls angeschlossen hatten, wurde ihre Freiheit nicht wieder gefährdet. Im Mittelalter begann ihre Angliederung an das Frankenreich 689 durch Pipin von Heristal; vollendet wurde sie durch Karl den Grofsen. Wie die Chatten haben sie treu am alten Namen und an der alten Heimat wie an der angestammten Sprache festgehalten. — Die Geschichte der Chauken (Kap. 35) verläuft eine Zeitlang der friesischen parallel. Nach Tacitus' Schilderung waren sie damals das mächtigste Volk im Nordwesten Deutschlands. Später sind sie vielleicht in den Sachsen aufgegangen; wahrscheinlicher aber ist noch, dafs sie an den Friesen vorbei sich nach Südwesten gezogen haben, um von der Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. an als Franken aufzutreten (poet. Beiname die Hûgones, ags. Hugas; germ. Hauhôs, die Hohen; Hûgdieterich ist der Franke Dieterich im Gegensatz zum Goten). — Das 37. Kapitel beginnt mit den Worten: *eundem Germaniae sinum proximi Oceano Cimbri tenent,* ein Rest des grofsen kimbrischen Volkes, das etwa um 120 v. Chr. oder bald nachher aus seinen Sitzen auf der jütischen Halbinsel aufgebrochen und nach Südosten gezogen war, war also im Lande seiner Väter zurückgeblieben. Der Name lebt vielleicht noch fort in Himmerland, älter Himbersysael, dem Namen, den ein dänischer Distrikt im Norden Jütlands mit der Hauptstadt Aalborg trägt, oder in Himmelbjerget im Distrikt Aarhus oder auch in Cimbrishamm, einer Stadt auf der Südspitze von Schweden, östlich von Trelleborg. Tacitus nennt hier nur die Cimbri, während sonst gewöhnlich Cimbri und Teutoni zu-

sammen auftreten; aufserdem hatten sich ihnen die Ambronen angeschlossen, ein mit ihnen ausgewanderter germanischer Stamm, wenn er mit dem ags. Ymbre eins ist und im Inselnamen Amrum (älter Ambrum) fortlebt. — Kap. 38—45 handeln von den Sueben; die Bezeichnung Suebi ist von Tacitus viel zu weit und mehr politisch-geographisch als ethnographisch verwendet. Als wirklich suebische Stämme sind nach der übrigen antiken Überlieferung die Semnonen, das suebische Kernvolk (Kap. 39), die Hermunduren (Kap. 41), die Naristen, Markomannen und Quaden (Kap. 42), vielleicht auch die Langobarden (Kap. 40) zu betrachten, wogegen die Nerthusvölker (Kap. 40), die Ost- (Kap. 43) und die Nordgermanen (Kap. 44) und erst recht die nicht germanischen Aisten (Kap. 45) auszuscheiden sind. Die Semnonen hatten im Jahr 5 n. Chr. die Altmark infolge der drohenden römischen Invasion preisgegeben. Späterhin gehören sie zum Machtbereich Marbods, von dem sie im Jahr 17 zum Cheruskerbund abfallen. Von da ab werden sie in der Geschichte kaum mehr erwähnt, bis sie nach Süden vordringen und im Jahre 213 unter dem Namen Alamannen („die Männer insgesamt"; vgl. got. alamans), der auf den Zusammenschlufs verschiedener kleinerer Stämme deutet, am rätischen Limes erscheinen. Zeitweilig zurückgeworfen, erobern sie in den beiden nächsten Jahrhunderten das Gebiet vom Main biz zum Rhein, vom Anfang des 5. Jahrh. an auch dauernd das Elsafs und die deutsche Schweiz; im Osten wird der Lech ihre Grenze. Zu Anfang des 6. Jahrh. verlieren sie an die Franken die Pfalz, das untere Neckar- und das Maingebiet und bald auch die Unabhängigkeit. Einen Teil des Volkes bezeichnet der Name Juthungen; wichtiger ist, dafs der alte Gesamtname der zu den Alamannen vereinigten Stämme wieder auflebt, um als allein volkstümliche Benennung des Stammes auf unsere Tage zu kommen: Schwaben, ahd. Swâba, regelrecht entwickelt aus älterem Swêbôs. — Zu Beginn von Kap. 40 ist von den Langobardi die Rede; zuerst zum Jahre 5 nach Chr. erwähnt, teilen sie ihre nächsten Geschicke mit den Semnonen; mit ihnen ziehen sie sich aufs rechte Elbufer zurück, mit ihnen fallen sie von Marbod ab. Jahrhunderte lang schweigt von ihnen die Geschichte, bis sie plötzlich im Jahre 487 das von den Rugiern verlassene Land an der March und bald darauf die Ebene zwischen Donau und Theifs besetzen. Von da führt sie Auduin nach Pannonien und dessen Sohn Alboin nach Vernichtung des Gepidenreiches (567) nach Italien (568), wo sie 774 dem Frankenreiche angegliedert werden. Noch bis 1000 widerstand ihre Sprache dem Italienischen, und ihren Namen bewahrt noch die Lombardei. Ihre Zugehörigkeit zu den Sueben ist nicht völlig gesichert. — Die örtliche Aufstellung der Langobarden bei Tacitus an der unteren linksseitigen Elbe und vielleicht auch noch im gegenüberliegenden rechtsseitigen Uferlande weist darauf hin, dafs die sieben Völker,

denen der Nerthuskult gemeinsam ist, auf der kimbrischen Halbinsel, in Schleswig-Holstein und vielleicht noch im Lauenburgischen und im Mecklenburgischen wohnen; im einzelnen aber sind die Sitze von nur wenigen genau zu bestimmen. Aber sie bilden, heifst es 40, 6 (*in commune*), „eine Amphiktyonie", also einen gemeinsamen Bund von Völkerschaften, der seinen Mittelpunkt in einem Stammesheiligtum sieht und findet, wie der Verf. auch zu 43, 9 bei den Lugiern bemerkt, dafs sie die südliche, durch ein gemeinsames Heiligtum bei den Nahanarvalen vereinte und wohl ethnographisch zusammengehörige Gruppe der Ostgermanen bilden; der ferner die Bedeutung eines Bundesgerichts hat, und dessen Stammesheiligtum endlich zugleich ein Versammlungsort für den Handel war, während die Feste mit Messen und Märkten verbunden waren, namentlich wenn die verbundenen Völker am Meere wohnten. „Von Njorđr, dem Wanengeschlechte angehörig, der als Handelsgott am Meer über Wind und Schiffahrt herrscht, ist nur eine Abzweigung, ursprünglich sogar nur ein Beiname Freyr, der Herr, der auch noch Ingunarfreyr, der Ernteherr der Ingwäonen, heifst, der Spender von Friede und Glück, Reichtum und Fruchtbarkeit, der Herrscher über Regen und Sonnenschein". Schwyzer bestätigt durch alle diese Angaben die grofse Bedeutung der sieben Nerthusvölker. Von diesen nennt Tacitus zuerst die Reudigni. Vielleicht zufällig; möglich ist es aber, dafs sie den Langobardi gegenüber am rechten Elbufer bis an das Meer in Holstein wohnten, und ebensogut möglich ist es, dafs der Name mit der patronymischen Endung igni, ingi (vgl. 43, 1 Marsigni und 43, 13 *muliebri ornatu* die Hardingi) eine besondere Bedeutung, eine besondere Bevorzugung anzeigt, auch wenn Volk und Name genau genommen etymologisch mit dem der späteren Holtsåten sich berührt. Nördlich von den Reudigni folgen bei Tacitus die Aviones, die „Insel-, die Aubewohner", welche Nordsee-Inseln, Ditmarschen und Eiderstädt einnahmen. Von den Eudoses nimmt man an, dafs sie in Jütland wohnten, ebenso von den Anglii — ags. Engle, vielleicht im Ablaut mit Ingwäonen (s. o. 2, 12); vgl. ags. Runenlied: Ing ward zuerst bei den Ostdänen gesehen, den Männern, bis dafs er nach Osten über die Flut ging, der Wagen lief hinten nach —, dafs sie das östliche Schleswig inne hatten, und von den übrigen drei Völkerschaften ist es höchst wahrscheinlich, dafs sie an der östlichen Elbe, etwa in Lauenburg oder weiterhin in Mecklenburg gewohnt haben. Der Schwerpunkt der Nerthusvölker, ihres Thuns und Treibens liegt aber auf der westlichen Seite der kimbrischen Halbinsel; denn von der östlichen Seite hören wir aus jener Zeit noch viel weniger als von jener. Wenn nun Schwyzer zu 40, 8 *in insula Oceani* bemerkt: „Man hat wohl an die fruchtbare dänische Insel Seeland (auf der die später in unstetem Wanderleben sich verzehrenden Heruler safsen) zu denken, mit der altheiligen Kult-

stätte Hleiðr am Videsö bei Ledreborg", so kann diese Angabe nur den Wert einer Vermutung beanspruchen[1]). Seeland ist eine hübsche, fruchtbare Insel, Hleiðr auf Seeland ist eine altheidnische Kultusstätte; daſs aber diese Insel, diese Kultusstätte im 1. Jahrh. n. Chr. von Tacitus mit der im 40. Kapitel gegebenen Beschreibung des Nerthus-Kultus und des der Göttin zu Ehren veranstalteten Umzuges gemeint seien, dafür fehlt jeder sichere Beweis. Plinius der Ältere giebt uns die erste deutliche Kunde von einem Lande Skandinavia, welches er „eindrucksvoll als einen neuen, vom Norden herabragenden Weltteil schildert", wenn er es auch gleich Pomponius Mela nur für eine Insel hält. Er hat auch Kenntnis von der Insel Latris, vielleicht Seeland, von der Halbinsel Cartris, vielleicht Jütland. Er berichtet auch von 23 weiter nach Westen liegenden Inseln, unter ihnen Buchana, Borkum; es sind dies die ostfriesischen Inseln, die den Römern durch die Fahrten ihrer Flotte in der Nordsee, besonders unter Drusus, Tiberius und Germanicus bekannt geworden waren. Seine Kunde geht sogar noch über Jütland hinaus bis nach Norwegen; er zählt Küstenpunkte auf, die bis Bergen und beinahe bis zum Polarkreis reichen, — alles steht im 4. Buche seiner Naturalis Historia. Er stützt sich auf seine eigenen Beobachtungen und Erlebnisse in Germanien, ferner auf Berichte aus dem Munde der Soldaten des Germanicus und auf die Tradition seiner Vorgänger, deren Nachrichten er mit Eifer sammelte und, soweit sie Wissenswertes enthielten und über jene fernen Gegenden Licht verbreiten konnten, in seine Darstellung aufnahm. Meiner Ansicht nach sind seine Nachrichten eine Menge Einzelheiten, mehr noch über den Westen als über den Osten; aber groſse Klarheit über diese Einzelheiten ist doch nicht darin zu finden. Und nun frage ich noch eins. Plinius starb 79, Tacitus schrieb die Germania 98, warum ignoriert Tacitus hierbei den Plinius, auf den als den bellorum Germanicorum scriptorem und historiae sui temporis auctorem er sich doch öfter (Ann. I 69; XIII 20; XV 53; H. III 28) beruft? Tacitus muſs Gründe dafür gehabt haben. Hielt er die Berichte des Plinius über Germanien überhaupt für unsicher und unklar? Vor allem, worauf es hier im einzelnen besonders ankommt, wenn Tacitus von dem Nerthuskultus auf einer Insel erzählt und Plinius von einer Insel Latris berichtet, unter der man die Insel Seeland vermuten kann, warum hat Tacitus die ihm bekannt gewordenen Nachrichten von dem Kultus und dem Umzuge der Göttin Nerthus nicht mit der von Plinius genannten Insel Latris in Verbindung gebracht? Ich antworte hierauf: die von Tacitus gemeinte Insel lag gar nicht in der Ostsee, sondern in der Nordsee. Er beginnt in seiner Germania zu sprechen von dem, was wir Ostsee nennen, in

[1]) Vgl. JB. XXVII S. 182—189.

Kap. 44 mit den Worten: *Suionum civitates ipso in Oceano.* Dieser Oceanus ist bei Tacitus das Meer in seiner Gesamtheit, das heutzutage Nord- und Ostsee benannte, Gallien und Britannien trennende, die ganze Nordsee begreifende und unterhalb Skandinaviens bis zum Suebicum mare östlich sich erstreckende Meer. Von diesem Gesamtmeere wird, wie wir aus 44, 1 (*ipso in Oceano*) und 45, 7 (*dextro Suebici maris litore*) schliefsen müssen, die Schwedeninsel nach Tacitus' Ansicht im Norden, Osten und Westen umspült, während ihre Südseite in das Suebicum mare taucht, unter dem wir den Teil der Ostsee verstehen müssen, welcher von der Oder bis zur Weichsel und ostwärts darüber hinaus reicht. Aber an allen Stellen der Germania, welche vorhergehen, ist unter dem Oceanus niemals das zu verstehen, was wir Ostsee nennen, auch nach 37, 1 bedeutet *proximi Oceano Cimbri* die dem grofsen Meere, dem Gesamtmeere, nahen Kimbern. In Kap. 38 und 39 wird der Oceanus überhaupt nicht erwähnt; wenn der Leser also in Kap. 40 die Worte liest *in insula Oceani*, so wird er zunächst den Oceanus ganz natürlich für dasselbe Meer halten, welches er an den nächst vorhergehenden Stellen darunter verstand, und es steht meines Erachtens dieser Auffassung nichts im Wege. Ich meine nun, dafs die paar Angaben des Plinius gar keinen Einflufs auf die Auffassung ausübten, welche Tacitus nach seinen Erkundigungen und Ermittelungen über Land und Meer von Germanien sich gebildet hatte; dafs um 98 n. Chr., als Tacitus die Germania schrieb, ihm und seinen Landsleuten von der Ostsee nur der Anfang des Kattegats, von diesem ab bis zur Odermündung gar nichts und sonst durchaus nur der Teil den Römern bekannt war, der von der Odermündung ab wirklich nach Osten und Norden sich erstreckte. Es kommt hinzu, dafs die Spitze der kimbrischen Halbinsel so östlich von den Alten gedacht wurde, dafs sie bis über die Odermündung hinausreichte. Dadurch wurde die Vorstellung von dem Meere und den Ländern noch weit unklarer, und so weifs Tacitus von der dieses Land und ihre Länderspitze berührenden See gar nichts. Die Berichte von der im Jahre 5 n. Chr. von Tiberius unternommenen Seefahrt, auf der die Römer am weitesten in diese Gegend vordrangen, aber doch nur bis an den Anfang des Kattegats gelangten, wo sie die dänischen Inseln vor sich liegen, sowie ein norwegisches Gebirge aufsteigen sahen, sind äufserst knapp und halten sich nur auf der äufsersten Oberfläche. In dem Berichte aber, den Tacitus von Offizieren oder Beamten oder Reisenden nach deren eigenen Erlebnissen über die merkwürdige Prozession erhalten hatte, die zur Feier der Göttin Nerthus auf einer im Meere liegenden Insel alljährlich vor sich ging, spiegelt sich die lebendigste und unmittelbarste Anschauung, wenn auch der Schauplatz des Festes nur ganz allgemein angegeben ist und wenn es auch ungewifs bleibt, wo der Hain mit Tempel und Wagen zu suchen ist. Gewifs aber

darf man an eine Insel der so gut wie unbekannten Ostsee nicht denken; gewifs lag sie in der Nordsee, westlich von der kimbrischen Halbinsel. Ich weifs wohl, dafs die oben genannten Heruler lange vor der Zeit, ehe sie an die Donau zogen, an der Ostsee ansässig waren; ob es aber für Tacitus' Angaben über den Nerthuskult und den Umzug der Göttin Wert hat zu wissen, dafs Heruler später die Insel Seeland bewohnt und Hleiðr auf der Insel als heilige Stätte betrachtet haben, bezweifle ich sehr; heilige Stätten haben die meisten, wenn nicht alle Völker gehabt. Es wird also für die Frage nach der Lage der Insel von der vorgeschichtlichen Archäologie keine Klarheit geschaffen. Wer ohne Voreingenommenheit das 40. Kapitel der Germania liest, sucht die Insel mit dem *castum nemus* in dem grofsen Gesamtmeere, in der Nordsee (sie lag wohl in der damals noch viel breiteren Mündung der Elbe, die als ein Busen des Oceans erscheinen mochte) und freut sich, wenn er auch Lage und Namen nicht erfährt, dieses Meisterstück schöner, kunstvoll erhabener Beschreibung kennen zu lernen. Unser Schiller nennt in seiner Abhandlung „vom Erhabenen" (XV 244 Hempel) die Schilderung des feierlichen Anfzuges der Göttin „furchtbar erhaben". — Die Lugier sind die südliche, durch ein gemeinsames Heiligtum bei den Nahanarvalen vereinte und wohl ethnographisch zusammengehörige Gruppe der Ostgermanen, der bei Tacitus die Goten, Rugier und Lemovier gegenüberstehen; sie wohnen von den Bergen am Ostrande Böhmens hin bis zur Weichsel. Die Geschichte kennt den Namen Lugier zuletzt im Jahr 280 an der unteren Donau. Von da an tritt der Name Vandali auf (vgl. 2, 14); 429 begründet ihr König Genserich das afrikanische Korsarenreich der Vandalen, das indes schon 533/4 den byzantinischen Waffen erliegt. Einen lugisch-vandalischen Stamm nennt Tacitus noch nicht; die in der alten Heimat verbliebenen Reste der Silingi haben dem Lande den Namen gegeben, den es heute noch trägt: aus dem Völkernamen Siliggs ist slavisches Slezĭ entstanden, wozu mlat. Silesia, Schlesien. Ungenannt bleiben die bei Ptolemäus und Plinius erscheinenden Burgunden in der Provinz Posen und ostwärts bis zur Weichsel, die später an die Donau und weiter nach Westen ziehen: die furchtbare Vernichtung ihres Reiches mit der Hauptstadt Worms durch die Hunnen (437) hat ja dann den historischen Kern des Nibelungenliedes abgegeben, während die Reste des Volkes, von Aëtius in Savoyen angesiedelt, doch bald romanisiert, der Landschaft Burgund den Namen gaben. Die Rugii erscheinen im 4. und 5. Jahrhundert mit den hier nicht genannten Herulern (40, 8) an der Donau; sie und die Lemovier sind ursprünglich an die Ostsee zwischen Weichsel und Oder zu setzen. Wie das Gebiet westlich der Elbe und südlich der Hercynia ist auch das Land östlich der Oder germanisches Kolonisationsgebiet; am spätesten ist Schlesien besiedelt worden. Die Besiedelung ist wenigstens teilweise von den skandinavischen

Germanen ausgegangen; darauf deutet der engere Zusammenhang zwischen den nordischen Sprachen und dem Gotischen — der einzigen uns näher bekannten ostgermanischen Mundart —, darauf auch der Umstand, dafs Namen ostgermanischer Stämme sich im Norden wiederfinden, vor allem der Gotenname (s. Z. 22). Die Burgunder scheinen nach der Insel Bornholm, älter Borgund, Höhe, ursprünglich also Borgundarholm, benannt zu sein. — Von dem Volke der Schweden, mlat. Suedi, giebt Jordanes an, dafs sie *circa Maelarem et Hjelmarem lacus* wohnen; Schweden erklärt sich durch den Hinweis auf an. Svîþjôđ, altschwedisch Svaeþjuþ, Schwedenvolk. Sie bewohnen Scadinavia, ags. Scedenîg, an. Skanêg, noch fortlebend in Schonen, der fruchtbaren südlichen Spitze von Schweden. Den Namen Scadinavia erklärt O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde S. 334 als „Heringsinsel"; vgl. irisch scatan, norwegisch skadd, engl. shad, Hering. Man glaubte, so bemerkt Schwyzer zu Kap. 44, 1, dafs „Scadinavia die gröfste der Inseln sei im sinus Codanus (dazu Danzig, aus der slavischen Bildung G(o)danisk, die Ostseestadt), einem Teile des Oceanus, dem baltischen Meere". Und hier ist auch wieder eine interessante Beobachtung zu machen. Während die beiden Zeitgenossen des Tacitus Mela und Plinius die Ostsee sinus Codanus benennen, ohne viel anderes als den blofsen Namen davon zu kennen, spricht Tacitus nur vom mare Suebicum, das von Oder bis Weichsel und ostwärts weiter darüber hinaus reicht, im Falle, dafs er das Meer meint, welches wir Ostsee nennen. Warum? Thut er es den Sueben zu Liebe (wie 43, 8 und 46, 1 Suebia)? Vielleicht würde er wie Mela und Plinius vom sinus Codanus geredet und im Kap. 40 *in insula sinus Codani* gesagt haben, wenn ihm dies von einem zuverlässigen Gewährsmanne berichtet worden wäre. — Zu 46, 21 erklärt der Verf. nach R. Much, Gött. gel. Anz. 1901 S. 421 die Hellusii für „die Hirschartigen" von lit. élnis, slav. jelenĭ, Hirsch, griech. ἐλλός aus ἐλνός, Hirschkalb, die in der Weiterbildung Elen, Elentier fortlebt; h ist etymologisch wertlos wie in Herminones, so dafs die beiden Namen alliterieren; Oxiones für „die Ochsen-, Stierartigen", zu ahd. ohso, an. oxe, Ochse; O — für zu erwartendes U — läfst auf eine griechische Quelle schliefsen. *Oxionas* liest auch Halm, Müllenhoff aber behauptet, dafs in der alten Dittographie { *l Etionas* / *Oxionas* } die obere Lesart als Korrektur zu betrachten und deshalb *Etionas*, „die Riesen, die Esser", zu lesen ist. Ob die Ochsen-, Stierartigen oder die Riesen Leiber und Glieder von wilden Tieren gehabt haben, das überlasse ich andern zur Entscheidung.

II. Beiträge zur Kritik und Erklärung.

5) H. Kluge, Zeitschrift für deutsche Wortforschung II S. 42—44.

G. 2. *Tuisco . . . deus et filius Mannus origo gentis conditoresque*. Dem indogermanischen Urvolk war Mensch-sein und Indogermane-sein vermutlich eins. Man weifs, dafs bei den Völkern auf einer primitiven Kulturstufe nur der Stammesgenosse Mensch war, der Nichtstammesgenosse ein Unmensch. Wir haben aber keinen Grund, den Taciteischen Urgermanen Mannus zu verdächtigen, nur gestattet uns die Wortforschung, den Urmenschen Manus für älter zu halten als den Urgermanen Mannus. Denn dieses ist, wie man mit Recht glaubt, unser Wort Mann, und das bedeutet in Übereinstimmung mit ind. manu zunächst nur „Mensch". Daraus folgt mit Notwendigkeit, dafs der Taciteische Mannus einmal als Urmensch gegolten haben mufs, ehe er zum Urgermanen wurde.

So klar das Verhältnis der beiden mythischen Gestalten ist, so schwer ist das Wort Mensch in seinem Verhältnis zu Mann „Mensch" zu bestimmen. Es ist schon dem Hochdeutschen und Niederdeutschen der ältesten Denkmäler (mannisco und mennisco) eigen, fehlt aber den übrigen Germanen. Es kommt in die Höhe, je mehr mann für *vir* statt für *homo* üblich wird. Aber der Heliand gebraucht es nur in der Formel menniscono barn, des Menschen Kind, Sohn, die gewifs über das 9. Jahrhundert zurückreicht. Geben wir dem Suffix -iska die Bedeutung der Abstammung, die zumal in Ableitungen aus Eigennamen sich zeigt, so liegt nahe, die Menschen als Mannus-Nachkommen zu fassen. Die Möglichkeit, dafs die Stammheroen der Ingvaeones, Herminones und Istvaeones die ersten und eigentlichsten Manniscones gewesen sind, wird man wohl nicht leugnen können.

Hier ist nun auch der Ort, über den Tuisco des Tacitus eine schon längst aufgestellte Vermutung zu erneuern, da doch mit dem Tuisco durchaus nichts anzufangen ist. Baumstark (in seinem Kommentar) vermutet *Tivisco*. Müllenhoff verwirft diese Vermutung; aber *iui* konnte leicht von dem Abschreiber verlesen werden, *Tuisco* statt *Tiuisco* ist eine unbedeutende Änderung. Für sie würde auch der Parallelismus Mannus : Mannisco = Tîwas : Tîwisko sprechen. Die Hauptgottheit Tîwas, die dem ahd. Zîo, ags. Tîw, an. Tyr entspricht, deckt sich formell nach Bremers richtiger Deutung mit lat. deus, ind. dêwas. So würden wir einen *Tiuus* (Tîwus) den Germanen des Tacitus und den Urgermanen beizulegen haben. Wenn aber Tacitus den Tuisco als einen *deum terra editum* bezeichnet, so ist Tuisco als ein Sohn der Terra mater doch gewifs unzulänglich charakterisiert; die Mutter Erde wird mit dem Gotte des Himmels, dem Tîwas (aus indogerm. deivos), den Tuisco oder richtiger den Tiuisco, Tîwiskô als Sohn

erzeugt haben. So weist uns Mythologie und Wortforschung auf die Genealogie.

6) **Lexicon Taciteum.** Fasciculus XV. Ediderunt A. Greef et C. John. Leipzig 1902, B. G. Teubner. 3,60 *M*.

Der 15. fasciculus reicht von Sp. 1601—1712, vom 101. bis 107. Bogen, und enthält auf 112 Seiten den Schlufs von *summus* und den Anfang von *ut*. Der Buchstabe *u* wie auch der nachfolgende *v* sind von C. John, dem bekannten Herausgeber des Dialogus, welcher im vorigen fasciculus das Verbum *sum* behandelt hatte. Zur Germania ist folgendes zu bemerken:

28, 1 heifst divus Iulius *summus auctorum* (cod. Bb lesen *auctor*), der höchste, der beste, weil so zuverlässig. — 25, 8 heifst *liberti non multum supra servos sunt*: gelten nicht viel mehr als Sklaven. — Zu 10, 3 *virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant* wird auf die Erklärung der ganzen Stelle verwiesen. — *suspicere* in eigentlicher Bedeutung mit dem Akkusativ (der Richtung) steht 10, 6 *sacerdos precatus deos caelumque suspiciens ter singulos* (*surculos*) *tollit*, wie Ann. XIII 55, 15 *solem suspiciens et cetera sidera vocans*. — *sustinere* in übertragener Bedeutung heifst a) aufrecht halten, b) auf sich nehmen und c) aushalten, ertragen 43, 22 *nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum*. — *suus*: das Possessivpronomen steht zunächst in adjektivischer Bedeutung und zwar im allgemeinen, auch in prägnanter Bedeutung; in dieser heifst es: zukommend, gewohnt, eigentümlich, bestimmt, und daher 5, 5 *ne armentis quidem suus honor et gloria frontis* (*est*) „ihnen zukommend"; aber 30, 4 in den Worten *Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit* bezeichnet es gewissermafsen zutraulich und zärtlich: „seine Lieben". In substantivischer Bedeutung erscheint es als Maskulinum und zwar als Dativ Pluralis 31, 11 *canent* (*Chatti*) *insignes et hostibus simul suisque monstrati* wie als Akkusativ Pluralis bei der Präposition *inter*: 6, 17 *idque ipsum inter suos vocantur*; endlich als Neutrum Singularis, sich beziehend auf das Subjekt desselben Satzes 31, 15 *aluntur, prodigi alieni, contemptores sui*. — Dem *tamen* geht ein *quamquam* voraus 14, 13 oder ein *etsi* 5, 1, oder es gehört zum Satze in konzessivem Sinne im Partic. coniunctum oder zu anderen Teilen des Satzes oder zu ganzen Sätzen, und zwar zunächst nachgestellt in demselben Satze, namentlich bei Negationen: 24, 4 *non in quaestum tamen aut mercedem*; 44, 2 *nondum tamen supra libertatem*; sodann ebenfalls nachgestellt in einem neuen Satze: 20, 13 *heredes tamen successoresque* (*sunt*) *sui cuique liberi* i. e. etsi sororum filii multum valent, heredes tamen ...; 43, 18 *ut fratres tamen, ut iuvenes venerantur*; 45, 19 *sucum tamen arborum esse intellegas, quia* ... cf. 45, 16 *nec* ... *quae ratio gignat* (*sucinum*) ... *compertum* (*est*); 46, 8 *hi tamen* (sc. quamquam nonnullis rebus a Germanis differunt) *inter Ger-*

manos potius referuntur; 35, 12 *prompta tamen omnibus arma* (*sunt*); mit Negation 5, 8 *nec tamen adfirmaverim nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere.* — *tamquam* steht zunächst in vergleichender Bedeutung und heifst „gleichwie“ oder „gleichsam, so zu sagen“ 19, 14 *unum accipiunt maritum . . ., ne ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tamquam maritum* (i. e. als Gatte, weil er ihr Gatte sei), *sed tamquam matrimonium ament*; zuzweit bedeutet es „in, nach der Meinung, Annahme, dafs . . .; mit der Angabe, unter dem Vorgeben, dafs; weil nach seiner (ihrer) Ansicht“ (cf. ὡς c. part.), und zwar 1) mit folgendem Konjunktiv 8, 11; 12, 5; 20, 12; 22, 10; 28, 14; 39, 10; 2) ohne Verbum 19, 13 *tamquam maritum* (s. o.) — *tantum*, nur, wird geschieden nach 1) Nachstellung: 6, 8 *secuta tantum*; 40, 14 *pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata* (*est*) und 2) Voranstellung: 4, 3 *Germaniae populos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur*; 19, 10 *melius adhuc eae civitates, in quibus tantum virgines nubunt*; 29, 7 *Batavi exempti oneribus et tantum in usum proeliorum sepositi bellis reservantur*; 4, 6 *magna corpora et tantum ad impetum valida* (*Germanis sunt*); 40, 19 *sancta ignorantia* (*est*), *quid sit illud, quod tantum perituri vident*; 41, 9 *Albis flumen notum olim*; *nunc tantum auditur*; 45, 6 *illuc usque, et fama vera, tantum natura*; *non tantum, sed* findet sich 35, 5. — *tegumen* kommt vor 17, 1 *tegumen omnibus sagum* (*est*) *fibula aut, si desit, spina consertum: cetera intecti totos dies iuxta focum agunt*; dem allgemeinsten Ausdruck für Bedeckung, Kleidung steht *intectus*, unbedeckt, entgegen. — *telum* ist allgemein die Angriffswaffe 29, 7 und 33, 6; 6, 4 ist es speziell die *framea*. — *temperantia* ist allgemein Mafshalten, Mäfsigung; 23, 5 *sine apparatu, sine blandimentis expellunt famem* (*Germani*). *adversus sitim non eadem temperantia* ist es die Selbstbeherrschung, die Mäfsigkeit. — *templum* ist 40, 15 *nemus sacrum*; vgl. Ann. I 51, 5. — *temptare* ist in übertragener Bedeutung 45, 27 *si naturam sucini admoto igni temptes* „untersuchen, prüfen“, 34, 7 *ipsum quin etiam Oceanum illa temptavimus* „zur Erforschung befahren“ und 34, 11 *obstitit Oceanus in se inquiri. mox nemo temptavit* „versuchen, probieren“. — *tenere* heifst 1) festhalten mit Körper oder Geist; 2) im Besitz haben, innehaben, besitzen, so 28, 7 *inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii* (sc. *fuere, egere*), *ulteriora Boii tenuere*, haben innegehabt, bewohnt; auch 35, 6 und 37, 2; 3) festhalten, und zwar in eigentlicher und in übertragener Bedeutung, so 20, 12 *in accipiendis obsidibus magis exigunt* (*sororum filios*), *tamquam et animum firmius et domum latius teneant*, binden, verpflichten. — *terminus* ist in eigentlicher Bedeutung „der Grenzstein, die Grenze, die Grenzmark“, so 29, 10 *protulit magnitudo populi Romani ultra Rhenum ultraque veteres terminos imperii reverentiam*: imperii ἀπὸ κοινοῦ positum pertinet etiam ad reverentiam; 32, 2 *certum iam alveo*

Rhenum quique terminus esse sufficiat, Usipi colunt; in übertragener Bedeutung „Grenze, Ziel, Schranke". — Sehr mannigfaltig und anziehend ist die Übersicht, welche von dem Worte *terra* nach seinem Gebrauch in der Germania gegeben wird: *terra* bedeutet zunächst der Erdkörper, die Erde und dann wieder im Singular die Erde, das Land im Gegensatze zu Meer und Himmel, so 2, 3 *nec terra olim, sed classibus advehebantur qui mutare sedes quaerebant*; im Plural Landmassen, Landstrecken, Land, so 35, 5 *tam immensum terrarum spatium non tenent tantum Chauci, sed et implent.* Als Erdkörper ferner bezeichnet es weiterhin „Erde, Erdart", so 16, 9 *quaedam loca diligentius inlinunt terra ita pura ac splendente, ut pictura ac liniamenta colorum imitetur* sc. terra inlita; oder auch „Boden in Bezug auf die Beschaffenheit", so 14, 17 *nec arare terram aut exspectare annum facile persuaseris* (*Germanis*) und 26, 2 *terrae seges imperatur*; oder „Erde, Erdboden", so 2, 10 *celebrant* (*Germani*) *Tuistonem deum terra editum*; oder einzelne Landschaft, Land, so 29, 12 *ipso adhuc terrae suae solo et caelo acrius animantur* (*Mattiaci*); 3, 11 *Ulixen adisse Germaniae terras*; 45, 24 *Occidentis insulis terrisque inesse quae* (Stoffe, welche); 5, 1 *terra* (*Germania*) *etsi aliquanto specie differt, in universum tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda, umidior qua Gallias, ventosior qua Noricum aspicit*; *satis ferax, frugiferarum arborum inpatiens, pecorum fecunda*; 2, 7 *quis Germaniam peteret, informem terris, asperam caelo, tristem cultu aspectuque?*, mit seinen reizlosen Landschaften; dazu gehört auch der Gen. plur. bei *orbis* 45, 2 der Erdkreis, die Welt. Endlich ist *Terra mater* die Mutter Erde 40, 6 *Nerthum, id est Terram matrem, colunt* sc. septem Sueborum populi. — *terrere* kommt absolut gebraucht vor 3, 5 *terrent trepidantve* (*Germani*), *prout sonuit acies* (*barditu*); vgl. u. d. W. *trepidare*. — *tolerare*, in übertragener Bedeutung aushalten, erdulden, ertragen, so 4, 8 *laboris atque operum non eadem patientia, minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inediam caelo solove adsueverunt* (*Germani*); alii etiam frigora atque inediam ad tolerare trahunt. — *torpere* heifst „in träger Ruhe, in Unthätigkeit verharren", 14, 7 mit hinzugefügtem Ablativ *si civitas longa pace et otio torpeat, plerique nobilium adulescentium petunt ultro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt.* — *torpor* ist Stumpfsinn, so 46, 4 *sordes omnium ac torpor* (*est*). — *tradere* in weiterem Sinne 24, 12 *servos condicionis huius per commercia tradunt* sc. aliis, i. e. verkaufen oder 32, 7 *inter familiam et penates et iura successionum equi traduntur*, i. e. überliefern, vererben. — *trahere* in besonderer Bedeutung „nach sich, mit sich ziehen", und zwar in übertragenem Sinne 36, 7 *tracti* (die meisten Hss. *tacti*) *ruina Cheruscorum et Fosi* oder „an sich ziehen" 46, 6 *Venedi multum ex moribus* (*Sarmatorum*) *traxerunt.* — *trepidare* heifst zuerst ängstlich sich hin und her bewegen, laufen, auch hin und her schwanken, sodann in

Bestürzung, Angst sein, so 3, 5 *terrent trepidantve* (*Germani*), *prout sonuit acies* (*barditu*) s. o. S. 355; vgl. Ann. I 25, 6 (*milites seditiosi*) *quotiens oculos ad multitudinem rettulerant, vocibus truculentis strepere, rursum viso Caesare trepidare; diversis animorum motibus pavebant terrebantque.* — *tueri,* nur in übertragenem Sinne gebraucht, heifst im allgemeinen „in Schutz nehmen, bewahren, behaupten, aufrecht erhalten", so 35, 8 *Chauci populus, qui magnitudinem suam malit iustitiam tueri* sc. quam armis; im besondern „schützen, verteidigen, decken", und zwar in militärischer Beziehung 14, 4 *illum* (*principem*) *defendere, tueri . . . praecipuum sacramentum* (*est*); oder „erhalten, unterhalten, ernähren" 14, 11 *magnum comitatum non nisi vi belloque tueare* (Bb *tuentur*). — *tutus* ist zunächst „sicher, gesichert, gefahrlos", und zwar von Menschen, so 40, 3 (*Langobardi*) *valentissimis nationibus cincti non per obsequium, sed proeliis ac periclitando tuti sunt*; sodann in aktivem Sinne „Sicherheit, Schutz gewährend", so 36, 3 *Cherusci marcentem diu pacem inlacessiti nutrierunt: idque iucundius quam tutius fuit, quia . . .* — *ultra* ist entweder Adverbium, so 2, 4 *immensus ultra utque sic dixerim adversus Oceanus* und bedeutet hier rein örtlich gefafst, „weiter nach Norden gelegen", oder von dem Mafse oder der Stufe 19, 13 *unum accipiunt maritum . . . ne ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas* (sc. sit): also in einem verneinenden Satze. Oder *ultra* ist Präposition, wieder örtlich bezogen, so 29, 10 *protulit magnitudo populi Romani ultra Rhenum ultraque veteres terminos imperii reverentiam*; 30, 1 *ultra hos* (*decumatium agrorum incolas*) *Chatti* (sc. agunt; alii ad verba sequentia trahunt); 43, 9 *scindit Suebiam continuum montium iugum, ultra quod plurimae gentes agunt.* — *ultro* steht Hist. I 32, 12 und Agr. 37, 13 in eigentlicher Bedeutung *ultro ire* und *ultro ruere,* sonst nur in übertragener Bedeutung, und der Gegensatz liegt 1) in Verben oder solchen Dingen, die zu ihnen gehören, so 28, 14 *Treveri et Nervii circa adfectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt,* und *ultro* heifst also „im Gegenteil noch, sogar"; 2) in Personen und heifst dann „seinerseits, im Gegenteil selbst" oder „von sich aus, zuvorkommend, ohne Zuthun des andern Teils" und zwar im allgemeinen 14, 8 *plerique nobilium adulescentium petunt ultro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt*; 15, 7 *mos est civitatibus ultro ac viritim conferre principibus vel armatorum vel frugum.* — *umbra* in übertragener Bedeutung bezieht sich auf die Unterwelt 43, 21 *Harii ipsa formidine atque umbra* (i. e. das Schattenhafte) *feralis exercitus terrorem inferunt*; vgl. Ann. II 28, 10 *infernas umbras carminibus elicere.* — *usus* bezeichnet in seiner eigentlichen Bedeutung „Verwendung, Gebrauch", so 5, 10 *possessione et usu* (sc. argenti aurique) *haud perinde afficiuntur*; 5, 19 *numerus argenteorum facilior usui est promiscua mercantibus*; 6. 4 *frameas gerunt ferro ita acri et ad usum habili, ut*; 29, 7 (*Batavi*) *tantum in usum proeliorum sepositi*

bellis reservantur; 45, 18 (*sucinum*) *ipsis* (*Aestiis*) *in nullo usu* (*est*); mit dem Genetiv und zwar subjektiv wie 29, 7 *proeliorum*; objektiv 16, 7 *ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus* (*est*); 45, 12 *rarus ferri, frequens fustium usus*; 46, 10 (*Venedi*) *pedum usu ac pernicitate gaudent*; in übertragener Bedeutung „Umgang, Verkehr", so 5, 13 *proximi ob usum commerciorum aurum et argentum in pretio habent.*

7) A. Gudeman, Die Quellen der Germania des Tacitus. (Auszug aus den Transactions of the American Philological Association Vol. XXXI. 1900.)

Die Quellen, die dem Geschichtsforscher und Schriftsteller für die Geographie von Germanien und das Leben und die Sitten seiner Bewohner am Schlusse des 1. Jahrhunderts n. Chr. zur Verfügung standen, können zweckmäfsig unter zwei Hauptgesichtspunkte gestellt werden, so sagt Gudeman, nämlich:

I. Die Quellen geben Belehrung aus erster Hand, wenn sie durch den Schriftsteller selbst erworben wird auf und in germanischem Ländergebiete infolge von persönlichen Besuchen und Beobachtungen.

Die oftmals und auch von angesehenen Gelehrten aufgestellte Behauptung, dafs Tacitus selber germanische Länder besucht habe, ist kurz abzuweisen; denn sie hat nichts für sich, im Gegenteil sehr viel gegen sich. Das ganze Material also, das in der Germania aufgehäuft ist, wurde vollständig aus Quellen zweiter oder dritter Hand genommen.

II. Die Quellen geben Belehrung aus zweiter oder dritter Hand, indem sie gewährleistet wird:
   1. durch Freunde oder Bekannte, welche in Germanien oder an der Grenze gewesen waren, in privater Stellung oder im Heere, und durch Vermittelung von Händlern;
   2. durch wissenschaftliche Urkunden, die sich gelegentlich, ganz bekannter Weise oder ganz ausschliefslich mit germanischer Geographie und Ethnologie beschäftigen.

Von den 600 Punkten, die in der Germania behandelt werden, und von denen nur ungefähr 70 in anderen vorhandenen Quellen sich finden, wurde dem T. wahrscheinlich eine beträchtlich gröfsere Zahl, als man im allgemeinen angenommen hat, durch persönliche Freunde zugänglich gemacht, die Germanien besucht und dort in militärischen Feldzügen gedient hatten; denn wir wissen, dafs Tacitus die Gewohnheit hatte, solche lebenden Quellen der Belehrung zu benutzen, als er seine Historien und Annalen vorbereitete, wie z. B. der jüngere Plinius (Ep. VI 16, 1) an ihn schreibt: *petis, ut tibi avunculi mei exitum scribam, quo verius tradere posteris possis.* Es ist deshalb kein Grund vorhanden

zu glauben, dafs er es nicht ebenso gemacht haben sollte, als er sein Material für die Germania sammelte. Aber so ausgiebig der Schriftsteller auch aus dieser Quelle geschöpft haben mag, so kann doch die grofse Masse der Einzelkenntnisse nicht gut aus anderen als wissenschaftlichen Quellen stammen, die ihm in Überflufs zur Verfügung standen.

Die schriftlichen Quellen, die für Tacitus zugänglich waren, sind die folgenden:

1. Vorhanden sind noch: Caesar de bello Gallico, Strabo, Diodorus, Pomponius Mela, Plinii Naturalis historia.

2. Nicht mehr vorhanden sind: Pytheas, Posidonius, Sallustius, Agrippas Karte, Aufidius Bassus, Plinii bella Germanica, Marinus von Tyrus. Mit Ausnahme der griechischen Schriftsteller hat man von ihnen allen geglaubt, dafs sie in mehr oder weniger ausgedehntem Mafse von Tacitus um Rat gefragt worden seien. Es ist nun der Zweck dieser Abhandlung in jedem einzelnen Falle festzustellen, bis zu welcher Ausdehnung oder mit welchem Rechte dies geschehen sei, und Gudeman hofft zeigen zu können, auch in so eng gebotenem Raume, dafs die bisher angenommenen Schlufsfolgerungen beinahe alle auf sehr unsicherem Grunde ruhen und sogar in nicht wenigen Fällen gänzlich ungerechtfertigt sind.

Mit Recht macht Gudeman hierbei auf einen besonderen Punkt aufmerksam. Es gilt in der Regel als richtig, dafs blofse Ähnlichkeit im Ausdruck hinreicht, um festzustellen, dafs der jüngere der beiden dem älteren verpflichtet ist. Aber abgesehen davon, dafs Ähnlichkeit des Stoffes notwendig zu einer gewissen stilistischen Ähnlichkeit in der Darstellung führt, können solche Parallelismen in Inhalt und Form sehr wohl auf eine dritte Quelle zurückzuführen sein, die zwei oder drei Schriftstellern gemeinsam ist. In jedem Fall wird blofse Ähnlichkeit, wenn sie auch noch so augenfällig ist, niemals einen sicheren Beweis dafür gewähren, dafs ein Schriftsteller von dem andern abhängig ist, wenn nicht daneben gleich schlagende Abweichungen oder Widersprüche vorhanden sind.

Cäsar. In Cäsars Schrift de bello Gallico beziehen sich auf germanisches Leben und germanische Sitten IV 1—4 (de Suebis) und VI 21—24; aufserdem finden sich einige gelegentliche Beziehungen in I 31—54. Tacitus erwähnt Cäsar Kap. 28 als *summus auctorum*, also in höchst respektvoller Weise; der Anfang *Germania omnis* (1, 1) ist wohl als eine Reminiscenz zu betrachten, als ein zufälliger Parallelismus, und die wenigen anderen wörtlichen Übereinstimmungen, die gewöhnlich angeführt werden, — VI 17, 1 *deum maxime Mercurium colunt* (sc. Galli) mit Germ. 9 *deorum maxime Mercurium colunt* und IV 1, 8 *multum sunt in venationibus*; VI 21, 3 *vita omnis in venationibus* mit Germ. 15 *multum venatibus . . . transigunt* — beziehen sich auf Punkte, die notwendigerweise in ähnlichen oder gleichlautenden Worten aus-

gedrückt werden mufsten. Über sehr viele andere wichtige Punkte weicht Tacitus von Cäsar sehr auffällig ab; er erweitert sogar dessen Mitteilungen, so dafs von einer Abhängigkeit des jüngeren Schriftstellers gar keine Rede sein kann. Cäsars Beobachtungen und Mitteilungen beziehen sich aufserdem auf Kriegszeiten und stammten deshalb meistens aus zweiter oder dritter Hand: entweder berichteten ihm gallische Handelsleute oder Gefangene, die euch nicht immer genau und glaubwürdig waren, oder auch er zog gelegentlich schon wissenschaftliche Quellen zu Rate, wie er VI 24, 2 sagt *Hercyniam silvam quam Eratostheni et quibusdam Graecis fama notam esse video*; diese aber waren natürlich in gleicher Weise dem Tacitus zugänglich. Die Kommentarien des Cäsar, so schliefst Gudeman, wenngleich unbedingt Urkunden von gröfserer Bedeutung und Wichtigkeit, können in den Augen des Tacitus durchaus nicht mehr als ein geschichtliches Interesse und geschichtlichen Wert gehabt haben.

Velleius Paterculus. Sein Buch, wenn auch nur fragmentarisch erhalten, offenbart keine Spur von Einflufs auf die Germania oder irgend eine andere Schrift des Tacitus; „ihm, dem ekelhaften Lobredner des Tiberius, würde des Tacitus geschichtlicher Standpunkt im höchsten Grade widerstrebt haben“.

Pomponius Mela. Die Chorographia des Mela ist die früheste geographische Abhandlung, welche in lateinischer Sprache existiert, und darin liegt ihr einziger Wert für uns Modernen. In alten Zeiten wird sie nur von Plinius dem Älteren citiert. Mela hat ein kleines Kapitel (III 3, 25—32) von weniger als 50 Zeilen Germanien gewidmet, und welche Bedeutung ihm, dem redseligen Rhetoriker, zugeschrieben wurde, erhellt z. B. daraus, dafs Heraeus' vorschlug, in Tacitus' Germania 35, 2 *recedit* statt des handschriftlichen *redit* zu schreiben, weil Mela III 1, 8 sagt: *in illam partem quae recessit ingens flexus aperitur*. Stoffliche Übereinstimmungen finden sich nur einige wenige bei Mela und Tacitus; denn Mela schreibt, wie gesagt, überhaupt nur kurz; phraseologische Ähnlichkeiten bei beiden Schriftstellern können nicht ernstlich in Betracht kommen.

Plinius der Ältere. Die Abhängigkeit des Tacitus von Plinius' Naturalis historia wird mit besonderem Eifer behauptet und ohne weiteres angenommen; aber diese Behauptung ist nachweislich verkehrt. Zwar kann ich mir nicht denken, dafs Tacitus diese sogenannte Encyklopädie möglicherweise gar nicht gekannt habe oder dafs er aus 37 Büchern das auf Germanien bezügliche Material, wo der Index mit der alphabetischen Anordnung fehlte, schwerlich habe zusammensuchen können oder dafs er wohl eben solche Abneigung gegen solch eine Encyklopädie gehabt habe wie heutzutage die Gelehrten; alle diese Momente sind für mich nicht stichhaltig. Aber Plinius stimmt in seinen Berichten häufig mit Mela überein, und auf diese Nachrichten und Beschreibungen

legt Tacitus gar keinen Wert. Ich habe schon oben (S. 349) mich darüber ausgesprochen; um so mehr genügt es, blofs das hervorzuheben, womit Gudeman die Unwahrscheinlichkeit und die Unmöglichkeit beweisen will, dafs Tacitus dem Plinius in der Schilderung von Germanien gefolgt sei. So besteht grofse Verschiedenheit in betreff des Ister und des Danubius (Plin. IV 12, 24, 79), ebenfalls in betreff der drei oder fünf germanischen Stämme (Plin. IV 13, 28, 99ff.); auch in betreff des Bernsteins (Plin. XXXVII 2, 11, 30—46); endlich in betreff der Chauci (Plin. XVI 1, 1, 4). — Ganz anders hat es vielleicht mit Plinius' bella Germanica gestanden, welche begannen, wo die libri belli Germanici des Aufidius Bassus aufhörten. Tacitus sagt Ann. I 69, 6: *tradit C. Plinius, Germanicorum bellorum scriptor.* Aber von diesem Werke des Plinius ist auch nicht eine Spur erhalten.

Sallustius und Livius. Beide Schriftsteller standen bei Tacitus in hoher Achtung; von Livius heifst es Agr. 10, 9: *Livius veterum, Fabius Rusticus recentium eloquentissimi auctores* und Ann. IV 34, 12: *eloquentiae ac fidei praeclarus in primis*, von Sallustius Ann. III 30, 6: *rerum Romanarum florentissimus auctor.* Aber dafs letzterer einen Bericht über die Stämme und Sitten der Germanen in einem Exkurs seiner Historiae gegeben habe, ist eine willkürliche Annahme, die durch die gelegentliche Erwähnung des Wortes Germani in zwei vereinzelten Fragmenten durchaus nicht bestätigt wird. Dafs Livius sich mit der Geographie und den Sitten der Germanen beschäftigt hat, erhellt aus dem Wortlaute des Perioche zu Buch 104: *prima pars libri situm Germaniae moresque continet*, worauf die Erzählung der Feldzüge Cäsars folgte, aber da diese seine Angabe schwerlich aus anderen Quellen stammen konnte als aus Posidonius und Cäsar, so wäre es kühn zu behaupten, dafs Tacitus bei seiner Schilderung irgendwie unter dem Einflufs des Livius gestanden hätte, zumal da sein Stil nur sehr wenige Spuren irgend eines solchen Einflusses zeigt; vgl. Agr. 3, 1ff.; 33, 12ff. und Germ. 3, 16.

Strabo und Diodorus Siculus. Strabos *Γεωγραφικά* ist trotz der wenig anerkennenden Urteile Müllenhoffs ein wertvolles Buch, aber die Abweichungen des Tacitus schliefsen jede Beziehung zu ihm aus. Ebenso ist es mit Diodor; hat Tacitus die *Βιβλιοθήκη* überhaupt gekannt, so kann doch ein Buch ihn nicht angelockt haben, in dem so wenig ruhiges, klares Urteil zu finden ist.

Es sind noch mehr Schriftsteller zu nennen, deren Werke nicht mehr vorhanden sind. Mögen nun die Beziehungen des Tacitus zu ihnen grofs oder nicht grofs, mag ihr Einflufs auf sie bedeutend oder nicht bedeutend gewesen sein, dennoch bleiben noch viele Punkte übrig, die in den vorhandenen Quellen gar nicht berührt werden und doch zu dem wertvollsten, anziehendsten Inhalt der Germania des Tacitus gehören: Gudeman meint

alles das, was sich auf germanische Mythologie, religiöse Festlichkeiten und Bräuche, Ursprung und Wesen der Götter bezieht. Wer, so fragt man, hat dem forschenden Tacitus das Material gewährt, aus dem er in seiner Germania den Stoff so, wie wir ihn kennen, formte? Gudeman meint, dafs kein Geringerer als der Stoiker Posidonius von Apamea (ca. 125—40 v. Chr.), auch der Rhodier genannt, der Gewährsmann für Tacitus gewesen sei, und zwar in doppelter Beziehung. Gefördert durch Verbindungen mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit und unterstützt von Seiten römischer Staatsmänner, suchte er die Schauplätze der zu schildernden Begebenheiten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Aus Bruchstücken seiner Ἱστορίαι ersehen wir, dafs Posidonius dem ersten gewaltigen Auftreten der Germanen in der Geschichte das ernstlichste Studium widmete und dafs wir ihm einen grofsen Teil unserer Kunde von den Kimbern und Teutonen verdanken: er ist für die Kimbernkriege die Hauptquelle; er hat nicht nur in eingehender Weise den Gang jener weltgeschichtlichen Ereignisse geschildert, sondern er zeigt auch einige Kenntnis von der Herkunft der Kimbern und Teutonen, von ihren Sitten und Gewohnheiten. Er hatte also ein grofses Interesse für die Germanen. Nun aber war er auch der letzte und nächst Aristoteles vielleicht der gewandteste, originellste encyklopädische Altertumsforscher, der Freund und Lehrer Ciceros. Sein Einflufs ist besonders auf römische Schriftsteller sehr grofs und dauernd gewesen. Seine Schriften, ausgezeichnet durch anmutigen Stil, behandelten Themata von geographischer, ethnologischer, ethischer Natur, und überall offenbarte er ein lebhaftes Interesse für religiöse Anfänge, für theologische Fragen und für die geschichtliche Entwickelung der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen. Lucrez in seinem fünften Buche de rerum natura — vgl. Germ. 46, 18 und Lucr. V 208 —, Livius, Cäsar, Sallust in seinen Einleitungen zu Catilina und Jugurtha, Varro in seinen antiquitates rerum humanarum et divinarum, Strabo, Diodorus, Seneca in vielen seiner Schriften — vgl. 90. Brief, welcher nur Posidonius' Bericht über die Entwickelung der Civilisation giebt —, der Dichter Manilius, Sextus Empiricus, selbst Ammianus Marcellinus und vor allen Cicero in seinen Tuskulanen, in den Schriften de fato, de natura deorum, de divinatione und de officiis —, von allen ist es höchst wahrscheinlich, dafs sie in höherem oder geringerem Grade von diesem stoischen Weisen abhängig sind. Mit Tacitus teilte er das eifrige Verlangen, vergangene, alte Zeiten und barbarische Rohheiten zu idealisieren. Die Lehre von dem Einflufs des Klimas auf den Charakter des Menschen wird von Galenus ausdrücklich dem Posidonius zugeschrieben — vgl. Germ. 29, 11 —, und obgleich Posidonius nicht als der eigentliche Urheber dieser Idee betrachtet werden kann, so verdankt man doch ihm unzweifelhaft die allgemeine Ver-

trautheit mit ihr, die sich bei späteren Schriftstellern findet. Wie nun seine philosophischen und wissenschaftlichen Werke sich einer weitverbreiteten Popularität erfreuten, so wurden seine oben erwähnten *Ἱστορίαι* in 52 Büchern nicht weniger zu Rate gezogen und geplündert: der erschöpfende Bericht über die Kimbern und Teutonen blieb insbesondere die Kernschilderung für alle späteren Schriftsteller, wie dies Müllenhoff im zweiten Bande seiner Altertumskunde (S. 113 ff.) meisterhaft auseinandersetzt, und Posidonius ist es, dem wir die erste Erwähnung des Namens Germani (*Γερμανοὶ ..., ὡς ἱστορεῖ Ποσειδώνιος ἐν τῇ τριακοστῇ* bei Athen. IV S. 153 e) und auch die erste Beschreibung ihres Landes verdanken (vgl. Plutarch. Mar. 26).

Gudeman will natürlich Wesen und Ausdehnung der Art, wie Tacitus von Posidonius abhängig war, nicht genau bestimmen, aber er lenkt doch die Aufmerksamkeit auf wenigstens eine Seite ganz bestimmter Belehrung aus der Germania, für welche Posidonius die letzte, um nicht zu sagen die direkte Quelle gewesen zu sein scheint. Er meint die Identifikation germanischer Gottheiten mit Göttern Griechenlands und Roms. Dieser vergleichende Prozefs, der auf der behaupteten Existenz von Attributen und charakteristisch feierlichen Gebräuchen, die mehr oder weniger ähnlich sind, beruht, war bereits dem Cäsar vertraut; vgl. b. G. VI 17, 1 ff. Da er nun nicht wohl als der Gründer dessen betrachtet werden kann, was wir vergleichende Mythologie nennen, so ist niemand da aufser Posidonius, dem die allgemeine Einführung, wenn nicht die Erfindung dieser Methode mit Sicherheit zugeschrieben werden kann; denn er ist der einzige vorher lebende Gelehrte, soviel man weifs, der der Mythologie der germanischen und keltischen Rassen Aufmerksamkeit widmete; seine darauf bezüglichen Untersuchungen hat er wahrscheinlich in der Schrift niedergelegt, die *περὶ θεῶν* betitelt war. Die Thatsache, dafs Tacitus dieser Methode den Namen *interpretatio Romana* (Kap. 43) giebt, nötigt nicht zu der Annahme eines ausschliefslich römischen Ursprungs; dafs sie vielmehr griechisch war, sieht man deutlich aus der Identifikation des Donar und der Alci mit Herakles und den Dioscuri, da diese Halbgötter niemals einen festen oder dauernden Platz in der römischen Götterwelt gehabt haben. Wahrscheinlich kurze Zeit nach Posidonius hat irgend ein römischer Altertumsforscher Juppiter für Herakles eingesetzt, und diese echte *interpretatio Romana* wurde im Laufe der Zeit allgemein angenommen, wie man aus dem französischen Jeudi (*Iovis dies*) neben germanischem Donnerstag (Donars Tag) und englischem Thursday sieht. *Saturni dies*, engl. Saturday, weist hin auf römischen Ursprung. Die lateinische Autorität, meint Gudeman, sei kein anderer als Varro in seinen libri rerum divinarum, veröffentlicht im Jahre 47 v. Chr. und Cäsar gewidmet. Es war deshalb zu spät, um in den Kommentarien de bello

Gallico verwertet zu werden; anderseits war Posidonius, wie oben bemerkt, nachweisbar eine der wichtigsten Autoritäten, der Varro folgte. Tacitus kann also auch dieses Werk nachgeschlagen haben; aber indem er immer Herkules erwähnte, Juppiter hingegen als Äquivalent des Donar ausschlofs, nahm er sicherlich *interpretatio Graeca an.* Andere Stellen in der Germania, welche allem Anscheine nach in letzter Linie, wenn nicht direkt auf Posidonius und seinem Werke beruhen, sind die Fassungen betreffend den Ursprung des Namens Germani, ihre Sittlichkeit, die Beweggründe, die für das Aufhören der Blutrache angeführt werden — vgl. Germ. 21, 12, wo die Parallelstelle aus Lucrez V 1145 ff. an Posidonius erinnert —, Speise und Trank der Germanen und die Erzählung von den Säulen des Herkules in dem nördlichen Ocean. Endlich scheint das hoch idealisierte Bild, das Tacitus von dem Leben der wilden Fenni entwirft, einige seiner Farben aus Posidonius geliehen zu haben; vgl. Germ. 46, 23 und die dort citierte Stelle aus Justin II 2, 9; der letztere oder vielmehr Pompeius Trogus ist mit Posidonius' Ansichten sehr vertraut.

Die Beweisführung der Gudemanschen Abhandlung schliefst hiermit. Es wird das Resultat gezogen, wie es sich Stück für Stück für die Beweispunkte ergiebt. I habe ich oben erledigt. Von den wissenschaftlichen Quellen (II) müssen völlig gestrichen werden: Velleius Paterculus, Pomponius Mela, Plinius, Strabo und Diodorus. Tacitus' Vertrautheit mit Cäsars Kommentarien de bello Gallico beschränkte sich, wenn sie überhaupt bestand, in den denkbar engsten Grenzen. Plinius' bella Germanica gehören sicher zu den Schriften, die Tacitus benutzt hat. Ein Einflufs des Sallust und des Livius ist nicht nachweisbar: eine Abhandlung der ersteren über germanisches Leben und germanische Sitten hat man eben noch nicht entdeckt, und Posidonius und Cäsar sind für Tacitus ebenso gut und leicht zu erreichende Quellen gewesen wie für Livius; im Stil haben die beiden wenig Ähnlichkeiten. Es sind viele deutliche Zeichen dafür vorhanden, obgleich die Annahme eines absoluten Beweises nicht berechtigt ist, dafs Posidonius im Stoff wie in der Form sein Teil dazu beigetragen hat, die Germania des Tacitus zu dem zu machen, was sie ist. Endlich ist es höchst wahrscheinlich, dafs Tacitus zu Rate gezogen hat: Varro, Aufidius Bassus und vor allem irgend eine geographische Karte, vermutlich die seines Zeitgenossen Marinus von Tyrus (um 100 nach Chr.), der, wie Müllenhoff (IV S. 51) sagt, für sein Werk, das den Titel *διόρθωσις τοῦ γεωγραφικοῦ πίνακος* „Verbesserung der geographischen Karte" trug, überaus reiches Material zusammengebracht, es aber leichtfertig benutzt hatte. Zur Aufstellung einer Karte kam er nicht mehr; dies führte erst Ptolemäus aus.

Die kleine Abhandlung liest man gern: alles ist klar disponiert und kein Stück des Beweises bleibt aus.

8) R. Petersdorff, Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschlufs an die Germania des Tacitus und Homer. Wiesbaden 1902, Kunze. 135 S. 8. 2,60 ℳ.

Es ist ein bekannter Ausspruch Niebuhrs, dafs die Germanen die Hellenen der Neuzeit seien. In der neuen Monatschrift für höhere Schulen hebt Matthias in seinem Artikel „Zur Einführung" (I S. 5) hervor, dafs deutsches und hellenisches Wesen verwandt sind. In der That hat namentlich die griechische Dichtkunst, Philosophie, Wissenschaft bei keinem Volke ein tieferes Verständnis gefunden und anregender gewirkt als bei dem deutschen. Auch zeigt die politische und nationale Entwickelung beider Völker manche Übereinstimmungen. „Schon darum", sagt der Verf. in der „Schlufsbetrachtung" (S. 122—135), „scheint es von Interesse zu sein, auch zur ältesten Vergangenheit beider aufzusteigen und nach weiteren übereinstimmenden Zügen in ihrem ältesten Kultur- und Geistesleben zu forschen. Dafs eine nicht geringe Zahl solcher Übereinstimmungen wirklich nachweisbar ist, dürfte die vorliegende Schrift darthun, ohne dafs sie dabei den Anspruch darauf erhebt, in dieser an die Germania des Tacitus angeschlossenen Aufzählung erschöpfend zu sein. Ob aber die erwähnte Verwandtschaft zwischen Germanen und Griechen in der ältesten Zeit gröfser gewesen ist, als zwischen anderen indogermanischen Völkern Europas oder nicht, diese Frage zu entscheiden, hat mir fern gelegen".

Das Streben, für die wesentlichsten Übereinstimmungen zwischen den beiden Völkern eine Erklärung zu finden, führte zur Berücksichtigung der Stammverwandtschaft. Aber man berücksichtigte auch, dafs namentlich Gegenstände des Handels und Verkehrs selbst in der ältesten Zeit auch zu entfernt wohnenden Völkern gelangt sind; selbst eine Übertragung in allgemeinen Kulturerscheinungen ist in hohem Mafse vorgekommen; auch liegt die Möglichkeit vor, dafs einzelne allgemeine Kulturerscheinungen bei mehreren Völkern von entsprechender Begabung, ohne Übertragung, unter dem Einflusse ähnlicher Verhältniss eintreten können. Aufserdem aber bleiben noch mehrere Übereinstimmungen übrig, die aus der Zeit hergeleitet werden dürfen, in der beide Völker noch nähere lokale Beziehungen gehabt haben. Diese sachlichen Übereinstimmungen führen also zu der Bestätigung des Resultats, zu dem die Sprachvergleichung in dieser Beziehung gelangt ist. „Aus der Vergleichung der einzelnen Sprachzweige", sagt Ed. Meyer, Geschichte des Altertums II S. 37, „ergiebt sich eine in allem Wesentlichen einheitliche, hoch entwickelte und völlig durchgebildete Ursprache. Diese Thatsache läfst sich nur durch die Annahme erklären, dafs die Vorfahren der Indogermanen einmal einen engbegrenzten Kreis von Völkerstämmen oder Horden nach Art der türkischen oder arabischen Stämme gebildet haben, die untereinander in enger

Berührung standen und deren Sprachen sich nur dialektisch unterschieden". Die Hypothese also von dem räumlich wenig ausgedehnten, ungeteilten Urvolk ist nicht zu umgehen, und nun erwägt der Verf. die naheliegende Frage, wo diese nähere lokale Berührung der alten Germanen und Griechen stattgefunden haben dürfte. Er geht dabei von den ältesten historisch nachweisbaren Wohnsitzen und Wanderungen der Kelten, Germanen, Slawen und Griechen aus. Das Resultat dieser Untersuchung fafst sich in folgende Worte zusammen: Die nach Osten sich erstreckenden Spuren der Kelten, die näheren sprachlichen Beziehungen der Germanen mit den in der ältesten Zeit nur im Osten Europas nachweisbaren Slawen und die sicher bezeugte Wanderung der Griechen vom Norden der Balkanhalbinsel in ihre späteren Wohnsitze führen zu dem Schlufs, dafs die lokale Verbindung der Indogermanen Europas, die von der Sprachforschung notwendig vorausgesetzt werden mufs, in dem weiten Gebiete östlich von den Karpaten und nördlich vom Schwarzen Meere oder etwas weiter östlich zu erblicken ist. Dort ist aber nicht etwa die „Urheimat" der Indogermanen erwiesen, die bei diesem in der ältesten Zeit wandernden Stamme kaum nachweisbar sein wird. Dort ist nur die letzte Periode des Zusammenlebens der Indogermanen Europas vor ihrer Trennung verflossen.

Die hier ausgesprochenen Gedanken sind nicht neu; die wissenschaftliche Untersuchung ist in dieser Richtung geführt namentlich von Ed. Meyer in dem oben genannten Werke und von Schrader in seiner „Sprachvergleichung" und seinem „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde", Werken, die der Verf. auch selber immer anführt. Die Hauptsache ist, dafs wir von einer näheren lokalen Berührung, auf die es hier ankommt, gar nichts erfahren: eine solche besondere Berührung zwischen Germanen und Griechen hat eben nach dem Material, das uns geschichtlich oder sprachlich vorliegt, nicht stattgefunden.

Von den übrigen vier indogermanischen Völkerstämmen sind mit den Germanen zwei im Laufe der vorchristlichen Jahrhunderte in nähere Berührung gekommen. In der ältesten historischen Zeit haben Kelten (s. o. S. 342) auch östlich vom Rhein gewohnt: die Helvetii, die Boi und die Cotini (Germania Kap. 28 und 43). „Daher die vielen keltischen Orts- und Flufsnamen, daher die Übernahme mancher der ältesten keltischen Namen in Deutschland durch die Germanen vor dem 4. Jahrh. v. Chr. und auch die Anwesenheit der Kelten und die Nachbarschaft der Germanen an jenen Orten; daher auch die Berührung von Germanen und einem keltischen Stamme an den Sudeten um 400 v. Chr.; so ist auch Thüringen bis zu derselben Zeit ganz keltisch gewesen". Auch Slawen sind seit der ältesten historischen Zeit östliche Nachbarn der Germanen gewesen. „Für die nähere Verbindung der Germanen und Slawen

in der vorhistorischen Zeit liefert uns die Sprachvergleichung den besten Beweis, und hieraus zieht man mit Recht den Schlufs, dafs zwischen den beiden Völkern früher engere Beziehungen als blofse Nachbarschaft geherrscht haben. Dieses Sprachgut stützt die Ansicht, dafs früher beide Völker eine Periode gemeinsamen Volkslebens gehabt haben. Es hat einst in ferner Vorzeit ein slawisch-germanisches Volk gegeben, das die Kulturgüter seiner indogermanischen Vorfahren mehrte“. Von den anderen beiden Volksstämmen ist nichts Ähnliches zu melden. Die Lateiner, die Römer, lernen 182 die gotisch-germanischen Bastarner kennen, 113 die Kimbern und Teutonen, dann durch Cäsar, Drusus, Germanicus Land und Leute an Nordsee, Rhein und Weser, bis 98 n. Chr. Tacitus über Germanien schreibt: was er erzählt, weifs er von Schriftstellern, griechischen wie Posidonius u. a. (s. o. S. 361) oder römischen wie Cäsar (s. o. S. 358) oder auch von Zeitgenossen, gelehrten oder nicht gelehrten. Er schreibt sein Buch, weil die Römer wenig von den Germanen wissen, er sie aber über dieses wichtige Volk belehren will. Nicht anders steht es mit den Griechen. Ob ihnen Germanen schon bekannt waren, ehe Philipp V. von Makedonien jene oben genannten Bastarner zum Kampfe gegen Rom aufforderte, wissen wir nicht. Jedenfalls kann von einer weiteren, besonderen Berührung der Griechen so wenig wie der Römer mit den Germanen die Rede sein. Aber die Griechen und Germanen gehören zu dem indogermanischen Volksstamme, und wegen dieses Zusammenhanges ist es ganz undenkbar, dafs sie nicht auch in manchen Beziehungen eine Kulturgemeinschaft hätten. Ja aus dem Charakter der homerischen Gedichte und der taciteischen Germania glaubt man sogar erkannt zu haben, dafs der Kulturgrad der Germanen zur Zeit des Tacitus mit demjenigen der Griechen zur Zeit Homers, abgesehen von dem entwickelten Kunstsinne der letzteren, sich vergleichen lasse. Zwar liegt der Ursprung der einzelnen Stücke der homerischen Gedichte, sowohl in der Ilias wie in der Odyssee, zeitlich weit auseinander, aber im allgemeinen erscheinen die Zustände in Kultur und Gesittung, in Staat und Gesellschaft bei Homer doch sehr übereinstimmend. Ein wesentliches Hindernis für den Vergleich der beiden Schriften ist also in dieser Hinsicht nicht zu erblicken; ebenso wenig an dem Stil der Dichtung, in der die Zustände der älteren Zeit erst recht deutlich hervortreten. Der Verf. will nun Beiträge für die bezeichnete Aufgabe in der Weise liefern, dafs er im Anschlufs an die Germania des Tacitus und an Homer wesentliche übereinstimmende Nachrichten zusammenstellt und erläutert, nach Bedürfnis aber auch die sonstigen Quellen und die neuere Litteratur berücksichtigt.

Es kommen nur die ersten 27 Kapitel der Germania in Betracht, und aus diesen werden nach den betreffenden Kapiteln

18 verschiedene Stoffe herausgenommen und in der Weise behandelt, dafs entweder nur vergleichsweise das angegeben wird, was auf den Stoff Bezügliches sich bei Homer findet, oder auch da, wo Zweifel über die germanischen Verhältnisse herrscht, das, was der alte Homer bietet, gewissermafsen in der induktorischen Form der Analogie zum Beweise danebengestellt wird.

Unter 1 „Die ältesten Götter“ behandelt der Verfasser Kap. 2 der Germania von *celebrant carminibus antiquis* bis *vocentur.* In dieser von Tacitus überlieferten Göttergenealogie der alten Germanen werden deutlich unterschieden: a) der älteste Gott Tuisto, b) dessen Sohn Mannus und c) drei Söhne des Mannus. Aufser dieser Göttgenealogie, die aus den oben genannten *carmina antiqua* der alten Germanen stammt, zählt Tacitus noch im 9. Kapitel, ohne das Citat der *carmina antiqua* hinzuzufügen, also jedenfalls nach späteren Quellen, die drei männlichen Gottheiten der Germanen in römischer Bezeichnung auf: Mercurius, Mars und Hercules, die im allgemeinen der germanischen Göttertrilogie Wodan, Ziu und Donar entsprechen. Diese aus den *carmina antiqua* stammende germanische Göttergenealogie bringt nun der Verf. mit der griechischen in Beziehung, die ebenso aus alten Dichtungen stammt, aus den Werken Homers. Der Allvater, das nach homerischer Vorstellung vor der Herrschaft des Kronos und der Titanen schaffende göttliche Wesen, ist entweder nach Il. V 898 *Οὐρανός* oder nach Il. XIV 201 und 244 *Ὠκέανος.* Die Titanen nebst ihrem ersten Vertreter Kronos werden in den Tartaros gestürtzt durch Zeus, den Sohn des Kronos, und darauf teilt dieser mit seinen beiden Brüdern Poseidon und Hades die Herrschaft; dies läfst Homer Il. XV 187 und 188 den Poseidon deutlich aussprechen. Wir haben also nach der Göttergenealogie Homers zu unterscheiden: a) den Allvater Uranos oder Okeanos, b) Kronos und c) die drei Söhne des Kronos Zeus, Poseidon und Hades. Beide Genealogieen, die homerische und germanische, stimmen überein 1. in dem monotheistischen Ursprung, 2. in der Unterscheidung von drei Generationen, 3. in dem agnatischen Charakter und 4. in der Angabe von drei Brüdern in der dritten Generation. Hiernach, meint der Verf., mufs der Gedanke, dafs jene Übereinstimmung zwischen Tacitus und Homer in der Göttergenealogie, die bei beiden Völkern aus alten Liedern stammt, eine zufällige sei, als ausgeschlossen gelten und die Annahme begründet erscheinen, dafs wir hier bei beiden Schriftstellern eine richtige mythologische Vorstellung aus der Zeit vor uns haben, in der diese Völker noch in einer näheren Verbindung miteinander gestanden haben. Mir fehlt für eine solche besondere nähere Verbindung zwischen dem germanischen und dem griechischen Volke, mag sie auch noch so viele Jahrhunderte zurückliegend gedacht werden, der Beweis; ich halte eine solche Göttergenealogie für ein indogermanisches Gesamteigentum, um so mehr, wenn auch

die Inder, die Kelten, die Slawen, die Litthauer, die Altnorden, die Hochdeutschen drei Brüder in der dritten Generation der Stammgötter aufzählen, wie sie der Verfasser selber mit Namen anführt.

2. Tauschhandel und Wertmesser. Zu Germ. Kap. 5 *numero* (*pecorum et armentorum*) *gaudent* bis *utuntur*, Kap. 12 *equorum pecorumque numero convicti multantur* und Kap. 21 *luitur* bis *numero* zieht der Verf. zum Vergleiche heran Il. VII 472 ff.:

ἔνθεν ἄρ' οἰνίζοντο κάρη κομόωντες Ἀχαιοί,
ἄλλοι μὲν χαλκῷ, ἄλλοι δ' αἴθωνι σιδήρῳ,
ἄλλοι δὲ ῥινοῖς, ἄλλοι δ' αὐτῇσι βόεσσιν,
ἄλλοι δ' ἀνδραπόδεσσιν

und die Wertbezeichnungen *ἑκατόμβοιος* Il. II 449; VI 236; XXI 79; *ἐεικοσάβοιος* Od. I 431; XXII 57; *δυωδεκάβοιος* Il. XXIII 703; *ἐννεάβοιος* Il. VI 236 und *τεσσαράβοιος* Il. XXIII 705.

Wie den taciteischen Germanen sind auch den homerischen Griechen Münzen gänzlich unbekannt, während sie Gold und Silber in Barren besafsen und als Tausch- oder Wertmesser benutzten. Kunstgegenstände aus edlem Metall erhielten die Griechen namentlich aus dem Orient. Das Verhältnis zwischen Altgriechenland und dem Orient ist also in dieser Beziehung im allgemeinen dasselbe wie das zwischen dem alten Germanien und Italien, aus dem verarbeitetes Silber zu den Germanen kam. — Der Verf. fügt hinzu, dafs die zusammengestellten Übereinstimmungen im wesentlichen auch bei anderen indogermanischen Völkern nachgewiesen sind; also wiederum indogermanisches Gemeingut.

3. Die Waffen — geteilt in Schutz- und Angriffswaffen der Germanen wie der Griechen. Dazu gehören die beiden Anhänge: 1. Besafs die framea der Germanen eine lanzenförmige Spitze oder eine beil-, bezw. meifselförmige Schneide? Der Verf. entscheidet sich für spitz. 2. Was für eine Waffe war der *ἄκων* bei Homer? Die homerischen Griechen, sagt der Verf., haben nur eine Art von Speeren besessen, deren Länge und Gewicht von der Stärke des Besitzers abhängig war. Der *ἄκων* ist also ebenso gut Wurf- und Stofswaffe wie das *ἔγχος*. — Aus der Zusammenstellung der Schutzwaffen ergiebt sich, dafs bei den Germanen und Griechen nur die älteste Form des Schildes als Verteidigungswaffe übereinstimmt. Auch für die Angriffswaffen der Germanen ergiebt sich eine Reihe von Übereinstimmungen, aber von besonderer Wichtigkeit ist, dafs in der Zeitperiode des Tacitus bei den Germanen und in der Zeit Homers bei den Griechen die Bronze das vorherrschende, Eisen das noch seltene Metall gewesen ist. Nun ist Schrader (Sprachvergleichung S. 276) durch die vergleichende Sprachforschung zu dem Resultat gelangt, dafs den Indogermanen vor ihrer Trennung nur das Kupfer bekannt gewesen sei, nicht die Bronze. Falls diese Ansicht richtig

ist, würde sich aus ihr sicher ergeben, dafs alle ganz oder teilweise aus der eigentlichen Bronze oder aus Eisen verfertigten Waffen der Indogermanen erst in der Zeit nach der Trennung bekannt geworden sind.

4. Die Aufstellung des Heeres. Germ. Kap. 6 heifst es: *acies per cuneos componitur* und Kap. 7: *non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates*; vgl. Hist. IV 23, 6. Dazu gehört Il. II 362 und 363 nebst Motivierung, II 364 und 365 *κατὰ φρήτρας* heifst „nach Geschlechtern, *propinquitates*, wozu die einzelnen Familien gehören". Ebenso kämpfen die Mitglieder der slawischen bratstwo (Brüderschaft) in der Schlacht nebeneinander.

Die beiden oben genannten Stellen aus Tacitus geben für die Angriffsstellung der Germanen den *cuneus* an, der nach Kap. 7 eine Abteilung des Fufsvolkes bildete. Zur Zeit grofser Gefahr während der Schlacht traten die Germanen aber zu einer eng aneinander geschlossenen, mit den Schilden sich deckenden Kolonne zusammen. Geschlossene Kolonnen sind also bei den Germanen 1) zum Zwecke des Angriffs und 2) in besonderer Festigkeit während der Schlacht bei grofser Bedrängnis zum Zwecke der Verteidigung gebildet worden. Ähnlich waren die Verhältnisse bei den homerischen Griechen. Auch bei Homer finden wir Heere mit geschlossenen Abteilungen: *πύργοι* und *φάλαγγες*. Aus Fufsvolk bestehen diese Abteilungen, und sie werden wiederholt zum Beginn eines Angriffs gebildet: Il. IV 281; 446 ff.; VIII 60 ff.; XI 67 ff.; XII 86; 105; XVI 212 ff. *φάλαγγες* und *πύργος* sind identisch; vgl. XIII 126 ff. Aufserdem kommt der *πύργος* noch vor Il. IV 334; 347; XII 333; *πυργηδόν* steht Il. XII 13; XIII 152; XV 618 in demselben Sinne wie *πύργος*.

Aber im Homer kommt auch während des Kampfes zur Zeit grofser Gefahr die Bildung einer eng geschlossenen phalangitischen Kolonne vor. Nach der Erstürmung der Mauer der Achäer hofften die Troer deren Schiffe zu erobern: Il. XIII 39—42, und nun bilden die beiden Aias, von Poseidon angefeuert, zur Verteidigung eine eng geschlossene Abteilung und erwarten Hektor und die Troer: XIII 138 ff.

οἱ γὰρ ἄριστοι
κρινθέντες Τρῶάς τε καὶ Ἕκτορα δῖον ἔμιμνον
φράξαντες δόρυ δουρί, σάκος σάκει προθελύμνῳ;
ἀσπὶς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, κόρυς κόρυν, ἀνέρα δ' ἀνήρ.
ψαῦον δ' ἱππόκομοι κόρυθες λαμπροῖσι φάλοισιν
νευόντων· ὣς πυκνοὶ ἐφέστασαν ἀλλήλοισιν.

In dieser Schilderung wird eine Ähnlichkeit mit der römischen *testudo* (Caes. b. G. I 52) und der germanischen Schildburg erblickt. Vgl. Il. XII 105 *ἀλλήλους ἄραρον τυκτῇσι βόεσσιν* „sie traten dicht aneinander mit erhobenen Schilden, so dafs sie sich gegenseitig mit diesen deckten und eine Art testudo bildeten"

(Ameis-Hentze). Ebenso halten sich die Achäer und zwar wiederum in grofser Bedrängnis nach Il. XV 615 ff. in dichtgedrängter Kolonne dem Hektor gegenüber defensiv (*Δαναοὶ Τρῶας μένον* v. 622), und wie fest sie dastehen, im festen Vertrauen aufeinander, beweisen die Verse 615—619. Auch diese Stelle ist besonders mit der aus Caes. b. G. I 52 oben angeführten zu vergleichen, die sich auf die Verteidigung-kolonne der Germanen bezieht. In einem Anhange 3: „Hatte der militärische cuneus der alten Germanen eine spitze Gestalt?" sucht der Verf. nachzuweisen, dafs der *cuneus* im Zeitalter des Tacitus eine phalangitische Kolonne von gröfserer Tiefe bildete, die, einem Eberkopfe entsprechend, eine kurze Front besafs.

5. Die Bedeutung der Frauen und die Weissagung. 1) Zu 8, 2 *obiectu pectorum* bemerken die meisten neueren Ausgaben, dafs *pectorum* nicht phraseologisch, sondern wörtlich in eigentlicher Bedeutung zu nehmen sei. Aber es fehlt dort meist die Stelle aus Homers Ilias XXII 79, welche den gleichen Brauch des griechischen Volkes bezeugt, zum Beweise:

μήτηρ δ' αὖθ' ἑτέρωθεν ὀδύρετο δάκρυ χέουσα,
κόλπον ἀνιεμένη, ἑτέρηφι δὲ μαζὸν ἀνέσχεν·
καί μιν δάκρυ χέουσ' ἔπεα πτερόεντα προσηύδα·
Ἕκτορ, τέκνον ἐμόν, τάδε τ' αἴδεο καί μ' ἐλέησον.
αὐτήν, εἴ ποτέ τοι λαθικηδέα μαζὸν ἐπέσχον·
τῶν μνῆσαι, φίλε τέκνον, ἄμυνε δὲ δήιον ἄνδρα
τείχεος ἐντὸς ἐών, μηδὲ πρόμος ἵστασο τούτῳ.

Zur Unterstützung dieser Ansicht hat Wölfflin auf die gleiche Sitte der Perserfrauen hingewiesen; *ἀνασυράμεναι τοὺς χιτωνίσκους* heifst es von ihnen Hist. Gr. fragm. III 405. „Da diese Sitte bei drei indogermanischen Völkern nachgewiesen ist", bemerkt der Verf., „so ist es wahrscheinlich, dafs sie in die gemeinsame Vorzeit derselben zurückreicht" — sie ist also, meine ich, ein Gesamteigentum des indogermanischen Völkerstammes gewesen. 2) Kap. 8 *inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant.* Der Verf. beweist, dafs schon in den ältesten Zeiten die Frau bei den Griechen und Germanen in sehr hohem Ansehen gestanden hat, zunächst aus der Mythologie beider Völker, dann auch aus dem wirklichen Leben. An Albruna und Veleda bei den Germanen wird erinnert, an Delphi und Dodona bei den Griechen — von Pytho, dem Namen für Delphi, ist die Rede bei Homer: Od. VIII 79—81; XI 581; Il. IX 401 f.; II 519 — von Dodona XVI 233 ff.; Od. XIV 327 ff.; XIX 296. Im übrigen werden die Hinweise auf Homer hier spärlich; der Verf. spricht mehr von den Griechen im allgemeinen, von Orakeln ohne und mit Ekstase, von apollinischem und dionysischem Kult, und das Ergebnis des Kapitels ist, dafs bei den Griechen die Weissagung der Frauen nach dem alten Zeus- und dem ältesten Apollokultus

ursprünglich nur in Zeichendeutung bestand, nicht in Ekstase, ebenso wie bei den Germanen.

6. Tempel und Priester, angeschlossen an Germ. 9, 6 *ceterum* bis *consecrant* und 10, 4 *si publice consultetur* bis *interpretatur* und geteilt in A. Der Waldkultus und die Tempel und B. Die Priester. Hierzu gehört der 4. Anhang: Über die Seher bei Homer (die Bedeutung des μάντις ist gröfser als die des ἱερεύς). Der Waldkultus der Germanen ist von Tacitus erwähnt in Germ. Kap. 39, 40, 43; Hist. IV 14 und 22; Ann. I 61; II 12; 25 und IV 73. Dafs es schon Tempel gab, kann man nur aus Ann. I 51 schliefsen, wo erwähnt wird, dafs Germanicus das templum Tanfanae zerstört habe. Das in Kap. 40, 15 erwähnte *templo* halte ich für das, was die Griechen τέμενος nennen, den heiligen Bezirk des Waldes. In der homerischen Zeit waren schon entwickeltere Tempel vorhanden, aber auch nur in sehr mäfsiger Zahl. Daneben gab es auch dort den Göttern heilige Haine, ἄλσεα genannt: Il. II 506; Od. VI 291; VI 321; IX 200; X 509; XX 278. — Die Priester waren im homerischen Zeitalter wie bei den Germanen des Tacitus nicht die unentbehrlichen Vermittler zwischen Menschen und Göttern, besitzen auch keinen bedeutenden politischen Einflufs und bilden bei beiden Völkern keine Kaste und keinen Stand.

7. Das Losen und die Schrift, angeschlossen an Germ. Kap. 10: *Sortium consuetudo simplex. Virgam frugiferae arbori decisum in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos spargunt. Mox, si publice consultetur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.* Bei den Germanen war das Losen mit Holzstäbchen üblich, die letzteren waren mit gewissen Zeichen versehen, und die Deutung der Zeichen erfolgte durch besondere Vertreter nach einem Gebete zu den Göttern. Bei Homer, der an mehreren Stellen über das Losen spricht, ist besonders wichtig Il. VII 175 ff. Dieses Losen weicht allerdings von dem der Germanen im einzelnen vielfach ab, aber den *notae* des Tacitus entsprechen die σήματα Homers (v. 189 γνῶ δὲ κλήρου σῆμα ἰδών) und dem *imprimere* das ἐπιγράφειν (v. 487 ὅς μιν ἐπιγράψας κυνέῃ βάλε); desgleichen finden wir in beiden Fällen das Gebet. Was nun die Zeichen betrifft, so nennt sie Tacitus *notae*, nicht *litterae*, während er doch Kap. 3 *tumulos Graecis litteris inscriptos* kennt; *imprimere* bedeutet eindrücken oder einritzen, nicht schreiben. Unter diesen Zeichen hat man nun lange Zeit germanische Runen verstehen wollen, aber Kirchhoff hat erwiesen, dafs das gemeingermanische Runenalphabet dem lateinischen Kapitalalphabet entstamme, und ferner hat Wimmer dargelegt, dafs die Erfindung dieses gemeingermanischen Runenalphabets frühestens in das Ende des 2. oder in den Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. gehöre.

Da nun Tacitus 98 n. Chr. seine Germania geschrieben hat, so müssen die von ihm erwähnten *notae* älter sein, nicht aus dem lateinischen Alphabet stammen. Es haben also die Germanen vor dem lateinischen Runenalphabet eigene Runen besessen, die noch nicht Buchstaben, sondern Zeichen waren, noch nicht geschrieben, sondern eingeritzt wurden, noch nicht allgemein bekannt waren und sicher weit in die vortaciteische Zeit zurückreichten. Bei Homer kommt für die *σήματα* und das *ἐπιγράφειν* namentlich die Stelle Il. VI 168 ff. in Betracht, nach welcher der König Prötus den Bellerophontes zu seinem Schwiegervater sendet:

πόρεν δ' ὅ γε σήματα λυγρά
γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά,
δεῖξαι δ' ἠνώγειν ᾧ πενθερῷ.

Nach der einen Ansicht der Erklärer handelt es sich um Zeichen, nach der andern um Buchstabenschrift. Wenn wir den Vertretern der zweiten Ansicht zugestehen, dafs der Dichter das neue phönikische Alphabet bereits gekannt und hier auch an die wirkliche Schrift gedacht hat, so folgt daraus noch nicht, dafs die ganze Ilias damals schon in der phönikischen Schrift niedergeschrieben war. An anderen Stellen ist die Schrift bei Homer nicht nachweisbar. An den sechs weiteren Stellen, an denen das Verbum *γράφειν* oder *ἐπιγράφειν* vorkommt, hat es nicht die Bedeutung „schreiben". Dagegen mufs es an fünf von diesen sechs Stellen sicher mit „ritzen" übersetzt werden: Il. IV 139; XI 388; XIII 553; XVII 599 f.; Od. XXII 279 f.; vgl. *ἐπιγράβδην* Il. XXI 166. Die aufser der oben genannten Stelle Il. VI 168 übrig bleibende Stelle Il. VII 175 ff. liefert sogar einen Beweis dafür, dafs der Dichter unter dem *ἐπιγράφειν* auch beim *σῆμα* des Losens nicht das Schreiben verstand. Er hat nämlich hierbei genau dieselbe Handlung in v. 187 mit *ἐπιγράφειν*, dagegen in v. 175 mit *σημαίνομαι* bezeichnet. Wir dürfen daher schliefsen, dafs *ἐπιγράφειν* in diesem Zusammenhange entsprechend den fünf vorher bezeichneten Stellen „einritzen" bedeutet und dafs es sich hierbei um eingeritzte Zeichen handelte; vgl. Ameis-Hentze zu v. 175 *ἐσημήναντο* „sie bezeichneten sich, was 187 *ἐπιγράφειν* heifst, also durch eingeritzte Zeichen".

Es steht demnach fest, dafs die Griechen wie die Germanen vor dem Gebrauche der wirklichen Buchstabenschrift Zeichen, *notae, σήματα*, gekannt und namentlich bei dem mit Gebet verbundenen geheimen Akte des Losens gebraucht haben, sowie dafs diese Zeichen noch nicht geschrieben, sondern eingedrückt, eingeritzt wurden.

Wichtig und wertvoll ist für diese Frage noch folgendes. Erstens vermögen wir auch in altitalischen Städten für die ältesten Zeiten Lose, *sortes*, in der Form von Stäben oder Täfelchen, teilweise auch mit eingegrabenen Zeichen nachzuweisen, so in Caere, Praeneste, Falerii, Patavium. Zweitens werden von Cicero de div.

II 85 bei der Behandlung der Lose auf Grund der monumenta Praenestinorum Stäbe oder Täfelchen aus Eichenholz erwähnt, in welche Schriftzeichen der Vorzeit eingeschnitzt oder eingeritzt waren (*sortes in robore insculptas priscarum litterarum notis*).

Die angeführten Thatsachen könnten den Schlufs nahelegen, dafs wir in den *notae* und *σήματα* eine Spur aus der gemeinsamen Vorzeit der Germanen, Griechen und Italiker vor uns haben. Jedoch nehme ich, sagt der Verf., davon Abstand, diesen bestimmten Schlufs zu ziehen. Warum nur? Auch hier liegt meiner Ansicht nach eine Eigentümlichkeit des indogermanischen Volksstammes vor, eine Sitte, die wir bei drei einzelnen Völkern kennen lernen, von der wir aber annehmen können, dafs sie auch den andern indogermanischen Völkern bekannt gewesen sei, also ein Brauch, der Gemeingut aller Indogermanen war, ebenso wie die Sitte, mit Holzstäbchen zu losen, auch nach des Verfassers Ansicht den Griechen, Kelten, Italikern, Germanen, sogar auch den Alanen und Skythen, also dem ganzen Stamme der Indogermanen vor ihrer Trennung eigentümlich angehört haben mag.

8. Vorzeichen der Vögel und Pferde, angeschlossen an Germ. Kap. 10 *et illud quidem notum avium voces volatusque interrogare: proprium gentis equorum* bis *observant*, wozu aus Homer zum Vergleiche angeführt wird: Il. II 308 ff.; VIII 251; X 274 ff.; XII 200 ff.; XXIV 310 ff.; Od. XV 160 ff.; 525; 531; XX 242. — Ferner Il. XIX 404 ff. — die einzige Spur vom Pferdeorakel bei Homer: Xanthos, ein Pferd aus dem Gespanne Achills, hat ihm den Tod vorausgesagt.

Das Pferd, altindisch acva, war den Indogermanen schon vor ihrer Trennung bekannt.

9. Die bevorzugten Klassen, angeschlossen an Germ. Kap. 11 *principes* und *plebs*; Kap. 25 und 44 *nobiles* und *ingenui* (gegenübergestellt den *servi* und *liberti*, bezw. *libertini*). Zahlreich sind die Vergleichsstellen aus Homer. Namentlich sind den germanischen Gefolgsherren und ihren Gefolgsleuten die homerischen Heerführer und ihre *ἑταῖροι* zu vergleichen. Wenn Patroklos, sagt Gilbert, Handbuch der griechischen Altertümer II S. 266, Il. XVI 269 ff. den Myrmidonen zuruft: *Μυρμιδόνες, ἕταροι Πηληϊάδεω Ἀχιλλῆος, ἀνέρες ἔστε, φίλοι, μνήσασθε δὲ θούριδος ἀλκῆς, ὡς ἂν Πηλεΐδην τιμήσομεν*, so ist das dieselbe Auffassung, welche in dem taciteischen *principes pro victoria pugnant, comites pro principe* wiederklingt.

10. Die Versammlungen.

A. Germ. 11, 1 *de minoribus* bis *pertractentur*. Es gab bei den Germanen eine Versammlung der *principes* und eine des Volkes (Thing); ebenso giebt es bei Homer eine *βουλή* und eine *ἀγορά*.

B. Germ. 11, 11 *mox rex vel princeps*. Der König und die *principes* der Germanen stehen dem König und den Geronten bei Homer gleich.

C. Germ. 22, 7 *sed et de his consultant.* Subjekt zu *consultant* sind die *principes*, und zwar *plerumque in conviviis.* Dafs auch die Beratungen der homerischen Geronten in der *βουλή* der Regel nach beim Mahle stattfanden, ist an vielen Stellen deutlich überliefert: so in der Odyssee bei Alkinoos (VIII 25 ff.), in der Ilias bei Eteokles (IV 395 und 396) und bei Agamemnon (IV 70 ff.). *Δαίνυ δαῖτα γέρουσιν* rät Nestor dem Agamemnon, damit sie beraten, was in der Gefahr geschehen solle, und er beruft die *γέροντας ἀολλέας Ἀχαιῶν* und bereitet ihnen *μενοεικέα δαῖτα.* Am Schlusse dieses Mahles beraten die *γέροντες* gemäfs dem Vorschlage Nestors über die Aussöhnung zwischen Achill und Agamemnon, also gerade über einen Gegenstand, den Tacitus an der besprochenen Stelle der Germania Kap. 22 besonders anführt: *de reconciliandis invicem inimicis.* Ferner beraten die *γέροντες* Il. II 52 ff. und 402 ff.; an dieser letzten Stelle beraten sie auch beim Mahle über den entscheidenden Kampf, nachdem Agamemnon von Zeus, wie er glaubte, durch ein Traumbild die Zusage erhalten hatte, dafs er jetzt Ilios einnehmen werde: es erinnert an die Worte des Tacitus in der Germania Kap. 22 *de pace ac bello.*

Die Beratungen beim Mahle sind nach Herodot I 133 auch bei den Persern Sitte gewesen, also wieder eine nicht besondere Sitte der Griechen und Germanen, sondern eine indogermanische.

In gleicher Weise werden behandelt:

11. Die Tages- und Jahreszeiten im Anschlusse an Germ. 11, 3 und 26, 8.

12. Die Rechtsprechung im Anschlusse an Germ. 12, 1 und 12, 9; 21, 1 und 21, 2 ff.

13. Die Einkünfte des Herrschers im Anschlusse an Germ. 12, 7 und 15, 6.

14. Die Kleidung im Anschlusse an Germ. 17, 1; 17, 3; 17, 4; 17, 8.

15. Die ehelichen Verhältnisse, angeschlossen 1) an Germ. 18, 2 *prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur.* Rechtlich war die Vielweiberei bei den Germanen überhaupt nicht untersagt, aber sie kam nur ausnahmsweise und zwar bei den Vornehmsten vor. Sonst war die Ehe bei den Germanen zur Zeit des Tacitus, wenigstens bei den westlich und südlich wohnenden eine monogamische. Auch bei den homerischen Griechen herrschte die Monogamie. Nur eine Ausnahme davon findet sich, aber nicht unter den Griechen, sondern in Troja, wo Priamus neben der Hekabe noch Laothee, die Tochter des Lelegerfürsten Altes, zur rechtmäfsigen Gemahlin hatte — entsprechend den Worten des Tacitus *exceptis admodum paucis . . ob nobilitatem*; Il. XXII 48—51: *κρείουσα γυναικῶν* und *πολλὰ γὰρ ὤπασε παιδὶ γέρων ὀνομάκλυτος Ἄλτης.* 2) Germ. 18, 4

Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. Intersunt parentes et propinqui ac munera probant . . . In haec munera uxor accipitur atque invicem armorum aliquid viro offert. „Die vertragsmäfsige Eheschliefsung erfolgte einer ursprünglich altgermanischen Sitte gemäfs durch Frauenkauf". Nach der Übergabe der *munera*, der Brautgeschenke, erhielt der Bräutigam die Braut und damit die Gewalt über sie vom Vater. Mit den Worten *invicem armorum aliquid viro offert*, meint der Verf., sei angedeutet, dafs der Bräutigam einen Teil seiner *munera* aus der Hand der Braut zurückbekam. Dieser Brauch bildet jedenfalls die Übergangsstufe zur Mitgift der Braut". Dazu citiert er aus P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik S. 189: „Der Übergang von der Sitte des Brautkaufs zu der der Mitgift hat sich thatsächlich bei manchen Völkern in der Weise vollzogen, dafs die Gewohnheit aufkam, der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben", und als Beispiel hierfür führt Cauer die Sitte der Germanen nach der oben Kap. 18 besprochenen Stelle an. Hierzu bemerke ich, dafs *armorum aliquid* immer nur bedeutet, irgend eine Waffengabe, namentlich ein Schwert, mit dem der Vater oder der Vormund den Bräutigam umgürtete, um nun die Eheschliefsung und somit den Übergang der Braut in die Gewalt des Mannes anzuerkennen, aber auch um dem Bräutigam ein zu seinem Vorteile gereichendes Gegengeschenk zu geben; mit der Waffengabe erscheint der *maritus* recht eigentlich als *vir*, nicht aber bedeutet sie einen Teil seiner *munera* an die Eltern. In den offenbar der Wirklichkeit nicht genau entsprechenden Worten des Tacitus liegt allerdings, wie ich glaube, die Thatsache ausgesprochen, dafs die Frau ihrem Gatten überhaupt ein Gegengeschenk macht, und damit ist dann der milde Weg zu der immer mehr sich herausbildenden Form der dem Manne von den Eltern der Braut gewährten Mitgift angedeutet. Und auch schon im homerischen Zeitalter bahnt sich dieser Weg der Mitgift bereits an. Auch hier erhält zunächst der Bräutigam die Hand der Braut erst nach Darbringung von entsprechenden Brautgeschenken, *ἕδνα*, die den *munera* der Germanen entsprechen, so Il. XVI 178; XXII 471 f.; Od. VI 159; XI 282; XVI 392 (Vorzug der Bewerber, je nachdem einer *πλεῖστα πόροι*), und besonders bemerkenswert ist dabei, dafs das homerische *ἕδνα*, *ϝέδνα* dem westgermanischen wetmo, ags. weotuma, ahd. widemo, afr. witma, welches alte Bezeichnuugen für den Kaufpreis des Mädchens sind, auch lautlich entspricht. Aber daneben kommen bei Homer Stellen vor, an denen die *ἕδνα* nicht Gaben des Bräutigams sind, sondern bereits als Geschenke oder als ein Teil jener Geschenke, also als Mitgift des Vaters an die Tochter aufgefafst werden müssen, so Il. IX 147 f.; XXII 51; Od. I 277; II 196. Der Schlufs lautet daher: Die Sitte des Brautkaufs und die sich anschliefsende Entwickelung zur Mitgift

ist auch bei anderen indogermanischen Völkern nachweisbar, — also wieder nicht blofs germanisch und griechisch, sondern überhaupt indogermanisch, indogermanische Ehe, bei der „der Gang der kulturgeschichtlichen Entwickelung, wie Schrader, Sprachvergleichung S. 552 sagt, offenbar der ist, dafs der gezahlte Kaufpreis zunächst von dem Vater behalten wird, dann in milderen Zeiten aber dem Mädchen als Brautschatz folgt, bis endlich die Leistungen der Eltern an die Braut die Leistung des Bräutigams entweder aufheben oder zur blofsen Form herabsinken lassen".

16. Die Gastfreundschaft, angeschlossen an Germ. 21, 5 *convictibus* bis *comitas*. Dieselben Sitten berichtet Homer auch von den Griechen, die meisten sind aber überhaupt indogermanisch.

17. Schwerttanz und Würfelspiel, angeschlossen an Germ. Kap. 24. Dazu werden besprochen Il. XVI 617; XVIII 597f. und XXIII 88.

18. Die Leichenbestattung, angeschlossen an Germ. Kap. 27: *Funerum nulla ambitio: id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur . . . sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur. Sepulcrum caespes erigit.* Hiernach war bei den Germanen zur Zeit des Tacitus üblich: 1) die Verbrennung der Leichen; 2) die Verbrennung mit bestimmten Hölzern, namentlich Eichen und Buchen; 3) die Verbrennung des Kriegers mit Waffen, Pferd und anderen Gegenständen; 4) das Aufwerfen eines Rasenhügels an der Stelle der Bestattung. Das übrige Ceremoniell hat Tacitus als selbstverständlich weggelassen: das Sammeln der Reste des verbrannten Leichnams in einem Gefäfse, das Stellen des Gefäfses in eine Grube und die Steinsetzung in irgend einer Form.

Ähnlich waren die Gebräuche der homerischen Griechen bei Begräbnissen der Helden, so Il. XXIII 1—257 (Patroklos); XXIV 719—804 (Hektor) und Od. XXIV 43—97 (Achilleus); vgl. Il. VII 79 und 333ff. Daraus ergiebt sich: 1. die Verbrennung der Leichen; 2. die Verbrennung mit dem Holz der Eiche, die dem Zeus heilig war, ist ausdrücklich erwähnt Il. XXIII 118 *αὐτίκ' ἄρα δρῦς ὑψικόμους ταναήκει χαλκῷ τάμνον*; 3. die Verbrennung von Rossen und Hunden geschieht auf dem Scheiterhaufen für Patroklos nach Il. XXIII 171—174 *πίσυρας δ' ἐριαύχενας ἵππους ἐσσυμένως ἐνέβαλλε πυρῇ* und *καὶ μὲν τῶν (κυνῶν) ἐνέβαλλε δύο δειροτομήσας*; 4. die Reste des verbrannten Leichnams wurden gesammelt, in ein Gefäfs gelegt und dieses in die Grube gesetzt, worauf ein Erdhügel unter Steinsetzung aufgehäuft wurde, so Il. XXIII 243—257; XXIV 792—799 und Od. XXIV 71—81.

Aber bei Griechen und Germanen ist die Verbrennung nicht die älteste Form der Bestattung gewesen: in den Gräbern von Mykenä, die in die vorhomerische Zeit hineinreichen, sind Skelette

gefunden worden; ebenso ist die Sitte, die Toten unverbrannt zu bestatten, altgermanisch, und auch bei Persern und Römern hat man in der ältesten Zeit die Toten unversehrt begraben.

Der erste praktische Zweck dieser Schrift ist, wie der Verf. selbst es ausspricht, auf die Bedürfnisse der höheren Schulen bei der Lektüre der Germania des Tacitus und des Homer gerichtet, wobei aber nur an die Berücksichtigung der wichtigsten Resultate, nicht der näheren Beweisführungen gedacht ist. Die „innere Verknüpfung verwandter Lehrfächer", welche von den neuen Lehrplänen mit Recht gefordert wird, kann durch die Hervorhebung und Gegenüberstellung der sachlichen Übereinstimmungen bei den alten Klassikern und zugleich durch die nähere Verbindung dieser Lektüre mit der alten Geschichte noch mehr gefördert werden als bisher. Bei der Vertiefung der Untersuchungen tritt nun der wissenschaftliche Zweck sogleich in den Vordergrund, und „der neue Schritt", sagt der Verf., „zu der weiteren Erklärung der Germania des Tacitus in zweifelhaften Fällen den Homer heranzuziehen, ist schon an sich beachtenswert; die genauere Prüfung meiner Darlegungen wird in nicht wenigen Fällen den Wert dieses Vergleichs bestätigen", — so bei der Besprechung der enggeschlossenen militarischen Kolonne (Stück 4), bei der der Bedeutung der Frauen (Stück 5), bei der der *notae* (Stück 7), bei der der Beratung der *principes* (Stück 10) und bei der der Mitgift (Stück 15).

Mit diesen Worten des Verfassers bin ich völlig einverstanden. In den fünf eben genannten Stücken wird das Verständnis taciteischer Worte durch den Vergleich mit Homer gefördert, und das hat Wert. Auch die andern Stücke haben Interesse, sowohl durch die Vergleichung selbst als durch die Behandlung; denn die gesamte Litteratur, die ältere wie die neuere, ist benutzt, und was nötig ist, wird besprochen. Es handelt sich um zwei der bedeutendsten Werke des Altertums: Homer berührt in seinen 27 800 Versen alle Seiten des menschlichen Lebens, und die hierher gehörigen 27 Kapitel der Germania des Tacitus enthalten trotz ihres geringen Umfanges doch eine bewundernswerte Vielseitigkeit des Inhalts. Aufserdem ist der Verfasser ein Römer, einer der besten römischen Schriftsteller, der seine Nachrichten von römischen Zeitgenossen erhalten hat, unzweifelhaft aber auch aus griechischen Quellen geschöpft hat. So ist die Anziehungskraft klar. In anderer Beziehung geht aber der Verf., meine ich, zu weit. Fast bei jedem der behandelten 18 Stücke wird am Schlusse die Thatsache ausgesprochen, dafs die betreffende Sitte auch bei anderen indogermanischen Völkern zu finden ist, sich also nicht auf die Griechen und Germanen beschränkt. So klingt zwar der Titel des Buches „Germanen und Griechen" schöner und lockender, aber einfacher und treffender wäre es gewesen, blofs von einem Vergleiche der Germania und der Gedichte

des Homer zu reden, aus dem sich die Ähnlichkeit der Griechen und Germanen in vielen ihrer ältesten Kulturerscheinungen ergab. In der geschichtlichen Entwickelung des indogermanischen Volksstammes ist eine Bevorzugung dieser beiden Völker, des griechischen und germanischen, durch eine besondere nähere, lokale Berührung nicht nachzuweisen, und viele eben dieser Sitten und Gebräuche sind auch anderen Völkern des indogermanischen Stammes eigen.

Grofs-Lichterfelde bei Berlin. U. Zernial.